

Der Prozess
informationeller Öffnung
Grundzüge einer Ideengeschichte und
theoretische Betrachtung der Faktoren und
Folgen medialer Praxis

Fakultät 1 der Universität Siegen
zur Erlangung des akademischen Grades
des Doktors der Philosophie (Dr. phil.)

Eingereichte Dissertation im Fach Medienwissenschaft

von: Christoph Groneberg

betreut von: Prof. Dr. Gebhard Rusch

Siegen, 30.01.2018

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1 Ideengeschichte des Prozesses informationeller Öffnung	21
2 Begriffe und Konzepte im Kontext dieser Arbeit	49
2.1 Mediatisierung	50
2.2 Medium	52
2.3 Information	69
2.3.1 Geschichte des Informationsbegriffes	70
2.3.2 Sprachwissenschaftlicher Informationsbegriff	72
2.3.3 Nachrichtentechnischer Informationsbegriff	75
2.3.4 Biologischer Informationsbegriff	77
2.3.5 Soziologischer Informationsbegriff	79
2.3.6 Kybernetischer Informationsbegriff	83
2.3.7 Kulturtheoretischer Informationsbegriff	86
2.3.8 Der Informationsbegriff des Öffnungsprozesses	88
2.4 Öffentlichkeit und Öffnung	91
2.4.1 Geschichte des Öffentlichkeitsbegriffes	93
2.4.2 Normatives Verständnis von Öffentlichkeit	112
2.4.3 Systemisches Öffentlichkeitskonzept	117
2.4.4 Öffentlichkeit als Kommunikationsarena	120

2.4.5	Öffentlichkeit – Privatheit – Geheimnis	123
2.5	Öffnung	128
2.5.1	Öffnung in Theorien komplexer Systeme	129
2.5.2	Öffnung in Theorien natürlicher Systeme	137
2.5.3	Öffnung – ein Definitionsvorschlag	142

3 Soziale Ebenen und Systeme des Prozesses informationeller

	Öffnungen und Schließungen	149
3.1	Mikroebene: Das autopoietische Individuum	153
3.2	Meso- und Makroebenen: Von sozialen Systemen und Gesellschaft	165
3.3	Ebenen und soziale Systeme im Kontext informationeller Öffnungen und Schließungen durch Sprache und Schrift	182
3.3.1	In Ägypten	193
3.3.2	In Mesopotamien	197
3.3.3	In Phönizien	204
3.3.4	In Griechenland	205
3.3.5	Im Römischen Reich	219
3.3.6	Im Mittelalter	226
3.3.6.1	Klöster, Scriptorien und Bibliotheken	227
3.3.6.2	Bücher	228
3.3.6.3	Predigten	232
3.3.6.4	Briefe und Briefversand	233
3.3.6.5	Kanzleien, Schreiber und Blätter	235
3.3.6.6	(Kirchen-) Schulen	237
3.3.6.7	Universitäten	245

4	Publikationsprozesse des Prozesses informationeller	
	Öffnungen und Schließungen	255
4.1	Produktion, Distribution, Akkumulation und Rezeption	256
4.2	Publikationsprozesse im Kontext informationeller Öffnungen und Schließungen durch den Buchdruck	267
4.2.1	Technik	268
4.2.2	Vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nationen bis zur Weimarer Republik	274
4.2.2.1	Publikationsprozess des Buches	275
4.2.2.2	Publikationsprozess der Presse	287
4.2.2.3	Nationalsprachen und die Idee von der Nation . . .	298
4.2.2.4	Bildungswesen und Alphabetisierung	303
4.2.2.5	Wissenschaftliche Zeitschriften	315
4.2.2.6	Restriktionen der Publikationsprozesse	320
4.2.3	Im Dritten Reich	342
4.2.4	In der Deutschen Demokratischen Republik	352
4.2.5	In der Bundesrepublik 1945-1989	368
4.2.6	In der Bundesrepublik seit 1989	382
5	Phasen des Prozesses informationeller Öffnungen	
	und Schließungen	393
5.1	Radikale Phase	406
5.2	Restriktive Phase	407
5.3	Regulative Phase	408
5.4	Phasen im Kontext informationeller Öffnungen und Schließungen durch Radio	410
5.4.1	Technik	411
5.4.2	Vor und während der Weimarer Republik	414

5.4.3	Im Dritten Reich	427
5.4.4	In der Deutschen Demokratischen Republik	437
5.4.5	In der Bundesrepublik	440
5.4.5.1	Offene Kanäle in Deutschland	458
5.4.5.2	Freie Radios in Deutschland	468
5.4.6	Radiopiraten, Freie Radios und Bildungsradio international	474
5.4.6.1	Großbritannien und die Hochsee-Radiopiraten . . .	477
5.4.6.2	Freie Radios in Luxemburg, den Niederlanden und Italien	484
5.4.6.3	Bildungsradio	486

6 Effekte des Prozesses informationeller Öffnungen

	und Schließungen	491
6.1	Partizipation	492
6.2	Standardisierung	494
6.3	Akzeleration	495
6.4	Transparenz	497
6.5	Differenzierung / Pluralisierung	499
6.6	Disponibilisierung	501
6.7	Emanzipation	503
6.8	Effekte im Kontext informationeller Öffnungen und Schließungen durch digitale Netzwerke	505
6.8.1	Technik	505
6.8.2	Computer	506
6.8.3	Computernetzwerke	509
6.8.4	Open Source	515
6.8.4.1	Die Geschichte von Open Source	516

6.8.4.2	In der Praxis	536
6.8.4.3	Vor- und Nachteile der Effekte von Open Source	545
6.8.5	Open Law	547
6.8.5.1	Die Geschichte von Open Law	547
6.8.5.2	In der Praxis	548
6.8.5.3	Vor- und Nachteile der Effekte von Open Law	549
6.8.6	Open Science und Open Access	549
6.8.6.1	Die Geschichte von Open Science und Open Access	550
6.8.6.2	In der Praxis	566
6.8.6.3	Vor- und Nachteile der Effekte von Open Science	577
6.8.7	Open Government	578
6.8.7.1	Die Geschichte von Open Government	581
6.8.7.2	In der Praxis	588
6.8.7.3	Vor- und Nachteile der Effekte von Open Government	594
6.8.8	Open Innovation	596
6.8.8.1	Die Geschichte von Open Innovation	602
6.8.8.2	In der Praxis	604
6.8.8.3	Vor- und Nachteile der Effekte von Open Innovation	607
6.8.9	Open Content	609
6.8.9.1	Die Geschichte von Open Content	609
6.8.9.2	In der Praxis	611
6.8.9.3	Vor- und Nachteile der Effekte von Open Content	628

7 Zusammenfassung und Ausblick	631
7.1 Zusammenfassung	631
7.2 Ausblick: Ein Prozess informationeller Öffnung im Kontext der Artificial Intelligence	647
7.2.1 Musik	650
7.2.2 Sprache und Schrift	651
7.2.3 Bilder	653
Anhang	659

Abbildungsverzeichnis

1	Publikum bei der Vereidigung des 45. Präsidenten der USA DONALD TRUMP (links) im Vergleich zur Vereidigung seines Vorgängers BARACK OBAMA (rechts).	2
2	Bifurkation mit rückläufigem Prozess und Hysterese	141
3	Soziale Ebenen	150
4	Veränderungen im Print-Produktionsprozess	258
5	GUTENBERGS Handgießgerät	271
6	GUTENBERGS Druckerpresse	273
7	Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt zwischen 1635 und 1914 . . .	278
8	Verhältnis lateinisch-sprachiger zu deutsch-sprachigen Neuerscheinungen zwischen 1650 und 1800	301
9	Auflagenentwicklung ostdeutscher Zeitungen zwischen 1989 und 1995	383
10	Tagespresse: Statistik im Überblick	388
11	Prozessmodell der Erfindung einer Medientechnologie	401
12	Charakteristika der Phasen Invention, Innovation und Etablierung	405
13	Verbreitung von Fernsehern und Radios in Deutschland zwischen 1954 und 2010 anhand der Anmeldezahlen	446

14	Radionutzung im Tagesverlauf 2013	452
15	Die Verbreitung von Computern in Deutschland, Frankreich und Italien zwischen 1988 und 2004	508
16	Marktanteile von Apache-Webservern	543
17	Meistverbreitete Programmiersprachen	545
18	Entwicklung der jährlichen Artikeleinreichungen bei arXiv 1991 – 2013	556
19	Vergleich von kostenpflichtigen, Open Access und reinen Onlinezeit- schriften	568
20	Das Open Peer Review-Verfahren der ACP	571
21	Staaten mit den meisten Open Access-Journalen	574
22	Der Closed Innovation Ansatz im Trichtermodell	598
23	Open Innovation nach HENRY CHESBROUGH	599
24	Open Innovation-Ansatz und die dazugehörigen Kernansätze	600
25	Entwicklung der acht größten Wikipedias	618
26	Original Fotografie der Golden Gate Bridge	654
27	Anwendung unterschiedlicher Kunststile auf das Originalbild	655
28	Mehrfache Berechnungsdurchläufe des Originals des „DeepBelief“-Netzwerks	656

Tabellenverzeichnis

1	Logische Argumentation	74
2	Allokative und Autoritative Ressourcen	181
3	Relation publizistischer Einheiten und verkaufter Auflagen	375
4	Marktanteile deutscher Verlage 1989	375
5	Publizistische Einheiten in Deutschland 1989	376
6	Presselandschaft in Deutschland 1995	388
7	Radionutzung nach Alter in Deutschland 2004 bis 2015 in Minuten	452
8	Nutzungsweisen von Radio über verschiedene Medien- techniken	453
9	Verhältnis lateinisch-sprachiger zu deutsch-sprachigen Neuerschei- nungen zwischen 1650 und 1800	659
10	Auflagenentwicklung ostdeutscher Zeitungen zwischen 1989 und 1995	660
11	Verbreitung von Fernsehern und Radios in Deutschland zwischen 1954 und 2010 anhand der Anmeldezahlen	661
12	Die Verbreitung von Computern in Deutschland, Frankreich und Italien zwischen 1988 und 2004	662

13	Entwicklung der jährlichen Artikeleinreichungen bei Arxiv 1991 – 2013	663
14	Vergleich von kostenpflichtigen, Open Access und reinen Onlinezeit- schriften 2003 – 2012	664

Einleitung

„Photographs of the inaugural proceedings were intentionally framed in a way, in one particular tweet, to minimize the enormous support that had gathered on the National Mall. This was the first time in our nation’s history that floor coverings have been used to protect the grass on the Mall. That had the effect of highlighting any areas where people were not standing, while in years past the grass eliminated this visual. [...] We know that from the platform where the president was sworn in, to 4th Street, it holds about 250,000 people. From 4th Street to the media tent is about another 220,000. And from the media tent to the Washington Monument, another 250,000 people. All of this space was full when the president took the Oath of Office. We know that 420,000 people used the D.C. Metro public transit yesterday, which actually compares to 317,000 that used it for President Obama’s last inaugural. This was the largest audience to ever witness an inauguration, period, both in person and around the globe. “

— SEAN SPICER, EHEM. WHITE HOUSE PRESS SECRETARY IN EINER PRESSEKONFERENZ ZUR VEREIDIGUNG DES 45. PRÄSIDENTEN DER VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA DONALD TRUMP AM 21. JANUAR 2017.

Diese Aussagen wurden im Zuge der Vereidigung des 45. Präsidenten der USA von Pressesprecher SEAN SPICER in einer Pressekonferenz getätigt. Stünden keine anderen Informationen zur Verfügung, müsste man diesen Aussagen wahrscheinlich glauben. Tatsächlich handelt es sich aber um Falschaussagen, um "Fake News". Dass dies so ist, lässt sich mit den folgenden verfügbaren Informationen belegen: Die folgenden Bilder (siehe Abbildung 1) widerlegen zum Beispiel das Argument, dass

Fotoaufnahmen der Zeremonie absichtlich aus einem Blickwinkel aufgenommen worden seien, um die Menge der Zuschauer geringer aussehen zu lassen.

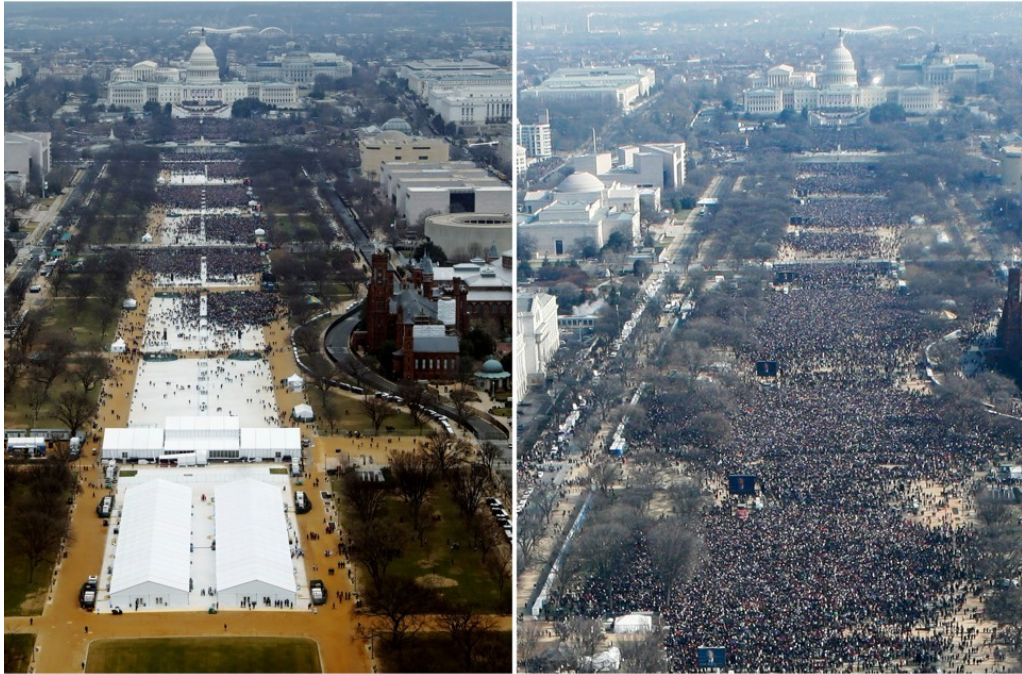


Abbildung 1: Publikum bei der Vereidigung des 45. Präsidenten der USA DONALD TRUMP (links) im Vergleich zur Vereidigung seines Vorgängers BARACK OBAMA (rechts). (Quelle: ntv.de).

Sowohl der Blickwinkel ist, wie man sieht, fast identisch, als auch, dass die Menschenmenge links kleiner ist. Auch das zweite Argument, dass zum ersten Mal Fußbodenmatten ausgelegt wurden, ist nicht korrekt. Schon zur zweiten Vereidigung von Präsident BARACK OBAMA im Jahr 2013 wurden Matten zum Schutz des Bodens ausgelegt. Dies belegen ebenfalls Bilder, die in Sozialen Medien wie Twitter gepostet wurden. Drittens beruft sich SPICER lediglich auf die Anzahl von Personen, die auf die von ihm beschriebenen Flächen passen, was nicht heißt, dass diese auch derart befüllt waren, was wiederum die Bilder belegen. Sein viertes Argument ist ebenso falsch. Die Zahlen der Verkehrsbetriebe lauten 783.000 Fahrten zur Vereidigung von OBAMA im Jahr 2013 und 571.000 für TRUMP 2017. Bei der Vereidigung von OBAMA im Jahr 2009 waren es nach Angabe der Verkehrsbetriebe sogar 1,1 Mio. Fahrten.

Dass es sich also bei der Vereidigung um das größte Publikum aller Zeiten handelte ist eine Lüge.

Diese Episode verweist auf die Bedeutung der Verfügbarkeit offener Informationen. Die von den Verkehrsbetrieben, dem National Park Service oder über Soziale Medien veröffentlichten Informationen können in diesem Fall dazu verwendet werden, die Aussagen SPICERS zu widerlegen, was andernfalls wahrscheinlich nur schwer möglich gewesen wäre. Diese Öffnung von Informationen ist aber keine Selbstverständlichkeit, was im Verlauf dieser Arbeit unter anderem deutlich gemacht werden soll. Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der historischen Entwicklung informationeller Öffnung, doch was ist damit gemeint?

In den letzten Jahrzehnten entstanden verschiedenste Bewegungen, die mit dem Begriff „Open“ verknüpft sind. Dazu zählen zum Beispiel „Open Source“, „Open Data“, „Open Access“, „Open Innovation“, „Open Science“, „Open Culture“ oder auch „Open Law“. Betrachtet man diese verschiedenen „Open“-Phänomene, wird trotz ihrer Verschiedenartigkeit ein zentraler Zusammenhang deutlich. In allen Bereichen geht es um eine Öffnung von Informationen. Dass es sich dabei um einen weiten Informationsbegriff¹ handelt wird deutlich, wenn es sich – wie im Fall von Open Source – um den Quellcode von Software handelt, während es bei Open Data zum Beispiel um Rohdaten von Verwaltungen oder Behörden geht. Open Access beziehungsweise Open Science² haben die Verfügbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse und Methoden im Fokus, während Open Innovation unter anderem die Einbeziehung von Kunden in transparente Produktentwicklungszyklen oder Managementprozesse meint. Open Law hat die partizipative Identifikation von Argumenten oder Argumentationslinien und Gerichtsentscheidungen früherer Verfahren zur Bearbeitung aktueller Fälle

¹ Zur Erörterung des Informationsbegriffes siehe Kapitel 2.3.

² Open Science kann als ein umfangreicheres Öffnungskonzept verstanden werden. Geht es bei Open Access hauptsächlich um die Veröffentlichung wissenschaftlicher Artikel unter einer Open Access-Lizenz umfasst Open Science auch die Publikation von Notizen, genutzter Software, Rohdaten, Zwischenergebnissen und vieles mehr (MIETCHEN 2012, 55ff.).

zum Ziel. Schließlich meint Open Culture die Verfügbarmachung von Kulturgütern, wie Filmen, Bildern, Ton- oder auch Textdokumenten. All diese Open-Phänomene basieren auf der Freiwilligkeit der Akteure, sich an informationellen Öffnungsprozessen zu beteiligen. Eine monetäre oder sonstige materielle Gegenleistung gibt es kaum, vielmehr steht ein meritokratisches Bewusstsein im Vordergrund. Das Ziel ist die partizipative Öffnung von Informationen, das heißt ihre Disponibilisierung zur Herstellung von Transparenz. Die Nutzung der verschiedensten Informationen und Quellen erlaubt zudem eine Emanzipation von bestehenden Informationsmonopolen und -eliten. Damit sind bereits erste Effekte der Open-Phänomene erwähnt.

Wenn davon gesprochen wurde, dass die Open-Phänomene erst in den letzten Jahrzehnten auftauchten, kann die Frage gestellt werden, was zu ihrer Entwicklung geführt hat. In zahlreichen aktuellen Werken zu den verschiedenen Open-Phänomenen (zum Beispiel Open Source (FEY 2005; THEMELIDIS 2004), Open Innovation (HENKEL 2007), Open Access (SUBER 2012; KATSIRIKOU 2011), Open Data (GURIN 2014), Open Government (CHAPMAN und HUNT 2011; LATHROP und RUMA 2010) beginnt die historische Beschreibung der Ursprünge des jeweiligen Phänomens bei der technischen Entwicklung des Internets und der damit entstehenden Free Software-beziehungsweise Open Source-Bewegung. Damit wird also das Internet zur Quelle der Open-Phänomene. Dabei zeigt das folgende Zitat von JOHN NAUGHTON (2011, S. 11), dass das Internet in seiner Wirkung und Bedeutung häufig mit dem Buchdruck gleichgesetzt wird.

„So let’s conduct what the Germans call a Gedankenexperiment – a thought experiment. Let’s imagine that print is an historical analogy for the Internet – that the Net represents a similar kind of transformation in our communications environment. What would we learn from such an experiment?“ (NAUGHTON 2012)

NAUGHTON geht in seinem Buch „From Gutenberg to Zuckerberg: What You Really Need To Know About the Internet“ (ebd.) der Frage nach, warum der Buchdruck

und das Internet als so revolutionär angesehen werden und welche Parallelen sich in ihren Wirkungen finden lassen. Dazu stellt er in groben Zügen die sozialen, philosophischen, religiösen und wissenschaftlichen Folgen des Buchdrucks und Internets dar (ebd., 15ff.). Er schildert, wie der Buchdruck zu einer Zunahme verfügbarer Informationen führte, indem viele Bücher jetzt zum ersten Mal ihren Weg aus den Bibliotheken der Klöster, Herrscher und Universitäten zu einer breiten Öffentlichkeit fanden. Es erhöhten sich auch die jährlichen Zahlen neuer Bücher um ein Vielfaches (ebd., 13f.). Doch durch die stark verkürzten Schilderungen fehlen NAUGHTON wichtige Details, die als ebenso relevant für die Bedeutung des Buchdrucks anzusehen sind. Zu nennen wären hier allen voran die zunehmende Alphabetisierung oder die wachsende Zahl der Bibliotheken, das Aufkommen der Lesegesellschaften und Salons oder auch die zunehmende Varianz an Druckprodukten und Genres. Somit berührt NAUGHTON zwar eine Öffnung von Informationen, doch macht er sie nicht explizit. Doch wenn es diese informationelle Öffnung sowohl mit dem Buchdruck als auch mit dem Internet gab, wäre es dann nicht auch wahrscheinlich, dass sie ebenso mit der Sprache, der Schrift, der Fotografie, dem Radio oder dem Fernsehen auftrat? Oder als Hypothese formuliert: Mit jedem neuen Medium gibt es einen Prozess informationeller Öffnung. Geht man von dieser *Hypothese* aus, ist die Frage zu stellen, ob sich Faktoren identifizieren lassen, die dies belegen.

Einen Hinweis darauf liefern vielleicht individuelle Motive, Wünsche, Hoffnungen, Absichten, Emotionen oder Wissensvoraussetzungen genauso wie soziale Gegebenheiten, die in Gestalt von Funktionssystemen (Politik, Wirtschaft, Religion, Wissenschaft etc.) Organisationen und Institutionen ebenfalls Interessen verfolgen und nach bestimmaren Regeln funktionieren. Insofern kann gefragt werden: *Welche Reziprozitäten bestehen zwischen den sozialen Ebenen und Systemen und dem Prozess informationeller Öffnung?* Zu dieser Fragestellung muss zweierlei ergänzt werden: Erstens wird bewusst nicht nur einseitig nach den Wirkungen, sondern nach den Wechselwirkungen als den Wirkungswirkungen gefragt, da die Annahme ist, dass

bestimmte informationelle Öffnungen wiederum Reaktionen sozialer Systeme und Ebenen hervorrufen. Zweitens wird hier ebenso bewusst von einem Prozess informationeller „Öffnung“ und nicht „Schließung“ gesprochen. Der Grund dafür liegt unter anderem in den Ergebnissen der langfristig angelegten medienhistorischen Rückschau, die zum Beispiel eine verstärkte Disponibilität und Transparenz von Informationen und damit eine umfassendere Partizipationen an ihnen sowie eine Emanzipation von Informationseliten erkennen lässt. Die dennoch beobachtbaren informationellen Schließungen und die wechselseitige Beeinflussung beider führt trotz allem aber zu einer erweiterten Öffnung von Informationen, die mit den bereits genannten Open Phänomenen ihren bis dato letzten Höhepunkt erreicht hat.

Öffnungen von Informationen wären aber – gemäß der Hypothese – nicht denkbar ohne die Entwicklung von Medientechnik. Diese soll im Sinne von einerseits Geräten und andererseits Praktiken verstanden werden. Beides kommt in den in dieser Arbeit unter dem Terminus „Publikationsprozesse“ gebündelten Prozessen Produktion, Distribution, Akkumulation und Rezeption von Informationen zusammen. Die Medientechnik wird also ebenso als ein Faktor angesehen. Der Grund dafür ist wiederum in verschiedene Aspekte unterteilbar. So kann einerseits die Handhabbarkeit oder auch Praktikabilität der Geräte hinterfragt werden, genauso wie ihre Verbreitung in der Gesellschaft oder die notwendige Medienkompetenz für den Umgang mit ihnen beziehungsweise mit den verfügbaren Informationen. Darum wird die Frage zu stellen sein: *Wie wechselwirken die Publikationsprozesse mit dem Prozess informationeller Öffnung?*

Die oben vorgestellte rückwärtige Betrachtung der Medienentwicklung seit ihren Ursprüngen bringt als weiteren potentiellen Faktor die Zeitlichkeit ins Spiel. Mit jedem Medium, so die Annahme, gibt es einen neuen Schub informationeller Öffnung. Die temporale Komponente soll jedoch nicht als lineare Entwicklung gedacht werden. Vielmehr soll die Vielgestaltigkeit temporaler Strukturen (Zeitpunkte, -abschnitte, Phasen, Beschleunigungen, Verlangsamungen, etc.) in den Blick genommen werden.

Dies bedeutet, dass neben beschleunigenden Öffnungsschüben auch Verlangsamungen im Sinne von Schließungen beobachtbar sein sollten. Entsprechend stellt sich die Beantwortung der folgenden Frage als Aufgabe: *Welchen Einfluss hat Zeit in Gestalt temporaler Strukturen auf den Prozess informationeller Öffnung?*

Geht man also davon aus, dass sich die bis hier angesprochenen Faktoren in einer Wechselwirkung mit dem Prozess informationeller Öffnung befinden, ist zu fragen, ob der Prozess selbst beobachtbare Effekte zeitigt. Direkte Effekte, die mit der Disponibilität von Informationen einhergehen, können neben der Transparenz, über die in den Informationen enthaltenen Sachverhalte, zu allererst auch die Möglichkeiten der Partizipation an den Informationen oder eine anschließende Pluralisierung von Informationen sein. Dies wiederum kann auch in einer Emanzipation von Informationshoheiten resultieren. Gerade Effekte wie die Verfügbarmachung von Informationen, eine Beschleunigung der Publikationsprozesse durch effektivere Medientechniken oder eine Pluralisierung der Informationen wirken unter anderem wiederum direkt auf den Prozess informationeller Öffnung zurück. Somit ist auch hier die Frage zu stellen: *Welche rückwirkenden Effekte lassen sich durch den Prozess informationeller Öffnung beobachten?*

Das Ziel der Arbeit ist es also, Faktoren für informationelle Öffnungen anhand von Einzelmediengeschichten zu identifizieren und die damit einhergehenden Folgen zu beobachten. Dabei wird zur Beantwortung jeder Fragestellung ein Medium exemplarisch herangezogen. Für die Untersuchung der sozialen Strukturen und Systeme werden neben der Sprache hauptsächlich Schriftsysteme unterschiedlicher antiker Kulturen betrachtet (siehe Kapitel 3.3). Für die sogenannten Publikationsprozesse wird auf den Buchdruck geblickt (siehe Kapitel 4). Das Radio dient als Untersuchungsgegenstand der zeitlichen Faktoren (siehe Kapitel 5) und schließlich werden Computer und Computernetzwerke zur Betrachtung der Effekte herangezogen (siehe Kapitel 6.8).

Bevor jedoch die Untersuchungen beginnen, müssen vorab verschiedene Grundlagen geschaffen werden. Zunächst soll festgestellt werden, ob es so etwas wie eine Ideengeschichte informationeller Öffnung gibt. Dazu wird als Erstes bis in die Philosophie der Antike zurückgeblickt. Eine der frühesten Quellen für die Disponibilität von Informationen liefert bereits PLATON im „Phaidros“. LAWRENCE LESSIG (2004, 2001) schließt mit seiner Begrifflichkeit der „Commons“ an die Allmenden im mittelalterlichen Europa an. Die Nutzung des Mediums Buchdruck und seine Potentiale zur Verbreitung von Informationen motivieren schließlich JOSIAS L. GOSCH (2006) explizit den freien Ideenaustausch beziehungsweise Informationsfluss zu propagieren. GOSCH ist mit seinem 1789 erstmals veröffentlichten Werk einer der ersten Vertreter einer expliziten Öffnungsidee. Mit MAX WEBER (2006) lassen sich anschließend zahlreiche Mechanismen einer Öffnung und Schließung von Produktion, Distribution, Akkumulation und Rezeption von Printprodukten identifizieren. Die Betrachtung von HENRI-LOUIS BERGSON (1980) empfiehlt sich insbesondere durch seine Perspektive auf eine Öffnung durch Sprache und Schrift, die dazu dienen sollen, mit nachfolgenden Generationen in Austauschbeziehungen zu treten. In dieser Langfristigkeit seiner Perspektive zeigt sich ein besonderes Moment der Ideengeschichte des Öffnungsprozesses. BERGSON verwendet zudem die Begriffe der „offenen“ und „geschlossenen Gesellschaft“, was neben dem thematischen Bezug eine Überleitung zu KARL POPPER (2003) schafft. In seinem zweibändigen Werk „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“ steht Öffnung in einer engen Verknüpfung mit der staatlichen Garantie der Freiheit und des friedlichen Zusammenlebens. Für HELMUT SPINNER (1978) jedoch beschreibt POPPER nur eine mögliche Gesellschaft, da ihm historische Belege für die nach POPPER notwendige Verknüpfung von Kritik und Freiheit fehlen.

Auch wenn bei WEBER, BERGSON, POPPER und SPINNER der Kontext der Diskussion von Öffnung eher in sozialwissenschaftlichen beziehungsweise politikwissenschaftlichen Zusammenhängen zu finden ist, lassen sich ihnen zum Beispiel Motive, Me-

chanismen, zeitliche Komponenten oder die mögliche Auswahl von Alternativen als zentrale Bestimmungsmerkmale sowie Hinweise auf informationelle Schließungen entnehmen. Diesen eher makrosoziologischen Perspektiven soll mit dem Konzept existenzieller Kommunikation nach KARL JASPERS (1932) eine mikrosoziologische hinzugefügt werden. Mit JASPERS lassen sich weitere Regeln, Mechanismen, Formen und Mängel des offenen oder geschlossenen Informationsaustausches identifizieren, die Einstellungen zur Öffnung offenbaren, wie sie auch bei Denkern der konkreten Open-Phänomene wiedergefunden werden können. Beispielsweise fordert RICHARD STALLMAN (2010a; 2010b; 2010c) eine vollkommene Offenlegung von Information in Gestalt von Software-Quellcodes. Während er sich auf den Freiheitsbegriff für seine Argumentation stützt, bilden seine Gedanken die Grundlage für die Gründung der späteren Open Source-Bewegung, die erstmalig explizit den Öffnungsbegriff für sich nutzt.

Die vorgenannte Auswahl an Autoren³ zur Beschäftigung mit der Ideengeschichte von Öffnung ist sicherlich nicht vollständig.⁴ Allen vorgestellten Konzepten ist aber der mehr oder weniger explizite Bezug auf eine Öffnung von Informationen gemeinsam. Eine ausführliche philosophische Diskussion verschiedener Öffnungskonzepte ist nicht das Ziel dieser Arbeit. Vielmehr soll die chronologische Abfolge der verschiedenen praktisch und theoretisch motivierten Öffnungskonzepte eine erste Illustration sein, die zu einem späteren Zeitpunkt in einer systematischen Aufarbeitung der Öffnungskonzepte münden kann. Ein erster Kategorisierungsvorschlag kann sich an den verschiedenen wissenschaftlichen Ursprüngen oder an den durch die jeweiligen Denker vorgestellten Anwendungsgebieten orientieren. In jedem Fall

³ Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird zumeist auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichwohl für beiderlei Geschlecht.

⁴ Vorstellbar wäre beispielsweise eine Suche bei russischen Denkern im Zuge der Glasnost-Bewegung seit 1985 oder sogar schon früher (GÖRTEMAKER 2004). DANTE GERMINO (1982) verweist ebenfalls auf zahlreiche weitere politikwissenschaftlich motivierte Reflexionen des Öffnungskonzepts. Ebenso kann das Konzept von Öffnung von ERIC VOEGELIN (1967) an dieser Stelle Erwähnung finden.

bietet sich aber ein erster Eindruck von der Vielgestaltigkeit der Perspektiven auf das Phänomen informationeller Öffnung.

Im Anschluss daran wird zur weiteren Fundamentierung, das dieser Arbeit zugrunde liegende Verständnis von Medien vorgestellt. Hierzu wird die vorliegende Untersuchung in Kapitel 2.1 zunächst in einen Bezug zum Konzept der Mediatisierung nach FRIEDRICH KROTZ (2001; 2007) gesetzt. Mit ihm ist es möglich, den Prozess informationeller Öffnung in einen Zusammenhang mit der Entwicklung von Kommunikation und Medien und den sich daraus ergebenden sozialen und kulturellen Folgen zu setzen. Dabei steht es für KROTZ (2007, S. 13) außer Frage, dass eine angemessene Untersuchung des Mediatisierungsprozesses nur über alle gesellschaftlichen Ebenen erfolgen kann. Von hier aus wird in Kapitel 2.2 der Begriff „Medium“ aus den Perspektiven von FRIEDRICH KITTLER (1985; 1995), NIKLAS LUHMANN (1974; 1996; 2009), MARSHALL McLUHAN (1968; 1992; 2001), GEBHARD RUSCH (2002; 2007) und SIEGFRIED J. SCHMIDT (2000; 2002) diskutiert. Damit soll nicht nur die Spannweite der Definitionsalternativen des Begriffs vorgeführt werden, sondern eine Verständnisweise von Medien destilliert werden, die es erlaubt, Medien im Kontext von Information und informationeller Öffnung als Orientierungsmittel zu verstehen.

Weiterhin ist zu klären, was unter „Information“ verstanden werden kann. Zu diesem Zweck wird in Kapitel 2.3 ein Verständnis von Information entwickelt, das anschließend in einen Kontext mit Öffnung und Schließung gesetzt wird. Ähnlich wie beim Medienbegriff wird hierzu auf unterschiedlichste Quellen zurückgegriffen. RAFAEL CAPURROS (1978) ausführliche historische Erörterung des Informationsbegriffes bildet den Startpunkt der Untersuchung. Darauf aufbauend werden auf CHARLES W. MORRIS (1975), RUDOLF CARNAP und YEHOShUA BAR-HILLEL (1952; 2016) der sprachwissenschaftliche Informationsbegriff, das nachrichtentechnische Verständnis nach RALPH V. L. HARTLEY (1928), CLAUDE E. SHANNON und WARREN WEAVER (1949), der biologische Begriff von Information nach BERND-OLAF KÜPPERS (1986) und FRAN-

CISCO VARELA (1979), der soziologische Standpunkt von NIKLAS LUHMANN (1987) und NEIL POSTMAN (2006), der kybernetische nach NORBERT WIENER (1950; 1952; 1961) und HEINZ V. FOERSTER (1993; 1993) sowie der kulturtheoretische Begriff von Information nach PETER JANICH (2006) diskutiert. Auf diesem breiten Fundament unterschiedlicher Herangehensweisen wird das in dieser Arbeit verwendete Konzept „potentieller“ und „intendierter Information“ vorgestellt, das als Beschreibung zweier Seiten einer Medaille verstanden werden kann.

Eine Reflexion des Öffnungsbegriffes im Kontext des Begriffes „Öffentlichkeit“ findet im Kapitel 2.4 statt. Nach der Beschäftigung mit der Geschichte des Öffentlichkeitsbegriffes (HÖLSCHER 1979) erfolgt eine Auseinandersetzung mit verschiedenen Konzepten von Öffentlichkeit. Das normative Verständnis von Öffentlichkeit nach JÜRGEN HABERMAS (1990; 1992) bildet dabei den Auftakt. Ihm folgt die Diskussion des systemischen Öffentlichkeitsverständnisses nach LUHMANN (1996), bevor auf das Denkmodell von Öffentlichkeit als Kommunikationsarena nach JÜRGEN GERHARDS und FRIEDHELM NEIDHARDT (1991; 1994) eingegangen wird. Als eine Gemeinsamkeit in allen Konzepten findet sich die Gegenüberstellung mit dem Geschlossenen, das heißt dem Privaten oder dem Geheimnis. Während Privates und Geheimes als Gegensätze zu Öffentlichem verstanden werden können, geht mit ihnen nicht gleichzeitig eine negative Verständnisweise einher, da es auch für die Zurückhaltung von Informationen durchaus legitime Gründe geben kann, wenn es beispielsweise um die Staatssicherheit oder Neuentwicklung von Produkten in Wirtschaftsunternehmen geht.

Der Begriff „Öffnung“ (siehe Kapitel 2.5) wird im Anschluss daran aus den theoretischen Perspektiven komplexer Systeme in Kapitel 2.5.1 als auch natürlicher Systeme in Kapitel 2.5.2 verhandelt. Dabei wird für die Diskussion beider Perspektiven unter anderem auf besonders einschlägige Quellen von WERNER EBELING (1976; 1998), ITAMAR EVEN-ZOHAR (1979; 2005), EDWARD N. LORENZ (1963; 2000), KLAUS MAINZER (2008), KLAUS RICHTER (2002) oder auch HERBERT A. SIMON (1994)

zurückgegriffen. Schließlich wird in Kapitel 2.5 der in dieser Arbeit verwendete Öffnungsbegriff vorgestellt, der an der Definition von Freiheit nach ISAIAH BERLIN (1998) orientiert ist. BERLIN spricht von „Freiheit von etwas“ und „Freiheit zu etwas“, um individuelle Freiheit zu beschreiben und bestimmen. Daran anschließend sollen die „Öffnung von“ und „Öffnung für Informationen“ bestimmt werden sowie eine darüber hinausgehende „Öffnung zu Informationen“.

Nach Schaffung der begrifflichen Basis dieser Arbeit soll auf die bereits genannten Elemente des Prozesses informationeller Öffnung detailliert eingegangen werden. Nach der jeweiligen theoretischen Beschäftigung mit dem Verständnis von sozialen Ebenen und Systemen, den Publikationsprozessen, Phasen und Effekten wird das entwickelte Verständnis auf exemplarisch herangezogene Einzelmediengeschichten der Sprache und Schrift, des Buchdrucks, des Radios und der Computer(-Netzwerke) angewandt.

Mit den in Kapitel 3 vorgestellten Ebenen sind vornehmlich die sozialen Mikro-, Meso- und Makroebenen gemeint, wie sie unter anderem von HARTMUT ESSER (1993; 2000) beschrieben werden. Den Ausgangspunkt für die Betrachtung der Mikroebene liefern die erkenntnistheoretischen Wurzeln des Konstruktivismus, wie sie allen voran Denker wie HEINZ V. FOERSTER (1993; 2008), FOERSTER und BERNHARD PÖRKSEN (2008), ERNST V. GLASERSFELD (1987; 1997), PETER M. HEJL (1992; 2008), HUMBERTO MATURANA und FRANCISCO VARELA (1980; 2009), GEBHARD RUSCH (1996; 2000) oder SIEGFRIED J. SCHMIDT (2002; 2008) in vielfältiger Weise entwickelt und weiterentwickelt haben. Den modernen Ausgangspunkt des Konstruktivismus bildet das Konzept der Autopoiese, wie es durch MATURANA und VARELA beschrieben wird. In der Konsequenz ergibt sich daraus eine Erkenntnistheorie, in welcher das Individuum auf Grundlage von Wahrnehmungsdaten zum Konstrukteur seiner Wirklichkeit und neuer Fertigkeiten wird. Durch die Vielzahl individueller Wirklichkeitskonstruktionen ergibt sich eine Multiperspektivität auf Informationen, Ereignisse und Themen, wie sie täglich in den Medien offengelegt wird und beobachtbar ist.

Die Meso- und Makroebenen werden im Anschluss an die Theorie der Figuration nach NORBERT ELIAS (1997; 2009) sowie das systemische Konzept nach HEJL (2008) beschrieben, die beide vom Individuum als kleinster Komponente sozialer Systeme ausgehen, womit sie darüber hinaus an die konstruktivistischen Vorannahmen anschlussfähig sind. Mit ANTHONY GIDDENS' (1997) Theorie der Strukturierung lassen sich beide Konzepte zudem um ein Verständnis von Regeln und Ressourcen ergänzen. Regeln als „methodische Verfahrensweisen sozialer Interaktion“ (GIDDENS 1997, 69f.) und materielle und personelle Ressourcen haben für ihn unter anderem einen entscheidenden Anteil an der Strukturierung von Gesellschaft. Wie sich zeigen wird, spielen im Prozess informationeller Öffnung genau diese Ressourcen in Gestalt von Medientechnik und entsprechenden Akteuren, sowie Regeln im Sinne von zum Beispiel politischen, ökonomischen, religiösen oder wissenschaftlichen Vorgaben oder Gesetzen eine entscheidende Rolle.

Begonnen wird mit der Sprach- und der Schriftentwicklung in Kapitel 3.3. Auch wenn über die Entstehung der Verbalsprache häufig nur spekuliert werden kann, werden beispielsweise mit JACK GOODY (1997) oder MARTIN KUCKENBURG (1989) die frühen Anwendungsfelder der Sprache und der allmähliche Wandel zur Schriftsprache vorgestellt. Aus diesen Erörterungen wird deutlich, dass es den frühen Hominiden erst mit den entsprechenden kognitiven und physiologischen Voraussetzungen möglich war, frühe Verbalsprachen zu entwickeln, ohne die beispielsweise die Weitergabe von Informationen zur Werkzeugherstellung oder zum Bau erster Behausungen kaum vorstellbar ist. Ebenso gestatten sie Absprachen zur Koordination von Jagden auf größere Tierherden oder die kontrollierte und regelmäßige Nutzung des Feuers. Die kognitiven Potentiale erlauben darüber hinaus die Weiterentwicklung dieser Kulturtechniken und eben auch von Sprache. Hinzu kommt eine Zunahme der geistigen Verarbeitungspotentiale und Abstraktionsvermögen, die auch in der Genese neuer Informationen münden.

Evolutionsgeschichtlich tritt in den verschiedenen Wander- und Entwicklungsschüben beziehungsweise seit der Sesshaftwerdung ein zahlenmäßiges Wachstum der Menschheit ein. Dies bedeutet in der Konsequenz für den Öffnungsprozess, dass immer mehr kognitive Systeme auf Grundlage verfügbarer Informationen zur individuellen, sozialen, technischen, politischen, ökonomischen, religiösen oder auch wissenschaftlichen Weiterentwicklung beitragen und somit immer mehr neue Informationen produzieren, distribuieren, akkumulieren und rezipieren.

Zum Beispiel HARALD HAARMANN (1990), UWE JOCHUM (2007) oder FRANZ-MICHAEL KONRAD (2007) schildern, wie in den frühen Hochkulturen der Ägypter oder Mesopotamier zur Handhabung des Komplexitätszuwachses erste Aufschreibesysteme beziehungsweise Schriftsprachen entwickelt werden, auf deren Grundlage anschließend die in Phönizien, Griechenland und im Römischen Reich verwendeten Alphabetschriften aufbauen. Ihre Entwicklung und Verbreitung führt zu ersten größeren Erfolgen des Öffnungsprozesses, auch wenn die für die Nutzung von Schrift notwendigen Kenntnisse und Materialien lange Zeit noch fast ausschließlich im Besitz herrschender weltlicher oder religiöser Eliten verbleiben (KLEBERG 1965). Wie mit WERNER FAULSTICH (1996; 2006) aber auch erneut mit JOCHUM oder KONRAD festgestellt werden kann, muss daher bei den betrachteten Gesellschaften bis zum Ende des Mittelalters von oralen Gesellschaften gesprochen werden, in denen sich Literalität und Beispiele für den Prozess informationeller Öffnung auf Grundlage von Schriftlichkeit häufig nur im Umfeld von Klöstern, Bibliotheken, Kanzleien, Schulen und Universitäten finden lassen.

Ein weiteres Element des Öffnungsprozesses ist die Frage nach den bereits erwähnten temporalen Strukturen, auf die in Kapitel 5 explizit eingegangen wird. Verschiedene Medienwissenschaftler wie MARSHALL McLUHAN (1968; 1992; 2001), RUDOLF STÖBER (1998) oder BRIAN WINSTON (1986; 1998) haben Hinweise auf unterscheidbare Phasen in der Mediengeschichte gegeben. Im Prozess informationeller

Öffnung lassen sich ebenfalls mit Aufkommen eines neuen Mediums radikale, restriktive und nivellierte Phasen differenzieren.

Öffnungen selbst geschehen im Zuge der bereits genannten Publikationsprozesse, wie sie aus den Arbeiten von KARL MARX (1972) und MICHAEL GIESECKE (1994) in Kapitel 4 abgeleitet werden. Zu ihnen gehören die Produktion von Informationen, ihre Distribution, Akkumulation und Rezeption. Während häufig in der Medienwissenschaft nur von Produktion, Distribution und Rezeption gesprochen wird, wird als weiterer zentraler Baustein die Sammlung und Archivierung von Informationen unter dem Begriff „Akkumulation“ hinzugefügt. Ohne die langfristige Aufbewahrung von Informationen würden viele historische Dokumente heute nicht mehr verfügbar sein. Gesetze zum Verfall des Urheberrechts und verwandte Schutzrechte unterstreichen die Bedeutung der langfristigen Verfügbarkeit und des rechtmäßigen Umgangs mit Informationen.

Der Öffnungsprozess erreicht aber, wie in Kapitel 4.2.2.1 unter Zuhilfenahme von GIESECKE (1997), SIGFRID H. STEINBERG (1988) oder REINHARD WITTMANN (2011) gezeigt wird, spätestens durch die moderne Buchdrucktechnik ab circa 1450 neue Dimensionen. Innerhalb weniger Jahrhunderte entstehen zahllose Druckereien auf der ganzen Welt, verbesserte Druckmaschinen, neue Bedruckstoffe, unterschiedlichste Publikationsorgane, angefangen von Büchern über Zeitungen bis hin zu Zeitschriften, für die wiederum eigene Genres ausgebildet werden (PÜRER und RAABE 2007; SCHRÖDER 1995). Damit einher geht im gleichen Zeitraum unter anderem die Alphabetisierung breiter Gesellschaftsschichten, die nun zu Konsumenten der neuen, aber auch der alten und verfügbar gemachten Informationen werden. Das neu konstruierte Wissen leitet einen bis dahin ungekannten Informationszuwachs ein, die die Entwicklungen in den gesellschaftlichen Teilsystemen in einer bis dahin ungekannten Weise fördert. Das neue Medium wird ebenso auch zu einem Kampfinstrument, zum Beispiel während der Reformations- und Gegenreformationsbewegungen. Allein an diesem Beispiel lässt sich sehr gut zeigen, dass der Buchdruck sowohl mit

informationellen Öffnungen als auch Schließungen einhergeht. Auf allzu radikale Veröffentlichungen wird mit aller Härte durch die um ihre Macht fürchtenden Eliten reagiert. Das neue Druckverfahren findet aber auch zur Verbreitung neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse und technischer Entwicklungen seine Anwendung. Weitere Wirkungen durch die Veröffentlichung gedruckter Informationen zeigen sich in der Entwicklung der Nationalsprachen, der französischen Revolution und ihren Folgen für Europa. Ebenfalls im Widerstand gegen den Nationalsozialismus oder die kommunistischen Regime sowie im Zuge der Presseentwicklung im zunächst getrennten und später wiedervereinten Deutschland lassen sich öffnende Wirkungen durch Druckmedien identifizieren (BÁEZ 2008; BOS 1988; HORN 1984). Die Auswirkungen des Internets auf die gedruckten Medien und die daraus entstehenden Folgen für den Öffnungsprozess bilden das Ende des Kapitels.

In der radikalen Phase, in der sich ein neues Medium verbreitet, loten dessen Nutzer die Grenzen der publizierbaren Informationen aus. Werden diese Grenzen erreicht und sogar überschritten, treten Informationseliten auf, die restriktive Schließungsmaßnahmen in die Wege leiten. Dieses Hin und Her aus Öffnungen und Schließungen geht so lange, bis von einer quasi nivellierten Phase gesprochen werden kann, die im Vergleich zur Epoche vor dem neuen Medium eine Erweiterung informationeller Öffnung bedeutet. Hinzu kommt, dass die Möglichkeiten und Grenzen für informationelle Öffnungen allen Akteuren bekannt sind und diese sich weitgehend daran orientieren.

Unter Rekurs auf beispielsweise KONRAD DUSSEL (1995; 2010), WOLFGANG HAGEN (2005) oder RUDOLF STÖBER (2003b) wird in Kapitel 5.4 der Einfluss des Radios auf den Öffnungsprozess erörtert. Dabei wird schnell ersichtlich, dass es sich hierbei um ein äußerst reguliertes Medium handelt. Es wird seit seinen Anfängen stark durch politische Akteure gesteuert. Seine Entwicklung in Deutschland soll dafür beispielhaft vorgestellt werden. Die Weimarer Republik, das Dritte Reich und die gegensätzlichen politischen Systeme in Ost- und Westdeutschland führen den politischen Einfluss

zur Einschränkung der Öffnungspotentiale des Mediums deutlich vor Augen. Aber nicht nur die politische Einflussnahme spielt eine Rolle, auch die wirtschaftlichen und technischen Akteure haben nachhaltige Wirkung in der Einschränkung der Öffnungspotentiale (KRUG 2010; KLEINSTEUBER 2008). Dennoch sollen unter anderem mit KLAUS L. HELF (1997), ULRICH KAMP (1997) und LAWRENCE C. SOLEY (1999) anhand von Offenen Kanälen oder Piratensendern Beispiele vorgestellt werden, die nicht nur das Bedürfnis der Menschen nach offenen Informationsflüssen durch das Radio zum Ausdruck bringen, sondern auch die von den Menschen genutzten Möglichkeiten, das enge Korsett der Schließungsmaßnahmen zu durchbrechen. Der Wandel des Radios zu einem digitalen Medium mit „On-Demand“-Angeboten über das Internet, jederzeit einblendbaren Nachrichten oder neuen Informationsquellen zeigt die Potentiale aber auch Risiken des Mediums für den Öffnungsprozess.

Schließlich resultiert ein Prozess informationeller Öffnung in verschiedenen Effekten. Angefangen von einer gesteigerten Partizipation über verschiedenste Standardisierungen und Akzelerationen der Publikationsprozesse, die Transparenz unterschiedlichster Sachverhalte, sind weitere Effekte eine wachsende Disponibilität von Informationen oder eine Emanzipation von bestehenden Informationseliten. Diese Auflistung von Effekten, wie in Kapitel 6 vorgenommen, ist nicht als endgültig zu betrachten, doch liefert sie erste Hinweise darauf, welche Effekte durch eine informationelle Öffnung beobachtet werden können. Die Wechselwirksamkeit der Effekte soll indessen am Beispiel der Computer(-Netzwerke) vorgestellt werden.

Hier wird unter anderem im Anschluss an JOCHEN HÖRISCH (2004) oder RUDOLF STÖBER (2013) die Technikgeschichte des Computers und die Entstehung der Netzwerke vorgestellt. Die vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten des Internets werden bereits durch die vorangegangenen Kapitel beschrieben. Da das Internet beziehungsweise die Digitalmedien die Tendenz offenbaren, die anderen Medien (Schrift, Fotografie, Radio und Fernsehen) in technisch neuer Form zu inkorporieren, wird darauf verzichtet, die zuvor angesprochenen Weiterentwicklungen noch einmal

zu wiederholen. Angesprochen und diskutiert werden aber unter anderem durch das Internet neu entstandene Medienformen wie Social Media-Netzwerke, Blogs oder Online-Lexika.⁵ Hinzu kommen die sich im Zuge der Verbreitung des Internets „materialisierenden“ Open-Phänomene Open Source (Kapitel 6.8.4), Open Law (Kapitel 6.8.5), Open Science beziehungsweise Open Access (Kapitel 6.8.6), Open Government (Kapitel 6.8.7), Open Innovation (Kapitel 6.8.8) oder Open Content (Kapitel 6.8.9). Die Darstellung dieser Öffnungsphänomene schließt ihre Entstehungsgeschichte und theoretischen Motivationen ein, ihre Anwendung in der Praxis sowie die Reflexion ihrer Vor- und mit ihnen einhergehenden Nachteile. Dazu werden die Pioniere, Organisationen und wissenschaftlichen Begleiter wie IVO BLOHM (2013), MERCEDES BUNZ (2008; 2011), HENRY CHESBROUGH (2003; 2006), STEPHEN LEVY (2010), JÖRN LUCKE (2010a; 2010b; 2010c; 2014), ERIC S. RAYMOND (1999; 2001; 2005) oder auch RICHARD STALLMAN (2010a; 2010b) und viele mehr befragt.

Die Arbeit schließt mit einer Zusammenführung der Ergebnisse und einem Ausblick. In der Zusammenführung wird noch einmal vor dem Hintergrund der zu Beginn gegebenen Definition von Öffnung als *Öffnung zu, von und für Information* der Beitrag der jeweiligen Medien zusammengefasst. Es zeigt sich dabei, wie Medientechniken durch die Prozesse der Herstellung, Verbreitung, Speicherung und Rezeption einen Zugang zu Informationen ermöglichen. Damit geht eine Öffnung von Informationen einher, die ohne das Medium wahrscheinlich nicht publiziert worden wären sowie eine Öffnung für Informationen, das heißt eine Bereitschaft zur Veränderungen von Strukturen, Prozessen, Erkenntnissen, Wissen etc. auf Grundlage von Informationen.

Im Ausblick soll über den Rahmen der Arbeit hinausgegangen werden, um zu zeigen, welchen Einfluss ein Prozess informationeller Öffnung zukünftig haben kann. Der Blick wird dazu auf die Bedeutung des Öffnungsprozesses vor dem Hintergrund

⁵ Siehe hierzu die Diskussion um neue Selbstdarstellungsphänomene auf Onlineplattformen im Kontext der Digitalfotografie (JONAS 2011; HOUSE 2007).

der sich in den letzten Jahren massiv weiterentwickelnden Artificial Intelligence durchleuchtet. Offene Informationen im Sinne der Verbreitung von wissenschaftlichen Erkenntnissen oder eines Quellcodes entsprechender Softwaresysteme sind nicht die einzige Grundlage für die technische Weiterentwicklung. Immens umfangreiche offene Datenbestände, die unter dem Stichwort „Big Data“ verhandelt werden, sind ebenso Grundlage der Weiterentwicklung der Artificial Intelligence. Entsprechend werden hier die letzten Schritte und möglichen Zukunftsperspektiven des Öffnungsprozesses für die Verarbeitung von Musik, Sprache, Schrift und Bildern durch künstliche Intelligenzen dargestellt.

Auch wenn diese Arbeit den Eindruck macht, viele Facetten des Prozesses informationeller Öffnung zu beschreiben, hat sie auch Grenzen. Wie oben bereits erwähnt gibt es Medien, die in dieser Arbeit nicht im Zentrum der Beobachtung stehen. Die Fotografie, das Fernsehen, Telefon und Fax oder auch verschiedene Speichermedien bleiben hier weitgehend unberücksichtigt. Darüber hinaus ließe sich der Fokus auch noch sehr viel genauer auf Teilaspekte einzelner Medien ausrichten. So könnte beispielsweise das transmediale Zusammenspiel mit Blick auf den Öffnungsprozess eines spezifischen Ereignisses untersucht werden. Einzelne Genres eines Mediums könnten ebenso, wie Nachrichten, Reportagen oder Dokumentationen über einen festgelegten Zeitraum auf ihre Öffnungsleistung hin befragt werden. Ein weiterer Gedanke schließt sich durch die Fokussierung von Zielgruppen an, die eine Untersuchung informationeller Öffnungen mit Blick auf spezifische Zielgruppen erlaubten. Doch sind auch einer solchen Arbeit irgendwann Limitierungen gesetzt, die ein Ende erfordern.

Kapitel 1

Ideengeschichte des Prozesses informationeller Öffnung

Dieses Kapitel dient als eine kurze Einführung in die Ideengeschichte des Öffnungsprozesses. Die Wurzeln der hier als Öffnungsprozess bezeichneten Entwicklung können von einer medienhistorischen Perspektive bis in die Frühzeit der Menschheitsgeschichte zurückverfolgt werden. Schon die Genese von Sprache führt zu informationellen Öffnungen. Leider sind fast keine Zeugnisse aus dieser Frühphase der Mediengeschichte überliefert, so dass über die Auswirkungen dieser Medientechnik auf den Öffnungsprozess nur bedingt Auskunft gegeben werden kann.⁶

Begonnen werden soll mit der in der Medienwissenschaft vielfach zitierten Schriftkritik in PLATONS „Phaidros“, in welchem er SOKRATES sagen lässt:

„Denn das, Phaidros, ist offenbar das Ärgerliche bei der Schrift und macht sie in der Tat vergleichbar der Malerei: Die Erzeugnisse der Malerei stehen nämlich da, als wären sie lebendig; fragst du sie aber etwas, so schweigen sie in aller Majestät. Und genauso ist es mit den geschriebenen Texten: Du könntest meinen, sie sprechen, als hätten sie Verstand; fragst du aber nach etwas von dem, was sie sagen, weil du es verstehen willst, so erzählt der Text immer

⁶ „Fast“ meint, dass es beispielsweise Knochenfunde gibt, deren Analyse zeigt, ab wann der Mensch die körperliche Konstitution besaß, um gesprochen haben zu können (HAARMANN 2010, 28ff.).

nur ein und dasselbe. Und ist er erst einmal geschrieben, treibt jeder Text sich überall herum und zwar in gleicher Weise bei denen, die ihn verstehen, wie bei denen, für die er nicht paßt, und er weiß nicht, zu wem er reden soll und zu wem nicht. Und wird er mißhandelt und zu unrecht kritisiert, braucht er immer die Hilfe seines Vaters. Denn er selbst kann sich weder wehren noch helfen.“ (PLATON 275 d-e)

Das Zitat PLATONS geht über eine Schriftkritik hinaus, er verweist auch auf neue Herausforderungen mit Blick auf die Schrift. So ist es nicht nur der fehlende Antwortkanal der Schrift, der hier angesprochen und kritisiert wird, sondern auch die Disponibilität des Textes. Der sich „herumtreibende Text“ zeichnet eine neue Qualität des neuen Mediums aus und liefert einen Hinweis für den Öffnungsprozess: Er kann mitgenommen, weitergegeben, tradiert oder vererbt werden. Dadurch verändert sich, wie gezeigt wird, der Zugang zu Informationen radikal und führt zum Beispiel auch zu einer Veränderung des Lehrer-Schüler-Verhältnisses, das sich zu Zeiten PLATONS als Sprecher-Hörer-Verhältnis darstellt. Schülern wird es dank der sich verbreitenden Schriftlichkeit zunehmend möglich, sich auch ohne Anleitung und mündliche Unterweisung zu bilden.

Zugleich birgt Schrift ein komplizierteres Verhältnis von Autor und Leser in sich, denn der notorisch interpretationsbedürftige Text eine Eigenschaft, die er mit der Verbalsprache und anderen Formen medienvermittelter Kommunikation teilt erlaubt keine direkte Rückfrage oder Kritik an die Adresse des Autors. Um dieses Defizit zu kompensieren, werden Kommentierungen in Gestalt von Marginalien und Fußnoten angebracht, die bereits für die antiken Epen HOMERS überliefert sind und zur Unterstützung des Verstehensprozesses genutzt werden. Ebenfalls in der alexandrinischen Epoche werden Kommentierungen an Abschriften angebracht, die als Korrektur für Fehler dienen. Eine weitere Kommentierungspraxis findet sich

im jüdischen „Midrasch“, mit einer glossenartigen Kommentierung (CONNORS 1998, S. 7).⁷

Die Antike wird dank der Schrift, so wird es sich zeigen, zahlreiche Öffnungsentwicklungen im profanen sowie herrschaftlichen und religiösen Kontext aufweisen. Mit dem Niedergang des römischen Imperiums und dem Einfallen der östlichen Volksstämme jedoch tritt die Verwendung von Schrift in eine neue Epoche. Vor allem nördlich der Alpen schließen römische Bildungsinstitutionen, was zu Veränderungen in der Verwendung der Schriftsprachen führt. Texte der Rechtssprechung, Regeln zur Ressourcennutzung oder die schriftliche Weitergabe von Traditionen und Werten werden zwar bei den Gelehrten, Dichtern, Juristen oder dem Klerus weiterhin auf Latein verfasst, doch auch die Stammessprachen finden zunehmend Verwendung (HAARMANN 2010, S. 238). In weiten Teilen der Gesellschaften haben verbalsprachliche Tradierungen Vorrang, wie am Beispiel der Villikationsgesellschaften⁸ und späteren Allmendegemeinschaften gezeigt werden kann.

Seine Hochzeit hat der Begriff „Allmende“ im europäischen Hoch- und Spätmittelalter, in dem das alltägliche Leben stark vom gemeinschaftlichen Zusammenleben, Arbeiten und Wirtschaften geprägt ist. So ist „(Land-)Allmende“ ein seit circa dem 10. Jahrhundert in Mitteleuropa belegter Begriff, der sich auf die gemeinschaftliche Nutzung von Naturgütern durch sogenannte Allmendegenossen bezieht. Die Allmende entsteht aus einer Öffnung der Villikationsgesellschaft, der Frondienst- oder auch Leibeigenschaftsgesellschaft. Es werden im nordalpinen Raum große Waldflächen zur landwirtschaftlichen Nutzung umgestaltet, was eine Bevölkerungsexplosion zur Folge hat, die zur Kommunalisierung, zum Prozess der Gründung und

⁷ Eine vergleichbare Praxis findet sich bis in unsere Tage in den zum Teil sehr umfangreichen Kommentierungen von Gesetzestexten, die zum Zweck des besseren Verstehens, das heißt einer verbesserten Auslegung und Anwendung angefertigt werden.

⁸ Mit Villikation wird seit dem 9. Jahrhundert eine spezifische Form der sozialen Organisation zur Bewirtschaftung des Landes bezeichnet. Dahinter verbirgt sich die sogenannte zweigeteilte Grundherrschaft, bei der um einen Herren- oder Fronhof kleinere Bauernhöfe (Hufe) angesiedelt sind. Die Bauern sind dabei ihren Herren hörig, was die soziale Zugehörigkeit der unteren Schichten zu einem Herrschaftsverband gegenüber der Bewirtschaftung des Gutes betont (KOLAROV 2010).

des Wachstums von Dörfern und Städten führt (BLICKLE 2000, 1f.).⁹ Der Höhepunkt der Bewirtschaftung in Gestalt der Allmende ist zwischen 950 bis 1300 anzusiedeln (MARQUARDT 2002, S. 15).

Allmende meint gemeinschaftlich genutzte Flächen einer Dorfgemeinschaft. So ist ein hoch- oder spätmittelalterliches Haufendorf in drei Kreisen aufgebaut: Im inneren Kreis stehen die Wirtschaftsgebäude, Gehöfte und Behausungen, die vom Kreis der Ackerflur umgeben sind. Sowohl Gebäude als auch Felder befinden sich im Privatbesitz bestimmter Bewohner und werden von diesen bewirtschaftet (ZÜCKERT 2003, S. 2). Der äußerste Ring markiert die Dorfgemarkung oder auch Allmendebeziehungsweise Gemeinschaftsflächen. Darunter fallen zum Beispiel Wälder, Wiesen, Heiden, Teiche, Steinbrüche, Moore und so weiter, die von allen Mitgliedern der Dorfgemeinschaft genutzt werden (MEYER und MARSCHALL 2015).

Die Dorfbewohner kooperieren und kollaborieren bei der Bewirtschaftung der gemeinsamen Flächen. So wird unter anderem das Vieh auf den Weiden der Dorfgemeinschaft geweidet oder Brennholz oder Holz als Baumaterial einem gemeinschaftlich bewirtschafteten Wald entnommen. Die Allmendepraxis ermöglicht die Partizipation aller Dorfbewohner an den Ressourcen und Erträgen der Gemeinschaftsflächen. ZÜCKERT (2003, S. 4) dazu: „Eine echte Genossenschaft ist eine von selbstständigen Bauern mit weitgehender Verfügungsgewalt über den Boden.“

Wenn von der gemeinschaftlichen Nutzung beziehungsweise Partizipation der Allmende durch alle Gemeindemitglieder gesprochen wurde, so muss jedoch auch deutlich auf die Einschränkungen hingewiesen werden. Die grundsätzlich zu attestierende Öffnung der Allmende gegenüber der Villikation ist wiederum durch strenge Nutzungsrechte genauestens „abgestimmt [und] koordiniert“ (ebd., S. 2). Die

⁹ Mit der „Verklumpung“ (BLICKLE 1989, S. 193) zu Dörfern und Städten werden auch neue Normen für das Zusammenleben notwendig, aus denen spätere Stadtrechte beziehungsweise die Dorfsatzungen entstehen. Es entwickeln sich auch neue Organe zur Einhaltung der Normen, wie Bürgermeister und Stadträte beziehungsweise Amman und Vierern auf dem Dorf oder neue Institutionen zur Klärung von Verletzungen gegen diese Normen (die späteren Gerichte) (ebd.).

Nutzung ist nur männlichen Nachkommen und alteingesessenen Bauern erlaubt. Des Weiteren ist die Nutzung durch Terminierungen für Jagd, Aussaat oder Weidebetrieb sowie Ernte streng reglementiert (FERSTERER 2010). Somit sind durch Ausschluss und weitere Regeln auch Schließungen der Allmende beobachtbar.

Die Tradierung dieser Gewohnheits- und Nutzungsrechte erfolgt mündlich von Generation zu Generation. Die entscheidenden Vorteile in der mündlichen Weitergabe liegen einerseits in einer Öffnung, herrschaftliche Vorgaben an die jeweiligen regionalen Bedingungen anzupassen sowie andererseits in der Möglichkeit, den lokalen Bedingungen der Natur angemessen begegnen zu können (ebd.).

Eine weitere Einschränkung liegt in der Nutzung der Erträge aus den Allmendeflächen, denn das Land gehört noch immer einem Herrscher, der sowohl Abgaben einfodert als auch ein Veto- und Mitspracherecht bei wichtigen Entscheidungen besitzt. Trotzdem behält die Dorfgemeinschaft die entscheidende „Verfügbarmacht“ über die Allmende, die durch ein „hohes Maß an Partizipation“ (MARQUARDT 2002, S. 16) an den Beschlüssen über die Nutzung geprägt ist.

Zwischen 1300 und 1350 gelangt die stark gewachsene Agrargesellschaft jedoch an das Ende ihrer Kapazitäten, was zur Folge hat, dass circa 40.000 Siedlungen wieder aufgegeben werden. Trotzdem kann die Zeit zwischen 1350 und 1800 als eine stabile Phase der Agrarkultur durch streng reglementierte beziehungsweise standardisierte Allmenden gesehen werden. Schließlich führen aber verschiedene Gründe zum Niedergang der Allmende (ebd., S. 15). Während MARQUARDT (ebd.) für die deutschsprachigen Gebiete das Ende des Allmendesystems für den Zeitraum zwischen 1800 und 1850 markiert, sieht ZÜCKERT (2003) erste Auflösungserscheinungen in England bereits im 13. Jahrhundert. So schildert er, dass es bereits 1215 in der „Magna Charta“ oder der „Charta of the Forest“ (1225) erste schriftliche Darlegungen zum Schutz der Allmende gibt. Dass das Allmendesystem des Schutzes bedarf ist den im 13. Jahrhundert aufkommenden Einhegungen in England geschuldet. Diese führen zur Privatisierung der Allmendeflächen, die nun in den Händen einiger weniger

Großgrundbesitzer liegen, die eine ökonomisch effizientere Ausnutzung des Landes zum Beispiel für Viehzucht (allen voran Schafzucht) erreichen wollen (ebd., S. 4).

In den Königreichen des Heiligen Römischen Reiches erfolgen diese Landreformen im 15. und 16. Jahrhundert zum Beispiel unter den Bezeichnungen „Verkoppelung“ (Königreich Hannover), „Gemeinheitsteilung“ (Preußen) oder „Flurberreinigung“ (Bayern). Und auch hier sind schriftliche Maßnahmen zum Schutz der Allmende erfolgt: so zum Beispiel in den zwölf Artikeln im Deutschen Bauernkrieg (1525)¹⁰ oder in den sogenannten „Weistümern“.

Nachweislich führen die Einhegungen und damit die Abkehr von der partizipativen beziehungsweise kooperativen Nutzungsweise von Wald- und Weideflächen jedoch nicht zu Effizienzsteigerungen, sondern lediglich zur Konzentration auf beziehungsweise Maximierung der Erträge für wenige Großgrundbesitzer (OSTROM 1999, S. 238). ELINOR OSTROM (HESS und OSTROM 2007; OSTROM 2010, 1999) hat damit die von GARRET HARDIN (1968, S. 1244) vertretene These der „Tragedy of the Commons“ beziehungsweise der „Tragik der Allmende“ widerlegt. HARDIN (ebd.) hatte behauptet, dass die Gewinnmaximierung letztlich wichtiger sei und zur Erschöpfung der Ressourcen führe.

„Therein is the tragedy. Each man is locked into a system that compels him to increase his herd without limit – in a world that is limited. Ruin is the destination toward which all men rush, each pursuing his own best interest in a society that believes in the freedom of the commons. Freedom in a commons brings ruin to all.“

Wie MARQUARDT (2002, S. 15) feststellt, handelt es sich bei HARDINS Analyse um eine des „freien Zugangs“ und nicht um tatsächliche Allmendepraxis vorindustrieller Zeit. Was HARDIN nämlich nicht berücksichtigt, ist die oben erwähnte strenge Rechts- und Koordinationspraxis innerhalb der Allmendegemeinschaft. Wenn HARDIN sagt: „Freedom in a commons brings ruin to all.“ zeigt sich also ein zu stark vereinfachtes

¹⁰ Zu den zwölf Artikeln siehe Kapitel 4.2.2.2.

Bild der Freiheit in der Allmende, die gerade zu ihrer Sicherung Regeln, Standards und Institutionen benötigt.

Richtet man nun den Blick auf das, was heute als „Informationsallmende“ bezeichnet wird, ist damit die gemeinschaftliche Produktion, Distribution, Akkumulation und Rezeption von und an Informationen gemeint. Übertragen auf die Welt der Computer und Netzwerke kann dies beispielsweise die Nutzung von Open Source-Softwarequellcode, Daten und Publikationen aus dem Feld der Open Science oder die Verwendung von Open Government Data bedeuten. Und interessanter Weise finden sich auch hier – wie schon in der Allmende – normative Elemente, die den Umgang mit Daten beziehungsweise Informationen regulieren. Während die mündliche Tradierung der Stadt- und Dorfgesetze später auch ihre schriftliche Darlegung gefunden hat, ist heute in Lizenzen zu offenen Informationen genauestens geregelt, was mit den bereitgestellten Informationen geschehen darf, wie mit der Anzeige der Urheberschaft der Informationen umgegangen werden muss oder auch in welcher Gestalt eine kommerzielle Verwertung möglich ist. Dies dient, wie schon bei der Allmende, dem Schutz der offenen Praxis und der Erhaltung der Transparenz und Partizipation.

Richtet man den Blick nun konkreter auf die Verwendung von Schrift im Mittelalter, findet man diese nunmehr fast ausschließlich in religiösen Kontexten, bei der Ausbildung von Geistlichen, kirchlichen Verwaltungsakten oder in den Scriptorien der Klöster. Erst ab dem Hoch- und vor allem Spätmittelalter und mit dem Einsetzen der Renaissance wird Schrift von breiteren Gesellschaftsschichten verwendet, was eine massive Förderung des Öffnungsprozesses bedeutet. Deutlich wird dies beispielsweise an der Visierkunst: Im frühen Mittelalter sind keine schriftlichen Überlieferungen von diesem Handwerk bekannt. Erste Nachweise stammen, so MICHAEL GIESECKE (1994, S. 298) aus dem Jahr 1347 aus dem Kloster St. Emmeran sowie vom Ende des 14. Jahrhunderts aus der Chronik des ULMAN STROMER (1990). Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts treten Hinweise und Schilderungen gehäuft

auf. 1485 gibt MATTHÄUS RORITZER ein Visierbüchlein heraus, dass er unter anderem mit diesen Worten einleitet:

„Auch hort einer was das fysiern ist, dann es ist ein hoche kunst die vor jaren vil gelts hat golten vnd wer noch schad da man diese kunst so wolfeil geb vnd an tag legen. Doch durch etlicher fysiermeister pet wegen hab ich dzs gedruckt. Das sy dadurch gebreist vnnd gelobt werden von diser kunst wegen.“ (RORITZER Bl. 2r der Zwölfblatt-Ausgabe. Siehe die Textausgabe von F. GELDNER, Wiesbaden 1963, hier: S. 64. zitiert nach GIESECKE 1997, S. 294)

Wie RORITZER hervorhebt ermöglicht Schrift eine Weitergabe der Visierkunst durch den Druck sowie die Anerkennung ihrer Meister. RORITZER erkennt somit, dass Schrift einerseits einen Informationsaustausch gestattet, ohne dass die Träger des Wissens ihre Umgebung verlassen müssen und andererseits das mittels Schrift der Prozess des Selbst-Lernens angestoßen werden kann. Bis dieser Prozess aber voll zum Tragen kommt, vergeht noch einige Zeit, denn die ersten Verschriftlichungen der Handwerkskunst sind zumeist Rezepte und Listen. Es geht dabei noch nicht primär darum, die Aufzeichnungen anderen zur Verfügung zu stellen, sondern das eigene Gedächtnis zu entlasten und selten praktizierte aber erfolgreiche Handlungen für die Zukunft festzuhalten (GIESECKE 1994, S. 300).

Mit der Einführung des typographischen Systems verändern sich Geschwindigkeiten, Intensitäten, Motive und Reichweiten des Öffnungsprozesses enorm. Seine rasante Entwicklung ab Mitte des 15. Jahrhunderts ist hauptsächlich an der Einführung des neuen Mediums Buchdruck festzumachen. Ebenso spielen die Veränderung der Herrschaftsverhältnisse, der religiösen Strukturen, des ökonomischen Systems, der wissenschaftlichen Erkenntnisse etc. eine zentrale Rolle. Beispielhaft können die Veränderungen und Systematisierungen der Zitier- und Anmerksungsregeln beziehungsweise des Fußnotensystems angeführt werden oder die Veränderungen des Briefgeheimnisses, der Wandel der Herrschafts- und Volksmedien, die ersten Medienskandale durch die Entstehung der Presse und so weiter.

Mit der Absicht „den vngelernten die kunst gemein (zu) machen“ (LIBAVIUS 1602 zitiert nach GIESECKE 1997, S. 301) kommt es vermehrt zu Veröffentlichungen handwerklicher Prozesse und Arbeitsschritte. Diese Publikationen werden zwar zunächst kritisiert, indem den Autoren vorgeworfen wird, dass man durch eine Offenlegung des ursprünglich geheimen beziehungsweise geschlossenen Handwerkerwissens „den Sewen die Perlen vorwerffen“ (LIBAVIUS 1602 zitiert nach GIESECKE 1997, S. 301) würde, doch verändert sich die Sichtweise allmählich und zieht wiederum Kritik auf sich:¹¹

„Mißgönnt haben uns die Alten die Wohlthat ihrer Unterweisung, indem sie das, was sie gefunden hatten, uns nicht frei und offen, sondern mit so vielen Hüllen bedeckt, mitgeteilt haben, so daß es leichter wäre, jene Erkenntnisse aus der Natur der Dinge selbst zu ermitteln als aus deren Büchern.“ (VIVES 1990, S. 169)¹²

Die gedruckten Informationen müssen also mit dem Motiv der Geheimhaltung der Handwerkstechniken noch immer derart kryptisch sein, dass man nach Aussage

¹¹ Weiterhin führt GIESECKE noch einen Kommentar des LIBAVIUS zum Thema Öffnung an, den er in seinem 1597 veröffentlichten Werk äußert: Darin sagt er, dass es noch immer Zeitgenossen gäbe, die „es für etwas schimpfliches halten, daß gewisse Arkana in so eindeutigen Worten [...] öffentlich bekannt gegeben werden“ (GIESECKE 1994, 673; Hervorhebung im Original). LIBAVIUS selbst kann aber keine guten Gründe mehr für eine derartige Geheimhaltung finden: „Wenn sie es so wollen, mögen sie ihre Arkana für sich behalten, nur sollen sie wissen, daß sich die Sonne nicht verdunkelt und die Welt nicht schlechter leben wird, wenn auch weder sie selbst noch ihre Arkana jemals ans Licht hervorkriechen“ (ebd., 674; Hervorhebung im Original). Das einzige Gegenargument, das ihm schließlich doch noch in den Sinn kommt, negiert er jedoch zugleich: „Einen schlechten Gebrauch, so mögen sie sagen, werden Undankbare davon machen. Aber mach doch Du einen guten Gebrauch davon und vergrabe nichts. Es wäre doch nicht angegangen, Wein und Gold deshalb zu verbergen, weil sehr viele dies mißbrauchen würden.“ (ebd.). Die Arkana, Geheimnisse oder Weisheiten von denen LIBAVIUS spricht werden mit dem Druck offen gelegt. Informationen werden damit aus der individuellen oder Gruppensphäre heraus in die soziale Sphäre transponiert. Diese Formen der geschlossenen beziehungsweise Geheiminformationen fallen auch bereits aus seinem Verständnis der Wissenschaften heraus: „Um sie [wissenschaftliche Verfahren] erproben zu können müssen sie lange Zeit allgemein bekannt sein. Sie lassen sich folglich nicht zur Kunst rechnen, wenn sie geheim sind.“ Daran kann man absehen, dass sich schon knapp 150 Jahre nach Einführung des Drucks ein Mentalitätswandel der Gesellschaft ankündigt, der den Öffnungsprozess in den nächsten Jahrhunderten wesentlich vorantreiben wird.

¹² GIESECKE zitiert darüber hinaus auch AMBROISE PARÉ, einen Chirurgen, der betont, dass er sich nicht zu denen zugehörig sieht, „die aus der Kunst eine Kabala machen“ (ebd., 673; Hervorhebung im Original). Er beabsichtige vielmehr sein Wissen „freimütig an jedermann weitergeben“ (ebd.) zu wollen.

von VIVES auch auf sie verzichten könnte. VIVES kann also nicht nur als Kritiker dieser Praxis verstanden werden, sondern er steht offenbar auch für einen Mentalitätswandel. Die Weitergabe von Information über das Medium Buchdruck sollte demnach so offen gestaltet sein, dass diese auch nachvollzogen werden können. An diese Einsichten lässt sich mit den kritischen Reflexionen über den Öffnungsprozess durch JOSIAS L. GOSCH¹³ (2006) anschließen:

„Aeusserst viel verdanken wir wahrlich der Erfindung der Buchdruckerkunst. Durch sie sind wir in den Stand gesetzt worden uns die mühsamen Bildungen der grossen Geister für eine Kleinigkeit zu verschaffen. Mit der größten Gemächlichkeit können wir jetzt von ihnen lernen.“ (ebd., S. 158)

Hierin kommen gleich mehrere Aspekte der öffnenden Wirkung durch den modernen Buchdruck zur Sprache. Bücher gestatten eine langsame, wiederholbare und zeitlich flexible Rezeption. „Wie (sic!) können zu jeder Stunde, zu der wir wollen, uns unterrichten lassen.“ (ebd., S. 159).¹⁴ Darüber hinaus bieten Bücher nicht nur die Möglichkeit der Tradierung alter und ältester Informationen, sie sind inzwischen auch für einen vergleichsweise geringen Kostenaufwand zu bekommen. Gleichzeitig wird in dieser Anmerkung auch ein Schließungsmoment deutlich. Die Reduzierung der Preise für Printprodukte erlaubt nun eine größere Leserschaft. Die finanziellen Aufwände, die für eine Beschaffung und den Besitz von zum Beispiel Büchern notwendig sind können aber zugleich als Schließungsmechanismen verstanden werden, denn hohe Preise führen dazu, dass sich nur eine finanziell unabhängige Elite Printprodukte leisten kann. Erst mit den neuen Druck- und Papierherstellungsverfahren gelingt eine massenhafte Herstellung von Druckwerken, durch die die Preise sinken, wodurch es auch den unteren Schichten möglich wird sich mit Literatur zu versorgen.

¹³ Im Laufe der historischen Erörterungen zum Begriff „Öffentlichkeit“ (siehe Kapitel 2.4.1.) wird auch JUSTI (1760, S. 56 zitiert nach HÖLSCHER 1979, S. 156) angesprochen, der ähnlich wie GOSCH den Gedanken des freien Ideenaustausches als Bedingung der Freiheit des Denkens formuliert.

¹⁴ An dieser Stelle soll auch auf die Ausführungen von ANSELM V. FEUERBACH und IMMANUEL KANT aufmerksam gemacht werden, die, wie im Kapitel 2.4.1 vorgestellt, ebenfalls auf Aspekte informationeller Öffnung hinweisen.

Die mit GOSCH identifizierbaren Öffnungs- und Schließungsmechanismen können mit MAX WEBER ergänzt werden. Öffnung und Schließung werden von ihm in einem sozialen Zusammenhang verhandelt, wie folgendes Zitat zeigt:

„Eine soziale Beziehung (gleichviel ob Vergemeinschaftung oder Vergesellschaftung) soll nach außen »offen« heißen, wenn und insoweit die Teilnahme an dem an ihrem Sinngehalt orientierten gegenseitigen sozialen Handeln, welches sie konstituiert, nach ihren geltenden Ordnungen niemand verwehrt wird, der dazu tatsächlich in der Lage und geneigt ist. Dagegen nach außen »geschlossen« dann, insoweit und in dem Grade, als ihr Sinngehalt oder ihre geltenden Ordnungen die Teilnahme ausschließen oder beschränken oder an Bedingungen knüpfen.“ (WEBER 2006, S. 52)

Öffnung besteht also für WEBER in der uneingeschränkten Teilnahme am sozialen Handeln für alle die teilnehmen dürfen und wollen. Mit dem „dürfen“ ist jedoch sogleich ein Hinweis auf die Schließung gegeben, zu der es kommt wenn der Zweck oder geltende Regeln eine uneingeschränkte Partizipation verhindern oder die Teilnahme an Auflagen geknüpft ist. Regeln sind aber für WEBER nicht die einzigen Mechanismen, die zu Öffnung oder Schließung führen können. Er erkennt darüber hinaus auch „traditionell oder affektiv oder wert- oder zweckrational“ (ebd.) orientierte Motive. Traditionelle Schließungen beziehen sich beispielsweise auf Familienverbände, während affektiv motivierte Schließungen auf emotionalen Beziehungen beruhen. Eine Schließung, die aus wertrationalen Gründen vollzogen wird, betrifft beispielsweise Glaubensverbände und zweckrationale Schließungen lassen sich vor allem in ökonomischen Kontexten finden (ebd., S. 53). Für alle diese sozialen Akteursgruppen stellt WEBER auch einen Wechsel zwischen Öffnung und Schließung fest:

„So zum Beispiel bei den Zünften, den demokratischen Städten der Antike und des Mittelalters, deren Mitglieder zeitweise, im Interesse der Sicherung ihrer Chancen durch Macht, die möglichste Vermehrung, zu anderen Zeiten, im Interesse des Wertes ihres Monopols, Begrenzung der Mitgliedschaft erstrebten.“

Ebenso nicht selten bei Mönchsgemeinschaften und Sekten, die von religiöser Propaganda zur Abschließung im Interesse der Hochhaltung des ethischen Standards oder auch aus materiellen Gründen übergangen. Verbreitung des Marktes im Interesse vermehrten Umsatzes und monopolistische Begrenzung des Marktes stehen ähnlich nebeneinander. Sprachpropaganda findet sich heute als normale Folge der Verleger- und Schriftsteller-Interessen gegenüber den früher nicht seltenen ständisch geschlossenen und Geheimsprachen.“ (ebd., S. 54)

Dabei zeigt sich Information implizit als ständiger Begleiter: So waren, wie schon zuvor angesprochen, bestimmte Praxen der Handwerkskünste geheim. Die Verbreitung von Informationen über Herstellungsverfahren oder verwendete Materialien stand unter Strafe. Diese Geheimhaltung sorgte für eine Absicherung der Einkünfte und den Machterhalt. Ebenso hielten Religionsgemeinschaften ihre Informationen über religiöse Praktiken oder Widersprüche lange geheim. Erst mit dem Buchdruck finden vormals geheime Informationen ihr Weg in die Öffentlichkeit. Die von WEBER angesprochene Begrenzung von Mitgliederzahlen von Zünften hilft auch Informationen nicht zu breit zu streuen. Dabei kommt es, wie WEBER zu Recht deutlich macht, auch auf die Verwendung bestimmter Fachsprachen an, die ebenso die Informationsdistribution und -rezeption steuern können. Der Wechsel von Öffnung zu Schließung einer Gruppe sowohl nach außen als auch nach innen findet dabei über Regulation statt, die in unterschiedlichsten Abstufungen erfolgen kann.

„Zwischen einem vornehmen Klub, einer gegen Billet zugänglichen Theatervorstellung und einer auf Werbung ausgehenden Parteiversammlung, einem frei zugänglichen Gottesdienst, demjenigen einer Sekte und den Mysterien eines Geheimbundes bestehen alle denkbaren Übergänge.“ (ebd.).

Daran werden weitere Formen der Zugangskontrolle zu Informationen deutlich, die von monetären Faktoren bis zu Gruppenzugehörigkeit reichen können. Als Gründe für die Schließungen markiert WEBER (ebd., S. 55) einerseits den Erhalt von Qualität und in ihrer Folge des Prestiges, andererseits verringerte Chancen

im Wettbewerb um Ressourcen sowie eine Chancenabnahme im Wettbewerb um Erwerbspotentiale.

WEBERS Bestimmung von Öffnung und Schließung erscheint für diese Arbeit aus weiteren Gründen fruchtbar. Nicht nur erkennt er, dass relative Grade von Öffnung beziehungsweise Schließung, in Abhängigkeit der angewandten Regulierungen bestimmt werden können, sondern auch, dass Öffnungen beziehungsweise Schließungen sozialer Beziehungen sowohl nach innen auf bereits partizipierende Akteure als auch nach außen auf potentiell neu hinzukommende Akteure abzielen können. Die Bestimmung von Möglichkeitsbedingungen für Öffnungen und Schließungen reichen ebenfalls von Regeln, persönlichen Qualifikationen oder individuellen Motiven bis hin zu traditionellen, emotionalen sowie wert- oder zweckrationalen Motiven. Daraus ergeben sich bereits erste Hinweise auf Gründe für Öffnungen oder Schließungen, die, wie gezeigt wird, von politischen, religiösen, wissenschaftlichen, kulturellen oder auch medialen Akteuren vorgebracht werden. Weiterhin ist nach WEBER die Bestimmung von Öffnung, als uneingeschränktes Potential zum Beispiel zur sozialen Partizipation, anschlussfähig an aktuelle Öffnungsbestimmungen, wie sie von HABERMAS (1990) oder auch NEIDHARDT und GERHARDS¹⁵ (1994; 1998) vorgeschlagen werden.

HENRI-LOUIS BERGSON (1980) veröffentlichte im Jahr 1931 sein Werk „Les deux sources de la morale et de la religion“.¹⁶ In ihm äußert sich BERGSON unter anderem über seine gesellschaftstheoretischen Annahmen, die in dem Grundgedanken begründet sind, dass jede Gesellschaft „eine Gesamtheit freier Wesen“ (ebd., S. 5) ist. Damit die Gesellschaft, bestehend aus einer Vielzahl von Individuen, funktioniert, wird sie zusammengehalten von Verpflichtungen, die sich aus der Organisationsform der Einzelwesen ergeben. Diese Verpflichtungen wiederum erscheinen den Individuen als quasi naturgegebene Ordnung (ebd., 4f.).

¹⁵ Siehe Kapitel 2.4.2 und 2.4.4.

¹⁶ Im Deutschen 1932 unter dem Titel „Die beiden Quellen der Moral und der Religion“ erschienen.

Aus dieser Situation heraus bestimmt BERGSON die geschlossene Gesellschaft, die er an natürliche Instinktmotive zurückgebunden sieht: „Kurz, der soziale Instinkt, den wir auf dem Grunde der sozialen Verpflichtung entdeckt haben, zielt immer – denn der Instinkt ist verhältnismäßig unwandelbar – auf eine *geschlossene* Gesellschaft ab, mag sie auch noch so groß sein.“ (ebd., 27; Hervorhebung im Original)

Aus dieser biologischen Gebundenheit des Menschen ergibt sich ein nur biologisch determiniertes Verhalten des Menschen, dass dem von Bienen oder Ameisen gleicht (ebd., S. 24). Die offene Gesellschaft hingegen ist durch die Flexibilität und Intelligenz des Menschen geprägt, die es ihm erlauben, über seine biologischen Determinationen schöpferisch hinauszugehen – sie erscheinen als „Ausdruck einer kulturellen Leistung“ (ebd., S. 107). Dient die geschlossene Gesellschaft also der Stabilisierung des biologischen Wesens Mensch ist die offene Gesellschaft nach BERGSON (ebd., S. 23) für „jede[n] Fortschritt offen“.

Nach BERGSON (ebd., S. 25) wechseln sich Phasen relativer Öffnung mit schließenden Phasen ab, die jedoch nicht dazu führen, dass die Gesellschaften wieder in ihren Ursprungszustand zurückkehren, sondern die moralischen Innovationen in sich aufnehmen und als veränderte Strukturen fortexistieren. Die so gemachten Erfahrungen werden beispielsweise in Sitten und Gebräuchen, aber auch in der Sprache gespeichert und über die generationenübergreifende Kommunikation an die neuen Gesellschaftsmitglieder tradiert. Dieser Prozess führt dazu, dass die natürlichen Eigenschaften der geschlossenen Gesellschaften vermehrt durch sittliche Entwicklungen im Zivilisationsprozess überdeckt werden.

Aus dieser Bestimmung von Öffnung und Schließung beschreibt BERGSON (ebd., S. 27) die geschlossene Gesellschaft als eine, die sich auf Grundlage des Instinkts gegenüber anderen abschottet: „Denn zwischen der Nation (wie groß sie auch sei) und der Menschheit liegt der ganze Abstand des Begrenzten vom Unbegrenzten, des Geschlossenen vom Offenen.“ Weiter sagt BERGSON (ebd., S. 28) dazu:

„[...] aber noch heute lieben wir naturhaft und unmittelbar nur unsere Verwandten und unsere Mitbürger, während die Liebe zur Menschheit indirekt erworben ist. Zu jenen zieht es uns geradewegs, zur Menschheit gelangen wir nur auf einem Umwege; denn nur durch Gott hindurch, nur in Gott, kann die Religion den Menschen dazu bringen, das Menschengeschlecht zu lieben; ebenso wie die Philosophen nur durch die Vernunft hindurch, nur in der Vernunft, an der wir alle teilhaben, uns die Menschheit betrachten lehren, um uns die hohe Würde der menschlichen Person, das Recht aller auf Achtung zu zeigen.“

Für BERGSON lassen die Philosophen alle an ihrer Vernunft teilhaben. Auch wenn er sich nicht explizit dazu äußert, wie dies geschieht, so darf man vielleicht annehmen, dass er unter anderem gedruckte Werke meint, die einem unbekanntem und vielzahligen Publikum das Verständnis für die „Würde der menschlichen Person“ näher bringen. BERGSON ist daher für den Prozess informationeller Öffnung von Bedeutung. Er setzt die offene Gesellschaft direkt mit der schöpferischen Fähigkeit des Menschen in Verbindung. In sprachlichen sowie schriftlichen Informationen speichern Gesellschaften ihre Innovationen und kulturellen Errungenschaften und ermöglichen damit ihre Tradierung und Fortentwicklung in zukünftigen Generationen. Dafür, so kann angenommen werden, muss ein entsprechendes gesellschaftliches Bewusstsein existieren, das sich bereits bei GOSCH sowie bei BERGSON erkennen lässt. BERGSON, der die rationalistisch motivierten Philosophen auf eine Stufe mit denen stellt, die qua Erkenntnis durch Gott die Liebe zur Menschheit erlernen, ist wohl gerade durch seinen Bezug zu Gott für KARL R. POPPER (POPPER 2010, S. 12) ein weiterer Vertreter der orakelnden Philosophie, wie es auch PLATON, GEORG W. F. HEGEL oder auch KARL MARX sind. Ihre Philosophien untersucht er in seiner Arbeit „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“ (2003) mit dem Ziel, Historizismen nachzuweisen und Eigenschaften einer offenen Gesellschaft zu identifizieren und zu beschreiben.

In seinem Werk widmet POPPER den ersten Band fast vollständig der Aufarbeitung von PLATONS „Staat“. Dieser, so POPPER, beabsichtige die Einführung eines Klassensystems, nach dem jeder in seiner Klasse verbleiben solle, in die er „seiner

Natur nach“ gehöre. POPPER erkennt darin einen Rückfall hinter die Forderung nach Gleichberechtigung, die schon in der Grabrede des PERIKLES gestellt wurde (ebd., 114, 220ff.). Des Weiteren ist die Abfolge der unterschiedlichen Verfassungssysteme (Timokratie, Oligarchie, Demokratie und Tyrannei) für POPPER historizistisch. Mit der Tyrannei als Staatsform einer Klassengesellschaft, die nach PLATON von wenigen Weisen über viele Unwissende ausgeübt wird, in der Modifikationen oder Anpassungen der Staatsverfassung unmöglich werden, erkennt POPPER ein totalitäres Programm, das der offenen Gesellschaft entgegen steht. POPPER stellt sich daher die Frage: „Wie können wir politische Institutionen so organisieren, daß es schlechten oder inkompetenten Herrschern unmöglich ist, allzugroßen Schaden anzurichten?“ (ebd., S. 145).

In seiner Betrachtung von MARX erkennt POPPER (ebd., S. 124) die Absicht, die historischen Abfolgen der Gesellschaften nachzuzeichnen und zu erklären. Dabei ist Freiheit das ultimative Ziel der Menschen, die im dialektisch verlaufenden historischen Prozess verwirklicht wird. Für MARX bildet die ökonomische Situation die einzige Ausgangsposition aller gesellschaftlichen Veränderungsbewegungen, was nach POPPER jedoch einen Essentialismus darstellt. Aufgrund dieser Fehlannahme könnte nach POPPER die Prophezeiung von MARX für den Weg in eine klassenlose Gesellschaft nicht anerkannt werden.

POPPER kommt schließlich zu dem Ergebnis, dass es eigentlich nur zwei Herrschaftsformen gibt, die Diktatur, das heißt die geschlossene Gesellschaft und die Demokratie beziehungsweise die offene Gesellschaft, von denen sich letztere dadurch auszeichnet, dass es möglich ist, dass „die Herrscher – das heißt die Regierung – von den Beherrschten abgewählt werden, ohne daß es zu Ausschreitungen und zu Blutvergießen kommt.“ (ebd., S. 188)¹⁷ Wenn man aber die Wahl hat zwischen einer

¹⁷ Dabei bemerkt POPPER, dass Demokratie zwar die Herrschaft vom Volke bedeutet, doch auch in einer Demokratie nicht das Volk herrscht, sondern gewählte Regierungen. Gemäß dieser Definition wäre die DDR eine Demokratie gewesen. Doch waren die Wahlen eine Farce, da sie zwar

Regierung, die zwar fähig ist den Willen des Volkes zu berücksichtigen aber nicht ohne Blutvergießen abgesetzt werden kann und einer, die nur in begrenztem Maße für die Regierungstätigkeit geeignet ist, aber ohne Gewalteininsatz abwählbar wäre, dann entscheidet sich POPPER für letztere (KEUTH 2011, S. 295). Doch auch er erkennt, dass die Anwendung von Gewalt notwendig sein kann, entweder wenn es nicht möglich ist eine Regierung abzusetzen oder eine einmal installierte Demokratie von „innen oder außen“ (POPPER 2003, S. 178) in Gefahr ist.

Frühzeitig Gegenentwicklungen abzdämpfen ist jedoch Aufgabe des Staates: „Es ist zugleich die Aufgabe [des Staates], eine offene Gesellschaft aufzubauen; eine ganz neue, eine wandlungsfähige, eine lebendige Tradition, nur einer einzigen Autorität zu dienen: der des Rechts.“ (ebd., S. XII) Damit wird ein zentraler Aspekt der offenen Gesellschaft für POPPER angesprochen. Das Zivilrecht ist für ihn elementar zur Verwirklichung der persönlichen Freiheit und Ermöglichung des menschlichen Zusammenlebens ohne Gewalt (ebd., S. X). Für POPPER sind zivilisierte und ökonomisch komplexe Gesellschaften, insbesondere die mit einem freien Markt, nicht ohne ein Zivilrecht denkbar (ebd., S. XII). Er erweitert dieses Argument um die Forderungen nach „Institutionen“ und „Staatsorganen“, „Beamten“ und „Rechtsanwälten“, die frei sein müssen, damit sie selbständig und unabhängig für die Gerechtigkeit eintreten können (ebd.). Die Demokratie beurteilt POPPER also wie folgt:

„Als Ergebnis ihrer [der Arbeiter und Denker] Bemühungen (und des freien Marktes) ist die offene Gesellschaft des Westens meiner Meinung nach (und ich habe viel gesehen und gelesen) bei weitem die beste, die freieste, die fairste und die gerechteste Gesellschaft, die es jemals in der Geschichte der Menschheit gegeben hat.“ (ebd., S. X)

ihrem Anspruch nach Demokratie nach außen darstellen sollten, doch das Wahlsystem selbst manipuliert wurde, so dass die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) in allen Wahlen über 99 % der Stimmen errang. Dass die Auflösung der DDR jedoch nur aufgrund des Zusammenbruchs der Sowjetunion möglich war, macht nach HERBERT KEUTH (2011) eine Ergänzung der demokratietheoretischen Annahmen POPPERS nötig. Nach KEUTH (ebd., 294; Hervorhebungen im Original) muss die Möglichkeit zur Abwahl „in regelmäßigen Zeitabständen“ vollzogen werden können. Doch selbst

Die Leitmotive der offenen Gesellschaft sind also für POPPER die Prinzipien Freiheit, Frieden, Gerechtigkeit und Chancengleichheit.

„Die offenen Gesellschaften, in denen wir leben, sind die besten und die freiesten und die gerechtesten und die selbstkritischsten und die reformfreudigsten, die es jemals gegeben hat. [...] Diese offene Gesellschaft des Westens, die Frieden und Freiheit und Rechtssicherheit – volle Gleichheit vor dem Gesetz – so hoch bewertet, ist das Ergebnis weitreichender Revolutionen.“ (ebd., S. XIV)

Es muss jedoch kritisch festgehalten werden, dass diese Ideale durch die real existierende Form der offenen Gesellschaft zahlreich konterkariert werden. Die westliche Gesellschaft ist nicht friedlich.¹⁸ Gerechtigkeit und Chancengleichheit sind ebenso problematisch zu betrachten, da beispielsweise monetäre oder Bildungsressourcen nicht im gleichen Maße allen zukommen. Informationelle Öffnung existiert ebenso nur eingeschränkt. Mit POPPER kann also gezeigt werden, dass die Demokratie zwar theoretisch das Gesellschaftskonzept ist, das eine offene Gesellschaft ermöglicht, doch muß faktisch anerkannt werden, dass zum Beispiel politische oder wirtschaftliche Interessen der Idee einer offenen Gesellschaft entgegen stehen können.

Ähnlich sieht es auch HELMUT F. SPINNER (1978), der deutlich macht, dass es sich bei der offenen Gesellschaft nur um eine formale Beschreibung einer Gesellschaft handelt und nicht um eine wirkliche. Nach SPINNER übt die Methode der Kritik bei POPPER eine zentrale Funktion aus. Mittels Kritik soll es den existierenden demokratischen, also offenen Gesellschaften möglich sein sich selbst zu verbessern, das heißt „als Mittel der Erkenntnis- und Machtkontrolle, als Instrument der Fehlersuche und -korrektur, als sozialer Konfliktregulierungsmechanismus etc.“ (ebd., S. 181). Trotzdem ist SPINNER das Öffnungskonzept POPPERS nicht ausreichend, denn der „Zusammenhang zwischen Freiheit und Kritik, zwischen individuellem Entfaltungsspielraum

dieses Kriterium reicht für das Argument Wahl nicht aus. Sie müssen zudem unbeeinflusst durch die Herrschenden, das heißt frei und offen für die Ergebnisse vollzogen werden können.

¹⁸ Zahlreiche Kriege, wie z.B. der Vietnamkrieg, der Koreakrieg, der Falklandkrieg oder die Irakkriege haben in den vergangenen Jahrzehnten gezeigt, dass die westliche Gesellschaft durchaus zur Kriegsführung bereit ist.

und gesellschaftlicher Öffnung insbesondere, ist im bisherigen Verlauf der Menschheitsgeschichte wohl immer etwas vielschichtiger, komplexer und vor allem undeutlicher gewesen, als es die trügerische Klarheit übervereinfachter O/G-Konzeptionen suggeriert“ (ebd., S. 194). SPINNERS Forderung ist also ein Abrücken von der Idealvorstellung einer offenen Gesellschaft, die sich durch „Maximalkritik“ allmählich selbst perfektioniert, hin zu einer Orientierung auf die „Realmöglichkeiten von Alternativen, auf der die konkrete Freiheit von Individuen in der wirklichen Welt besteht [und die] eine Frage des Bestehens von *Optionen* [ist]. Eine *reale Alternative* ist eine solche die *gewählt* werden kann.“ (ebd., 199; Hervorhebungen im Original) Sein Öffnungspostulat orientiert sich dementsprechend an den zur Verfügung stehenden Optionen. Geschlossen bedeutet also „Alternativen-wahlunmöglich (das heißt Fehlen von wählbaren Alternativen); [und] Offen = Alternativen-wahlmöglich (im Sinne des Bestehens einer Option angesichts von mindestens zwei wählbaren Alternativen“ (ebd., S. 200). Für seine Forderung nach einer realoffenen Gesellschaft, fordert SPINNER also ein Hinausgehen über die Berücksichtigung von Individuen und Kritik, hin zu einer Öffnung, die auch „Strukturveränderungen“ einschließt (ebd., S. 532).

Darüber hinaus bezweifelt SPINNER die Annahme POPPERS, dass Freiheit, Zivilisierung und Öffnung notwendigerweise miteinander verbunden sind. Nach seiner Meinung gibt es dafür keine historischen Belege, die diese Hypothese stützten.

„Paradoxerweise scheinen kleinere Sozialwelten mit engerem räumlichen Horizont dem Individuum im allgemeinen (sic!) mehr Platz zu bieten und damit insgesamt größere Offenheit zu ermöglichen als große, buchstäblich weltoffene Gesellschaften, in denen die von Popper enthusiastisch gefeierte, aller Stammesbindungen ledige ‚Einheit der Menschheit‘ verwirklicht werden könnte, wenn darin Raum für diese große Idee wäre.“ (ebd., S. 535)

Geringzahlige und spatial begrenzte Gesellschaften besitzen für SPINNER also potentiell eine umfassendere Offenheit. Problematisch daran erscheint jedoch, dass er eine Antwort auf die Frage nach historischen Belegen aber ebenso schuldig bleibt.

Offen ist auch, was SPINNER unter „kleinere Sozialwelten“ versteht, bis wann eine dieser Welten klein ist, wo die Grenzen der räumlichen Ausbreitung liegen und warum diese offener sein sollen. Insofern bleibt sein Argument fragwürdig.

Wie schon bei BERGSON ist auch bei SPINNER eine Haltung festzustellen, die sich an der Wirklichkeit beziehungsweise an den Möglichkeiten der Herstellung einer offenen Gesellschaft orientiert. Öffnung erscheint somit als Möglichkeit in zweifacher Hinsicht: Denn eine Öffnung kann einerseits mit Blick auf die Auswahl von Alternativen bestehen und andererseits auf die Potentiale bezogen sein, die durch die gewählte Alternative vorliegen. Öffnung in dem bisherigen Verständnis kann aber auch eine Öffnung für Alternativen mit negativen Absichten bedeuten.

Ein anderes Konzept von Öffnung vertritt KARL JASPERS. Dabei muss jedoch gleich zu Beginn festgehalten werden, dass JASPERS mit seinem Konzept der existentiellen Kommunikation auf ein individuelles Bewusstwerden des Menschen im Zuge kommunikativen Austausches abzielt. Dieses steht im Folgenden nicht im Vordergrund, doch erscheint das von JASPERS betonte Prinzip einer Öffnung für kommunikative beziehungsweise informationelle Austauschprozesse zwischen Akteuren äußerst fruchtbar, weil es auf Formen, Regeln, Mängel, Abbruchgründe etc. offener Kommunikation eingeht.

Öffnung und Kommunikation stehen für JASPERS (1932, S. 64) in engem Bezug zueinander, denn Kommunikation mit anderen ermöglicht Selbstoffenbarung. Das heißt, Offenbaren durch kommunikativen Austausch ermöglicht die Erkenntnis des Ichs als Selbst. Dabei ist das Ich in einen historischen Zusammenhang eingebettet: „Für gegenständliches Denken kann freilich nur offenbar werden, was vorher ist.“ (ebd.) Das „entscheidende Bewußtsein möglicher Existenz“ (ebd.) ist Bedingung der Möglichkeit des existentiellen Offenbarwerdens, das heißt nicht nur dessen, was man als empirisches Wesen ist, sondern was man auch darüber hinaus noch ist. Bezieht man diese ersten Gedanken sogleich auf Kommunikation, ist davon auszugehen, dass kommunizierende Individuen durch ihren Austausch erkennen, welche

Aufgaben ihnen zukommen, welche Verantwortlichkeiten sich damit verbinden, welche Informationen benötigt werden, welche Risiken bestehen, welche Lösungen es für die Risiken gibt und so weiter.

Das Wirklichwerden wird von JASPERS als Prozess verstanden, der sich nur in der Interaktion mit anderen und nie allein ergibt und „[d]er Prozeß des Offenbarwerdens in der Kommunikation ist jener einzigartige Kampf, der als Kampf zugleich Liebe ist“ (ebd., S. 65). Liebe ist hier weniger in einem romantischen Sinne zu verstehen, denn eher als ein Besorgtsein oder ehrliches Interesse am Gegenüber, denn die Liebe prüft das Gesagte des Gesprächspartners, sie „stellt in Frage, macht schwer, fordert, ergreift aus möglicher Existenz die andere mögliche Existenz“ (ebd.). Dabei kommt es JASPERS (ebd.) auf „restlose Offenheit“ an, „um die Ausschaltung jeder Macht und Überlegenheit, um das Selbstsein des Anderen so gut wie um das eigene. In diesem Kampf wagen beide rückhaltlos sich zu zeigen und infragestellen zu lassen.“ Diese auch als totale oder vollständige bezeichnbare Öffnung der Kommunikation ist jedoch in der alltäglichen Kommunikation immer wieder eine Herausforderung. Doch nur in einer offenen Kommunikationskultur im Sinne JASPERS' können kritische oder problembehaftete Bereiche des täglichen Miteinanders erkannt, angesprochen und geklärt werden, um dieses Miteinander erfolgreich leben zu können.

Wie verläuft nun aber existentielle Kommunikation? Der erste Schritt besteht in einer Aussage durch einen Kommunikator A gegenüber einem Beobachter beziehungsweise Rezipienten B, der bemüht ist das Gesagte „im Ganzen der Idee“ (ebd., 77f.) zu verstehen. Darauf folgend tritt der Beobachter B in die Rolle des Kommunikators B und versucht das in der Idee Gesagte in die eigene geschichtliche Gegenwärtigkeit einzubinden. Nicht nur kann es dabei zu einer Ausnutzung des Verstehens durch den Kommunikator B kommen, es kann darüber hinaus auch ein Missverstehen deutlich werden, womit sich Kommunikator B in die Gefahr der Würdelosigkeit begibt, das heißt in die Gefahr „verachtet, verlacht, dann wieder ausgenutzt“ (ebd., S. 78) zu werden. Im Zuge der offenen Kommunikation und der

damit verbundenen Möglichkeit des Verlustes der Würde kommt es aber darauf an, den Fehler eben nicht ausnutzen, sondern ihn ernst nehmen und die Kommunikation so lange wiederholend fortzusetzen bis die Replik den Anforderungen des Kommunikators entspricht. Es ist gerade diese Form des respektvollen Umgangs, die Anerkennung der unterschiedlichen Wissensvoraussetzungen und Informationsbedarfe beziehungsweise der Grenzen der Informationsweitergabe, das heißt des offenen Austausches auf gleichem Niveau sowie die Bereitschaft eigene Entscheidungen kritisch durch andere reflektieren zu lassen, die vielfach als Herausforderungen oder potentielle Auslöser für Schließungsmechanismen zu beobachten sind.

Sollten Schließungen im Verlauf des Austausches irgendwann derart dominieren, kommt es zu einem Mangel an Kommunikation, der auch zu ihrem Abbruch führen kann (ebd., 73ff.). Einen Mangel erkennt JASPERS zum Beispiel im Schweigen, das in unterschiedlichen Formen auftreten kann: So kann geschwiegen werden, um etwas zu bewirken oder um das Gegenüber zum Sprechen zu veranlassen. Schweigen kann auch die Betonung einer bestimmten Absicht unterstreichen oder aus Mitleid erfolgen sowie nicht zuletzt Beziehungen beenden. Zugleich kann das Schweigen aber auch ein „offenbares Schweigen“ (ebd., S. 75) sein, ein unausgesprochenes Verstehen oder mit anderen Worten „Schweigen als diese Artikulation ist wie eigentliches Sprechen“ (ebd.). Schweigen beziehungsweise das nicht an- oder aussprechen bestimmter Themen sorgt immer wieder für Probleme, genauso wie das unbedingte Festhalten an Standpunkten.

Kommunikation sollte nach JASPERS ohne vorhergehende Bedingungen und unter der Prämisse „grenzenloser Standpunktsverschieblichkeit“ (ebd., S. 77) erfolgen, da es andernfalls statt zu einem Offenbarwerden zu einer Verteidigung von Fixierungen kommt. An der sich durch die Kommunikation neu ergebenden Festigkeit darf jedoch nicht festgehalten werden. Denn gerade zu diesem Zeitpunkt, wo eine Würdelosigkeit eintritt, weil man in seiner Unbiegsamkeit hinterfragt wird und erkennen muss, dass man seine Unbiegsamkeit nicht weiter aufrecht erhalten kann kommt es zu

einer Niederlage, die eine neue Verwirklichung des Selbst erlaubt (ebd.). Gerade die Fixierung eigener Standpunkte macht es häufig zum Problem neue Perspektiven einzunehmen und veränderte Situationen neu zu beurteilen.

Sind die Schließungen derart stark, können sie auch zu einem Versiegen der Kommunikation beziehungsweise zu ihrem Abbruch führen. Der Abbruch der Kommunikation kann sowohl nur eine Person betreffen als auch einen generellen Abbruch bedeuten (ebd., S. 85). Die Motive für den Abbruch der Kommunikation können verschiedenartig sein: So kann zum Beispiel die Angst „vor dem Andern offenbar“ (ebd., S. 82) zu werden oder der „Widerstand des Eigendaseins“ zu einem vorzeitigen Abbruch führen (ebd., S. 83). Weitere Abbruchgründe können nach JASPERS (ebd., 88ff.) sein:

1. man beharrt auf seiner Position beziehungsweise seinem Ich- beziehungsweise So-sein;
2. man lässt nur die eigene Deutungsweise oder Begründungsweise zum Beispiel in Entscheidungssituationen als die einzig Richtige gelten;
3. man vermeidet durch die Vorgabe des Nichtwissens eine Aussage;
4. man berät sich derart langwierig, was aber schon von vornherein zu keiner Entscheidung führt;
5. man setzt die Autorität des Gesprächspartners herab;
6. man täuscht einen Zusammenbruchs der eigenen Person bei Fortsetzung der Kommunikation vor oder
7. man gibt die Verletzung des Stolzes, der Ehre und / oder Würde vor.

Als Situationen kommunikativen Austausches markiert JASPERS (ebd., S. 92) zum Beispiel das Verhältnis von Herr und Knecht, den geselligen Umgang, die Diskussion sowie den politischen Umgang. Das Verhältnis von Herr und Knecht beruht auf einer Niveauungleichheit der Sprecher, die aus unterschiedlichsten Ursprüngen

stammen kann. So kann der Dienstrang für ein Über- und Unterordnungsverhältnis verantwortlich sein. Denkbar sind auch ökonomische, politische sowie individuen-spezifische Differenzen wie das Alter, die Bildung oder Erfahrungen. Nicht zuletzt können auch organisationsspezifische beziehungsweise akteursspezifische Interessen zu Niveauunterschieden führen. In offener Kommunikation sollten sich die Kommunikationspartner aber als gleichberechtigte Sprecher verstehen; Anmerkungen, Sorgen oder andere Ausdrucksweisen sind in einer Diskurssituation von den Gesprächspartnern unbedingt ernst zu nehmen und zu hinterfragen, was bedeutet, dass sich die Beteiligten respektvoll begegnen müssen, um eine bestmögliche Verständigungssituation zu generieren. Nicht zuletzt ist eine weitere Konsequenz hieraus die Bereitschaft zu zeigen, Verantwortung übernehmen zu wollen.

Etwas anders verhält es sich mit der offenen Kommunikation in politischen Kontexten. Der politische Umgang ist von Zielen bestimmt, die die Kommunikatoren jeweils einzeln oder gemeinsam verfolgen. Dabei versuchen sie die Willensentscheidung ihres Gegenübers derart zu beeinflussen, dass er entweder die eigenen Absichten unterstützt oder die Wirkungen seiner Handlungen zurückgedrängt werden, so dass die Erreichung der eigenen Ziele möglich bleibt (ebd., S. 102). Während in der existentiellen Kommunikation Lüge und Machtausübung vermieden werden, sind sie integraler Bestandteil der politischen Kommunikation (ebd., S. 103). Weiterhin gibt es beim politischen Kampf Zuschauer beziehungsweise die öffentliche Meinung als beeinflussende und zu berücksichtigende Faktoren. Und da langfristig nicht nur mit Gewalt und Brutalität regiert werden kann, wird „in den politischen Argumentationen appelliert an das, was man allgemein für gültig hält, an das Selbstverständliche, Gehörige, Anständige, Moralische, wie es jedermann eingänglich ist“ (ebd., S. 104). Diese Form des politischen Umgangs gestattet keine existentielle Kommunikation beziehungsweise rät JASPERS davon ab, wenn er sagt: „man soll nicht wesentlich werden, wenn es um Politik geht“ (ebd.). Somit erscheint es aber verführerisch, diese Art der Kommunikation auf den Alltag anzuwenden, da es ein

ruhiges beziehungsweise wenig herausforderndes Zusammenleben ermöglicht, „in dem nichts offen zu wirklicher Entscheidung gebracht wird“ (ebd.).

Es scheint bis hier, dass das Konzept offener Kommunikation nach JASPERS mit seinen Regeln, Mechanismen, Formen und Mängeln und seine Anwendung auf kommunikative Zusammenhänge eine fruchtbare Basis für die Analyse einer Öffnung von Kommunikationsstrukturen und -prozessen bietet. Auch wenn diese in dieser Arbeit nicht im Vordergrund stehen, so lässt sich aber die grundsätzliche Einstellung zur Öffnung, wie sie JASPERS beschreibt auch bei den aktuellen Akteuren der Open-Phänomene finden.

Einer der Akteure, der zur Geistesgeschichte informationeller Öffnung beiträgt, ist RICHARD STALLMAN. Nach MARKOS THEMELIDIS (2004, S. 142) bezeichnet STALLMAN im Kontext seiner Free-Software-Foundation¹⁹ die Befreiung der Information und damit der Gesellschaft als einen „subversiven Hack, um die Gesellschaft auf eine clevere Art und Weise zu etwas Besserem zu machen“. Der von STALLMAN verwendete Freiheitsbegriff ist nicht gleichbedeutend mit „frei“ im Sinne von „kostenlos“, sondern bezieht sich auf einen ideologisch-normativ aufgeladenen Freiheitsbegriff. Sehr viel konkreter bedeutet dies:

„The freedom to run the program, for any purpose (freedom 0).

The freedom to study how the program works, and change it to make it do what you wish (freedom 1). Access to the source code is a precondition for this.

The freedom to redistribute copies so you can help your neighbor (freedom 2).

The freedom to distribute copies of your modified versions to others (freedom 3). By doing this you can give the whole community a chance to benefit from your changes. Access to the source code is a precondition for this.“ (STALLMAN 2010a, S. 3)

Bei der genaueren Betrachtung wird klar, dass sich der Informationsbegriff STALLMANS auf Softwarecode bezieht und damit auf Information, wie sie unter anderem

¹⁹ Zum Konzept der Freien Software siehe auch VOLKER GRASSMUCK (2004).

auch von BERGSON hervorgehoben wurde, da sie durch die schöpferische Fähigkeit des Menschen erzeugt wurden.²⁰ Die Nutzung von Softwarecode als Information soll nach STALLMAN frei sein beziehungsweise ohne Einschränkungen erfolgen, was auch nicht in Widerspruch mit der ökonomischen Nutzung von Software steht. Diese kann und soll auch kommerziell genutzt werden können, zum Beispiel durch den Verkauf von Kopien oder Beratung zur Nutzung. Doch darf die wirtschaftliche Nutzung für ihn nie mit den oben genannten Freiheiten konfliktieren (ebd., 4f.).

„What does society need? It needs information that is truly available to its citizens – for example, programs that people can read, fix, adapt, and improve, not just operate. But what software owners typically deliver is a black box that we can't study or change.“ (STALLMAN 2010b, S. 40)

Während er beispielsweise verdeutlicht, dass Kopierschutzrechte ein Vermächtnis der Druckerpresse sind, die aber den Leser nicht davon abhielten, ein Buch zu lesen und nutzen, halten Kopierschutzrechte bezogen auf Softwarecode die Nutzer sehr wohl davon ab, diese auf ihre Bedürfnisse anzupassen (ebd., S. 37).

Dieses Verständnis beziehungsweise diese Sichtweise wird jedoch nicht von allen Vertretern der Hacker²¹-Community unterstützt, weshalb mit der Entwicklung von „Linux“ und dem „Netscape“-Browser ab Mitte der 1990er das Open-Source-Movement entsteht. Der Begriff „Open-Source“ selbst wird erst 1998 entwickelt. Heute fällt eine eindeutige Unterscheidung zwischen der Free-Software-Bewegung und der Open-Source-Bewegung zunehmend schwerer – es wird darauf zurückzukommen sein. Es zeigt sich aber, dass der Beginn einer Öffnungsidee weiter zurückreicht als die häufig aufgezeigten Verweise.

Rückblickend auf dieses Kapitel sprach also schon PLATONS SOKRATES von der Möglichkeit des Transportes des Mediums Schrift und der damit möglichen offenen

²⁰ Die Diversität des Verständnisses von Informationen, die offengelegt werden soll macht es notwendig, sich eingehender mit dem Informationsbegriff zu beschäftigen (siehe Kapitel 2.3).

²¹ Zum Begriff „Hacker“ und weiteren Genrebegriffen siehe Kapitel 6.8.4.

Weitergabe von Informationen. Diese Beobachtung hielt sich über die Antike und das Mittelalter, wie exemplarisch an den Aussagen zur Visierkunst STROMERS vorgeführt wurde. Nicht zuletzt fordern LIBAVIUS in der Neuzeit oder auch GOSCH zur Zeit der Aufklärung einen offenen Austausch von Informationen, den das nun neue Medium Buchdruck weiter fördert. Mit einem sozialwissenschaftlichen Blick erkennen des Weiteren WEBER und BERGSON gesellschaftliche Öffnungen und Schließungen, die über den Zugang beziehungsweise die Nutzung von Medien oder Informationen entscheiden können. Die flexible, das heißt mal offenere mal geschlossenerere Gesellschaft nutzt neben Sitten und Gebräuchen Medien wie Sprache oder Schrift, um mit den nachfolgenden Generationen in eine kommunikative Beziehung einzutreten und diese über ihre Erfahrungen informieren zu können. Für POPPER besteht eine Öffnung in der Freiheit, Gerechtigkeit und Chancengleichheit im Frieden, was etwas wie eine informationelle Freiheit einschließt. Ohne einen uneingeschränkten Zugriff auf Informationen beziehungsweise ihre Disponibilisierung ist keine freiheitliche Demokratie oder offene Gesellschaft möglich. Hieran lassen sich die Aussagen JASPERS' anschließen, der zwar für eine offene Kommunikation eintritt, aber auch ihre Grenzen erkennt und aufzeigt. Grenzen informationeller Offenheit sind auch für STALLMAN ein Thema, wenn er zum Beispiel ökonomische oder rechtliche Aspekte anführt, mit denen Freie Software konfrontiert ist. So zeigen sich in der Rückschau von PLATON bis STALLMAN ganz verschiedene Öffnungskonzepte, die immer auch eine informationelle Öffnung inhärieren und ohne die technische, soziale oder ökonomische Öffnungen nicht möglich wären. Ebenso lassen sich Verweise aus der Zensurgeschichte oder damit in Verbindung stehend der Entwicklung der Rede- und Meinungsfreiheit beziehungsweise Pressefreiheit aufzeigen.²² Diese kurze Einleitung in die Ideengeschichte des Öffnungsprozesses soll als erste Hintergrundfolie dienen, die nun folgenden theoretischen Erörterungen besser einordnen zu können. Dabei werden Grundlegungen zu einer Theorie des Öffnungsprozesses vorgeschlagen,

²² Siehe Kapitel 4.2.2.

die sich unter anderem entlang eines Verständnisses komplexer Systeme sowie an konstruktivistischen Annahmen orientiert.

Kapitel 2

Begriffe und Konzepte im Kontext dieser Arbeit

Die ersten Kapitel dieser Arbeit haben die Aufgabe die theoretischen Vorannahmen und Grundlagen sowie die zu verwendenden Begriffe zu explizieren und bestimmen. Eine dieser theoretischen Grundlagen ist der Metaprozess der Mediatisierung. Darüber hinaus wird auf die Begriffe „Medium“, „Information“ und „Öffentlichkeit“ eingegangen, bevor es zu einem ersten Definitionsversuch von „Öffnung“ und „informationeller Öffnung“ kommt. Im weiteren Verlauf sollen daraus abgeleitet die beobachtbaren Prozesse beziehungsweise Bestandteile des Prozesses informationeller Öffnung ausgeführt werden, um diese in der sich anschließenden historiographischen Arbeit zu untersuchen.

2.1 Mediatisierung

Der in dieser Arbeit behandelte Prozess informationeller Öffnung ist ein direkter Effekt des Metaprozesses Mediatisierung²³. Die zentrale Stellung von Medien²⁴ im Alltag der Menschen, angefangen bei sprachlich, textlich oder bildlich vermittelten Informationen²⁵ macht ihn gleichzeitig zu einer Schnittstelle zu weiteren gesellschaftlichen Metaprozessen, wie zum Beispiel der Globalisierung, Zivilisierung, Urbanisierung, Alphabetisierung, Individualisierung, Demokratisierung, Säkularisierung, Technisierung, Industrialisierung oder Ökonomisierung, auf die er wirkt und die wiederum Einfluss auf ihn haben. Wie sich diese reziproke Wirkweise auf der Makroebene ausgestaltet, soll im Folgenden näher ausgeführt werden.

Wenn oben gesagt wird, ein Prozess informationeller Öffnung sei ein Ergebnis des Metaprozesses Mediatisierung, ist zunächst zu klären, was „Mediatisierung“ bedeutet. Beschreibungen von Mediatisierung legen sowohl dar, wie sich Medien und Kommunikation entwickeln als auch, welche Folgen für Gesellschaft, Kultur, die Identität des Menschen und sein Zusammenleben mit anderen, kurz: welche Folgen „des sozialen und kulturellen Wandels“ (KROTZ 2007, S. 12) daraus entstehen.

Der Prozess der Medienentwicklung resultiert in einer immer komplexeren Medienwirklichkeit, die sich an der Ausdifferenzierung medialer Kommunikation zeigt.

²³ „Mediatisierung“ und „Medialisierung“ sind häufig synonym verwendete Begriffe für das gleiche Phänomen, die Veränderung gesellschaftlicher (Kommunikations-)Prozesse und Strukturen aufgrund ihrer Durchdringung mit Medien. Neben der häufigen Gleichbedeutung gibt es auch Argumente gegen eine Verwendung des Begriffes „Mediatisierung“, da er bereits mit einer festen Bedeutung in der Geschichtswissenschaft sowie Soziologie besetzt ist. Daher trifft man auch auf Vorschläge nur einen der Begriffe zu verwenden, wenn man beispielsweise SCHULZ (2004), DONGES (2005) oder STÖBER (2008) folgt. STEINMAURER (2003) beispielsweise versucht sogar eine gleichzeitige Nutzung der Begriffe vorzuschlagen, wenn er von „Mediatisierung“ als Indikator für eine zunehmende Vernetzung der Medien spricht und von „Medialisierung“ als die zunehmende Durchdringung der Gesellschaft mit medialen Inhalten. Aus Gründen der Anschließbarkeit und Verständlichkeit im internationalen Kontext, in dem von „mediatization“ gesprochen wird, soll in dieser Arbeit ebenfalls der Begriff „Mediatisierung“ Verwendung finden.

²⁴ Zum Begriff „Medien“ siehe Kapitel 2.2.

²⁵ „Vermittelt“ ist nicht im Sinne einer Eins-zu-Eins-Übertragung zu verstehen. Zur Konstruktion von Information siehe Kapitel 2.3. Zum Begriff „Information“ selbst siehe Kapitel 3.1.

Kommunikation wird dabei in drei unterschiedlichen Bereichen angesiedelt: Der erste Bereich bezieht sich auf zwischenmenschliche Kommunikation zwischen sich gegenüber stehenden Gesprächspartnern, die im Prozess der Mediatisierung zu einer verstärkt technisch ausdifferenzierten Form (Brief, Telefon, Chat) der mündlich erfolgenden Kommunikation wird (ebd., S. 58). Kommunikation findet zweitens aber auch zunehmend zwischen Menschen und Maschinen statt, weshalb FRIEDRICH KROTZ von „interaktive[r] Kommunikation“ (ebd., S. 92) spricht. Navigationssysteme, Fehlermeldungen auf einem Computer oder auch die kommunikativen Elemente eines Tamagotchi (ebd., 151f.) sind Beispiele dafür. Schließlich benennt KROTZ die massenmediale Kommunikation mit allgemein adressierten Inhalten über Bücher, Radio oder Fernsehen als dritten Bereich (ebd., S. 202).

Die Untersuchung des Mediatisierungsprozesses kann für KROTZ (ebd., S. 38) nur sinnvoll durch den Einbezug sozialer Mikro-, Meso- und Makroebenen erfolgen. Auf der Makroebene haben Medien ganze Gesellschaften und Kulturen tiefgreifend durchdrungen und verändert. Mediatisierung hat aber auch entscheidenden Einfluss auf die Gestaltung von Institutionen und Organisationen, also auf Strukturen der Mesoebene gehabt, sowie auf die kommunikative Praxis von Individuen auf der Mikroebene. Deutlich wird daran, dass der Prozess der Mediatisierung erst aus einer historischen Perspektive wirklich deutlich hervortritt, die zudem soziale und kulturelle Entwicklungen berücksichtigt (ebd., S. 39).

Damit sind bereits zentrale Beobachtungskriterien benannt: Einerseits ist der Prozess informationeller Öffnung entsprechend dem der Mediatisierung nur über lange historische Zeitverläufe zu erkennen und andererseits nur durch den Einbezug eines soziologischen Verständnisses, das eine Handhabung der Mikro-Makro-Problematik verspricht. Offen ist aber noch die Fragestellung, die es hier zu untersuchen gilt: Nach KROTZ (ebd., S. 59) drückt sich das zentrale Anliegen der Mediatisierungsforschung in der Frage aus, „wie sich Kommunikation und damit die Konstruktion von Alltag und sozialen Beziehungen, von Kultur und Gesellschaft verändern, wenn sich gesell-

schaftlich vorherrschende Formen von Kommunikation verändern“. Entsprechend kann diese Fragestellung auch als Hintergrundfolie für die hier vorgenommene Analyse verstanden werden. Es geht einerseits um die Überprüfung der von KROTZ aus der Mediatisierung abgeleiteten Hypothese, dass es zu einer „Zunahme von [...] Medien, Medienangeboten und Medienfunktionen“ (ebd., S. 33) kommt, die unter anderem zu unterschiedlichen rezeptionalen, sozialen und kommunikativen Folgen führt. Eine dieser Folgen soll hier unter dem Schlagwort der „informationellen Öffnung“ verhandelt werden. Orientiert man sich also an den zuvor identifizierten Kriterien, wäre ein Prozess informationeller Öffnung als Effekt der Mediatisierung in die Reihe der bereits oben genannten Metaprozesse zu integrieren. Zunächst gilt es aber zu fragen, was unter „Medium“ verstanden werden kann.

2.2 Medium

Die Wurzeln des Medienbegriffs reichen wie die vieler anderer Begriffe bis zu den Griechen zurück. „Méson“ (= „Medium“) bezeichnet etwas „Vermittelndes“ (LESCHKE 2007, S. 219) sowie „das in der Mitte Befindliche, aber auch Zwischenraum, Unterschied und Vermittlung, weiterhin Gemeinwohl und Öffentlichkeit“ (SCHULTE-SASSE (2002) nach THOLEN (2005, S. 153)).²⁶ Allgemeinsprachlich und eher technisch orientiert ist ein Medium eine Entität, die Sinn oder Informationen vermittelt, also etwa das Buch, das Fernsehen oder die Zeitung. Diese Verständnisse verweisen bereits auf die Vieldeutigkeit des Medienbegriffs. Noch deutlicher wird dies beispielsweise an der von KLAUS MERTEN (1999, 133; Hervorhebungen im Original) vorgenommenen Auflistung weiterer Eigenschaften des Begriffes:

„Ein Medium kann sein 1) Träger von Information, 2) Überträger, 3) Endprodukt, 4) Vehikel, 5) (Technisches) Instrument zur Verbreitung von Kommunikation,

²⁶ Zur Geschichte des Medienbegriffes kann zudem STEFAN HOFFMANN (2002) zu Rate gezogen werden, der diese in seiner Dissertation aus unterschiedlichster Perspektive beleuchtet.

6) Mittel, vermittelndes Element, 7) Träger physikalischer oder chemischer Vorgänge, 8) okkultistisch: mit Geistern in Verbindung tretende Person, 9) *grammatikalisch*: (griech.: *μαξέστραη*) Reziprozität anzeigend (*miteinander* kämpfen, sprechen), 10) *physikalisch*: ein den Raum kontinuierlich erfüllendes Mittel im Sinne der Vermittlung von Wirkungen.“

Die Mehrdeutigkeit des Begriffs führt zu einer uneinheitlichen Verwendung, was kritisch zu beurteilen ist.²⁷ Die folgenden Darstellungen einiger Medienbegriffe²⁸ sollen nicht nur die Bandbreite der vielfältigen Bedeutungszuschreibungen vorführen, sondern auch auf Elemente aufmerksam machen, die für das Verständnis von Medien in dieser Arbeit von Bedeutung sind.

Als erster Medienbegriff soll der von NIKLAS LUHMANN²⁹ entwickelte diskutiert werden, der wiederum an die Arbeiten von TALCOTT PARSONS anschließt. Interessant erscheint LUHMANN, weil er die für diese Arbeit ebenfalls zentralen Begriffe, „Kommunikation“³⁰ und „Information“ verwendet. Wie geeignet jedoch LUHMANNS Konzept ist, muss am Ende der Diskussion entschieden werden.

²⁷ Als Kritiker können zum Beispiel MATTHIAS VOGEL (2001) oder GEORG C. THOLEN (2002) genannt werden. Ersterer warnt vor der Gefahr „substantieller Aushöhlung“ (VOGEL 2001, S. 133) und nachhaltigen Beschädigung der Medienwissenschaft durch die entgrenzte Verwendung des Medienbegriffs, zweiterer erkennt in den klassischen Medientheorien ebenfalls nur noch „Entgrenzung[en]“ der Bedeutung, die aus medienwissenschaftlicher Sicht nicht ernst zu nehmen sind. Ob man tatsächlich so weit gehen sollte, sie nicht ernst zu nehmen ist fraglich, denn auch die sehr weiten Begriffe von Medien von LUHMANN (2006) und McLUHAN (1992) beispielsweise weisen in ihren Bestimmungen noch immer auf substantielle Bestandteile der Medien hin.

²⁸ Betrachtet werden sollen die Medienbegriffe von FRIEDRICH KITTLER (1995, 1985) NIKLAS LUHMANN (2009, 1996, 1974, 2006), MARSHALL McLUHAN (1968, 1992), GEBHARD RUSCH (2002a, 2007, 2002b) und SIEGFRIED J. SCHMIDT (2008, 2002). Für weiterführende Erläuterungen zu den vorgestellten Medienbegriffen siehe STEFAN MÜNKER und ALEXANDER RÖSLER (2008) sowie DANIELA KLOCK und ANGELA SPAHR (2000) oder auch DIETER MERSCH (2006).

²⁹ LUHMANNS Systemtheorie und seine Konzepte werden in den folgenden Kapiteln immer wieder thematisiert. Um unnötige Redundanzen zu vermeiden, werden an einigen Begriffen Verweise auf weiterführende oder erklärende Ausführungen eingefügt. Dies soll dazu beitragen, dass die zum Teil voraussetzungsreichen beziehungsweise dichten Wiedergaben dennoch verständlich bleiben.

³⁰ Kommunikation besteht aus einer dreischrittigen Selektion von Information, Mitteilung und Verstehen. Verstehen wird dabei nicht von einem Menschen oder psychischen System geleistet, sondern von Kommunikation – Kommunikation kommuniziert bei LUHMANN. Verstehen als Teil der Kommunikation zeigt in der Anschlusskommunikation, was wie verstanden wurde. An diesem Kommunikationsbegriff zeigt sich LUHMANNS autopoietisches Verständnis von Kommunikation, Gesellschaft beziehungsweise sozialem System, das auf einer Isomorphie von sozialer und biologischer Theorie aufruht.

Für LUHMANN ist die heutige Gesellschaft eine funktional differenzierte Gesellschaft, deren Teilsysteme mit unterschiedlichen Medien operieren (LUHMANN 1974, S. 236).³¹ Dabei ist LUHMANNs Medienbegriff stark differenziert: So unterscheidet er ein allgemeines oder Universalmedium „Sinn“ von Kommunikations-, Verbreitungs- oder Massenmedien und von symbolisch generalisierten Kommunikations- oder Erfolgsmedien.³² Schon hieran wird deutlich, dass LUHMANN mit einem ganz anderen Medienbegriff arbeitet, als er in der Medien- und Kommunikationswissenschaft üblich ist. Das Funktionssystem der Verbreitungs- oder Massenmedien bestimmt er wie folgt:

„Der Grundgedanke ist, daß erst die maschinelle Herstellung eines Produktes als Träger der Kommunikation – aber nicht schon Schrift als solche – zur Ausdifferenzierung eines besonderen Systems der Massenmedien geführt hat. Die Verbreitungstechnologie vertritt hier gleichsam das, was für die Ausdifferenzierung der Wirtschaft durch das Medium Geld geleistet wird: Sie kon-

Damit einher geht der Ausschluss des Individuums aus dem sozialen System. Dies wird deutlich, wenn er sagt: „Wir behandeln soziale Systeme, nicht psychische Systeme. Wir gehen davon aus, daß die sozialen Systeme nicht aus psychischen Systemen, geschweige denn aus leibhaftigen Menschen bestehen.“ (LUHMANN 1987, S. 346). HEJL (2008) merkt jedoch kritisch an, dass LUHMANN nicht berücksichtigt, dass immer ein kognitives System (zum Beispiel ein beobachtender Wissenschaftler oder ein das soziale System mitkonstituierendes Individuum) notwendig ist, für das die Handlung oder Kommunikation etwas bedeutet und daraufhin eine Anschlusshandlung vollzieht und / oder etwas darüber aussagt. Ignoriert man dies, erfüllt eine konstruktivistische Systemtheorie nicht die an sie gestellte Forderung, dass die zu erklärenden Phänomene aus den Interaktionen der Systemkomponenten entstehen.

³¹ Vor der funktional differenzierten gibt es für LUHMANN die segmentäre Gesellschaft, die nach Zentrum und Peripherie unterschieden wird sowie die stratifikatorisch differenzierten Gesellschaften. Mit segmentären Gesellschaften sind Stammeskulturen gemeint, in denen Gruppen immer gleiche Funktionen erfüllen. So können zum Beispiel in den antiken Kulturen Zentrum und Peripherie deutlich unterschieden werden. Die stratifikatorische Differenzierung liegt beispielsweise in den europäisch-mittelalterlichen, hierarchisch gegliederten Gesellschaften vor, in denen die Stände jeweils eigene Funktionen besitzen. Aus ihnen sind die heutigen funktionalen Gesellschaften hervorgegangen.

³² Um unterscheiden zu können, was zu einem System gehört und was nicht, verwenden die Systeme symbolisch generalisierte Kommunikations- oder Erfolgsmedien: Wirtschaft beispielsweise operiert mit den Medien „Geld“ und „Eigentum“; die Systeme Politik und Recht mit dem Medium „Macht“; mit „Wahrheit“ operiert das System Wissenschaft, während Religion mit „Moral“ als Medium operiert (LUHMANN 2006, S. 229). Diese Medien ermöglichen die Unterscheidung mit einer sogenannten Leitdifferenz beziehungsweise binären Codierung. Für das System Wissenschaft ist diese Leitdifferenz entsprechend des Mediums Wahrheit: wahr / unwahr; für das System Wirtschaft ist es die Binärcodierung: gezahlt / nicht gezahlt. Das System der Massenmedien operiert mit der Codierung von Information /

stituiert selber nur ein Medium, das Formenbildungen ermöglicht, die dann, anders als das Medium selbst, die kommunikativen Operationen bilden, die die Ausdifferenzierung und die operative Schließung des Systems ermöglichen. Entscheidend ist auf alle Fälle: *daß keine Interaktion unter Anwesenden zwischen Sender und Empfängern stattfinden kann.*“ (LUHMANN 1996, 11; Hervorhebungen im Original)

Die Verbreitungsmedien konstituieren also die Medien, die wiederum die Formenbildung ermöglichen. Offen bleibt an dieser Stelle jedoch, wie diese Formenbildung vollzogen wird, wie aus den technischen Verbreitungsmedien Formen werden, die im Weiteren unabhängig vom „Medium selbst“ operieren sollen.

Geht man zunächst darüber hinweg gestatten die Verbreitungsmedien, was den anderen Funktionssystemen unmöglich geworden ist: die Beobachtung beziehungsweise mediale Konstruktion der Gesellschaft in ihrer Ganzheit. Unter dem hier vorgestellten Begriff „Verbreitungsmedien“ subsumiert LUHMANN (ebd., S. 33) zum Beispiel Sprache, Schrift, Buchdruck und elektronische Medien. Zentrale Spezifik der Verbreitungsmedien ist, dass ihre „Produkte in großer Zahl mit noch unbestimmten Adressaten“ (ebd., S. 10) verbreitet werden.

Sprache besitzt in der Medienkonzeption LUHMANNs eine Sonderstellung und dient als akustisches Verbreitungsmedium der Kommunikation.³³ Sie erlaubt damit die Unterscheidung von „Information“ und „Mitteilung“ beziehungsweise von Sinn

Nichtinformation. Den symbolisch generalisierten Kommunikations- beziehungsweise Erfolgsmedien kommt die Funktion zu, Anschlussmöglichkeiten an die Kommunikation eines Systems zu bieten.

³³ Wie bereits beschrieben, bildet „Kommunikation“ die konstitutive Grundlage der Gesellschaft nach LUHMANN. Dabei kommuniziert Kommunikation, denn nur Kommunikation schließt an bestimmte vorangegangene Kommunikation an, die unabhängig von Menschen und ihren Gedanken, Emotionen, Einstellungen, Wünschen etc. ist. Kommunikation erzeugt nach LUHMANN (2009, S. 82) einen Unterschied und enthält dadurch Information, also zum Beispiel etwas Neues. Eine Kommunikation, die an eine vorangegangene Kommunikation anschließt, nimmt diese an oder lehnt sie ab. Damit ist aber unklar, was jeweils durch die Annahme implizit abgelehnt und was durch die Ablehnung implizit angenommen wurde. Hierin zeigt sich das „Re-Entry“: Das „Hineincopieren einer Unterscheidung als *dieselbe* in eine *andere*“ (ebd., 796; Hervorhebungen im Original). Ausbuchstabiert bedeutet dies, dass mit einer Unterscheidung zugleich erst die Bedingung der Möglichkeit einer Unterscheidung selbst geschaffen wird. Aus dieser jeweiligen Unbestimmtheit heraus ergibt sich das Medium „Sinn“, dass in jeder Kommunikation vorkommt. „Sinn“ und „Moral“ sind die Basis für alle anderen Erfolgsmedien, die aus Kombinationen von Sinn und Moral entstehen (ebd., S. 244).

und Laut und damit „Verstehen“. Sprache bietet für alle Aussagen sowohl eine Positiv- als auch eine Negativform und ermöglicht mit dieser Binär-Codierung unter allen Bedingungen die Fortsetzung der Kommunikation (LUHMANN 2009, S. 221).

Die Schrift dagegen ist ein auf den visuellen Sinn fokussiertes Medium, man könnte wohl auch sagen: Sie ist die Transponierung der Sprache auf einen anderen Sinn (ebd., S. 256) und auch sie operiert mit dem Dreischritt „Information“, „Mitteilung“ und „Verstehen“. Gerade die Selektion Verstehen kann aber durch die Schrift in spatial, temporal und systemisch differenten Kontexten vollzogen werden. Man könnte auch sagen: Die Verbreitungsmedien verhindern die Möglichkeit einer direkten Interaktion der Kommunikation. Dadurch wird ein Anschluss an schriftliche Kommunikation durch erneute schriftliche Kommunikation sowohl wahrscheinlicher als auch durch Ablehnung unwahrscheinlicher.

Die Ausdifferenzierung der Gesellschaft führt dazu, dass nur noch Spezialgedächtnisse der jeweiligen Funktionssysteme verfügbar sind. Den Massenmedien³⁴ kommt in diesem Zusammenhang unter anderem die Aufgabe zu als zentrales Gedächtnis zu fungieren (LUHMANN 1996, S. 120).³⁵ Massenmedien fallen jedoch aus der Sinnkonstitution und damit aus dem Kommunikationszusammenhang der anderen Systeme heraus, indem sie nicht mehr Kommunikation, sondern Information entlang der Codierung „neu oder aktuell“ beziehungsweise „alt oder bekannt“ verarbeiten (ebd., S. 36). Dies liegt daran, dass auch die Massenmedien – ebenso wie die Schrift – den

³⁴ Hier seien einige Bemerkungen aus dem Kapitel 2.3 vorweggenommen: Da Kommunikation von jedem System vollzogen wird, wird diese auch von jedem System im Selektionsprozess auf Information / Nichtinformation hin bewertet. Im System Massenmedien ist nun aber die Information zu einem Code beziehungsweise einer Leitdifferenz geworden, über die das System also die zu ihm gehörenden Operationen erkennen soll. Dies jedoch lässt die Frage nach der Besonderheit der Information offen, denn was lässt sie an dieser Stelle für das Massenmedium anders sein als für alle anderen Systeme?

³⁵ In diesem Zusammenhang sagt LUHMANN (1996, S. 173) auch, dass es sich um eine „universale [...] Beobachtung“ handle, die „für alle weiteren Kommunikationen eine Hintergrundrealität bereitstellt, die durch die Massenmedien ständig reimprägniert wird“. Insofern sorgen die Massenmedien durch die beständige Transformation von Information in Nichtinformation für eine chronische Produktion und Verarbeitung von Irritation. Die Massenmedien funktionieren also rekursiv im Zusammenhang von „Gedächtnis, Irritabilität, Informationsverarbeitung, Realitätskonstruktion und Gedächtnis“ (ebd., S. 175).

vollständigen Kommunikationsakt im Sinne des direkt aufeinander folgenden Dreischritts von „Information“, „Mitteilung“ und „Verstehen“ nicht vollziehen. Wie schon bei der Schrift erlauben die Massenmedien zwar die „beiden Selektionen Information und Mitteilung intakt“ (LUHMANN 2009, S. 258) zu lassen, die Selektion Verstehen kann jedoch bekanntermaßen davon getrennt vollzogen werden.

Das Konzept LUHMANNNS ist für die Medienwissenschaft im allgemeinen und für diese Arbeit nicht unproblematisch. Ein Medienbegriff, der Geld, Liebe, Wahrheit, Recht, Moral etc. als Medien erkennt, erscheint wenig förderlich. LUHMANNNS Konzeption vom Verhältnis der Verbreitungs- beziehungsweise Massenmedien zu ihren Formen, ist ebenso wie oben gezeigt, zu hinterfragen. Weiterhin ist das Verständnis von Kommunikation zwar theorieimmanent kohärent konzipiert, doch bleibt die Frage, wer kommuniziert. Die Beantwortung der Frage führt immer wieder auf den Menschen beziehungsweise das Individuum zurück, dass jedoch in der Systemtheorie LUHMANNNS ausgeblendet wird, wodurch sich eine Anlehnung an LUHMANN zur Bestimmung des Begriffes von Medien weitgehend ausschließt.

Ein weiterer Vorschlag für einen Medienbegriff stammt von MCLUHAN. Zunächst einmal teilt auch er die Mediengeschichte in vier Zeitalter ein: orale Stammeskultur, literale Manuskript-Kultur, die Gutenberg-Galaxis (MCLUHAN 1968) und das elektronische Zeitalter. Sie sind alle jeweils durch das Auftreten eines neuen, die gesellschaftlichen Kommunikations- und Informationsprozesse verändernden Mediums charakterisiert.

MCLUHAN stellt einerseits einen nahezu grenzenlosen Begriff von Medien vor, welcher sich gerade durch diese Eigenschaft für das Betätigungsfeld der Medienwissenschaft als überaus problematisch erweist. MCLUHANS Verständnis von Medien umfasst andererseits aber auch die mit ihnen verbundene kommunikative Praxis, die für den in dieser Arbeit verhandelten Kontext von Relevanz ist. Sein Verständnis von Medien hat MCLUHAN auf verschiedene Weise zum Ausdruck gebracht: „Das

Medium ist die Botschaft“³⁶, „Medien sind Körperextensionen“ und „Medien können sowohl heiß als auch kalt sein“ (MCLUHAN 1992). Um sein darin verborgenes Verständnis von Medien offen zu legen, werden im weiteren Verlauf die sich dahinter verbergenden Konzepte näher ausgeführt.

Mit dem Satz „Das Medium ist die Botschaft“ versucht MCLUHAN (ebd.) zu verdeutlichen, dass es nicht auf die Inhalte des Mediums ankommt, sondern auf die Gegenstände, die technischen Geräte und ihre Eigenschaften. Weiterhin ist die Botschaft aber auch in den Wirkungen der Medien auf den Menschen und sein Handeln und somit in den Folgen für die kulturelle Entwicklung zu finden. Eine dieser Wirkungen erkennt MCLUHAN beispielsweise in der Veränderung der Denkweise des Menschen von einer assoziativen zu einer linearen. Die medialen Dispositive haben eine verändernde Wirkung auf ihre Beobachter, Rezipienten und Nutzer. Doch was sind Medien für MCLUHAN?

Als Medien bestimmt er beispielsweise das Rad, den Hammer, das Licht und so weiter. Diese fungieren als Körperextensionen, die in ihrer Nutzung durch den Menschen zu einer Schließung zwischen ihm und seiner Umwelt führen (ebd., S. 61). Das Rad beispielsweise ist eine Extension der Füße, der Hammer eine Körpererweiterung der Hand. Das Licht ist ein Medium, das die Auflösung der Differenz von Tag und Nacht erlaubt (ebd., S. 150); bei dem es, ebenso wie bei den bereits genannten Medien, nicht auf einen Inhalt ankommt, sondern auf seine Auswirkungen auf den Menschen im Zuge der Nutzung. Die Körperextensionen dienen aber auch dazu, die Sinne des Menschen zu erweitern. Die Folge davon ist nach MCLUHAN, dass beispielsweise durch das Radio (ebd., 340ff.) eine Fokussierung auf den akustischen Sinn erfolgt und es dadurch zu einer Verschiebung im Gleichgewicht der Sinne kommt.

³⁶ Ursprünglich lautete der englische Titel „The Medium is the Message“, doch kam es beim Satz des Buches zu einem Fehler und aus „Message“ wurde „Massage“. MCLUHAN behielt den Fehler im Titel, da er die Aussageabsicht seines Textes ironisch aufnahm und verdeutlichte. MCLUHAN vertritt nämlich die Hypothese, dass die Medien, nahezu unabhängig vom Thema, auf die Sinne der Rezipienten einwirken, sie massieren und so unser Denken und Fühlen beeinflussen.

MCLUHAN hat auch eine Einteilung in „heiße“ und „kalte Medien“ vorgenommen (ebd., 35ff.). „Heiße Medien“ (zum Beispiel Fotografie, Radio, Film) liefern viele Informationen, verlangen vom Rezipienten nur eine geringe Eigenbeteiligung im Rezeptionsprozess und sprechen nur einen einzigen Sinn an, während „kalte Medien“ (zum Beispiel Comics, Telefone, Seminare, Gespräche) ein vergleichsweise hohes Maß an Eigenleistung und Einbezug durch den Nutzer verlangen. „Jedes heiße Medium läßt weniger persönliche Beteiligung zu als ein kühles, wie ja eine Vorlesung weniger zum Mitmachen anregt als ein Seminar und ein Buch weniger als ein Zwiegespräch.“ (ebd., S. 36) Diese Einteilung erweist sich jedoch nicht immer als eindeutig. Zudem kommt es durch die Binäreinteilung zu einer Polarisierung der Medien, die eine Zuordnung noch schwieriger werden lässt. Ratsamer wäre daher eine skalierte Einteilung, die auch Zwischenpositionen zulässt und damit eine größere Flexibilität in der Bewertung und Einordnung der Medien böte.

Blickt man nun auf MCLUHANS Bestimmung von Medien als Räder, Hämmer, Kleidung und ähnlichem sieht man, was mit „Entgrenzung“ (WIESING 2008, S. 235) gemeint ist. MCLUHANS Medienbegriff erscheint im Kontext dieser Arbeit wenig brauchbar. Berücksichtigungswert ist aber sehr wohl die pragmatische Perspektive auf Medien, mittels derer Wirkungen und Veränderungen kommunikativer Praktiken reflektiert werden können. Darüber hinaus müssen auch mediale Inhalte in die Reflexionen einbezogen werden, die in MCLUHANS Konzeption unberücksichtigt bleiben.

Der nächste Vorschlag für einen Medienbegriff stammt von KITTLER, der auf MCLUHAN aufbaut. Interessant ist KITTLERS Verständnis von Medien, weil er seine Argumentation von einem technischen Standpunkt her entwickelt und dadurch in der Lage ist, nicht nur die digitale Konvergenz der Medien zu erkennen, sondern auch ihre zentralen Funktionen herauszuarbeiten. Mit den Funktionen verbindet sich weiterhin die Erkenntnis der Einbettung der Medien in sozio-technische Kontexte, die ebenfalls für diese Arbeit von Bedeutung ist.

Sagt McLUHAN also „Das Medium ist die Botschaft“ formuliert KITTLER: „Ein Medium ist ein Medium ist ein Medium“ (KITTLER 1995, S. 288)³⁷ – womit er zum Ausdruck bringen will, dass Informationen unabhängig vom technischen Trägermedium (zum Beispiel „zwischen okulten Menschmedien und technischen Medien“ (ebd.)) austauschbar sind. Medien werden von KITTLER primär als technische Verbundsysteme verstanden, deren wesentliche Funktionen darin bestehen, Informationen zu speichern, „zu koppeln und zu senden“ (KITTLER 1985, S. 8).

„Technisch“ darf an dieser Stelle aber nicht ausschließlich auf Maschinen bezogen gedacht werden, denn zum Beispiel Sprache in Gestalt von Versen und Schrift leistet schon seit langem die Vermittlung von Informationen. Mit der Medienpluralisierung im 18. und 19. Jahrhundert treten Fotografie, Film, Audioaufzeichnung, Radio etc. hinzu, die diese Leistung ebenfalls erbringen und das Schriftmonopol aufbrechen.³⁸ Die von KITTLER verlangte Berücksichtigung der neuen Medien führt ihn weiter zum Begriff „Aufschreibesysteme“: „Das Wort Aufschreibesystem [...] kann auch das Netzwerk von Techniken und Institutionen bezeichnen, die einer gegebenen Kultur die Adressierung, Speicherung und Verarbeitung relevanter Daten erlauben.“ (KITTLER 1995, S. 519)

Zeitdiagnostisch zeigt KITTLER, dass die Datenkanäle und Datenformate 1985 noch nicht kompatibel sind und Fernsehen, Radio, Kino und Post noch unverbunden nebeneinander stehen (KITTLER 1985, 8f.). An anderer Stelle prognostiziert KITTLER (ebd., S. 7) aber, dass im Zuge der Digitalisierung die Unterschiede zwischen den Medien verschwinden und nur noch anhand der Interfaces differenzierbar sein werden, denn es sind die hinter den „Interfaces“ liegenden binären Signale, die die Bilder, Töne, Filme, Texte etc. transportieren. Wenn also „die Verkabelung bislang

³⁷ Damit variiert KITTLER den berühmten Satz von GERTRUDE STEIN „Rose is a rose is a rose is a rose“ (STEIN 1993, S. 187). STEIN zielt damit auf die Aussage, dass ein Begriff eine bildliche Repräsentanz des Gegenstands ist und die damit verbundenen Gefühle evoziert.

³⁸ Der Auftritt der neuen Medien führt erst zum Aufkommen des modernen Medienbegriffs, den es in dieser Form bis dahin noch gar nicht gab (KITTLER 1985, 12f.).

getrennte Datenflüsse alle auf eine digital standardisierte Zahlenfolge bringt, kann jedes Medium in jedes andere übergehen“ (ebd., S. 8), was für den Medienbegriff bedeutet, dass „ein totaler Medienverbund auf Digitalbasis [...] den Begriff Medium selber kassieren [wird]“ (ebd.). Im ersten Moment erscheinen diese 1985 geäußerten Worte vor dem Hintergrund der erst in ihren Anfängen bestehenden Verbreitung digitaler Computersysteme prophetisch. Zugleich sind sie aber auch problematisch, denn es hat sich historisch immer wieder gezeigt, dass Medien nicht verschwinden. Im Fall der Digitaltechnik führt diese zwar zu einer Veränderung beziehungsweise Vereinheitlichung der Übertragungsweisen von unterschiedlichsten Inhalten, doch Medienformen wie Fernsehen, Radio, Schrift und Buch etc. existieren fort. Die Auswirkungen, die diese Entwicklung für die Gesellschaft und die Produktion kultureller Güter im Allgemeinen sowie für die Medienwissenschaft und ihre Gegenstände im Speziellen hat, sind wohl kaum zu überschätzen. Dass heißt jedoch auch, dass das Phänomen des informationellen Öffnungsprozesses genauso davon betroffen ist. In den Untersuchungen zu den Einzelmedien wird nämlich deutlich, dass sich die Herstellung, Verteilung, Sammlung bzw. Speicherung und Rezeption von Informationen ebenso verändern.

Medien werden von KITTLER aber nicht nur als alleinstehende, technische Systeme mit bestimmten Funktionen verstanden, sondern als eingebettet in institutionale Kontexte, das heißt in ein Netzwerk sozio-technischer Systeme. Dieses Netzwerk reguliert die Funktionen der Informationsakkumulation, -distribution und -verarbeitung.³⁹ Diese Regulation bedeutet jedoch auch, dass einer Kultur oder Gesellschaft zu bestimmten Zeitpunkten nur bestimmte Informationen zur Verfügung stehen und andere gleichzeitig unberücksichtigt bleiben. Es sind gerade diese kulturellen beziehungsweise gesellschaftlichen Einflussgrößen, die für die (offene) Verfügbarkeit und Verwendung von Medien und Informationen als zentral erkannt werden müssen.

³⁹ In den Worten KITTLERS (ebd., 8f.) zu „senden“, „speichern“ und „koppeln“.

Die gesellschaftlichen Einflussgrößen berücksichtigt auch SIEGFRIED J. SCHMIDT, der sich durch sein Verständnis des Medienbegriffs als eines „Kompaktbegriffes“ (SCHMIDT 2008) für diese Arbeit empfiehlt. Mit diesem Medienbegriff gelingt es, ganz unterschiedliche Facetten der Medien aufzunehmen und miteinander in Bezug zu setzen. SCHMIDT weist darauf hin, dass zur Beschreibung von Medien erstens die Zeichen und ihre konventionalisierten Verwendungsweisen⁴⁰ sowie zweitens die Ergebnisse der Nutzung der Zeichen⁴¹, das heißt Bücher, Filme, Lieder etc. in Betracht gezogen werden müssen. Darüber hinaus sind drittens technische Geräte sowie Techniken im Sinne von Praktiken⁴² (SCHMIDT 2003, S. 83) zu berücksichtigen, die für die Erstellung der Medien benötigt werden. Weitergehend weist SCHMIDT aber auch noch viertens auf die „Organisationen“⁴³ (ebd.) hin, die wiederum in politische, rechtliche, ökonomische oder soziale Kontexte eingebettet sind (ebd.). Die durch den Kompaktbegriff einnehmbaren Perspektiven auf Medien erweisen sich als äußerst frucht- und operationalisierbar für den Kontext dieser Arbeit. Deutlicher wird dies noch, wenn SCHMIDT die Zusammenhänge seines Vorschlags für einen Medienbegriff als Kompaktbegriff am Beispiel der Massenmedien verdeutlicht:

„Nach dem hier vorgeschlagenen Medienkonzept sind alle Organisationen, die mit technischen Mitteln Medienangebote erzeugen und distribuieren, ‚Massenmediensysteme‘, deren Produkte, also die Medienangebote, öffentlich zugänglich und damit im Prinzip allgemein nutzbar sind.“ (SCHMIDT 2000, S. 101)

Aus diesem Verständnis von Medien als Massenmedien folgt, dass diese mindestens als eingebettet in ökonomische Zusammenhänge verstanden werden müssen,

⁴⁰ Von SCHMIDT auch „Kommunikationsmittel“ (2003, S. 83) oder „Kommunikationsinstrumente“ (2002, S. 56) genannt.

⁴¹ Hierfür verwendet SCHMIDT (2003, S. 83; 2000, S. 94) auch den Begriff „Medienangebote“.

⁴² SCHMIDT (2002, S. 56, 2000, S. 94) verwendet hierfür die Begriffe „Medientechnologie“ sowie „technisch-mediales Dispositiv“ (ebd.).

⁴³ Von SCHMIDT auch „sozialsystemische Komponente“ (2002, S. 57) oder „sozialsystemische Institutionalisierung“ (2000, S. 94) genannt.

was wiederum eine Unterordnung unter profitmaximierende Strategien bedeutet und zum Beispiel an der Gestaltung von Inhalten nach Nachrichtenwerten⁴⁴ beobachtet werden kann. Darüber hinaus ist dieses Zitat aber auch noch aus einem anderen Grund interessant: Die hergestellten und verteilten Produkte beziehungsweise Angebote der Massenmedien sollen nach SCHMIDT prinzipiell allgemein beziehungsweise öffentlich zugänglich sein. Schon der Begriff „Massen“-Medien deutet darauf hin, dass die Inhalte für eine – bei ihm nicht näher bestimmte – Öffentlichkeit verfügbar sind. Unklar bleibt SCHMIDT aber auch mit Blick auf die „prinzipielle Nutzbarkeit“, die darauf hindeutet, dass es auch Ausschlusskriterien von der Nutzung der massenmedialen Angebote gibt, die sich zum Beispiel durch Preise, verfügbare Technik, Wissen sowie Zensur und Verbote ausdrücken können.⁴⁵ Das heißt also, dass bei einer Betrachtung eines informationellen Öffnungsprozesses durch Medien nicht nur verfügbare Produkte und Angebote, sondern ebenso die nicht verfügbaren Inhalte sowie sämtliche Ausschlussmechanismen von Interesse für die kommende Untersuchung sein müssen.

Dabei stehen die vier Bestimmungsmerkmale (konventionalisierte Zeichen und Verwendungsweisen, die daraus resultierenden Medienprodukte, Techniken (Geräte und Praktiken), Organisationen) des Medienbegriffs nicht jeweils für sich, sondern befinden sich in einem reziproken Wirkungsverhältnis unter den Bedingungen soziokultureller Tradierungen. Das meint vor allem, dass Menschen in und mit ihrer Umwelt immer schon Medien nutzen, sie also im Sozialisationsverlauf den Umgang mit ihnen erlernen und eigene Nutzungsweisen und -fähigkeiten entwickeln. Damit versucht SCHMIDT einen integrativen Medienbegriff zu konzipieren, der den Menschen zwar als aktive Komponente berücksichtigt, dessen Mediennutzungsweisen aber durch das mediale a priori determiniert sind. Damit ist gemeint, dass die Medien

⁴⁴ Zur Nachrichtenwerttheorie siehe GALTUNG und RUGE (1965).

⁴⁵ Schon an dieser frühen und kurzen Ausführung zeigen sich erste Schließungsmechanismen, die sich zum Teil durch die Medien selbst oder rechtliche, politische, religiöse, ökonomische, soziale etc. Prozesse ergeben und dem Öffnungsprozess entgegenstehen.

jeweils nur Bedingung der Möglichkeit spezifischer Mediennutzungsformen sind (SCHMIDT 2002, 57f.).⁴⁶

GEBHARD RUSCH (2002a, 80f.) nimmt den Vorschlag von SCHMIDT auf, entwickelt ihn aber zu einem Vorschlag multiplexer Systeme weiter, in dem Medien als Orientierungsmedien funktionieren. In diesem Verständnis werden Medien über alle organisatorischen, strukturellen, prozessualen, technischen Ebenen hinweg als interdependent verstanden. Dabei besteht die Multiplexität der Medien nicht mehr nur einfach aus der Zusammensetzung einer Vielzahl von Komponenten des gleichen Typs, sondern aus der Kombination verschiedenster Komponententypen sowie Strukturen und Prozesse (RUSCH 2002b, S. 80). Medien versteht RUSCH als:

„Zusammenspiel von *Subjekten* in jeweils historisch geprägten sozio-kulturellen Settings, deren kommunikativen und rezeptiven *Handlungen*, den dafür zu Hilfe genommen (sic!) *Objekten* und *Geräten*, den *Handlungsergebnissen*, und nicht zuletzt den *Wissensstrukturen* und *Konventionen* für angemessene Wahrnehmungs- und Verarbeitungsstrategien.“ (ebd., 80; Hervorhebungen im Original)

Sinn und Bedeutung ergeben sich somit aus der kulturellen Übereinkunft zur Nutzung der Medien und der Ermöglichung von Verständnis und Orientierung (ebd., 80f.). Damit sind die die Medien konstituierenden Bestimmungsmerkmale nach RUSCH benannt: Medien bestehen also zunächst erst einmal aus unterschiedlichen Komponenten, die sich im Zusammenspiel der Dimensionen (kognitive) Subjekte, Funktionen, Sozialität und Technik ergeben. Das (kognitive) Subjekt hat bestimmte Emotionen, Wahrnehmungen, Erwartungshaltungen, Identitätsmerkmale etc. und befindet sich zugleich in sozialer Gemeinschaft. Die Einbettung des Einzelwesens in unterschiedliche soziale Systeme oder Gruppen ist verbunden mit unterschiedlichen Rollen, sozialen Status, Konventionen und / oder auch parallelisierten Wirklichkeitskonstruktionen. Die Techniken – hier nicht nur verstanden im Sinne von Druck,

⁴⁶ Gleichzeitig müssen an dieser Stelle aber auch die menschlich bedingten Einschränkungen in der Mediennutzung durch ein begrenztes Set an vorhandenen senso-motorischen Fähigkeiten, kognitiven Verarbeitungsgrenzen, fehlendem Wissen für den Umgang mit den Medien etc. mitreflektiert werden.

Foto, Film, Tonband oder ähnlichen, sondern auch als Praktiken der Gestik, Mimik, Verbalisierung etc. – erfüllen dabei unterschiedliche Funktionen, die Verstehen, Informieren, Unterhalten, Kommunizieren und orientieren ermöglichen (ebd., S. 81).

Bis zu dieser Stelle bleibt der Vorschlag von RUSCH vergleichsweise unpräzise in der Bestimmung dessen, was er unter Medien versteht. Es muss also geschaut werden, ob er sein Verständnis von Medien an anderer Stelle noch ausführlicher dargelegt hat: Tatsächlich geht er in einem Aufsatz zur Mediendynamik (2007) noch detaillierter auf den Begriff ein. Er hebt darin die Funktion der Orientierung als Aktivierung (im Sinne von 1. Initialität, 2. Operationalität und 3. Gerichtetheit von Operationen) von Aufmerksamkeit und Verhalten hervor (ebd., S. 16). Medien werden somit als „konventionalisierte Orientierungsmittel, das heißt als konventionalisierte Kommunikations- und / oder Rezeptionsmittel bestimmbar“ (ebd.), die den Prozessen der Selbst- und Fremdorientierung dienen. Es lässt sich nun aber weiterhin fragen, was mit „Kommunikations- und Rezeptionsmitteln“ gemeint ist. Um dies noch weiter zu präzisieren, kann die von RUSCH gegebene Definition von Kommunikation herangezogen werden: „*Kommunikation* ist [...] eine Praxis zur Orientierung von Interaktionspartnern vermittelt der *Produktion, Präsentation und Adressierung von Kommunikatbasen*.“ (RUSCH 2002a, 112; Hervorhebungen im Original). Sind somit Kommunikatbasen Medien?

„Kommunikator (K) und Rezipient (R) [...] operieren autonom und erzeugen in der Wahrnehmung Information abhängig von selektiv wahrgenommenen Situationen, Objekten, Partnern, dem eigenen Selbst und dem eigenem (Äußerungs-)Verhalten aus dem Zusammenspiel von Sinnesaktivitäten, Wissen (W), Einstellungen (A), Erwartungen (E), Emotionen (G), Wünsche und Ziele (Z) und Bedürfnissen (B). Diese intern erzeugte Information wird dann in Wechselwirkung mit motorischen Systemen für die Produktion von Verhalten, und darunter auch von Äußerungen, zum Beispiel im Rahmen von Orientierungstätigkeit funktionalisiert. Das Resultat ist eine Kommunikatbasis KB(K), der K sein Kommunikat K(K) zuordnet. Der Prozeß der Produktion von KB(K) kann im Lichte des Kommunikats K(K) rekursiv (sic!) solange fortgesetzt werden, bis K für seine Kommunikatbasis KB(K) ein befriedigendes Kommunikat K(K) oder

aber für sein Kommunikat eine befriedigende Kommunikatbasis generiert hat. Beobachter oder Rezipient sind nun diejenigen, die Kommunikatbasen kognitiv autonom wahrnehmen oder verarbeiten, das heißt ihre Aufmerksamkeit auf Kommunikatoren beziehungsweise deren Orientierungstätigkeit richten.“ (ebd., S. 113)

Dabei scheint noch immer nicht ganz klar, was unter „Kommunikatbasen“ verstanden wird beziehungsweise worin der Unterschied zu einem Kommunikat liegt. Zur Klärung kann wiederum auf SCHMIDT zurückgegriffen werden:

„Kommunikatbasen sind [...] CG] solche materialen Kommunikationsmittel, die ein Kommunikationsteilnehmer produziert und die andere Kommunikationsteilnehmer aufgrund der Struktur ihres Wahrnehmungsapparates sowie durch Anwendung von regelhaften beziehungsweise konventionalisierten Operationen als solche Gegenstände erkennen, denen sie Bedeutungen, Sinnbezüge und Relevanzen zuzuordnen und eventuell Handlungen als Konsequenzen daran anzuschließen gelernt haben. Wenn die Äußerung einer Kommunikatbasis durch einen Kommunikationsteilnehmer andere Kommunikationsteilnehmer tatsächlich dazu bringt, die o.g. Operation durchzuführen, dann fungiert diese Kommunikatbasis für solche Kommunikationsteilnehmer im Kommunikationsprozeß als *Kommunikat*.“ (SCHMIDT 1991, 61f; Hervorhebung im Original)

Überblickt man die von RUSCH und SCHMIDT gemachten Aussagen, sind Medien als Orientierungsmittel, Kommunikatbasen beziehungsweise Kommunikate zu verstehen, die wiederum Kombinationen aus motorischen beziehungsweise menschlichen Handlungen und / oder technischen Entitäten mit konventionalisierten Operationen (im Folgenden auch als Codes bezeichnet) sind. Legt man dieses Verständnis von Medien zugrunde, das bereits die kognitive Autonomie des Menschen berücksichtigt und zieht weiterhin die historisch-kulturellen und sozialen sowie institutionellen und funktionalen Aspekte hinzu, lassen sich nicht nur konstituierende Mechanismen, sondern auch einzelne Prozesse differenzieren, die das Verständnis von Medien weiter verdeutlichen und präzisieren. Da es im Verlauf dieser Arbeit unter anderem um die Beobachtung genau dieser Elemente im Zuge des Öffnungsprozesses gehen

wird, erweist sich der von SCHMIDT und RUSCH verwendete Medienbegriff als äußerst fruchtbar, weshalb er im Folgenden aufgenommen und für die hier besprochenen Kontexte angepasst werden soll.

Den Ausgangspunkt bildet zunächst die pragmatische Ebene, genauer die Ebene des Kommunikators⁴⁷, der beabsichtigt, eine Aussage zu tätigen beziehungsweise mittels eines Kommunikats ein Gegenüber zu orientieren. Dazu greift er wiederum auf die beiden darunter angeordneten Ebenen der Syntaktik und Semantik zurück.

Auf der syntaktischen Ebene befindet sich eine Einteilung in visuelle, auditive und audio-visuelle Medien. Das heißt, alle semantischen Codes können entweder auf Bilder, Zeichen, Symbole (visuell), Sprachlaute, Töne, Klänge, Geräusche (auditiv) und Kombinationen in Gestalt von Filmen, Computerspielen, Theater-, Oper- und Ballettaufführungen (audio-visuell) zurückgeführt werden.⁴⁸ Die Code-Elemente werden entsprechend ihrer konventionalisierten Verwendungsweisen vom Kommunikator aneinandergereiht beziehungsweise kombiniert oder mit anderen Worten produziert, um distribuiert, akkumuliert und rezipiert⁴⁹ werden zu können. Dazu werden die ihnen jeweils zugeordneten technischen Medien genutzt.⁵⁰ Deutlich wird an der Auflistung die Multifunktionalität einiger Medien, das heißt sie können sowohl Produktions-, Distributions-, Akkumulations-, als auch Rezeptionsmedium sein.

⁴⁷ Es gilt an dieser Stelle anzumerken, dass auch institutionelle Kommunikatoren in das Modell inbegriffen sind. Darunter können beispielsweise neben politischen, wissenschaftlichen oder religiösen Institutionen auch ökonomisch orientierte beziehungsweise professionelle Kommunikatoren, das heißt Fernseh- und Radiosender, Webunternehmen, Musik- und Zeitungsverlage, Bild- und Nachrichtenagenturen etc. verstanden werden.

⁴⁸ Eine Ausnahme bilden haptische Codes, wie Brailleschriftzeichen, die aber in der gesellschaftlichen Verwendung eine untergeordnete Rolle spielen und daher in der weiteren Betrachtung außer Acht gelassen werden.

⁴⁹ Diese Einzelprozesse werden in Kapitel 4 ausführlicher beschrieben.

⁵⁰ Ein kritischer Leser mag sich nun fragen, wo in diesem System Photonen, Schallwellen und elektrische Signale angesiedelt sind. Diese befinden sich noch unterhalb der technischen Ebene. Sie sind die Bedingung der Möglichkeit der Codes und ihrer Kombination. Elektrische Signale, Photonen und Schallwellen sind die Elemente, aus denen Codes bestehen. Kommunikatoren arrangieren somit lediglich die darunter angesiedelte Ebene der Photonen und Schallwellen auf der Ebene von Codes.

Das heißt, ein Kommunikator handelt mit technischen und kodifizierten Medien, um seine Kommunikatbasis zu produzieren.⁵¹

Gelingt in Folge der Distribution der hergestellten Kommunikatbasis eine Form der Orientierung bei einem Rezipienten wird anhand der Kommunikatbasis ein Kommunikat konstruiert. Die Wahrnehmung erfolgt auf Grundlage chemisch-physischer und psychischer Vorgänge, die im kognitiven System des Rezipienten vor dem Hintergrund bestehender Wissens-, Werte- und Wünschekonstruktionen sowie Emotionen, Einstellungen und Bedürfnisse interpretiert beziehungsweise verarbeitet werden.

Eine Orientierung kann in der Folge zu einer Reaktion, das heißt auch einer kommunikativen Antwort führen. Entsprechend beginnt die Konstruktion einer neuen Kommunikatbasis im Rezipienten erneut, der jetzt selbst zum Kommunikator wird. Die semantische und syntaktische Ebene haben also einen stimulierenden Effekt auf den Kommunikator.

Zu berücksichtigen ist an dieser Stelle aber, dass Kommunikatoren auch Institutionen (Unternehmen, Behörden, Parteien etc.) sein können. Das heißt eine Institution kann, vertreten durch Individuen, eine Kommunikatbasis erzeugen und diese an ihre Umwelt kommunizieren. Bei jeder Kommunikation kommt es aber darauf an, dass die Kommunikatbasis derart gestaltet ist, dass sie zu den intendierten Orientierungen bei den Beobachtern führen. Entsprechend muss als Losung des Erzeugens von Aussagen beziehungsweise Mitteilungen gelten: „Kommuniziere viable Kommunikate“ (RUSCH 2000, S. 13).⁵² Denn nur am Maßstab der Viabilität, das heißt an

⁵¹ Weiterhin kann gefragt werden, wo Software in dieses System eingeordnet wird: Diese ist den Digitalmedien immanent und kann aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet werden: So lässt sich Software abstrakt als ausführbares Programm beschreiben. Aber auch ein Fragment eines Software-Codes, ist als Software bestimmbar, selbst wenn es nur für einen minimalen Aufgabenbereich der Gesamtsoftware zuständig ist. Während die Software-Fragmente zwar Produktions-, Distributions-, Akkumulations- und Rezeptions-Funktionen erfüllen können, muss die Software in ihrer Gesamtheit für alle diese Funktionen nicht notwendiger Weise einsetzbar sein. So kann eine Gesamtsoftware auch nur zu Rezeptions-, Produktions-, Akkumulations- oder Distributionszwecken bestimmt sein. Zur Beurteilung von Software kommt es also auch auf die Ebene der Betrachtung von Software an.

⁵² Der Begriff „Viabilität“ kann mit „nützlich“, „gangbar“, „brauchbar“ oder „passend“ übersetzt werden (GLASERSFELD 1997a, S. 43). Siehe Kapitel 3.1.

der Gangbarkeit der Kommunikate kann beobachtet werden, ob diese tatsächlich die intendierten Empfänger in der entsprechenden Weise orientieren.

Zur Umwelt des Kommunikators und damit ist die Makroebene sozialer Systeme erreicht, gehören bereits die von ihm verwendeten technischen Medien. Die Makroebene ist aber noch mehr: Sie übt auf den Kommunikator einerseits sowie den Rezipienten andererseits sozialen, rechtlichen, politischen, wissenschaftlichen, religiösen, historisch-kulturellen Einfluss aus. Die kommunikativen Kopplungen der Individuen sind durchtränkt von den Einflüssen ihrer Umwelt.

Medien erscheinen somit als „multiplexes“ (RUSCH 2002b, 2007) System, das durch unterschiedlichste Ebenen, Prozesse, Perspektiven, Faktoren und so weiter charakterisiert ist. Dabei ist noch offen, wo und wie in eine Bestimmung von Medien als Orientierungsmitteln ein Verständnis von Informationen eingefügt werden kann. Bevor dies beantwortet wird, soll im folgenden Kapitel die Frage gestellt werden, was überhaupt unter „Informationen“ verstanden werden kann.

2.3 Information

Ein bisher vielfach erwähnter, jedoch nur am Rande reflektierter Begriff ist der der „Information“. Nach der Diskussion unterschiedlicher Informationsbegriffe, die eine eindeutige Antwort auf die Frage, was Information ist – ähnlich wie auch schon bei der Frage nach der Definition des Medienbegriffs – nicht erkennen lassen, soll aber auch hier am Ende des Kapitels eine Arbeitsdefinition von Information vorgeschlagen werden, die für den Kontext des Öffnungsprozesses angemessen erscheint.

Unterschiedliche Wissenschaften gebrauchen den Begriff in jeweils eigenen Bestimmungen, die sich zum Teil gegenseitig ausschließen, auf unterschiedlichen Annahmen aufbauen oder auf verschiedenen Verwendungs- oder Bedeutungsebenen angesiedelt sind. Unterscheiden lassen sich beispielsweise der nachrichtentechnische, sprachwissenschaftliche, biologisch-naturwissenschaftliche, kybernetische

oder auch der kulturwissenschaftliche Informationsbegriff. Entsprechend dieser Einteilung sollen nach einer kurzen etymologischen Einführung im Folgenden die zentralen Positionen und Verwendungsweisen der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen ausgeführt werden.

2.3.1 Geschichte des Informationsbegriffes

Der Informationsbegriff ist, wie auch schon der Medienbegriff einer der heute schillerndsten und uneinheitlichsten Begriffe unserer Zeit. Dies wird einerseits schon an der Menge der unterschiedlichen Metaphern deutlich mit denen er kontextualisiert wird: Informations-Explosion, -Flut, -Highway, -Müll, -Kluft oder -Dorf um nur einige zu nennen (OTT 2004, 264ff.). Dieser Facettenreichtum liegt in den Wurzeln des Informationsbegriffes begründet.

Historisch, so zeigt RAFAEL CAPURRO (1978), reicht der Begriff „Information“ bis in die griechische Antike zurück, auch wenn er dort explizit noch nicht vorkam. Jedoch deutet die lateinische Verwendung von „informatio“ und „informo“ auf den in ihnen enthaltenen Begriff „forma“ hin, der wiederum auf dem Griechischen *μορφή* (*morphé*) aufruht. Bei ARISTOTELES bezieht sich der Begriff auf eine wahrnehmbare äußere Hülle und ist wiederum eng verknüpft mit dem Begriff *εἶδος* (*eídos*), der ebenfalls die sinnliche Wahrnehmbarkeit einer Äußerlichkeit beschreibt. ARISTOTELES nutzt *εἶδος* im Gegensatz zu *ὕλη* (*hyle*), dem Stoff aus dem ein Gegenstand besteht. Sowohl *εἶδος* als auch *ὕλη* dienen ihm zur Erklärung des Wahrnehmungsprozesses, bei dem man zwar die Form eines Gegenstandes wahrnimmt, aber nicht zugleich auch den Stoff, aus dem er besteht.

Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff *ἰδέα* (*idea*) bei PLATON (1982): Im Höhlengleichnis beschreibt dieser, wie der Mensch in Sachen Erkenntnis und Sittlichkeit gebildet, „in-formier[t]“⁵³ wird. Der vierte Begriff, den CAPURRO (1978) in eine Bezie-

⁵³ Die Schreibung mit Bindestrich dient CAPURRO der Verdeutlichung der etymologischen Herkunft des Informationsbegriffes.

hung zum lateinischen „informatio“ setzt, ist τυροζ (typos). Der Begriff bezieht sich darauf, mit einem Stock oder einer Waffe zu „stoßen, stechen [oder] schlagen“ (FRISK 1970 zitiert nach CAPURRO 1978, S. 19), um damit etwas „einzuprägen“.

Das lateinische Substantiv „Informatio“ geht zurück auf das Verb „informare“, was in unterschiedlicher Weise übersetzt werden kann, so zum Beispiel: 1. formen, gestalten, bilden, 2. unterrichten, bilden, 3. darstellen, schildern und 4. sich denken oder sich vorstellen. In seiner substantivischen Version sind folgende Verständnisweisen möglich: Einerseits „die ‚Einformung‘ oder ‚Gestaltung‘“ (OTT 2004, S. 56) eines Objekts, andererseits Bildung im doppelten Sinne – Bildung als Tätigkeit des Beibringens und Bildung als Resultat des Beigebrachthabens. Weiterhin gibt es aber auch noch eine juristische und militärische Bedeutung des Begriffes „informatio“, als überbrachte Nachricht oder Darlegung (OESER 1976, S. 16).

Schließlich deutet CAPURRO auch auf die vielfältigen Verwendungsweisen bei CICERO⁵⁴ hin: Dieser nutzt „informatio rei“ als eine Vorstellung von Dingen, im Gegensatz zu den Vorstellungen von den Göttern: „informationem ipsorum deorum“ (CICERO 1995, 44ff.). Aber auch die Beredsamkeit eines Redners beispielsweise wird von CICERO als „eloquentia informandum“ bezeichnet (CICERO 1998, S. 28). Damit lässt sich eine Linie von PLATONS Erziehungs- beziehungsweise Bildungsbegriff bis zu CICERO zeichnen.

Mit dem Humanismus im 15. Jahrhundert wird das lateinische „informatio“ ins Deutsche übernommen und mit Bildung durch Unterweisung, das heißt mit Unterricht synonymisiert und übersetzt. Später verwendet auch RENÉ DESCARTES einen Informationsbegriff, wenn er von den rein geistigen Wissensinhalten spricht, das heißt dem Prozess der Erkenntnis des Wesens der Dinge (DESCARTES 1994).⁵⁵ Wie so vieles verschwindet aber die Bedeutungsvielfalt des antiken Informationsbegriffes. Mit der Zeit verliert er durch Übersetzungen und neue Kontexte die tradierten

⁵⁴ Die verschiedenen Verwendungsweisen sind in CICEROS Werk „De natura deorum“ nachzulesen.

⁵⁵ Zur Verwendung des Informationsbegriffs bei DESCARTES siehe auch CAPURRO (1978).

Verständnisweisen, so dass die heutige Verwendung des Informationsbegriffes sich nur noch auf die oben bereits erwähnte Bedeutung der Nachrichtenübertragung konzentriert, die aber in besonderer Weise durch die mathematisch-technischen Bestimmungen seit circa der Mitte des letzten Jahrhunderts informiert wurde.

2.3.2 Sprachwissenschaftlicher Informationsbegriff

Aus der Sprachwissenschaft allen voran durch CHARLES W. MORRIS (1938; 1975) ist ein Paradigma für das Verständnis des Informationsbegriffs entstanden, das bis heute aktuell ist. MORRIS stellt in seiner Zeichentheorie beziehungsweise Semiotik⁵⁶ vier relevante Faktoren vor: Er unterscheidet den Zeichenträger, das Designat, den Interpretant und den Interpret (ebd., S. 20). Angewandt bedeutet dies:

„Ein Hund antwortet mit einem Verhalten (I), das zum Jagen von Eichhörnchen (D) gehört, auf einen bestimmten Laut (Z): ein Reisender stellt sich ein (I) auf eine bestimmte Gegend der Welt (D), wenn er von einem Freund einen Brief (Z) erhält. In diesen Fällen ist Z der Zeichenträger (und durch seine Funktion ein Zeichen), D das Designat und I der Interpretant des Interpreten. Ein Zeichen ist nun am besten folgendermaßen zu charakterisieren: Z ist für ein Verhalten I ein Zeichen des Gegenstandes D, sofern I eine Notiznahme von D aufgrund des Auftretens von Z ist. Demnach nimmt in der Semiose etwas von etwas anderem mittelbar, das heißt durch die Vermittlung von etwas Drittem, Notiz.“ (ebd., 20f.)

Neben dieser Differenzierung setzt MORRIS, jeweils zwei der drei Faktoren Zeichenträger, Bezeichnetes und Interpret zueinander in Relation. Hierzu unterscheidet er drei Dimensionen der Semiose: die syntaktische, die semantische und die pragmatische (ebd., 24f.). Zur Erläuterung der drei Dimensionen sollen noch einmal die oben genannten Beispiele bemüht werden: In der semantischen Dimension soll das Verhältnis der Zeichen mit dem durch sie Bezeichneten untersucht werden. Bezogen auf das Hundebeispiel von oben designiert also die Zeichenfolge „H u n d“ ein

⁵⁶ Dieses Kunstwort leitet er aus dem griechischen „semainein“ (bezeichnen, ein Zeichen geben) ab, entsprechend übersetzt er Zeichenprozess mit „Semiose“.

Lebewesen mit vier Beinen, das bellt und es denotiert auf den außersprachlichen Gegenstand Hund. Dabei ist das Verhältnis zwischen Designat und Denotat wie folgt:

„Es ist also klar, daß zwar jedes Zeichen ein Designat, aber nicht jedes ein Denotat besitzt. Das Designat ist nicht ein Ding, sondern eine Gegenstandsart beziehungsweise eine Klasse von Objekten – und eine Klasse kann viele Elemente, ein Element oder gar kein Element enthalten. Die Denotate sind die Elemente der Klasse.“ (ebd., S. 22)

Die pragmatische Dimension dagegen beschreibt die Beziehung der Zeichen zu ihren Interpreten. Erneut bezogen auf das obige Hundebeispiel meint dies das Verhalten des Hundes als Wirkung auf den Laut als Zeichen. MORRIS jedoch, so stellt PETER JANICH (2006) fest, hat die drei Dimensionen durch geschickte Begründungsweisen zu einem Quasi-Standard erhoben (ebd., 46f.). MORRIS schreibt nämlich:

„die Entwicklung einer Semantiksprache wurde gefördert durch die jüngsten Diskussionen über die Beziehung zwischen formalen sprachlichen Strukturen und ihren ‚Interpretationen‘, durch die Bemühungen (zum Beispiel von Carnap und Reichenbach), das empiristische Lehrgebäude schärfer zu fassen, und durch die Anstrengungen der polnischen Logiker (besonders von Tarski), bestimmte Begriffe, die in der Semantik von zentraler Bedeutung sind, formal und in systematischer Weise zu definieren. Gleichwohl hat die Semantik bis heute noch nicht die Klarheit und Systematisierung erreicht, die bestimmte Bereiche der Syntaktik auszeichnet. Bei näherem Hinsehen ist diese Situation nicht überraschend, denn ein strenger Aufbau der Semantik setzt eine relativ weit entwickelte Syntaktik voraus.“ (MORRIS 1975, 42f.)

Damit, so JANICH, setzt MORRIS die Syntaktik an die erste Stelle. Der hohe Entwicklungsstand der Syntaktik erhebt diese über die semantische und pragmatische Dimension und stellt zugleich die Grundlage für deren Weiterentwicklung dar. Diese Dreiteilung und Anordnung der Dimensionen wird für die folgende Analyse des Informationsbegriffes grundlegend sein, weil sich die unterschiedlichen Verständnissweisen des Terminus entlang der Dimensionen einteilen lassen, wie man bereits an dem nachrichtentechnischen Informationsbegriff im nächsten Kapitel sehen wird.

Eine andere sprachwissenschaftliche Auslegung des Semantikbegriffes wird von YEHOSHUA BAR-HILLEL und RUDOLF CARNAP (1952) in ihrer semantischen Theorie der Information vorgeschlagen. Die Autoren beabsichtigen mit ihrer Theorie der Anwendung der nachrichtentechnischen Signaltheorie auf die Semantik entgegenzuwirken (ebd., S. 1). Dabei beruht ihr semantischer Informationsbegriff auf induktiven Wahrscheinlichkeiten. Ohne dabei aber auf subjektive Bedeutungsverständnisse einzugehen, verstehen sie sprachliche Äußerungen als relativ:

„[T]he fact that different people may have different sets of belief, need not necessarily be interpreted as pointing to subjectiveness but can better be interpreted as pointing toward relativity, toward the fact that the same statement might carry different informations, objectively different semantic informations relative to other statements, taken as objective evidence.“ (BAR-HILLEL 2016, S. 42)

Dabei operieren die Autoren nur mittels logischer Wertigkeiten oder der Tiefe von Sätzen. Als Beispiel kann man folgende Sätze annehmen, bei denen zwei Personen (a und b) eine Eigenschaft (E) zukommt. Man kann also den atomaren Satz „E(a)“ formulieren, der ausbuchstabiert lautet „a hat die Eigenschaft E“. Gleichzeitig können diese Sätze aber auch negiert (\neg) werden, so dass insgesamt für alle Kombinationen von Individuen und Eigenschaften gilt (siehe Tabelle 1).

1. $E(a) \wedge E(b)$
2. $E(a) \wedge \neg E(b)$
3. $\neg E(a) \wedge E(b)$
4. $\neg E(a) \wedge \neg E(b)$

Tabelle 1: Logische Argumentation

(Quelle: Eigene Darstellung nach CARNAP und BAR-HILLEL (1952)).

Hat man demzufolge nun also einen empirischen Satz vor sich muss man ihn, um an seinen Informationsgehalt zu kommen, in eine Konjunktion von Elementarsätzen zerlegen. Das Ergebnis der Zerlegung wird wiederum in „bit“ gemessen und besteht aus der Summe der Informationsgehalte der Elementarsätze, die in dem oben genannten Beispiel als zwei bit erscheint. Der Ansatz von BAR-HILLEL und CARNAP wurde zwar vielfach kritisiert⁵⁷, jedoch muss man ihrem Versuch zugestehen, dass er die für menschliche Kommunikation wichtige induktive Wahrscheinlichkeit zum Fundament der Bewertung des Informationsgehalts macht.

2.3.3 Nachrichtentechnischer Informationsbegriff

Der nachrichtentechnische Informationsbegriff kann auch als technischer Informationsbegriff bezeichnet werden. Er geht zurück auf RALPH V. L. HARTLEY (1928), der sich mit elektrischen Übertragungssystemen auseinandersetzte. Information beschreibt er wie folgt: „It is desirable therefore to eliminate the psychological factors involved and to establish a measure of information in terms of purely physical quantities.“ (ebd., S. 536) Information wird also von HARTLEY ausschließlich als physikalische Größe verstanden, als eine Sammlung von Zeichen, die ausgewählt und an einen Empfänger gesendet werden. Semantische oder pragmatische Sichtweisen auf Information werden von HARTLEY nicht berücksichtigt. Dabei geht er von einem Zeichensystem aus, das sowohl dem Sender als auch dem Empfänger bekannt ist, wobei der Empfänger nicht weiß, welche Signale ihm gesendet werden. Die Ungewissheit auf Empfängerseite ist daher umso größer, je mehr Zeichen dem Sender zur Verfügung stehen. Anders ausgedrückt steht die Information (I) in einem proportionalen Verhältnis zur Anzahl der möglichen Selektionen (n). Weiterhin muss die Anzahl der wählbaren Werte (s) logarithmisch berücksichtigt werden, so dass sich ergibt: $I = n \log_2 s$. Nimmt man beispielsweise das englische Alphabet mit 26 Buchstaben

⁵⁷ Siehe zum Beispiel VÖLZ (1982, S. 308), ZOGLAUER (1996, S. 191) oder WERSIG (1996, S. 221).

liegt der Informationsbetrag bei $\log_2 26 \approx 4,7$. Die Information wächst also mit der Unwahrscheinlichkeit des Vorkommens eines Zeichens aus dem Repertoire.

Diese Berechnung setzt allerdings die Idealisierung voraus, dass alle Zeichen des englischen Alphabets gleichwahrscheinlich sind. Hinzu kommt, dass gesendete Zeichen dem Empfänger nicht bekannt sein können oder durch Störungen nicht verstanden werden. Der jetzt nötige Mehraufwand zur Interpretation wird von SHANNON und WEAVER in ihrer 1949 veröffentlichten Arbeit „The Mathematical Theory of Communication“ beschrieben.

Zunächst unterscheiden sie drei interdependente Ebenen der Kommunikation: Die erste Ebene konzentriert sich auf die technische Herausforderung der Übermittlung von Zeichen und Symbolen. Auf der zweiten Ebene findet sich das semantische Problem der Übertragung der intendierten Bedeutung. Schließlich fragt die dritte Ebene nach den pragmatischen Auswirkungen beziehungsweise nach der ausgelösten Wirkung der Bedeutung. SHANNON und WEAVER richten ihren Fokus auf die erste, die technische Ebene, bei der sie davon ausgehen, dass ein Signal gestört werden kann, das von einem Sender über einen Kanal transportiert wird. Die in der Arbeit verwendeten Begriffe zur Beschreibung des technischen Prozesses führen in der Rezeption des Textes aber zu folgenschweren Problemen. So nutzen sie beispielsweise den Informationsbegriff, obwohl ihre Theorie eigentlich von der Signalübertragung zwischen technischen Sendern und Empfängern handelt. Weiterhin verwenden sie zur Beschreibung des Prozesses den Kommunikationsbegriff, der in der Folge zu der problematischen Annahme führt, dass ihre theoretisch-mathematischen Annahmen ohne Weiteres auf menschliche Kommunikation übertragbar seien, was zu einem simplifizierenden Modell menschlicher Kommunikation geführt hat.⁵⁸ Die sich daraus ergebenden Probleme werden weiter unten, unter anderem im Rah-

⁵⁸ YEHOOSHUA BAR-HILLEL schlägt daher vor anstatt von „Informationstheorie“ von einer „Theorie der Signalübertragung“ zu sprechen (BAR-HILLEL 1955, S. 296).

men des Vorschlags für den in dieser Arbeit verwendeten Informationsbegriff, noch ausgeführt.

2.3.4 Biologischer Informationsbegriff

Der biologische Informationsbegriff, der im Folgenden vorgestellt werden soll stammt von BERND-OLAF KÜPPERS (1986). Ausgehend von der Anwendung der synthetischen Evolutionstheorie auf die Molekulartheorie der Evolution (ebd., 29f.) wird Information in Gestalt der molekularen Strukturen der Nukleinsäuren als genetische Erbinformation verortet. In diesem Zusammenhang werden die Bestandteile der Nukleinsäuren, die aus Verknüpfungen von Nukleotiden bestehen, in Analogie zu Schriftsymbolen einer Sprache verstanden, weshalb sowohl die DNS als auch die RNS als genetische Informationsspeicher verstanden werden können.

„Das Alphabet der genetischen Molekularsprache besteht dabei aus nur vier Bausteinen, die man im allgemeinen durch ihre chemischen Initialen kennzeichnet, in einer Desoxyribonukleinsäure durch A(denosinphosphat)[,] G(uanosinphosphat)[,] C(ytidinphosphat) [und] T(hymidinphosphat)“ (ebd., S. 39).

Zwischen den Nukleotiden kommt es zu Wechselwirkungen, die die Basis für die Übertragung genetischer Informationen bilden. Die Vervielfältigung der Moleküle ist möglich durch die Neigung zweier komplementärer Nukleotide, sich miteinander zu verbinden. Dabei kommt es zu Anlagerungen der komplementären Nukleotide bei dem zu kopierenden Erbmolekül, wodurch zunächst eine Negativkopie erzeugt wird, die anschließend wieder in ihr Positiv verkehrt wird (ebd., S. 42). Die genetischen Informationen werden somit vollständig durch die Reihenfolge der Nukleotide in den Erbmolekülen bestimmt, die darüber hinaus auch Konstruktionsanleitungen für Proteine⁵⁹ darstellen. Aus der genetischen Information ergibt sich der Mechanismus

⁵⁹ Proteine bestehen ebenfalls aus Grundbausteinen, sogenannten Aminosäuren, von denen es jedoch zwanzig gibt, womit das „Alphabet“ der Proteine umfangreicher ist als das der Nukleinsäure.

der molekularen Reproduktion. Der Abfolge der Nukleotide kommt somit auch eine syntaktische Funktion zu, da ihre Reihenfolge in operationale Einheiten aufgeteilt ist, die bestimmte Aufgabengebiete erfüllen (ebd., S. 50).

Einen weiteren biologischen Informationsbegriff liefern HUMBERTO MATURANA und FRANCISCO VARELA (1980). Bekannt wurde diese Sichtweise auf Information als Theorie autopoietischer Systeme. Der Theorie zufolge ist es einem Nervensystem nicht möglich, Informationen von außen aufzunehmen, sondern nur durch interne Verarbeitungsprozesse von Wahrnehmungen beziehungsweise Signalen zu konstruieren. Die alten philosophisch tradierten Kategorien der Objektivität und Wahrheit werden damit zugunsten einer am kognitiven Subjekt orientierten Erkenntnistheorie obsolet.

„Language does not transmit information and its functional role is the creation of a cooperative domain of interactions between speakers through the development of a common frame of reference, although each speaker acts exclusively within his cognitive domain where all ultimate truth is contingent to personal experience.“ (ebd., S. 57)

Nach VARELA (1979) ergibt sich aus der Perspektivverschiebung zu autopoietischen Systemen folgende Konsequenz für den Informationsbegriff:

„I am claiming that information together with all of its closely related notions has to be reinterpreted as codependent or constructive, in contradistinction to representational or instructive. This means, in other words, a shift from questions about semantic correspondence to questions about structural patterns.“ (ebd., S. XV)

VARELA macht also deutlich, dass Information autopoietisch verstanden wird. Auf Grundlage der systemspezifischen Selektionskriterien dient Information im Zuge der rekursiv selbstreferentiellen Reproduktionsprozesse der Aktualisierung des Systems und wirkt damit als Information der Autopoiese. Die epistemologischen Auswirkungen dieses biologischen Verständnisses reichen von den konstruktivistischen

Annahmen HEINZ v. FOERSTERS⁶⁰ bis hin zur Anwendung in der Soziologie durch NIKLAS LUHMANN.⁶¹

2.3.5 Soziologischer Informationsbegriff

Wie bereits oben geschildert, ist der Begriff „Kommunikation“ zentral für die Theorie sozialer Systeme von NIKLAS LUHMANN – Gesellschaft ist Kommunikation. Zur Erinnerung: Nur Kommunikation ist an Kommunikation anschließbar, sie ist autopoietisch. Kommunikation als Einheit ist aber nicht ohne weiteres beobachtbar – sie kann von einem System nur durch Selbstbeobachtung erkannt werden, das heißt als Beobachtung zweiter Ordnung. Durch diese Ebenenänderung wird Kommunikation als eine Handlung verständlich, die ein anderes System erkennen kann (KRAUSE 1999, S. 132).

Wie schon bekannt, besteht Kommunikation für LUHMANN aus der dreifachen Selektion von Information, Mitteilung und Verstehen. Information ist der erste Teil der dreifachen Selektion und wird von ihm verstanden als eine Differenz, die eine Differenz erzeugt. Informationen sind immer Eigenleistungen eines unterscheidenden Beobachters, das heißt sie sind niemals von außen gegeben. Die Umwelt ist nur ein unspezifisches Rauschen und nur vor der Folie von Gedächtnis kann etwas als Information erkannt werden, das heißt Information hat immer einen Neuigkeitswert (ebd., S. 122).

Weitergehend kann der Dreischritt der Kommunikation wie folgt beschrieben werden: Ein System A betrachtet beziehungsweise selektiert etwas als Information. Die Information stellt eine Auswahl aus einer möglichen Vielzahl unterschiedlichster Informationen dar. Es muss aber angemerkt werden, dass es sich dabei nicht um eine Information eines psychischen Systems handelt, denn psychische Systeme kommunizieren nach LUHMANN nicht, sondern eine Information ist ein Konstrukt

⁶⁰ Siehe Kapitel 3.1.

⁶¹ Siehe Kapitel 2.4.3.

eines Kommunikationsereignisses. Man könnte an dieser Stelle auch sagen: „die Kommunikation kommuniziert“. Die zweite Selektion findet in der Entscheidung zur Mitteilung dieser Information, das heißt in einer Handlung statt. Hier wird die Mitteilung ebenfalls aus einer unendlichen Anzahl unterschiedlichster Möglichkeiten ausgewählt. Die dritte Selektion findet nun im Verstehen statt: Dabei kann etwas auf die eine oder andere Weise verstanden werden – es kommt erneut zu einer Selektion (ebd., S. 131). Das Problem dabei ist, dass bei LUHMANN nicht menschliche Akteure kommunizieren. Greift man nämlich aus dem dreischrittigen Selektionsprozess den Informationsbegriff heraus, selektiert nicht ein psychisch-kognitives System eine Information, sie ist vielmehr bestimmt durch die systemischen Zusammenhänge, in denen sich psychische Systeme befinden. Kognitive Systeme haben hier keinen Einfluss auf die Wahl der Information. Und es ist gerade der Verzicht auf die individuelle beziehungsweise menschliche Komponente, der, wie an den im Folgenden ausgeführten und in dieser Arbeit vertretenen anthropologischen und soziologischen Grundannahmen deutlich wird, eine Übernahme eines solchen Informationsbegriffes unmöglich erscheinen lässt.

Ein weiterer Vorschlag für einen soziologischen Informationsbegriff kann der Arbeit von NEIL POSTMAN (2006) entnommen werden. Der Ausgangspunkt seines Informationsbegriffes liegt im Verhältnis der Buchdruckkultur zur Kultur der modernen Massenmedien. Am deutlichsten wird seine Sichtweise auf diese Beziehung, wenn er sagt:

„Die Informationen, den Inhalt oder, wenn man so will, den ‚Stoff‘, aus dem die sogenannten ‚Tagesnachrichten‘ bestehen, gab es nicht und konnte es nicht geben in einer Welt, in der es die Medien nicht gab, die sie hätten vermitteln können. Ich will damit nicht sagen, daß sich nicht immer und überall auf der Welt Brände, Kriege, Morde und Liebesaffären ereignet hätten. Aber die Menschen konnten nicht an ihnen teilnehmen, konnten sie nicht zu einem Teil ihres Alltags machen, solange die Technologie fehlte, die sie davon in Kenntnis setzte. Derartige Informationen gehörten nicht zum Inhalt von Kultur.“ (ebd., 16f.)

Diese Worte müssen äußerst kritisch reflektiert werden: POSTMAN blendet an dieser Stelle zum Beispiel die bereits im Europa der frühen Neuzeit existierenden „Newen Zeitungen“ aus, die stark durch „human interest“-Themen charakterisierten Flugschriften und Flugblätter.⁶² Gerade die von ihm benannten Themen sind schon seit dem Ende des Mittelalters Gegenstand der Berichterstattung und somit Gegenstand der Kultur. Derartige Inhalte zu früheren Zeiten – hier insbesondere zu Zeiten des Buchdrucks – als nicht existent zu deklarieren, erscheint als bildungsbürgerliche Ignoranz eines offensichtlich idealisierten Zeitalters. Dies wird auch deutlich, wenn POSTMAN sagt:

„Die modernen Ideen vom Gebrauch des Verstandes sind überwiegend durch das gedruckte Wort geprägt worden, ebenso unsere Vorstellungen über Erziehung, Wissen, Wahrheit und Information. Ich werde nachzuweisen versuchen, daß in dem Augenblick, da der Buchdruck an die Peripherie unserer Kultur gedrängt wird und das Fernsehen seinen Platz im Zentrum einnimmt, die Ernsthaftigkeit, die Klarheit und vor allem der Wert des öffentlichen Diskurses in Verfall geraten.“ (ebd., S. 42)

Für POSTMAN ist die amerikanische Bevölkerung zur Kolonialzeit eine belesene, eine Eigenschaft, die sich nach seiner Meinung durch alle Schichten der amerikanischen Gesellschaft zieht (ebd., S. 49). Anerkennen muss man wohl die Zahlen die POSTMAN für den Zeitraum zwischen 1640 und 1700 für die Staaten Connecticut und Massachusetts liefert: So sollen circa 89 % - 95 % der männlichen und über 60 % der weiblichen Bevölkerung lese- und schreibkundig gewesen sein, was tatsächlich eine beachtliche Zahl wäre (ebd., S. 46). Zu berücksichtigen ist dabei aber wohl auch, dass diese Bundesstaaten zu den östlichsten der Vereinigten Staaten gehören und damit der erste Anlaufpunkt für die Neuankömmlinge in der „Neuen Welt“ sind, weshalb ein Vergleich zu weiter südlich oder auch weiter im Landesinneren liegenden Staaten interessant wäre.

⁶² Siehe Kapitel 4.2.2.2.

Wie darüber hinaus aus dem letzten Zitat hervorgeht wird der Buchdruck als Grundlage seines Ideals der diskursiven Gesellschaft gesehen.⁶³ Dazu gehört einerseits, dass sich im rein typographischen Zeitalter Information nur so schnell verbreiten kann, wie die Menschen zu reisen im Stande sind (in dieser Zeit immerhin schon mit der Eisenbahn und circa 55 km/h (ebd., S. 83)) und andererseits, dass Informationen die Funktion der Handlungsrelevanz zukommt (ebd., S. 89). Beide Eigenschaften der typografischen Kultur beziehungsweise diskursiven Gesellschaft werden aber durch zwei neue Medientechniken überholt: die Telegraphie und die Fotografie. Für die Telegraphie fasst POSTMAN die Wirkung wie folgt zusammen: Die Telegraphie

„verschaffte der Belanglosigkeit, der Handlungsunfähigkeit und der Zusammenhanglosigkeit Eingang in den Diskurs. Entfesselt wurden diese bösen Geister des Diskurses dadurch, daß die Telegraphie der Idee der kontextlosen Information Legitimität verlieh, also der Vorstellung, daß sich der Wert einer Information nicht unbedingt an ihrer etwaigen Funktion für das soziale und politische Entscheiden und Handeln bemißt, sondern einfach daher rühren kann, daß sie neu, interessant und merkwürdig ist. Der Telegraph machte aus der Information eine Ware, ein ‚Ding‘, das man ohne Rücksicht auf seinen Nutzen oder seine Bedeutung kaufen und verkaufen konnte.“ (ebd., S. 85)

Für die Fotografie attestiert er Vergleichbares:

„Die neuen Bildformen mit der Photographie in vorderster Linie traten nicht als bloße Ergänzung von Sprache auf, sie waren vielmehr bestrebt, die Sprache als unser wichtigstes Instrument zur Deutung, zum Begreifen und Prüfen der Realität zu ersetzen. [...] Dadurch, daß das Bild in den Mittelpunkt des Interesses trat, wurden die überkommenen Definitionen der Information, der Nachricht und in erheblichem Umfang der Realität selbst untergraben. Zunächst auf Anschlagbrettern, auf Plakaten und in Annoncen, später in Nachrichtenmagazinen und Zeitungen [...] drängte das Bild die Erörterung in den Hintergrund und tilgte sie in einigen Fällen ganz und gar. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatten Inserenten und Zeitungleute erkannt, daß ein Bild nicht nur tausend

⁶³ Zur Beschreibung der diskursiven Gesellschaft siehe die Ausführungen von POSTMAN (2006, 55f.) zum „Lyceum Movement“ oder auch zu den „stump speaker“ (ebd., 61ff.).

Worte aufwog, sondern – wo es darum ging, etwas zu verkaufen – noch viel mehr wert war.“ (ebd., 95f.)

Beide Zitate lassen mehrere relevante Punkte für sein Verständnis des Informationsbegriffs erkennen: In beiden Zitaten wird den jeweils neu auftretenden Medien Dekontextualisierung vorgeworfen. Haben Informationen, die durch den Buchdruck vermittelt werden noch die Funktion handlungsleitend beziehungsweise praxisrelevant zu sein, fehlt den durch die neuen Medien vermittelten Informationen diese Eigenschaft. Die jetzt massenhaft verfügbaren Informationen sind ein bloßes Aneinandergereiht-sein von zusammenhangslosen Fakten für die künstliche Kontexte geschaffen werden müssen, damit sie den Eindruck eines Nutzens erwecken (ebd., S. 97). Von Bedeutung sind im Zeitalter der neuen Medien nur noch Informationen, die den menschlichen Grundinteressen entsprechen. Weiterhin erwähnt er die Ökonomisierung beider Medien, die sich vor allem in der Presselandschaft niederschlägt. Die Nachrichtenübermittlung mittels Telegraphie führt zur Vermarktung von Informationen und auch Bilder dienen nur dem Verkauf von Informationen und Produkten. Diese kulturpessimistische Sicht auf neue Medien, die er im weiteren Verlauf des Buches auch auf das damals neueste Medium Fernsehen überträgt, ist jedoch kritisch zu betrachten. Pressemitteilungen oder Bildreportagen haben trotz aller möglichen Manipulations- und Beeinträchtigungsfaktoren immer wieder eine nachhaltige Wirkung auf gesellschaftliche Diskurse gehabt, die auch zu sozialen Veränderungen geführt haben. Genannt werden können dabei Beispiele aus der Kriegsfotografie, die entscheidenden Einfluss auf die soziale Sphäre haben und zum Teil politische Konsequenzen nach sich ziehen.

2.3.6 Kybernetischer Informationsbegriff

NORBERT WIENER begründete mit seinem 1961 veröffentlichten Buch „Cybernetics or Control and Communication in the Animal and the Machine“ die Kybernetik. Sein

Interesse liegt in den Problemen des Nachrichtenaustauschs und den dafür genutzten technischen Einrichtungen. Er geht dazu – ähnlich wie SHANNON und WEAVER – von einem Informationsbegriff aus, der sich ebenfalls an dem Auswahlprozess orientiert und die semantische und pragmatische Ebene jeweils außer Acht lässt. Bedeutet Information für SHANNON und WEAVER nun aber Unordnung (Entropie) ist dies für WIENER genau umgekehrt, denn Information bedeutet Ordnung oder Organisation und damit Negentropie.

„Es ist ganz klar, dass eine zufällige Folge von Symbolen oder ein rein zufälliges Schema keine Informationen übermitteln kann. [...] Daher muss Information, welche Definition und welches Maß wir auch für sie einführen, immer etwas sein, das zunimmt, wenn die a priori angenommene Wahrscheinlichkeit eines Schemas oder einer Zeitreihe abnimmt.“ (WIENER 1950, S. 18)

So führt das Zusammenleben zu einer Steigerung der Auswahlprozesse oder -techniken der Information (WIENER 1961, S. 158). Problematisiert werden muss an WIENERS Konzept aber die Sichtweise, dass Maschinen und Menschen gleichartig operieren: „Ich behaupte nun, dass die Arbeitsweisen des lebenden Individuums und die einiger neuerer Kommunikationsmaschinen völlig parallel verlaufen.“ (WIENER 1952, S. 26) Problematisch ist die Perspektive, weil sie menschliche Operationen auf Informationsverarbeitung reduziert. Dabei führt er den Reduktionismus noch weiter und überträgt ihn auf alle lebensweltlichen Kontexte (WIENER 1950, S. 31), was dazu führt, dass Information nur noch eine nachrichtentechnische Größe ist, der es an den menschlichen und oben beschriebenen historischen, semiotischen und / oder pragmatischen Bedeutungen fehlt.

HEINZ V. FOERSTER (1993b), auf den die Kybernetik zweiter Ordnung⁶⁴ zurückgeht, sucht seinen Ausgangspunkt im Begriff „Kommunikation“, um sich dem Terminus

⁶⁴ Die Kybernetik leitet aus den neuronalen Prozessen eine Eigenwertheorie ab, die die Beobachtung der Beobachtung, die Rekursivität der Beobachtung zur Grundlage macht. Ein Individuum operiert gemäß der Theorie also auf Basis seiner eigenen kognitiven Operationen, die die Grundlage

„Information“ anzunähern. Kommunikation versteht er als strukturelle Kopplung, die es den Menschen ermöglicht, miteinander in Kontakt zu treten (ebd., S. 269). Kommunikation ist für ihn aber nicht die einfache „Übertragung“ einer Botschaft durch einen Kanal, weshalb er die Analogie des menschlichen Kommunikations- und Informationsprozesses mit dem technischen Signalübertragungsmodell ablehnt:

„Im Rahmen dieser Vorstellung [der nachrichtentechnischen; CG] wird Information als ein Gut aufgefaßt, als eine Substanz, die durch Röhren übermittelt werden kann. Außerdem kann eine solche Substanz, so nehmen wir an, über Drähte laufen, denn wir ‚wissen‘ ja, daß Information, die über Drähte läuft, von einem Ende des Kontinents zum anderen vermittelt werden kann. [...] Was jedoch über den Draht läuft, sind nicht Informationen, sondern Signale.“ (ebd., S. 270)

Für ein besseres Verständnis dessen, was FOERSTER unter „Information“ versteht bemüht er einen Vergleich zwischen einer Bibliothek und einer Garage, denn letztere ist kein „System der Speicherung und Wiedergabe von Verkehr“ (ebd., 270f.). Sowohl das Fahrzeug in der Garage als auch die Bücher in der Bibliothek werden für FOERSTER in ihrer Funktion missverstanden, da es auf ihre Benutzung ankommt, durch die erst die Teilnahme am Verkehr oder die Konstruktion von Informationen möglich wird. Eine Bibliothek speichert nämlich keine Informationen, sondern „Bücher, Mikrofiches, Dokumente, Filme, Diapositive und Kataloge“ (ebd., S. 270). Die Information entsteht, so FOERSTER (2003, 252; Hervorhebungen im Original), erst im Individuum selbst, denn „[t]he environment contains no information; the environment is as it is.“ Das Individuum erschafft beziehungsweise konstruiert erst aufgrund der Verarbeitung der Sinnesdaten im Verstehensprozess die Informationen: „The information associated with a description depends on an observer’s ability to draw inferences from this description.“ (ebd., 251; Hervorhebungen im Original) Hieraus lässt sich noch eine weitere Verständniskomponente des Informationsbegriffes ablesen:

für weitere kognitive Operationen bilden. Daraus lässt sich wiederum ableiten, dass die Erkenntnis einer „objektiven Realität“ unmöglich wird.

Information ist für FOERSTER immer mit einem Nutzen verbunden. Dies wiederum erläutert er anhand zweier Prinzipien: Einerseits dem Prinzip der Selektion sowie dem Prinzip der Untrennbarkeit. Das erste Prinzip verweist darauf, dass Selektion einer „Suche nach Bedeutung“ (ebd., S. 109) gleichkommt, indem ein Lebewesen nach Informationen sucht, aus denen es Rückschlüsse ziehen kann. Im Anschluss daran besagt das Prinzip der Untrennbarkeit, dass das Lebewesen die Rückschlüsse aus der Information unter dem Aspekt der Nützlichkeit für die eigenen Zwecke bewertet (ebd.). Demnach ist also Information eine individuelle Konstruktion auf Basis rekursiver Verarbeitungsprozesse des zentralen Nervensystems, die mit Blick auf ihre Verwendbarkeit beziehungsweise Viabilität bewertet und weiterverarbeitet wird. Bücher, Bilder, Symbole und Zeichen dagegen sind keine Informationen, sondern lediglich „Träger potentieller Information“ (FOERSTER 1993b, 197; Hervorhebungen im Original). Die unten vorgeschlagene Definition lehnt sich, so viel kann an dieser Stelle schon einmal vorweg genommen werden, an dieses Verständnis an.⁶⁵

2.3.7 Kulturtheoretischer Informationsbegriff

Ebenfalls aus einer kritischen Haltung gegen eine zu einfache Übertragung des technischen sowie naturalistischen Informationsbegriffes auf menschliche Kommunikations- und Informationsprozesse macht PETER JANICH (1996) einen Vorschlag aus handlungstheoretischer Perspektive. Das Problem in der technischen und naturwissenschaftlichen Begriffsverwendung liegt für JANICH einerseits in den unterscheidbaren Beschreibungsebenen, die materielle Strukturbeschreibungen voraussetzen, um diesen wiederum informationstheoretische Annahmen zuzuschreiben (ebd., S. 121).

⁶⁵ Im Öffnungsprozess wird in genau von dieser potentiellen Information als Information gesprochen. Ein Individuum (Autor, Fotograf, Tänzer, Redner etc.) oder eine Gruppe von Individuen (Online- oder Zeitungs-Redaktion, Filmcrew, etc.) haben ihre Informationen (das heißt ihre Konstruktionen) in ein für andere Individuen wahrnehmbares anderes Medium (zum Beispiel Sprache, Text, Bild etc. oder Kombinationen) übertragen, das diese wahrnehmen beziehungsweise rezipieren können, um in der Folge daraus eigene Informationen oder sogar Wissen daraus zu konstruieren.

Die Lösung für das Problem liegt für ihn im Einbezug der „*Handlungsrationalität menschlicher Konstrukteure, Hersteller und Benutzer informationsverarbeitender Systeme*“ (ebd., 121; Hervorhebungen im Original), um auch die Störungen der Systeme berücksichtigen zu können.

Vor diesem Hintergrund steht Information im Verständnis von JANICH in Korrelation mit der Zuschreibung von Wahrheit: „Verallgemeinert heißt dies, daß es prinzipiell keinen Schluß von Beschreibungen der Struktur materieller Systeme und ihrer Veränderungen *auf Wahrheit oder Geltung der durch sie codierten Informationen oder Nachrichten* geben kann.“ (ebd., 123f; Hervorhebungen im Original) Aus der strukturellen Eigenschaft einer Rille in einer Schallplatte oder den „Pits and Lands“ einer Compact Disc (CD) ist noch keine semantische Bedeutung der Information ableitbar: „Vielmehr muss umgekehrt erst die ‚Sprache‘ (semantisch) verstanden und auf wahr oder falsch beurteilt werden, die, informationstheoretisch betrachtet, durch das materielle System codiert ist, um dann entscheiden zu können, ob die Codierung gelungen ist oder nicht.“ (ebd., S. 124)

Auf die menschliche Interaktion bezogen geht dem Informieren das Kommunizieren und damit das Verstehen voraus. Dabei hat Kommunikation einen „*Widerfahrnischarakter*“ (JANICH 2006, 156; Hervorhebungen im Original), denn dem Kommunikator widerfährt die Reaktion des Beobachters, Teilnehmers oder Rezipienten. Verstehen wird dann attestiert, wenn die vom Kommunikator intendierte Handlungen entsprechend von seinem Gegenüber ausgeführt wird. Ist diese Voraussetzung erfüllt, kann auch von „informieren“ gesprochen werden, das heißt, dass ein Sprecher an einen Hörer etwas sagt, zum Beispiel einen Sachverhalt schildert. Information ist für JANICH also eine sprachliche Mitteilung, die in unterschiedlichen Formen, das heißt mit unterschiedlichen Zeichen, Begriffen oder Sätzen formuliert werden kann (ebd., S. 159). Dabei wird Information – und dies erscheint vor dem Hintergrund der eigentlich konstruktivistischen Prägung JANICHs erstaunlich – als durch unterschiedliche Zeichen repräsentierbar verstanden, die darüber hinaus nicht

zu individuell beziehungsweise subjektiv erzeugten Bedeutungen führen, sondern eben als „gleich“ erscheinen:

„So wie verschiedene Ziffern dieselbe Zahl darstellen können und verschiedene Wörter denselben Begriff und verschiedene Aussagen denselben Sachverhalt (verschiedene wahre Aussagen dieselbe Tatsache), so können auch *verschiedene sprachliche Äußerungen dieselbe Information darstellen*. Sie sind *informationsgleich*, wie eine römische Ziffer III und eine arabische Ziffer 3 ‚Zählgleichheit‘ unterstellen und die Synonyme ‚Krawatte‘ und ‚Selbstbinder‘ deren Bedeutungsgleichheit.“ (ebd., 158f; Hervorhebungen im Original)

Bedeutungsgleichheit kann aber nur für den Fall unterstellt werden, in dem die verwendeten Worte eine unzweifelhafte Bedeutung besitzen. Homonyme wie „Bank“, „Schloss“, „Leiter“ und so weiter, die unterschiedliche Bedeutungen inhärieren, werden hier nicht mitgedacht. Die von JANICH unterstellte Bedeutungsgleichheit der Information kann also nicht unterstützt werden, zumal selbst das von ihm vorgebrachte Beispiel von „Krawatte“ und „Selbstbinder“ individuelle Vorstellungsräume beziehungsweise Bedeutungen erlaubt.

2.3.8 Der Informationsbegriff des Öffnungsprozesses

Nach der Vorstellung unterschiedlicher Informationsbegriffe muss abschließend eine Frage geklärt werden: Von welchem Informationsbegriff wird im Verlauf dieser Arbeit zum informationellen Öffnungsprozess ausgegangen, oder anders ausgedrückt: Welcher Begriff eignet sich für den Kontext des Öffnungsprozesses? Dabei können die nachrichtentechnischen Informationsbegriffe bereits ausgeschlossen werden. Information im Kontext des Öffnungsprozesses meint nicht die Vermittlung von Daten oder Signalen in einem technischen Sinn, auch wenn dies die physikalisch-biologischen Grundlagen zunächst vermuten lassen.⁶⁶

⁶⁶ Wenn gesagt wird, dass hier nicht auf einen nachrichtentechnischen Informationsbegriff Bezug genommen wird, dann trifft das solange zu, bis von der technischen Ebene zum Beispiel elektronischer Daten- beziehungsweise Signalübertragung gesprochen wird. Werden aber beispielsweise für

Relevanter wird der Informationsbegriff jedoch auf der individuellen Ebene, wenn es darum geht, dass eigenes beziehungsweise subjektives Wissen oder Erfahrungen anderen zugänglich gemacht werden sollen. Dies kann einerseits durch praktisches Vormachen und Nachahmen geschehen oder im Kontext des Öffnungsprozesses durch konventionalisierte Codes, auditive, visuelle oder audio-visuelle Medien. Informationen sind aber nicht gleichzusetzen mit Medien, auch sind Informationen nicht die aneinandergereihten konventionalisierten Zeichen-, Symbol-, Schrift-, Bild- oder Lautfolgen. Von Informationen wird erst gesprochen, wenn die Codes von einem Individuum wahrgenommen, kognitiv verarbeitet und ihnen in diesem Prozess Bedeutung zugesprochen wird. Insofern besitzt ein Individuum eine eigene Semantik, die den Wahrnehmungsdaten Bedeutung zuspricht.

Wenn Informationen jedoch erst im Zuge der individuellen Kognitionsprozesse entstehen, welche Rolle beziehungsweise Funktion ist dann Texten, Bildern und Ähnlichem zuzuschreiben? Hierzu kann auf die oben⁶⁷ aufgeführten Perspektiven hingewiesen werden: der Kommunikator auf der einen Seite und der Beobachter auf der anderen. Der Kommunikator ist derjenige, der versucht, sein Wissen durch bestimmte schriftliche, bildliche, verbale oder daraus kombinierte Ausdrucksweisen für sich und / oder andere festzuhalten oder verfügbar zu machen. Um sein Wissen zu explizieren, nutzt er in den unterschiedlichen Publikationsprozessen⁶⁸ verschiedene Medien, die er in einen bedeutungsvollen Zusammenhang entsprechend seiner Aussageabsicht kombiniert. Ein Medium beinhaltet damit die intendierte Information eines Autors, sein Wissen, dass er derart sinn- und bedeutungsvoll zu explizieren versucht hat, dass die Möglichkeit des Nachvollzugs für andere besteht, das heißt

Spionagezwecke Verschlüsselungstechniken, Abhörmechanismen oder Zensurmaßnahmen sowie aus ökonomischen Gründen Reduktionen des Datenvolumens zum Einsatz gebracht, die eine Beeinträchtigung beziehungsweise Schließung des offenen Signal- und Datenverkehrs bedeuten, können abhängig von der Beobachtungsebene sowohl ein technisch motivierter Informationsbegriff als auch die Begriffe des Signals oder der Signalübertragung zum Einsatz gebracht werden.

⁶⁷ Siehe Kapitel 3.1.

⁶⁸ Siehe Kapitel 4.

in Gestalt viabler Kommunikate. Erscheint also aus der Perspektive des Kommunikators die intendierte Bedeutung als konstitutiv für die Bestimmung von etwas als Information, können entsprechend der bedeutungsvollen Gestaltung von Büchern, Bildern, Videos, Fernseh- und Radiosendungen etc. diese als Träger intendierter Informationen bezeichnet werden.

Auf der anderen Seite ist ein Buch, Bild oder eine Fernsehsendung für einen Beobachter, beziehungsweise Rezipienten nicht gleich eine Information, geschweige denn Wissen, sondern nur ein Träger potentieller Informationen. Ein Beobachter muss im Zuge der Perzeption das entsprechende Medium wahrnehmen und im Verlauf der Rezeption kognitiv verarbeiten, das heißt verstehen, mit bereits vorhandenen Schemata kombinieren, interpretieren etc. Dabei kann im Anschluss an LUHMANN⁶⁹ der Information auf Seiten des Rezipienten eine entscheidende Qualität hinzugefügt werden: der Neuigkeitswert. Rezipiert ein Individuum Medieninhalte auf Grundlage seines Wissens (W), seiner Einstellungen (E), Erwartungen (E), Emotionen (E), Wünsche (W) oder Bedürfnisse (B) (WEEEWB) (RUSCH 2002a, S. 113) und erfährt dabei Neues, konstruiert es Informationen. Bemerkt beziehungsweise versteht das Individuum hingegen, dass es die Inhalte bereits kennt, kann von bereits geläufigem beziehungsweise vorhandenem Wissen gesprochen werden. Von Bedeutung ist, dass die vom Rezipienten konstruierte potentielle Information nicht notwendiger Weise mit der intendierten des Kommunikators übereinstimmen muss. Die individuellen kognitiven Voraussetzungen⁷⁰ (WEEEWB) können zwar vergleichbare, keinesfalls aber identische und nicht einmal notwendigerweise beabsichtigte Verständnisse hervorrufen, sondern können auch zur Konstruktion von Fehlinterpretationen oder Missverständnissen führen, die aber bis zu ihrer Widerlegung für das Individuum den Status einer korrekten Information besitzen.

⁶⁹ Siehe hierzu das Kapitel 2.3.5.

⁷⁰ Sicherlich müssen an dieser Stelle auch die sozialen Einflussfaktoren einer bestimmten Schicht beziehungsweise eines Milieus oder einer Gruppe beziehungsweise Kulturgruppe mit berücksichtigt

Es zeigt sich also, dass die Verwendung des Begriffes „Information“ stark von den Perspektiven der beteiligten Akteure am Informationsprozess abhängig ist. Somit wird klar, dass Medien zwar Träger von Information sind, diese aber entweder in intendierte Informationen des Kommunikators oder potentielle Informationen für den Rezipienten unterschieden werden können. Dass Medien als Grundlage für die Produktion, Distribution und Rezeption⁷¹ von Informationen dienen, kann nicht bestritten werden. Daher wird hier der Vorschlag gemacht, Medien in dieser Arbeit als Träger potentieller Information zu verstehen. Ein derartiger Medien- und Informationsbegriff erlaubt die Berücksichtigung der kognitiven Autonomie der interpretierenden und konstruierenden Individuen und erlaubt gleichzeitig die den Medien „mitgegebenen“ Informationen anzuerkennen.

2.4 Öffentlichkeit und Öffnung

Bevor auf den Öffnungsprozess eingegangen wird, sollen die Begriffe „Öffnung“ und „Öffentlichkeit“ betrachtet werden. Zunächst sei auf die Endung „-ung“ bei „Öffnung“ verwiesen, die auf den Prozesscharakter des Begriffes verweist. Darüber hinaus steht der Begriff in enger Verwandtschaft mit zum Beispiel „offen“, „Offenlegung“ oder „Öffentlichkeit“. Konzentriert man sich zunächst auf die Bedeutungen „offen“ beziehungsweise „geöffnet“ erscheinen diese Begriffe in einem Alltagsverständnis als Beschreibungen eines Zustandes, dem der Prozess einer Öffnung vorausgeht, das heißt etwas war geschlossen oder verschlossen und ist jetzt offen. Dieses antagonistische Verhältnis deutet darauf hin, dass Öffnung nur vor der Folie der Schließung reflektiert werden kann. Fokussiert man den Öffnungsprozess, tauchen verschiedene Fragen auf: Was öffnet sich oder wird geöffnet? Wie und wodurch er-

werden, die unter anderem auch bestimmte Interpretationsschemata vorgeben, die im Verlauf der kognitiven Verarbeitung mitwirken.

⁷¹ In diese Reihe müsste auch noch Akkumulation eingefügt werden, doch dazu später mehr in Kapitel 4.

folgt eine Öffnung? Welche Auslöser gibt es für eine Öffnung? Welche Konsequenzen hat eine Öffnung? Zu welchem Zeitpunkt erfolgt eine Öffnung?

Geht man phänomenologisch der Frage nach, was offen oder geöffnet sein kann, kommen einem Beispiele in den Sinn wie Türen, Fenster, Schachteln oder Flaschen. Mit einer Öffnung wird etwas sichtbar, verfügbar oder erreichbar: Ein Zimmer kann durch eine geöffnete Tür betreten werden, durch ein geöffnetes Fenster kann frische Luft in einen Raum strömen, durch eine Öffnung eines Geschenkes erhält man vielleicht etwas, das man sich schon immer gewünscht hat und eine offene Flasche erlaubt zum Beispiel den Zugang zu Wasser an einem heißen Tag. Deutlich hervorzuheben ist der aktive Prozess, der mit einer Öffnung verbunden ist. Man muss tätig werden, um etwas zu öffnen, offen zu halten und weiterhin tätig bleiben, um es nutzen, daran zu partizipieren. Einschließen, Abschließen oder Verschießen von jemandem oder etwas bedeutet Freiheitsentzug, die Nicht-mehr-Verfügbarkeit eines Gegenstandes, dessen Zurückhaltung oder gar Verheimlichung. Geschlossenheit bedeutet aber auch Sicherheit (zum Beispiel Stadtmauern) und Vertrautheit. Entsprechend kann eine Öffnung auch für Gefahr, Unsicherheit oder Ungewissheit (zum Beispiel hinsichtlich der Zukunft) stehen. Schließung ist damit nicht einfach nur Antonym, sondern Öffnung und Schließung sind sich gegenseitig *conditio sine qua non*.⁷² Es geht also darum das Wechselspiel beziehungsweise die unbedingte Reziprozität von Öffnung und Schließung ständig mit zu reflektieren.

Die Reflexion dessen, was Öffentlichkeit ist, ist für den Prozess informationeller Öffnung wesentlich. Im Zuge der in dieser Arbeit betrachteten informationellen Öffnung geht es darum, Quellen offen verfügbar zu machen, das heißt sie einer unbekanntem zum Publikum versammelten Menge von Individuen, also einer Öffentlichkeit disponibel zu machen. Wie im Folgenden gezeigt werden soll, kommt zur Bestimmung von Öffentlichkeit neben der Unbekanntheit der Menge auch das

⁷² Erinnert sei an dieser Stelle an die Definition von „Information“ in Kapitel 2.3.8, die ebenfalls mit der Eigenschaft, etwas Neues für das kognitive System zu beinhalten, bestimmt wurde.

Kriterium der Unabgeschlossenheit hinzu. Beides führt zu einer notwendigen Betrachtung informationeller Öffnung und ihrer Wirkungen sowohl auf der sozialen Meso- als auch der Makroebene. Das heißt, dass niemand von der aktiven oder passiven Partizipation an Informationen ausgeschlossen werden soll. Aus diesem Verständnis von Partizipation ergibt sich weiterhin, dass es unterschiedliche Formen der Teilhabe beziehungsweise Teilnahme an Informationen gibt, was auf das Phänomen der Teilöffentlichkeiten verweist, die für den Prozess informationeller Öffnung von großer Bedeutung sind. Denn, so wird in späteren Kapiteln der Arbeit deutlich, es ist immer nur eine Auswahl an Informationen, die für eine bestimmte soziale Gruppe von Bedeutung ist und mit positiven wie negativen Reaktionen auf deren Öffnung antwortet. Öffentlichkeit ist dabei kein neues Phänomen. Wie zunächst mit LUCIAN HÖLSCHER gezeigt wird, reicht die Geschichte des Begriffes „Öffentlichkeit“ bis weit in die Antike zurück. Im Anschluss daran werden aktuelle Verständnisweisen von Öffentlichkeit vorgestellt werden, um ein tiefergehendes Verständnis für das Verhältnis von Öffentlichkeit und dem Prozess informationeller Öffnung zu schaffen.

2.4.1 Geschichte des Öffentlichkeitsbegriffes

Die wechselseitige Bezogenheit von Öffnung und Schließung zeigt sich schon in der historischen Betrachtung des Begriffes „Öffentlichkeit“, dessen Wurzeln zum Beispiel aus den Termini „offen“ und „offenbar“ etc. stammen. Im Folgenden soll daher kurz anhand der Schilderungen von HÖLSCHER (1979) die Entwicklung des Konzeptes der Öffentlichkeit nachgezeichnet werden, bevor auf einige aktuelle Konzeptionen des Öffentlichkeitsbegriffes eingegangen wird.

Die Geschichte des Begriffes „Öffentlichkeit“ reicht in ihren Ursprüngen bis in die Antike zurück, auch wenn keiner der antiken Begriffe die Bedeutungsvielfalt der deutschen Terminologie abdeckt (ebd., S. 37). Der noch dem spätmittelalterlichen

deutschen Verständnis von „öffentlich“ am nächsten kommende griechische Begriff lautet $\varphi\alpha\nu\epsilon\rho\zeta$ (phaneros). Er bezieht sich sowohl auf „sichtbar, offensichtlich, einsichtig“ (ebd.) als auch auf soziale Kontexte. Das griechische $\varphi\alpha\nu\epsilon\rho\zeta$ besitzt allerdings eine Doppelbedeutung, die sich sowohl auf das visuell als auch das intellektuell Erkennbare bezieht (ebd., S. 39). Entsprechend der vorangegangenen Überlegungen ist durch den Vorgang einer Öffnung etwas sowohl mit den Augen erkennbar oder sichtbar geworden als auch intellektuell, zum Beispiel durch eine Niederschrift zu offenen und potentiell nachvollziehbaren Informationen.

Wenn also $\varphi\alpha\nu\epsilon\rho\zeta$ auch nicht in exakte Übereinstimmung mit dem deutschen „öffentlich“ zu bringen ist, so gilt Gleiches für den lateinischen Ausdruck „publicus“, auch wenn dieser bereits die Bedeutung der politischen und sozialen Öffentlichkeit inhäriert (ebd., 40f.). Als Adjektiv hat „publicus“, so HÖLSCHER, noch wenig mit der Idee des Offenen gemeinsam. Erst durch die Übertragung des Begriffes „publicus“ auf soziale Aspekte in der römischen Verfassung kommt das Verständnis von „öffentlich“ hinzu und bezieht sich auf Gegenstände, die dem ganzen „populus“ (Volk) zur Verfügung stehen, so zum Beispiel „ager populus“ für die Allmende oder „res publica“ für den gemeinsamen Besitz des Volkes (ebd., S. 41). Insbesondere der Begriff „res publica“ lässt sich in vier Bedeutungssphären differenzieren: 1. als öffentlicher Besitz, 2. im Plural als „die öffentlichen, staatlichen Angelegenheiten“ und im Singular [als] die Summe oder der Inbegriff dieser Angelegenheiten, 3. der ‚öffentliche Zustand‘ des Staates im Plural ‚die öffentlichen Verhältnisse‘, und 4. ‚das öffentliche Interesse‘“ (ebd., S. 42).

Gegen Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. wandelt sich die Bedeutung des Begriffes „res publica“ und er wird aus einer rückwärtsgerichteten Perspektive genutzt, die, vor dem Hintergrund der Kaiserzeit und der politischen und sozialen Veränderungen⁷³,

⁷³ HÖLSCHER (1979, S. 44) führt als Gründe unter anderem an: „der Beginn der Kaiserherrschaft unter Cäsar und Augustus, die Ausdehnung des römischen Bürgerrechts seit der Constitutio Antoniana 212, der wachsende Einfluss der Söldnerheere auf die Politik und schließlich die Verlagerung der Herrschaft aus Rom nach Ravenna und Byzanz“.

mehr und mehr auf das vergangene Ideal einer freiheitlichen Verfassung rekurriert, womit er eine gewisse Bedeutungsnahe zum Begriff „Staat“ oder „staatlich“ in heutiger Zeit besitzt, ohne aber eine derartige direkte Übersetzung zu gestatten (ebd.). Die Bedeutung des Begriffes „res publica“ verschwindet schließlich endgültig im Verlauf des Mittelalters, in welchem er zum Teil nicht einmal mehr für ein Gebiet oder gar eine Öffentlichkeit nach römischem Vorbild steht (ebd., S. 44). Zur Darstellung des Bedeutungswandels zitiert HÖLSCHER eine Schrift aus dem Jahr 1572 des Juristen ANDREAS ALCIATUS:

„Publicae res heißen eigentlich Dinge, die dem *populus romanum* gehören. Aber auch, was in anderen Staaten der öffentlichen Nutzung dient, wird so genannt. Im weitesten Sinne werden aber auch Dinge so bezeichnet, wenn sie nicht in öffentlichem Gebrauch stehen [...]. Allerdings wird auch das, was dem Naturrecht zufolge Allgemeingut und dessen Gebrauch dem Völkerrecht zufolge öffentlich ist, demjenigen zuerkannt, der davon Besitz ergreift. Dies gilt aber nicht für diejenigen Dinge, die nach bürgerlichem Recht öffentlich sind.“ (ALCIATO 1530, 212, Lex 18 zitiert nach HÖLSCHER 1979, S. 50)

Dieses Zitat bringt die unterschiedlichen rechtlichen Sichtweisen auf den Begriff „res publica“ zum Ausdruck: Für das bürgerliche Recht bildet der „*populus romanus*“ die Grundlage, während man sich für das Natur- und Völkerrecht an der ganzen Menschheit oder doch wenigstens an der gesamten Christenheit orientiert. Der Begriff „res publica“ ist im Naturrecht synonym mit dem Begriff „res communes“ und bezeichnet Dinge, die nicht in Besitz genommen werden können und jedermann zur freien Verfügung stehen (zum Beispiel „Luft, Wasser und Licht“ (ebd.)). Im Völkerrecht wird der Begriff mit „res publicae“ gleichgesetzt, der sich auf „Plätze, Theater, Stadtmauern, Aquädukte [oder] Straßen“ (ebd.) bezieht, die vom „*populus romanus*“ besessen und genutzt werden.

„Publicus“ wird aber auch noch in einem weiteren sozialen Kontext thematisiert, etwa im Zuge der attributalen Verwendungen „lux publica“ (Sonne), „dies publica“ (Festtag) oder „verba publica“ (Umgangssprache). Der Begriff „publicus“ besitzt

also in der römischen Antike noch nicht die Bedeutung von „offen“, bezieht sich aber bereits auf alles was in „publico“ (auf der Straße, man würde heute auch sagen: „in der Öffentlichkeit“) stattfindet (ebd., S. 43).

Ein anderer Begriff im Zusammenhang mit „publicus“ ist „ius publicum“, der sich jedoch, vergleichbar mit den Bedeutungen des Terminus „res publica“, auch nicht synonym auf das Staatsverfassungsrecht beziehen lässt. So verbergen sich hinter „ius publicum“ Bezüge auf unterschiedlichste Gegensätze wie ein im Kontrast zum Privatrecht allgemein verbindliches Kirchenrecht oder das weltliche im Gegensatz zum kanonischen Recht (ebd., S. 46). Während der Begriff „ius publicum“ im Mittelalter nahezu unbedeutend ist, entwickeln die frühen italienischen Rechtsgelehrten des 14. und 15. Jahrhunderts ein Verständnis von „ius publicum“ im Gegensatz zu „ius privatum“. Aber auch die dabei zentralen Attribute „publicus“ und „privatus“ sind nicht eindeutig. So variiert das Verständnis bis zur Neuzeit zwischen den weltlichen Gegensätzen „zur Herrschaft“ beziehungsweise ‚zum Untertan gehörig‘ oder den kirchlichen von ‚kirchenrechtlich anerkannt‘ und ‚unverbindlich‘, oder schließlich, dies jedoch seltener, Gegensatz von ‚weltlich‘ und ‚kirchlich‘ selbst“ (ebd., S. 48).

Andere antike Rechtsbegriffe wie „crimen publicum“ oder „solemis poenitentia“ werden jedoch schon im frühen Mittelalter verstärkt mit territorialen Rechtsverständnissen verknüpft. Vergleichbare Befunde sind auch für kirchenrechtliche Begriffsverwendungen und Praxen zu erkennen (ebd., S. 53). So übersetzt HÖLSCHER aus RUFINUS (1902) Kommentar zu den Dekreten des GRATIAN:

„Ein Verbrechen wird in dreifachem Sinn ‚publicus‘ genannt: erstens heißt es ‚publicus‘ oder gleichsam ‚populicus‘ nach den Gesetzen: dabei wird jeder aus dem Volk zur Anklage zugelassen, wie zum Beispiel beim Ehebruch. Zweitens heißt es ebenfalls ‚publicus‘, wenn es durch allgemeines Gerede bekannt geworden ist. Drittens schließlich heißt ‚crimen publicum‘ ein solches Verbrechen, das unter dem Titel eines ‚crimen pulicum‘ geführt wird.“ (HÖLSCHER 1979, S. 54)

Für die „poenitentia publica“ werden ebenso zwei Bedeutungen unterschieden:

„Eine Strafe wird in zweifachem Sinn ‚publicus‘ genannt: entweder wird sie in irgendeiner offen sichtbaren Weise unter vieler Leute Augen und im Beisein von Laien vollzogen [...] oder sie wird in Sack und Asche durch Handauflegen und feierliche Ausstoßung aus der Kirche für eine festgesetzte Zeit auferlegt [...] Die erste Form heißt einfach ‚publica‘, die zweite wird auch ‚solemnis poenitentia‘ genannt.“ (ebd.)

Als drittes Exempel zitiert HÖLSCHER (ebd.) die Versöhnung: „Eine öffentliche Versöhnung liegt vor, wenn diejenigen, die bereuen, vor dem Eingang der Kirche öffentlich vorgestellt werden und durch Handauflegen eines Bischofs öffentlich mit der Kirche versöhnt werden.“ Die Attribuierung mit „publicus“ deutet in jedem der Fälle darauf hin, dass andere Menschen daran beteiligt sind, das heißt, dass sie entweder an der Verbreitung potentieller Informationen partizipieren, Augenzeugen sind oder aktiv an einem öffentlich vollzogenen Ritual teilnehmen.

Die Übersetzungen des Begriffes „publicus“ im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit lauten zumeist „öffentlich“, „offenbar“ oder „gemein“. In seiner adverbialen Bedeutung wird häufig „öffentlich“ genutzt, bei der adjektivischen Form, die sich auf eine Relation oder Entität bezieht, kommt „gemein“ zum Einsatz (zum Beispiel „gemeiner Fluß“, „gemeiner Platz“, „gemeines Gefängnis“ (ebd., S. 55)). Zum Teil werden aber auch zum Adjektiv „gemein“ die Begriffe „offen“, „öffentlich“ oder „offenbar“ hinzugefügt (zum Beispiel „offen gemeiner Jahrmarkt“, „gemein öffentlich Gericht“, „offene gemeine Straße“ (ebd.)). Über die zusätzliche Verwendung der unterschiedlichen Öffnungsbegriffe spekuliert HÖLSCHER (ebd.), dass man allein mit dem Terminus „gemein“ wahrscheinlich nicht in der Lage war, die volle Bedeutungstiefe des Begriffes „publicus“ abzubilden.

Im 17. Jahrhundert übernimmt, zunächst verstärkt bei den Juristen, das Wort „öffentlich“ die politisch-soziale Bedeutung von „publicus“ (ebd., S. 56). In seinen attributiven Verwendungen (öffentliches Amt, öffentliches Recht etc.) wird es gleichbedeutend mit „staatlich“ verwendet (ebd., S. 57). Dieser semantische Wandel von

„offen, zugänglich, klar, einsichtig“ (ebd.) zu „staatlich“⁷⁴ verläuft ab dem Ende des 17. Jahrhunderts in allen Bevölkerungsschichten, jedoch so langsam und unmerklich, dass es von den Zeitgenossen unbemerkt bleibt (SENNETT 2008, 48f). Dies hängt unter anderem mit dem gesellschaftlichen Wandel jener Zeit und der langsamen Entwicklung des Nationalstaatsgedankens⁷⁵ zusammen, denn „öffentlich“ ersetzt „gemein“⁷⁶ in seiner Übersetzung von „publicus“ überall dort, wo die Gemeindeordnung zugunsten einer Landesherrschaft substituiert wird (HÖLSCHER 1979, S. 57).

Der bereits angesprochene Terminus „res publica“ wird in der frühen Neuzeit auch mit „Gemeingut“, „Gemeinstand“ beziehungsweise ‚gemeines Wesen‘ oder mit ‚gemeiner Nutz‘“ (ebd., S. 58) übersetzt. Gerade der Begriff des „gemeinen Nutzes“ wird häufig gebraucht, um die Aufgaben des Fürsten und Herrschers (zum Beispiel Recht und Frieden zu wahren) zu beschreiben. Deutlich wird dies, so HÖLSCHER, auch an der Thematisierung des „gemeinen Nutzes“ in den „Polizei- Kirchen- und Landesordnungen“ (ebd., S. 59), die auf eine hoheitliche Fürsorgepflicht für das Gemeinwohl hindeuten.

Das Verständnis des ebenfalls bereits erwähnten „ius publicum“ wandelt sich ebenso im 18. Jahrhundert; je nach Übersetzung entweder in Staatsrecht oder öffentliches Recht (ebd., S. 65), die parallel verwendet werden. Der Begriff „öffentlich“ legt aber darüber hinaus den Weg zum Privatrecht frei, denn, so zitiert HÖLSCHER eine 1741 von JOHANN H. ZEDLER veröffentlichte Schrift, „auch das Privatrecht könne auf gewisse Masse ein öffentliches Recht genannt werden [...]“ (ebd., 37; Hervorhebungen im Original). IMMANUEL KANT greift diese Differenzierungsmöglichkeit des

⁷⁴ Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Geschichte des Staatsbegriffes: Wurde im 17. Jahrhundert und bis in das 18. Jahrhundert zunächst noch „gemeines Wesen“ und später hauptsächlich „Gemeinwesen“ genutzt, wurden diese Begriffe allmählich ersetzt. Der Ursprung ist auch hier in Italien zu finden, denn um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde aus dem lateinischen „status“ und dem italienischen „stato“ der deutsche Begriff „stat“ gebildet, zunächst noch mit einem „a“, dass erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu einem „aa“ wurde (ebd., S. 59).

⁷⁵ Siehe Kapitel 4.2.2.3 zur Herausbildung der nationalen Identitäten im Kontext des Buchdrucks.

⁷⁶ „Gemeinde“ verwies also auf einen Zusammenschluss von Menschen und „gemein“ bezog sich auf ihre gemeinschaftlichen Belange (HÖLSCHER 1979, S. 57).

Öffentlichkeitsbegriffes später in seiner „Metaphysik der Sitten“ (2004) auf und unterscheidet zwischen öffentlichem Recht, Staatsrecht, Völkerrecht und Weltbürgerrecht. Entlang seiner Absicht, die besondere Stellung des bürgerlichen beziehungsweise öffentlichen Rechts gegenüber dem Naturrecht hervorzuheben, unterscheidet er es durch die Notwendigkeit der Öffentlichmachung beziehungsweise Bekanntgabe: „Der Inbegriff der Gesetze, die einer allgemeinen Bekanntmachung bedürfen, um einen rechtlichen Zustand hervorzubringen, ist das öffentliche Recht.“ (ebd., 429ff.) Hieraus lassen sich jedoch zwei Bedeutungen des Öffentlichkeitsbegriffes ablesen: Einerseits bezeichnet er ein spezifisches Recht und andererseits verweist er auf die Notwendigkeit der Publizität als Geltungsvoraussetzung (HÖLSCHER 1979, S. 66).

Die hier beschriebenen, sprachlichen Veränderungen, das heißt die Übersetzungen der lateinischen Begriffe der Rechtslehre in die Nationalsprachen, bringen also auch einen Bedeutungswandel mit sich. Daher gibt es die Neigung, bei einigen Vertretern der juristischen Zunft bei der römischen Terminologie zu verbleiben. ULRICH ZASIUS schreibt dazu beispielsweise schon 1518:

„Gewiß wird, was ich hier schreibe, der Adel nicht gern hören, aber, mit Verlaub zu sagen: das woran alle Bürger teilhaben, muß auch öffentlich erörtert werden. Es ziemt sich deshalb nicht, die Kenntnis des Rechts und seiner Anwendung geheim zu halten oder künstlich zu erschweren [...]. Andererseits ist die Rechtskunde und Staatswissenschaft aber auch keine Sache für jedermann. Wir erachten daher jene für strafwürdig, welche die Rechtswissenschaft geschwind unter die Leute bringen wollen, kaum daß sie ihre Vorhalle betreten und einige Worte ihrer Sprache gelernt haben. Durch lückenhafte und mißverständliche Übersetzungen in die jeweilige Landessprache oder mit allerlei Spielereien glauben manche dieser Übereifrigen, die Erkenntnis des Rechts verbreiten zu können [...].“ (ebd., S. 17 zitiert nach HÖLSCHER 1979, 67f.)

ZASIUS steht also für einen offenen Umgang mit den Rechtsgrundsätzen für diejenigen, die von ihnen betroffen sind – und das sind eben „alle Bürger“ (ZASIUS 1518, S. 17 zitiert nach HÖLSCHER 1979, 67f.). Gleichwohl ist er nicht bereit diese Öffnung mit einer zu gering reflektierten oder zu simplen Übersetzungstätigkeit zu

unterstützen, da dadurch konsensuelle Bereiche der Rechtswissenschaft über die Bedeutungssphären der Begriffe auf dem Spiel stünden. Öffnung gibt es für ZASIUS also nur mit Einschränkungen.

Die aus dem Römischen tradierte Opposition zwischen „publicus“, für Bereiche des Gemeinwohls und „privatus“, bezogen auf Dinge des Einzelnen, wird mit dem Übergang zum 18. Jahrhundert allmählich mit dem Gegensatz zwischen „öffentlich“ und „privat“ ersetzt (SENNETT 2008, S. 44). Aus dieser Spaltung ist auch die Unterscheidung zwischen Staats- und Privatinteressen ableitbar (HÖLSCHER 1979, S. 69). Dabei ist die Sphäre des Privaten noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nicht vor staatlichen Eingriffen geschützt, auch wenn sich allmählich erste Bereiche, wie zum Beispiel die Religionsfreiheit abzeichnen (SENNETT 2008, S. 53). Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts werden erste gesetzliche Regelungen getroffen, die die Privatsphäre weitergehend schützen (HÖLSCHER 1979, S. 74).

Darüber hinaus entstehen neue gesetzliche Regulierungen, die sich seit dem 16. Jahrhundert auch zunehmend auf den öffentlichen Raum beziehen, das heißt zum Beispiel auf Hochzeiten, Märkte, Spiel- und Tanzfeste. Dies setzt sich bis ins 18. Jahrhundert fort: Immer mehr Bereiche werden reguliert und organisiert, wodurch zahlreiche soziale Praxen in den Bereich des Heimlichen oder Weggeschlossenen verbannt werden: Zu nennen sind in diesem Zusammenhang zum Beispiel das „öffentliche Betteln [...] und] die Versorgung von Armen, Kranken und Krüppeln“ (ebd., S. 78) durch Armenhäuser oder die Darbietungen von „Kristallsehern, Wahrsagern, Zauberern“ (ebd., S. 79). Vor allem die Unterschichten werden durch diese Verbote getroffen, denn der Adel und das entstehende Bürgertum besitzen die nötigen finanziellen Mittel, sich auch anderweitige Vergnügen zu leisten (zum Beispiel bei „öffentliche[n] Konzerten, Theatern und Opern, Bibliotheken, Salons und Lesezirkeln“ (ebd.)). Die Attribuierung der Vergnügen mit „öffentlich“ ist jedoch, auch wenn von einer allgemeinen Zugänglichkeit gesprochen werden kann, nur auf die höheren Schichten mit entsprechender Bildung und monetären Mitteln bezogen, mit denen

die unteren Schichten nicht aufwarten können, weshalb sie von der Partizipation ausgeschlossen sind. Sowohl Bildung als auch finanzielle Ressourcen, so kann an dieser Stelle bereits identifiziert werden, stellen neben der bereits angesprochenen Zensur weitere Schließungsmechanismen dar, die einer Öffnung, in diesem Falle durch Partizipation, entgegenstehen können.

Diese Gesetze und die sie betreffenden gesellschaftlichen Räume werden ab dem 18. Jahrhundert verstärkt mit dem Attribut „öffentlich“ gekennzeichnet, wodurch sich durch die nun implizierte Differenzierung in staatlich und privat (SENNETT 2008, S. 169) auch eine Veränderung der Bezeichnung eines Verbrechens in der Rechtsgelehrtensprache wiederfinden lässt, denn ein öffentliches Verbrechen, ist jetzt nicht mehr eines, dass vor den Augen anderer stattfindet, sondern eine Beeinträchtigung des Gemeinwohls nach sich zieht (HÖLSCHER 1979, S. 76).⁷⁷ Fasst man also die Entwicklungen des 18. Jahrhunderts zusammen, so besitzt „öffentlich“ eine doppelte Bedeutung: Erstens kann es eine allgemeine Zugänglichkeit für jedermann bedeuten oder aber zweitens in einem obrigkeitlich-staatlichen Kontext verwendet werden (ebd., S. 77).

Der Begriff „Öffentlichkeit“ besitzt ebenso eine wechselvolle Geschichte, wie anhand der historischen Entwicklung der Verwendung der Begriffe „Publikum“, ‚the public‘ und ‚le public‘“ (HÖLSCHER 1979, S. 83; SENNETT 2008, S. 45) gezeigt werden kann. Schon in der Antike wird der Begriff „publicum“ zur Bezeichnung einer nicht näher spezifizierten Öffentlichkeit und im Gegensatz zur Privatsphäre genutzt (HÖLSCHER 1979, S. 83). Nach dem Ende des 30-jährigen Krieges wächst das Publikum kontinuierlich, was mit einer Identitätsbildung innerhalb des lesenden Publikums einher geht (ebd., S. 92). Deutlich wird dies daran, dass im 18. Jahrhundert die deutsche Verwendung des Begriffes zu einer zweifachen Bedeutung führt: „Publicum“ steht sowohl für das Gemeinwesen oder den Staat als auch für die Rezi-

⁷⁷ Ein weiteres Beispiel für die vermehrte und veränderte Verwendung des Begriffes „öffentlich“ ist zum Beispiel die Kennzeichnung eines bestimmten Amtes als „öffentliches Amt“.

pienten gedruckter Informationen, Besucher eines Theaters oder das Auditorium eines Vortragenden (ebd., S. 84) und es ist gerade diese letzte Bedeutung, die immer weitere Verbreitung findet. Damit verbunden ist die sich seit dem 17. Jahrhundert vollziehende Entstehung eines gebildeten und wohlhabenden Bürgertums, dessen Wirkung sich aber erst zur Mitte des 18. Jahrhunderts voll entfaltet (SENNETT 2008, S. 45). Wie bereits angedeutet, besitzt der Begriff „Publikum“ – vergleichbar zu den bereits besprochenen – also noch keine eindeutige Bestimmung, wie auch an den Ausführungen von ADELUNG (1811) deutlich wird, so bedeutet der Begriff:

„1. Eigentlich eine an einem öffentlichen Orte versammelte Menge Menschen. In diesem ersten und nächsten Sinn haben nur die Schauspieler, die Verfasser der Schauspiele, die öffentlichen Redner, und andere vor einer Menge Menschen an einem öffentlichen Orte handelnde Personen ein Publicum [...] 2. in weiterer Bedeutung werden oft die Leser eines Schriftstellers dessen Publicum genannt, ob sie gleich nirgends im Ganzen versammelt sind, ihr Ausspruch auch nirgends im Ganzen gehört wird. 3. im weitesten Verstande versteht man unter diesem Ausdrücke alle mit uns zugleich lebenden Personen, in welchem Falle das deutsche Wort „Welt“ diesen Begriff ebenso gut ausdrückt [...]“ (ADELUNG ebd., S. 856 zitiert nach HÖLSCHER 1979, 88; Hervorhebung im Original).

Ab 1760 bezieht sich der deutsche Begriff „Publikum“ nur noch auf die gebildete Oberschicht, die sich in einem kontinuierlichen Austausch- beziehungsweise Kommunikationsprozess befindet. Dabei wird der Begriff „Publikum“ auch zunehmend politisiert. Entsprechend soll ein allgemeiner Konsens auch nicht mehr durch die breite Masse, sondern durch das gebildete Publikum zustande kommen (ebd., 89f.). Der Publikumsbegriff bezeichnet zusammenfassend also die bürgerliche Gesellschaft in ihrer Gesamtheit (ebd., S. 91). Diese Entwicklung steht in einer engen Verbindung mit der Entstehung der literarisch-bürgerlichen Öffentlichkeit, die sowohl für einen „quantitativen Wachstumsprozess“ als auch „einen geistigen Vorgang“ (ebd.) steht. Das darin enthaltene Substantiv „Öffentlichkeit“ entsteht im gleichen Zeitraum wie die anderen Öffentlichkeitsbegriffe. Während es zunächst noch nicht in Übereinstimmung mit dem Begriff „Publizität“ zu bringen ist, gibt es ab etwa 1780 erste

synonyme Verwendungen. „Öffentlichkeit“ meint aber auch eine politische Attitüde, die einer liberalen Haltung entspricht und auf moralische Aufrichtigkeit sowie die Freiheit einer nationalen Bevölkerung abhebt (ebd., S. 118). Erste Belege des Begriffes finden sich in den „Grundsätzen der Polizei“ des Kameralwissenschaftlers JOSEPH V. SONNENFELS (1765). Darin bezieht er Öffentlichkeit auf die allgemeine Zugänglichkeit von Kommunikationsmitteln, das heißt *„Bücher, [...] Schauspiele, Lehrsätze, Zeitungen, alle öffentlichen an das Volk gerichteten Reden, Bilder und Kupferstiche, und was sonst immer eine Art von Öffentlichkeit, wenn man so sagen darf, an sich hat“* (SONNENFELS 1765 zitiert nach HÖLSCHER 1979, 119; Hervorhebung im Original).

Der Terminus „literarische Öffentlichkeit“ beschreibt zunächst die Bekanntheit eines Textes, Buches oder Bildes, das durch Reproduktion und Distribution einem in der Auswahl seiner Informationsquellen uneingeschränkten Publikum zur Verfügung steht. Dabei bedeuten, so merkt HÖLSCHER an, die Distributions- und Rezeptionsbedingungen immer schon Einschränkungen.⁷⁸ Die Bedeutung der literarischen Öffentlichkeit erfährt seit dem 16. Jahrhundert und der massenhaften Verbreitung von gedruckten Schriften⁷⁹ eine entscheidende Veränderung. Nicht nur, dass die Publikumszahlen steigen, die Texte werden jetzt auch nicht mehr mit einem Fokus auf ihre Tradierung verfasst, sondern vor allem für ein zeitgenössisches Publikum (ebd., S. 92).

Deutlich wird die allmähliche Bewusstseinsangleichung vor allem an den moralischen Wochenschriften, wie sie zum Beispiel in England durch Zeitschriften wie *„The Tadler (1709-1711), The Spectator (1711-1712) und The Guardian (1713)“* (ebd., S. 93) oder in Deutschland zum Beispiel *„Die Vernünftigen Tadlerinnen“* entstehen.⁸⁰ Ausgangspunkte dieser Zeitschriften bilden die Salons privaten Klubs, Tischgesellschaften und öffentlichen Kaffeehäuser (HABERMAS 1990, 97f) in denen das neue

⁷⁸ Ergänzend mitgedacht werden muss an dieser Stelle auch die Akkumulationstufe im Publikationsprozess, siehe Kapitel 4.

⁷⁹ Zur Entwicklung der Druckmedien siehe Kapitel 4.2.2.1.

⁸⁰ Siehe in diesem Kontext Kapitel 4.2.2.2.

bürgerliche und gebildete Bürgertum über Religion, Politik, Ökonomie und Literatur räsioniert. In diesem Klima besitzt der Begriff „öffentlich“ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwar noch seine ursprüngliche Bedeutung, die faktische Öffnung allerdings erfährt einen schleichenden Wandel, da sich die Partizipation eines jeden allmählich auf eine soziale aber nicht näher spezifizierte Gemeinschaft fokussiert. Die Probleme, die sich mit der Forderung nach Öffentlichkeit und dem Zugang zu Informationen verbinden, fasst HÖLSCHER wie folgt zusammen:

„Der Begriff ‚Öffentlichkeit‘ ist von einem grundsätzlichen Widerspruch gekennzeichnet, der sich lediglich temporal auflösen lässt: einerseits ist die Öffentlichkeit ihrem Wesen nach unbegrenzt, so daß soziale Verbände, die sich nach außen abschließen, diesen Namen eigentlich nicht verdienen. Andererseits ist die Öffentlichkeit einer Handlung, eines Ereignisses und so weiter, das heißt die Zahl derer, die daran teilhaben, faktisch immer begrenzt – und zwar sowohl nach außen zur nicht beteiligten Umwelt hin wie auch nach innen durch die Regeln und Strukturen, die jeder soziale Verband seinem internen Kommunikationsgefüge setzt. So ist es jeweils eine Frage der Perspektive, ob man einen sozialen Verband im Hinblick auf seine interne Offenheit als ‚Öffentlichkeit‘ bezeichnet oder ihm diese Bezeichnung im Hinblick auf seine externe Abgeschlossenheit verweigert.“ (HÖLSCHER 1979, S. 136)

Diese oben angesprochene Gemeinschaft identifiziert sich damit, durch die „öffentliche Meinung“ zu bilden. Der Begriff „öffentlichen Meinung“ wird nach der französischen Revolution aus dem Französischen⁸¹ und Englischen ins Deutsche importiert (ebd., S. 106).⁸² Mit ihm drücken sich weitere Bewusstseinsaspekte aus: Erstens wird die „öffentliche Meinung“ als sozial relevante und berücksichtigenswerte Einflussgröße erkannt, die zweitens auch die Regenten nicht mehr ohne Weiteres

⁸¹ Nimmt man Frankreich als Beispiel, stößt man auf den Begriff „opinion publique“, der seit circa Mitte des 18. Jahrhundert die Meinung der Pariser Gesellschaft bezeichnet und nicht mehr nur die spezifischer Gruppierungen. „Opinion publique“ sticht deshalb so hervor, weil man hofft, die öffentliche Meinung könne als politisches Gegengewicht und „moralisches Gericht“ (ebd., S. 110) fungieren. Zum Begriff „opinion publique“ siehe auch JÜRGEN HABERMAS (1990, 161ff.).

⁸² Dabei ist es für die literarische Öffentlichkeit im Deutschen Reich besonders schwierig, eine wie auch immer geartete öffentliche Meinung zu formen, denn im Vergleich zu Frankreich mangelt es an Einigkeit beziehungsweise Einheitlichkeit sowie einem kulturellen Zentrum wie Paris, da das Reich in unzählige politische, ökonomische und religiöse Teilgebiete untergliedert ist (HÖLSCHER 1979, S. 111).

ignorieren können (ebd., S. 111) und drittens bleibt es offen, ob „öffentliche Meinung“ eher ein „massenpsychologisches Phänomen [...] oder] als Ergebnis rationaler Meinungsbildung“ (ebd., S. 112) angesehen werden kann.

„Öffentliche Meinung“ bezieht sich auf die Zustimmung eines Publikums, die, so muss aber kritisch angemerkt werden, nicht mit Gewissheit nachgewiesen werden kann, sondern auf dem Ausbleiben von Kritik beruht (ebd., S. 97). Somit wird die „öffentliche Meinung“ zu einer omnipotenten Kraft im politischen Diskurs. Die Identifikation der Vernunft mit der öffentlichen Meinung beziehungsweise Meinung der Nation bedeutet aber auch eine Gefahr, wenn diese mit ideologischen Gedanken oder Glaubensüberzeugungen verknüpft wird (ebd., S. 116).⁸³ Ausdruck der Ideologisierung sind die Markierungen „öffentlicher Meinungen“ als wahr, falsch, gesund oder krank (ebd., S. 117). Das Problem sind fehlende unabhängige Kriterien, die eine wertneutrale Beurteilung ermöglichen. Somit verändert sich auch die Funktion der „Öffentlichkeit“: Sie ist sowohl die Sphäre, die zur Konstitution der bürgerlichen Öffentlichkeit führt als auch das „entscheidende [...] Kriterium für diejenige Vernunft, die sie eigentlich nur verbreiten sollte“ (ebd., S. 97). Das Neue dieser Öffentlichkeit ist ihr jetzt auf Schriftlichkeit beruhender Meinungs- und Informationsaustausch mittels Briefen, Traktaten, Zeitungen und Zeitschriften oder sogar Handbüchern zur Kinderziehung (SENNETT 2008, S. 49).

In der Attribuierung von etwas als „öffentlich“ drückt sich also der moralische Aspekt aus, dass jemand, der etwas öffentlich macht, nichts zu verheimlichen hat. Die Aufklärer des 18. Jahrhunderts jedoch führen diesen Gedanken noch weiter, denn am Ende eines diskursiven öffentlichen Meinungs-austausches soll jeder ein vernünftiges Urteil über einen Sachverhalt fällen können (HÖLSCHER 1979, S. 99).⁸⁴ Nur qua dieses diskursiven Verfahrens soll der Meinungs-austausch der literarischen Öffentlichkeit

⁸³ Siehe Kapitel 4.2.3.

⁸⁴ An dieser Stelle kann auf KANTS (1784, S. 484) Replik auf die Frage „Was ist Aufklärung?“ verwiesen werden:

erfolgen und transparent gemacht werden, wodurch die ursprünglichen Bedeutungen des Begriffs „öffentlich“ im Sinne von „aufrichtig und vorbehaltlos, berechtigt und wahrhaftig“ (ebd., S. 36) reaktiviert werden.

Der Öffentlichkeitsbegriff wird ab 1813 von besonderer Bedeutung, wenn er aus der Perspektive des Volkes auf die Forderung nach aktiven Partizipationsmöglichkeiten am politischen Prozess bezogen wird (ebd., S. 120). „Öffentlichkeit“ wird dabei immer wieder mit Freiheit kontextualisiert. 1820 findet sich dazu auch im „Brockhaus“-Lexikon über Öffentlichkeit:

„Seit der Erfindung der Druckerei, der Zeitungen und der Posten hat die Öffentlichkeit einen ganz anderen Charakter angenommen als sie in den Staaten der Alten hatte, und indem die öffentliche Meinung gebildeter und unterrichteter geworden, ist sie zugleich besser geworden; überall strebt sie jetzt als eine Macht in gesetzlicher Weise in den Staatshaushalt einzugehen, und sie sucht ihre Organe in der Volksvertretung und in der Pressefreiheit [...]“ (BROCKHAUS 1820, S. 39 zitiert nach HÖLSCHER ebd., S. 121)

Während der Freiheitsbegriff mit der Dichotomie von frei und unfrei operiert, ist der Begriff „Öffentlichkeit“ in den Gegensatz von offen und geheim eingebettet (ebd., S. 125). Es zeigt sich also, dass der neue Begriff „Öffentlichkeit“ das Erbe seiner Vorläufer „offen“, „öffentlich“ oder auch „offenbar“ antritt, wenn er deren Bedeutungen als „sicht- und wahrnehmbar [...] beziehungsweise] redlich und wahr“ übernimmt

„Ich antworte: Der *öffentliche* Gebrauch seiner Vernunft muß jederzeit frei sein, und der allein kann Aufklärung unter Menschen zustande bringen; der *Privatgebrauch* derselben aber darf öfters sehr enge eingeschränkt sein, ohne doch darum den Fortschritt der Aufklärung sonderlich zu hindern. Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauche seiner eigenen Vernunft denjenigen, den jemand *als Gelehrter* von ihr vor dem ganzen Publikum der *Leserwelt* macht. Den Privatgebrauch nenne ich denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten *bürgerlichen* Posten oder Amte von seiner Vernunft machen darf.“

KANT zeigt damit, dass er in bestimmten Situationen ein Befürworter der Einschränkungen der Meinungsfreiheit ist. Am Beispiel eines Offiziers macht KANT (ebd., 485f.) deutlich, dass dessen Recht auf Meinungsfreiheit zum Zweck der Ausführung von Befehlen und zur Sicherstellung beziehungsweise Wahrung der Fortsetzung von Handlungen eingeschränkt sein soll. Dafür muss es ihm aber

(ebd., S. 124). Entsprechend gilt „Öffentlichkeit“ auch ab 1814 als Ausdruck eines gegenseitigen Vertrauens zwischen Volk und Regenten.⁸⁵

„Öffentlichkeit“ wird also zu einer grundlegenden Kategorie des sozialen Lebens. Die Bedeutung der „Öffentlichkeit“ ist beispielsweise daran zu erkennen, dass die Zeitgenossen die Epoche der Aufklärung als eine des Umbruchs beziehungsweise der Erleuchtung⁸⁶ verstehen, in der die Geschlossenheit der vorhergehenden Jahrhunderte zugunsten einer Öffnung überwunden wird (ebd., 127f.). In diesem Zusammenhang kann mit ANSELM V. FEUERBACH (1969, S. 127) angeschlossen werden:

„Wie nach der Vorstellung der meisten Völker Licht als die Quelle, Element oder Symbol des Guten, hingegen die Finsternis als Ursprung, Werkstatt oder Sinnbild alles Bösen betrachtet wird, so ist auch die Vorstellungsart, nach welcher das Wahre und Rechte immer in eng verwandter Verbindung mit der Offenheit, – Unwahrheit, Unrecht und Laster als lichtscheue Nachtgeister in ebenso inniger Verbindung mit der Verborgenheit gedacht werden, – tief in der Natur des menschlichen Gemüts und der Dinge verwurzelt.“ (ebd., 87f. zitiert nach HÖLSCHER 1979, S. 127)

Öffnung und Öffentlichkeit werden bei FEUERBACH also mit dem Guten, Wahren und Rechten verknüpft, weshalb der Öffentlichkeitsbegriff ab 1820 auch im Sinne

erlaubt sein, in seiner Freizeit über seine Handlungen – und dies eben auch in der Öffentlichkeit – zu rasonnieren und Kritik äußern zu dürfen.

⁸⁵ KANT betont in seiner Schrift „Über den Gemeinspruch“ (2008, S. 24), dass auch staatliches Unrecht öffentlich gemacht werden solle, denn sowohl der Staat beziehungsweise Monarch als auch sonstige Staatsvertreter seien nicht frei von Fehlern. Die einzige Einschränkung bei Veröffentlichungen, die KANT als legitim anerkennt, ist die bestehende Verfassung beziehungsweise die bestehende Gesetzgebung, die die „Freiheit der Feder“ einschränken. Dies führe zu einer Verbesserung des Staates, der somit nämlich erst von Missständen erfahren kann. Gleichzeitig sollte Kritik am Staatswesen oder Staatsoberhaupt nicht mit dem Erregen von Unruhe gleichgesetzt werden, da dies als Mißtrauen an der Autorität und Fähigkeit der Staatsführung ausgelegt werden und in Hass gegen sein Volk resultieren könne. Durch das Hinweisen auf mögliche Risiken einer offenen Kritik, die im schlimmsten Fall vielleicht in Schließungsmaßnahmen mündet, die so nicht beabsichtigt waren, erweist sich KANT erneut als einer der frühen Denker informationeller Öffnung. Dass er jedoch hier und nicht im Kapitel der Ideengeschichte zum Prozess informationeller Öffnung zu finden ist, liegt am Öffentlichkeits-Kontext, der in diesen Zitaten deutlich hervortritt.

⁸⁶ Im Englischen wird die Epoche der Aufklärung auch als „the Enlightenment“ bezeichnet.

des Umbruchs zu einem Kampfbegriff gegen die absolutistischen Herrschaftsformen Verwendung findet.⁸⁷

Seit dem 18. Jahrhundert also hat der Begriff „Öffentlichkeit“, der in einem engen Zusammenhang mit dem Aufstieg der bürgerlichen Schicht und dem sozialen, politischen, ökonomischen und technischen Wandel steht, die zu einem Bevölkerungswachstum, dem Wachstum der Städte und einer Beschleunigung des Handels und der Kommunikation führen, eine erstaunliche Karriere hingelegt (SENNETT 2008, S. 235). Zunächst bezieht er sich auf die Presse- und Meinungsfreiheit, bis er auf deutsche Gerichts- und Staatsverfassungen angewendet wird, um im Vormärz zu einem Fundamentalbegriff staatstheoretischer Erörterungen zu werden. Die Grenzen des Begriffs scheinen jedoch struktureller Natur sein, da die Gewährung von Öffentlichkeit scheinbar immer mit einer Akzeptanz von geschlossenen beziehungsweise Arkanbereichen einher geht (HÖLSCHER 1979, S. 154).⁸⁸

Am Beispiel der Pressezensur kann der Wandel sehr gut demonstriert werden: Sind zunächst Zensur und Verbote mit der Einführung der modernen Buchdrucktechnik der Standard im Umgang mit gedruckten Informationen wandelt sich mit der Aufnahme des Öffentlichkeitsbegriffes in den Diskurs um die Presse- und Meinungsfreiheit die Argumentation in ihr Gegenteil. Jetzt wird nicht mehr die Notwendigkeit der Pressefreiheit argumentativ einfordert, sondern eine Begründung für die Zensur

⁸⁷ Weitere Begriffe, die im Kontext des Öffentlichkeitsbegriffes genutzt werden, lauten: „Wohlstand, Glück und Freiheit, Tugend, Gerechtigkeit und politische Ehre“ (HÖLSCHER 1979, S. 129); Begriffe, die mit Geheimnis kontextualisiert werden: „Verarmung, Elend und moralische Dekadenz“ (ebd.). Im Mittelalter gibt es in der christlichen Religion den Begriff „Mysterium“, der zwar mit Geheimnis übersetzbar ist, doch zur Kennzeichnung eines religiösen Erlebens dient. Den Begriff „Geheimnis“ in einem modernen Verständnis gibt es im Mittelalter noch nicht, auch wenn die Praxis der Geheimhaltung zum Alltag gehört, wie zum Beispiel bei politischen Entscheidungsverfahren, die unter allen Umständen vor den Augen der Öffentlichkeit verschlossen gehalten werden (ebd., S. 130). Einen Ausdruck findet das sich nach und nach entwickelnde Bewusstsein für das Geheimhalten in der Institutionalisierung von Geheimen Räten. Mit Beginn des 30 jährigen Krieges wurde die Arkanpraxis aber zunehmend von protestantischer Seite kritisiert.

⁸⁸ An dieser Stelle wäre die historische Veränderung der Begründungsweise für den Beibehalt geheimer Bereiche bei gleichzeitiger Gewährung von Öffentlichkeit für andere ein interessanter Untersuchungsgegenstand.

(ebd., S. 155). Weiterhin wandert die Zensur ab dem 16. Jahrhundert allmählich aus den Händen der kirchlichen Vertreter in die der weltlichen Institutionen.⁸⁹ Bis 1806 schaffen diese Presseordnungen – von einigen lokalen beziehungsweise regionalen Ausnahmen abgesehen – eine verbindliche Grundlage für den Umgang mit der Presse. Der Wandel von einem nahezu unhinterfragten Standard zu einer begründungsnotwendigen Einrichtung verdeutlicht im 18. Jahrhundert HEINRICH V. JUSTI (1760), der in einem Katalog verschiedene Argumente gegen eine Beibehaltung der Pressezensur zusammenfasst. Er führt beispielsweise an, dass die Bücher und Texte ohnehin über ausländische Märkte importiert würden, dass durch ein Verbot dem Autor eine übergebührende Bekanntheit zukäme sowie Einschränkungen die Buchhandelsökonomie behinderten. Als weiteren Grund führt JUSTI aber auch die Einschränkungen für die Freiheit des Denkens an, die eine Weiterentwicklung der Erkenntnisfähigkeiten behindere (JUSTI 1760, S. 56 zitiert nach HÖLSCHER 1979, S. 156).

Zwischen dem 17. Jahrhundert und der Französischen Revolution, die eine neue Phase der restriktiven Schließungspraxen einleitet, sehen sich zahlreiche Regierungen einem so starkem Druck ausgesetzt, dass sie eine zeitweise Öffnung beziehungsweise Liberalisierung ihrer Pressegesetze zulassen (zum Beispiel JOSEPH II. in Österreich oder FRIEDRICH DER GROSSE in Preußen) (ebd., S. 157).⁹⁰ Mit den neuen gesetzlichen Grundlagen zeigt sich ein Richtungswechsel der Perspektive: Die staatlichen Motive zur Geheimhaltung und Schließung beziehungsweise Erhaltung der bestehenden Ordnung weichen hinter das Verlangen nach Freiheit der bürgerlichen Bevölkerungsteile zurück (ebd., S. 159).

⁸⁹ Siehe die Reichspolizeiordnungen 1530, 1548 und 1577 (WEBER 2002).

⁹⁰ Diese Liberalisierungstendenzen gab es in England bereits seit 1694, seitdem die Zensurgesetze aufgehoben wurden. Zensur gab es jetzt nur noch reaktiv und bezog sich zumeist auf religionsbeleidigende Schriften oder Texte, die das Völkerrecht, den Staat, König beziehungsweise die Regierung oder Privatpersonen diffamierten. Die Zensurbestimmungen in England waren aber derart diffus, dass ein Urteil immer im Ermessen der Juroren lag. Die erste gesetzlich garantierte Pressefreiheit gab es 1770 in Dänemark. Es folgten 1789 die „Déclaration des droits de l’homme et du citoyen“ in Frankreich und die im gleichen Jahr ratifizierte „Bill of Rights“ in den USA (WILKE 2013).

Ein vergleichbarer Wandel ist für Deutschland ab dem 19. Jahrhundert zu erkennen. Wie bereits angedeutet, wird Pressezensur jetzt unter Generalverdacht gestellt und bedarf spezieller Begründung durch die Regierungen. Zunächst setzt Bayern 1803 die Zensurbestimmungen aus. Ihm folgen das Herzogtum Nassau (1814) und das Königreich Württemberg (1815) (ebd., 159f.). Die neue Öffnung gilt aber nicht lange: Schon der in Folge der napoleonischen Herrschaft stattfindende Wiener Kongress (1814 - 1815) schafft es nicht, die Pressefreiheit verbindlich festzulegen. Die Karlsbader Beschlüsse von 1819 sind ein weiterer Schritt weg von der Pressefreiheit, denn jetzt müssen alle täglich erscheinenden Publikationen unter zwanzig Druckbogen einer Präventivzensur unterzogen werden. Mit der Revolution 1848 werden diese Gesetze nochmals verschärft, indem jetzt auch in Deutschland erscheinenden ausländischen Nachrichtenblättern Zensurmaßnahmen auferlegt werden (ebd., S. 160). Die diesen Gesetzen aber vorausgegangenen Diskurse über die Pressefreiheit führen, trotz der äußerst restriktiven Phase zu einer Argumentation der Staatsführungen, die die Einschränkungen nur als eine temporäre Maßnahme darlegen, da das Prinzip der Pressefreiheit grundsätzlich anerkannt wird, so der Gesandte v. BERG 1818:

„Da bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Zensur in den verschiedenen Staaten Europas eingeführt worden ist; so hat man sich daran gewöhnt, sie als Regel zu betrachten und die Befreiung von ihr als Ausnahme. In der Tat aber ist das Recht, jede Schrift durch Abdruck zu vervielfältigen und in Umlauf zu setzen (die Pressefreiheit im eigentlichen Sinne) als Regel anzusehen, und eine Beschränkung derselben durch die Zensur, kann nur auf triftigen Bestimmungsgründen beruhen, welche aus dem Zustande der allgemeinen Bildung im Staate, aus der jedesmaligen Lage und Richtung der Literatur, aus dem herrschenden Geiste unter den Schriftstellern und unter den Lesern, aus der Häufigkeit oder Seltenheit der Pressemissbräuche und aus manchen anderen Rücksichten, welche die Zeitumstände erheischen können, hervorgehen.“ (BERG 1818, S. 330 zitiert nach HÖLSCHER 1979, 161f.).

Die Pressefreiheit ist somit also bereits in ihren Grundstrukturen akzeptiert und wird schließlich 1848/49 in der österreichischen Verfassungsurkunde sowie in die

Verfassung des deutschen Kaiserreiches aufgenommen, 1874 im Reichspressegesetz erneut garantiert und sowohl seit 1918 als auch 1948 als Grundrecht bestätigt.⁹¹ Die Berücksichtigung der Pressefreiheit spielt in diesen Verfassungen eine bedeutsame Rolle, da durch die Etablierung der Repräsentativregierungen, an denen die Bevölkerung nur indirekt beteiligt ist, eine Vermittlung der Informationen über Handlungen, Themen und Ansichten der Abgeordneten in der Öffentlichkeit stattfinden muss (ebd., S. 162). Dazu gehört einerseits, dass eine begrenzte Zahl von Zuschauern in den Regierungssitzungen zugelassen wird und andererseits – und hierin besteht die weitaus bedeutsamere Öffnung – die Sitzungsprotokolle veröffentlicht werden (ebd., S. 167).

Mit den bis zu dieser Stelle gegebenen Ausführungen zur Pressefreiheit kann also sehr gut die Entwicklung des Öffentlichkeitsbegriffs nachvollzogen werden. Wird „Öffentlichkeit“ als Begriff bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts überwiegend als Gegenstand der staatstheoretischen Diskurse thematisiert, zieht er seitdem auch in die Sozialwissenschaften ein und steht heute weitgehend für die Strukturen des gesellschaftlichen (Informations-)Austauschs beziehungsweise der gesellschaftlichen Kommunikation. Mit diesem sich fortsetzenden Bedeutungswandel des Begriffes bezieht er sich heute auch auf einstmalige Bereiche der Privatsphäre wie Familie, Erziehung oder Sexualität. Daran wird die von JÜRGEN HABERMAS (1990, 225ff.) identifizierte Verschränkung der privaten und der öffentlichen Sphäre deutlich. HABERMAS selbst entwickelt ein Bild von Öffentlichkeit als normativem Prinzip. Dabei ist davon auszugehen, dass die Vorstellung von Öffentlichkeit direkt mit den Vorstellungen von Demokratie verknüpft ist und dadurch Ansprüche an „Akteure, Strukturen, Funktionen etc. impliziert“ (WIMMER 2007, S. 63) werden. Öffentlichkeit in dieser Perspektive lässt sich in zwei Richtungen denken: Einerseits erfordert die Demokratie Öffentlichkeit und andererseits ermöglicht sie sowohl das Treffen von Entscheidungen als auch die Kontrolle von Macht. Im Folgenden wird auf

⁹¹ Siehe hierzu die Ausführungen im Kapitel 4.2.2.1.

dieses Verständnis von Öffentlichkeit ein wenig genauer eingegangen. Ihm folgen Erläuterungen zum Verständnis von Öffentlichkeit aus systemischer Perspektive nach NIKLAS LUHMANN (1992, 1996, 2009) und als Kommunikationsarena in der politischen Kommunikation nach FRIEDHELM NEIDHARDT und JÜRGEN GERHARDS (1994).

2.4.2 Normatives Verständnis von Öffentlichkeit

Das diskurstheoretische Konzept einer bürgerlichen Öffentlichkeit von HABERMAS (1990) gilt sicherlich als eines der einflussreichsten sowie viel kritisiertesten des letzten Jahrhunderts. In diesem Modell gibt es einen allen Interessierten offen stehenden Kommunikationsraum, in dem sich mittels Rasonnement öffentliche Meinungen bilden. Rasoniert wird von den „zum Publikum versammelten Privatleute[n]“ (ebd., S. 86), über Dinge des „öffentlichen“ beziehungsweise „allgemeinen Interesses“. Dieses jedoch in der Privatsphäre stattfindende Rasonnement wird anschließend über die Presse veröffentlicht, wodurch es zu öffentlicher Meinung wird, vor der sich die öffentlichen Instanzen legitimieren müssen (WIMMER 2007, S. 72). Als Merkmale dieses rasonnierenden Publikums bestimmt HABERMAS einerseits die Gleichheit der Beteiligten, die thematische Öffnung und die prinzipielle Unabgeschlossenheit des Publikums. Das rasonnierende Bürgertum steht damit dem frühmodernen absolutistischen Staat gegenüber. Gemäß des Ideals, das auch in den Merkmalen zum Ausdruck kommt, soll jeder Bürger „unabhängig von Stand, Religion, ererbten, erworbenen, sozialen oder intellektuellen Kompetenzen, sondern nur aufgrund des besseren rationalen Arguments [...] seine Meinung äußern und am Prozess der gemeinsamen Wahrheitsfindung teilhaben“ (ebd., S. 73). Nach HABERMAS existiert diese Form des herrschaftsfreien Diskurses jedoch nicht länger als 100 Jahre. Zum Niedergang dieser Öffentlichkeit führt die zunehmend kommerzialisierte Presse, die sich dadurch in Abhängigkeit von Partikularinteressen begibt. Dieser Prozess führt zur „Refeudalisie-

„Öffentlichkeit“ (HABERMAS 1990, S. 292). Durch die Kommerzialisierung der Presse verändern sich aber auch die Zugangsbedingungen für die nichtbürgerlichen Gesellschaftsschichten. Die jetzt konkurrierenden gesellschaftlichen Gruppierungen beschließen das gesellschaftliche Gemeinwohl jetzt sowohl über Demonstrationen auf der Straße als auch in privaten Hinterzimmern. Hinzu kommt, dass sich mit der entstehenden „sozialstaatlichen Massendemokratie“ Staat und Gesellschaft verbinden und sich die Kontrollfunktion der Publizität in die Public Relations-Arbeit neuer Eliten verwandelt (ebd., 293ff; 326ff.). Als Merkmale dieser neuen Presselandschaft, die jetzt nicht mehr dazu dient, Kritik an der Herrschaft und Opposition gegenüber den Obrigkeiten auszuüben, stehen „Werbung, Kommerz, Public Relations und Marketing“ (WIMMER 2007, S. 74; HABERMAS 1990, 267ff.). Damit hat die bürgerliche Öffentlichkeit ihre Funktionen für die Gesellschaft verloren.

Zusammengefasst funktioniert das HABERMASsche Ideal der bürgerlichen Öffentlichkeit nur durch die strikte Trennung der privaten und der öffentlichen Sphäre. Durch die im Zeitverlauf fortschreitende Überschneidung beider Sphären wird die Differenzierung zwischen Staat und Gesellschaft und damit eine politisch agierende Öffentlichkeit zunehmend unmöglich. Bedeutsam – auch für den Öffnungsprozess – ist die hieraus gezogene Erkenntnis WIMMERS (2007, S. 75), dass die ursprünglich horizontale Kommunikation zwischen Bürgern zu einer vertikalen, das heißt zu einer zwischen Massenmedien – und somit von Wirtschaft und Staat vermachteten – und Bürgern ausgerichteten Kommunikation umgeformt wurde. Diese Erkenntnis begleitet auch den Öffnungsprozess im Zuge der Etablierung von Radio und Fernsehen, die es in Abhängigkeit vom jeweiligen politischen System als moderne Herrschaftsmedien zu verstehen gilt. Deutlich wird dies an den Prozessen der „Instrumentalisierung von Öffentlichkeit und [...] öffentlichen Prozessen unter anderem der Personalisierung, Skandalisierung und Boulevardisierung“ (ebd.).

Öffentlichkeit im Sinne von HABERMAS entsteht also dann, wenn Menschen miteinander unter dem Zugeständnis gegenseitiger kommunikativer Freiheit in Kontakt

stehen. Diese Öffentlichkeit darf gleichzeitig keinen personellen oder thematischen Einschränkungen ausgesetzt sein. Somit bietet die Öffentlichkeit einen Raum zum Austausch von Meinungen zu Themen von allgemeinem Interesse und die Möglichkeit zu deren Veröffentlichung. Unter den Bedingungen der modernen Medienwirklichkeit jedoch verwandelt sich das Publikum nach HABERMAS zu Zuschauern, Zuhörern oder Lesern. Daran wird deutlich, dass diesen Publika die Möglichkeit zur Interaktion fehlt. Entsprechend spaltet sich auch der Raum der kommunikativen Begegnung in „Arena und Galerie, in Bühne und Zuschauerraum“ (HABERMAS 1992, S. 440).

Neben der Öffentlichkeit identifiziert HABERMAS (ebd., 443f.) aber einen Bereich, den er für frei von Vermachtung hält: die Zivilgesellschaft. In ihr soll jeder die Möglichkeit haben, sich nach dem verständigungsorientierten diskursiven Mehrheitsprinzip an der Ausbildung der öffentlichen Meinung zu beteiligen. Zivilgesellschaft nach HABERMAS meint also die

„spontan entstandenen Vereinigungen, Organisationen und Bewegungen zusammen, welche die Resonanz, die die gesellschaftlichen Problemlagen in den privaten Lebensbereichen finden, aufnehmen, kondensieren und lautverstärkend an die politische Öffentlichkeit weiterleiten. Den Kern der Zivilgesellschaft bildet ein Assoziationswesen, das problemlösende Diskurse zu Fragen allgemeinen Interesses im Rahmen veranstaltender Öffentlichkeiten institutionalisiert. Diese ‚diskursiven Designs‘ spiegeln in ihren egalitären und offenen Organisationsformen wesentliche Züge der Art von Kommunikation, um die sie sich kristallisieren und der sie Kontinuität und Dauer verleihen.“ (ebd.)⁹²

Vor dem Hintergrund der Versammlungs- und Meinungsfreiheit sowie dem Recht zur Gründung von Vereinen und Gesellschaften (ebd., S. 435) können sich Nicht-

⁹² Interessanter Weise spricht HABERMAS an dieser Stelle von Öffentlichkeit im Plural. SCHMIDT (2000, S. 102) schlägt ebenfalls vor, den Öffentlichkeitsbegriff im Plural zu nutzen. Ausgangspunkt seiner Bestimmung ist die Annahme, dass je mehr Medien (zu seinem Medienbegriff siehe Kapitel 2.2.) und Rezipienten vorhanden sind, desto mehr Öffentlichkeiten entstehen können. Diese Sichtweise führt ihn zur Einsicht, dass bestimmte Themen und Inhalte nur in Abhängigkeit von Medien und Mediengattungen vorkommen und daher entweder die Allgemeinheit oder auch nur bestimmte Öffentlichkeiten (Zielgruppen) erreichen.

regierungsorganisationen und Neue Soziale Bewegungen formieren, die Themen des allgemeinen Interesses diskursiv verhandeln und den politischen Akteuren zur weiteren Bearbeitung vorlegen. Entsprechend befindet sich die Zivilgesellschaft außerhalb der etablierten und vermachteten Zusammenhänge der Öffentlichkeit. Die Öffentlichkeit innerhalb der Zivilgesellschaft – und hier lassen sich deutlich die Werte der Aufklärung wiederfinden – ist davon geprägt, dass sich ein Publikum ohne äußere Einflussnahme austauscht und sich gegenseitig durch die besseren Argumente überzeugt (ebd., S. 81).

Durch die Struktur der zivilgesellschaftlichen Öffentlichkeit ist diese von ökonomischen und bürokratischen Machtmitteln befreit und versucht durch Worte und Taten (kommunikative Macht) überzeugend auf ihre Mitmenschen Einfluss zu nehmen. Dies verleiht ihr Legitimationsmacht, auf die wiederum die ihr gegenüberstehende politisch-administrative Macht angewiesen ist. In diesem Zusammenhang wird der Begriff „strukturelle Gewalt“ bedeutsam. Wird die kommunikative Macht institutionalisiert und ruht sie auf illusionären Überzeugungen, wird sie zur Ideologie. Insofern hat die zivilgesellschaftliche Öffentlichkeit ihre Unabhängigkeit von den politischen Institutionen zu bewahren, um eine Chance auf deren Beeinflussung zu besitzen. Zivilgesellschaftliche Akteure können also nur Einfluss oder kommunikative Macht gewinnen, dürfen aber selbst nicht zu politischen Akteuren werden.

Versucht man nun, das Verständnis von Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft nach HABERMAS für den Öffnungsprozess fruchtbar zu machen, ist die Notwendigkeit offener Informationen evident. Gerade die von HABERMAS (1990, 443f.) skizzierte Zivilgesellschaft benötigt Daten und Informationen über ökonomische, politische, technische oder wissenschaftliche Vorgänge, um auf dieser Grundlage die Vorgänge in der Öffentlichkeit zu beobachten und kontrollieren, zu debattieren und in Gestalt von öffentlichen Meinungen in die Öffentlichkeit zurückzuspielen. Zugleich bedeutet die Möglichkeit der Verwendung offener Informationen eine Überwindung der Vertikalisierung beziehungsweise „Refeudalisierung“ (ebd., S. 292) der Kommunikation

durch die vermachtete Öffentlichkeit, denn sie erlaubt die individuelle Recherche und Meinungsbildung, die wiederum Grundlage der Diskurse in der Zivilgesellschaft sind.

Betrachtet man die Öffentlichkeit und damit die dazugehörigen Presse- und Medieninstitutionen aus der Perspektive des Öffnungsprozesses, erfüllen sie aber auch noch immer die ihnen zugeschriebene Kontrollfunktion der politischen Sphäre und damit eine Unterstützung der Anregung und Führung diskursiver Austauschprozesse. Eine ähnliche Beobachtung ist auch bei HABERMAS (ebd., S. 49) festzustellen, der seine zunächst durchaus kritische Haltung zu den Massenmedien unter dem Eindruck des Zusammenbruchs der Ostblockstaaten 1989 revidiert. So stellt er fest, dass Massenmedien nicht nur zu einer Verdrängung der Bürger aus der medialen Öffentlichkeit führen, sondern durchaus auch in der Lage sind, diese zu integrieren. Ergänzt werden muss, dass darüber hinaus immer wieder auch die kritische Verwendung offener beziehungsweise offengelegter Informationen in den Massenmedien zu bemerken ist.⁹³ Diese sicherlich unter Maßgabe der Nachrichtenwerte vollzogene Skandalisierung bestimmter Themen und der ihnen zugrundeliegenden Informationen unterstützt aber trotzdem immer wieder auch die öffentliche Meinungsbildung und führt nicht selten zu politischen Konsequenzen.

Kritisch am Modell der Öffentlichkeit nach HABERMAS ist vor allem zu sehen, dass diese aus einem homogenen Publikum besteht. Geschlechterdifferenzen, soziale Gruppen, individuelle Interessen und eigenes Medienhandeln scheinen für ihn bis in die 1990er hinein nicht zu existieren (LOVLIE 2001, S. 235; FRASER 1990, S. 77). Zudem spielen die neuen Medien zur Etablierung einer kritischen Öffentlichkeit in seinem Modell nur eine unwesentliche Rolle, da sie lediglich zu einer weiteren Ausdifferenzierung des Publikums beitragen (HABERMAS 1995, S. 4). Auch bleibt

⁹³ Als Beispiele aufgeführt seien Fotoaufnahmen des „Life“-Magazins vom Vietnamkrieg 1965, der Watergate-Skandal 1972, die Fernsehbilder demonstrierender Menschen in der DDR 1989, die Bilder misshandelter Gefangener im Irak-Krieg 2004 oder Dokumente über weltweite Ausspähungen und Daten-Analysen durch die Geheimdienste 2013.

offen, welche Beteiligungsmöglichkeiten die Zivilgesellschaft mit Blick auf die Massenmedien besitzt, zumal HABERMAS, nach Kritik von JÄGER (1973, 32f), wesentliche historische Elemente in seiner Betrachtung ausgelassen hat. Dennoch bleibt mit FRASER (1990, S. 77) festzuhalten, ebenso wie mit HABERMAS selbst, dass man besser von Öffentlichkeit im Plural sprechen sollte, um der Diversität und Fragmentiertheit der Gesellschaft gerecht zu werden. Ein Öffentlichkeitskonzept, das ebenfalls der Komplexität moderner Gesellschaften gerecht werden will, ist das im folgende diskutierte systemische Öffentlichkeitsverständnis.

2.4.3 Systemisches Öffentlichkeitskonzept

Ein weiteres Konzept von Öffentlichkeit bietet NIKLAS LUHMANN. In dessen Systemtheorie entstehen neue Funktionssysteme aus der Existenz von nicht-abschließbaren Problemen. Jedoch wissen die Systeme nicht, ob die angewandten Lösungen erfolgreich sind und benötigen daher eine Rückmeldung. Aus diesem Bedürfnis beziehungsweise neuem Problem, das alle Systeme besitzen, entsteht ein neues System, die Öffentlichkeit beziehungsweise ein publizistisches System, das in der Lage ist eine entsprechende Außenperspektive wiederzugeben.

In „Realität der Massenmedien“ (1996) geht LUHMANN genauer auf den Öffentlichkeitsbegriff ein. Er attestiert der Öffentlichkeit das Potential der Zugänglichkeit eines Diskurses für Jedermann (ebd., S. 184). Zugänglichkeit entspricht in seinem systemtheoretischen Verständnis der Kategorie Beobachtung. Entsprechend kann Öffentlichkeit als „gesellschaftsinterne Umwelt der gesellschaftlichen Teilsysteme, also aller Interaktionen und Organisationen, also auch der gesellschaftlichen Funktionssysteme und der sozialen Bewegungen“ (ebd., 184f.) verstanden werden. Diese Bestimmung der Öffentlichkeit bedeutet zweierlei Öffnungen: Einerseits die Unabgeschlossenheit gegenüber bestimmten Themen und andererseits ihre Öffnung für die Partizipation aller gesellschaftlichen Systeme an ihr.

Da gemäß des konstruktivistischen Paradigmas ein System nur die Innenseite seiner Systemgrenze erkennen kann, es sich aber wiederholt durch die beobachtete Umwelt irritiert, kann das System andere Systeme auf der Außenseite seiner Systemgrenze, in der Systemumwelt annehmen. Reflektiert das System nun, dass es von außen beobachtbar ist, kann es sich in einem Medium der Öffentlichkeit befindlich verstehen. „Öffentlichkeit ist mithin ein allgemeines gesellschaftliches Reflexionsmedium, das die Unüberschreitbarkeit von Grenzen und, dadurch inspiriert, das Beobachten von Beobachtungen registriert.“ (ebd., S. 187) Öffentlichkeit ist dabei – auch für die Massenmedien⁹⁴ selbst – immer die unerreichbare andere Seite der Grenze und nicht auf einzelne Systeme zu spezifizieren. Die Massenmedien „repräsentieren“ die Öffentlichkeit in Form von „Realitätskonstruktionen“ (ebd.). Genau diese Repräsentationen, von denen niemand ausgeschlossen werden kann, sind die Funktion⁹⁵ der Massenmedien. Vor diesem Hintergrund ist der Begriff „öffentliche Meinung“ zu reflektieren:

„Das, was als Resultat der Dauerwirksamkeit von Massenmedien entsteht, die ‚öffentliche Meinung‘, genügt sich selbst. Es hat deshalb wenig Sinn, zu fragen, ob und wie die Massenmedien eine vorhandene Realität *verzerrt* wiedergeben; sie *erzeugen* eine Beschreibung der Realität, eine Weltkonstruktion, und das ist die Realität, an der die Gesellschaft sich orientiert.“ (LUHMANN 2009, 1102; Hervorhebungen im Original)

„Öffentliche Meinung“ im Sinne LUHMANNs ist der Spiegel des politischen Systems, an dessen Gegenseite ebenfalls ein Spiegel angebracht ist (LUHMANN 1992,

⁹⁴ Unter „Massenmedien“ werden von LUHMANN (1996, S. 69) Radio, Fernsehen und Presse verstanden.

⁹⁵ Für die Betrachtung des Systems „Öffentlichkeit“ ist es ratsam, die Differenz zwischen Funktion und Leistung gemäß Systemtheorie nachzuvollziehen. Eine Leistung erbringt ein Funktionssystem nur für bestimmte Systeme, während die Funktion auf die Gesamtgesellschaft bezogen ist (WIMMER 2007, S. 97).

S. 84).⁹⁶ Entsprechend dieser Metapher sehen sich die Politiker als Informationsgeber jeweils nur selbst und andere Informationsgeber beziehungsweise auf der anderen Seite des Spiegels die Informationsnehmer ausschließlich sich und andere Informationsbezieher (LUHMANN 2009, S. 1102).

Versucht man nun nach der Klärung des systemtheoretischen Verständnisses von Öffentlichkeit, öffentlicher Meinung und Information zusammenzufassen, welche Erkenntnisse sich für den Öffnungsprozess gewinnen lassen, so lässt sich sagen, dass die Veröffentlichung beziehungsweise Verfügbarmachung von Daten und Informationen durch ein System immer die Verfügbarmachung von Selbstbeschreibungen ist. Textliche Informationen oder auch Rohdaten sind damit schon immer Selbstbeobachtungen eines Systems. Jedoch bietet der Öffnungsprozess im Zuge der Computer- und Internettechniken über das System der klassischen Massenmedien hinaus eine vollkommen neue Perspektive. Die Verfügbarmachung der Daten und Informationen erfolgt nämlich in die Öffentlichkeit, die gesellschaftsinterne Umwelt der Funktions- und Teilsysteme. Waren die Massenmedien bisher die Repräsentanten der Öffentlichkeit, besteht jetzt aufgrund der Internettechnologien die Möglichkeit ihrer Überwindung. LUHMANN (ebd.) selbst hat dies bereits erkannt:

„Die moderne Computertechnologie führt einen wichtigen Schritt darüber hinaus. Sie greift auch die Autorität der Experten an. Im Prinzip wird in nicht allzu ferner Zukunft jeder die Möglichkeit haben, die Aussagen von Experten wie Ärzten oder Juristen am eigenen Computer zu überprüfen.“ (ebd., S. 312)

Folgt man LUHMANN an dieser Stelle, kann potentiell jeder, durch die Optionen sich autodidaktisch Wissen über offengelegte Prozesse und andere Sachverhalte anzueignen oder Aussagen zu überprüfen, zu einem Experten werden. Damit wäre es einerseits möglich Informations- beziehungsweise Interpretationsebenen zu überwinden. erinnert man sich in diesem Zusammenhang an dessen Spiegelfunktion,

⁹⁶ In anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen erfolgt die Beobachtung zweiter Ordnung anhand anderer Gegenstände. So beobachtet sich das Wirtschaftssystem über den Markt und variable Preise oder das System Wissenschaft über Publikationen.

könnte man vor dem Hintergrund der modernen Computertechnologien auch sagen „Der Spiegel wird löchrig“, denn die Systeme sind jetzt in der Lage, die von den Massenmedien erzeugte Selbstreflexion der Informationsgeber und Informationsnehmer zu durchbrechen und auf die Informationen der anderen Systeme direkt zuzugreifen. Andererseits besteht aber die Gefahr sich nur noch in alternativen Wirklichkeitsumgebungen (PARISER 2011) zu bewegen, die ausschließlich mit eigenen Sichtweisen und Interpretationen übereinstimmen. Zusätzlich verstärkt werden könnte dieser Effekt zum Beispiel durch Algorithmen oder das Aufhalten in weltanschaulich vergleichbaren Gruppen in Sozialen Netzwerken, die für eine personalisierte und homogenisierte Informationsdistribution sorgen. Hieraus können sich wiederum Gefahrenpotentiale für eine informationell offene Gesellschaft ergeben, da sie konträr zu den Effekten der Schweigespirale (NOELLE-NEUMANN 2001) stehen.⁹⁷

2.4.4 Öffentlichkeit als Kommunikationsarena

JÜRGEN GERHARDS und FRIEDHELM NEIDHARDT veröffentlichten 1991 ihr Konzept von Öffentlichkeit als Kommunikationsarena beziehungsweise intermediäres System. Dabei versuchen sie die Öffentlichkeitsideale von HABERMAS mit dem Spiegelmodell von LUHMANN zu vereinen. Die Autoren verstehen Öffentlichkeit „als ein offenes Kommunikationsforum für alle, die etwas sagen oder das, was andere sagen, hören wollen“ (NEIDHARDT 1994, S. 7). Öffentlichkeit lässt sich also als eine Kommunikationsarena verstehen, in der es darum geht, Informationen über Sachverhalte bekannt zu machen oder auszutauschen. Dabei existieren Arenen für politische, soziale, rechtliche, wissenschaftliche und religiöse Belange, die über die massenmediale Arena verbreitet werden.⁹⁸ Diese Einzelarenen erlauben die Formulierung von Themen und

⁹⁷ Gefahren können beispielsweise in blindem Vertrauen in rezipierte Informationen liegen, die wiederum zu Radikalisierungen führen oder Konflikte schüren können.

⁹⁸ Damit verbunden ist ein Ebenenmodell der Öffentlichkeit beziehungsweise Kommunikation. Auf der untersten Ebene befindet sich die „Kommunikation au trottoir“ zwischen direkten Gesprächspartnern, darüber findet sich die Ebene öffentlicher Veranstaltungen in denen institutionalisierte

Bedürfnissen, die bei anderen Akteuren wiederum Reaktionen hervorrufen sollen. Öffentlichkeit ist hier also ein vermittelnder Bereich für die Beobachtung und den Austausch von Meinungen. Weiter wird davon gesprochen, dass potentiell jeder zum Akteur werden kann und über die Öffentlichkeit die Möglichkeit haben soll die anderen nicht nur zu beobachten, sondern auch, sich mit ihnen über öffentliche Meinungen zu verständigen und auszutauschen sowie neue öffentliche Meinungen herzustellen (GERHARDS 1998, 269f.). Dabei bleibt bis zu dieser Stelle aber diffus, wie sich die dafür notwendigen Strukturen und Prozesse innerhalb dieser Öffentlichkeitsarenen ausgestalten. Deutlich wird nur, dass die Massenmedien als relevant und beteiligt an den Öffentlichkeitsprozessen verstanden werden.

In den Arenen befinden sich umgeben von einem Publikum Akteure, einzelne Individuen oder Vertreter sozialer Systeme, „die zu bestimmten Themen Meinungen von sich geben oder weitertragen: Sprecher und Kommunikateure“ (NEIDHARDT 1994, S. 7). Die vertretenen Meinungen beziehungsweise öffentlichen Meinungen sind somit publik gemachte, aggregierte Meinungen von Akteuren. Die Massenmedien ermöglichen es nun, eine Öffentlichkeit für diese Themen und öffentlichen Meinungen herzustellen, die die Anwesenheit eines Publikums für einen Diskurs auf „face-to-face“-Ebene obsolet macht. Für die Etablierung einer öffentlichen Meinung müssen aber folgende Sachverhalte berücksichtigt werden: So handelt es sich um ein prinzipiell offenes System ohne Zugangsbeschränkungen, das Publikum besteht aus Laien und es gibt eine Konkurrenzsituation um die begrenzte Aufmerksamkeit des Publikums.

Akteure Öffentlichkeit herstellen. Auf der höchsten Ebene befindet sich die Massenkommunikation beziehungsweise Medienöffentlichkeit, die von einem hohen Grad an Ausdifferenzierung und Professionalität geprägt ist (GERHARDS und NEIDHARDT 1991, 50ff.). In Zeiten von Internet und Social Media erscheint es aber notwendig dieses Ebenenkonzept kritisch zu betrachten. So trifft die unterste Ebene der direkten Kommunikation heute direkt auf die darüber liegenden Ebenen und umgekehrt. Durch Likes, Kommentare, Follower oder direkte Austauschmöglichkeiten gibt es eine Öffnung für Informationen über alle Ebenen hinweg. Hinzu kommt, dass die Webmedien nicht notwendiger Weise durch Professionalität geprägt sind, sondern vielmehr der Amateur oder Hobbyist dank anwenderfreundlicher Hard- und Software einfach und schnell Blogs, Tweets, Wikieinträge, Videos, Podcasts etc. zu sehr viel differenzierteren Themen erstellen kann, als es den Massenmedien je möglich war und

Das Öffentlichkeitsmodell von GERHARDS und NEIDHARDT gestattet den Anschluss an das Modell politischer Öffentlichkeit von AMITAI ETZIONI (1969, 157ff.), nach dem Öffentlichkeit als ein kybernetisches Modell von „input“, das heißt Meinungen, die gesammelt werden, „throughput“, die Verwertung von Meinung, und „output“ beziehungsweise die Wiederausgabe (neu konstruierter) Meinungen verstanden werden kann. Aus diesem Modell leitet NEIDHARDT drei normative Prinzipien und Funktionen ab:

„(A) Öffentlichkeit soll *offen* sein für alle gesellschaftlichen Gruppen sowie für alle Themen und Meinungen von kollektiver Bedeutung. In dem Maße, in dem das Prinzip der Offenheit eingelöst ist, erfüllt Öffentlichkeit *Transparenzfunktionen*.

(B) Öffentlichkeitsakteure sollen mit den Themen und Meinungen anderer diskursiv umgehen und ihre eigenen Themen und Meinungen unter dem Druck der Argumente anderer gegebenenfalls revidieren. In dem Maße, in dem das Prinzip der Diskursivität beachtet wird, leistet öffentliche Kommunikation *Validierungsfunktionen*.

(C) Öffentliche Kommunikation, die von den Öffentlichkeitsakteuren diskursiv betrieben wird, erzeugt ‚öffentliche Meinungen‘, die das Publikum als überzeugend wahrnehmen und akzeptieren kann. In dem Maße, in dem ‚öffentliche Meinungen‘ diese Autorität besitzen, leisten sie in Demokratien politisch wirksame *Orientierungsfunktionen*.“ (NEIDHARDT 1994, 8f; Hervorhebungen im Original).⁹⁹

Diese Prinzipien und Funktionen bedeuten für den Öffnungsprozess zunächst, dass Öffnung für alle Arten von Informationen gelten muss, damit die Transparenzfunktion erfüllt wird. Dem stellen sich aber verschiedene Hindernisse entgegen: Erstens ist nicht jede Information tatsächlich für eine Öffnung geeignet, zweitens überfordert die Flut an Informationen die beteiligten Akteure, drittens wären auch die Quellen der Informationen offenzulegen und viertens ist schon die Forderung

die ihn zu einem quasi gleichwertigen Produzenten und Distribuenten von Informationen machen. Damit hat der Amateur potentiell ebenso großen Einfluss wie die darüber liegenden Ebenen.

⁹⁹ Offen bleibt hier jedoch der Grad der Partizipation der Akteure, der durchaus starken Einfluss auf die Bildung öffentlicher Meinungen haben kann.

nach einer Öffnung für alle gesellschaftlichen Gruppen unmöglich zu erfüllen. Dies wird deutlich, wenn man sich den zweiten Absatz genauer betrachtet. Demgemäß sollen die beteiligten Akteure unter dem Prinzip des Diskurses mit den ihnen zur Verfügung stehenden Informationen umgehen. Denn nur im Zuge einer Diskursivierung der Informationen kann die Aufgabe der Übereinkunft über die Gültigkeit oder Überarbeitungswürdigkeit der Informationen hergestellt werden. Wenn aber alle gesellschaftlich relevanten Systeme immer an den kollektiv bedeutsamen Meinungsbildungsverfahren beteiligt sein sollen, so stellt dies sehr wahrscheinlich eine strukturelle Überforderung der Systeme dar. Schließlich sollen aus Diskursen überzeugende öffentliche Informationen entstehen, die dem Publikum eine Orientierung liefern. Zudem tritt mit den soeben identifizierten Hindernissen, beispielsweise entlang der Eignung von Informationen oder der Offenlegung von Quellen, ein Spannungsfeld für eine informationelle Öffnung hervor. So gibt es Informationen und Daten, die der Privatsphäre unterliegen oder als Geheimnis einzustufen sind. Im folgenden Kapitel soll daher das Verhältnis von Öffentlichkeit, Privatheit und Geheimnis näher beleuchtet werden.

2.4.5 Öffentlichkeit – Privatheit – Geheimnis

Wenn oben von der Verwandtschaft des Öffnungsbegriffes gesprochen wurde¹⁰⁰, ist auch die antonymische Beziehung mit „privat“ und „geheim“ zu erwähnen. BERNHARD PETERS (1994) differenziert die Begriffe „öffentlich“ und „Öffentlichkeit“ unter Berücksichtigung ihrer Antonyme in drei Bedeutungssphären:

„[1.] In Kombination mit dem Gegenbegriff ‚privat‘ dient ‚öffentlich‘ der Abgrenzung und Bezeichnung von sozialen Handlungs- und Verantwortungsbereichen mit grundsätzlich verschiedenem normativem Charakter. [2.] In der zweiten Begriffskonstellation wird ‚öffentlich‘ verbunden mit zwei Gegenbegriffen: ‚privat‘ und ‚geheim‘; die entsprechenden Unterscheidungen dienen einer sozialen

¹⁰⁰ Siehe Kapitel 2.4.

Grenzziehung im Bereich von Kommunikation und Wissen. [3.] Der dritte Sinn von ‚Öffentlichkeit‘ nimmt Elemente der beiden ersten Begriffsverwendungen auf und verknüpft sie mit zusätzlichen normativen Gehalten: Öffentlichkeit bezeichnet hier eine Art Kollektiv mit einer bestimmten Kommunikationsstruktur oder eine Sphäre kommunikativen Handelns mit bestimmten anspruchsvollen Merkmalen und Funktionen.“ (ebd., 41f.)

Der erste Öffentlichkeitsbegriff thematisiert die institutionalisierte Handlungsebene: die Differenzierung von Privatheit und Öffentlichkeit orientiert sich damit an den modernen staatlichen Strukturen, in denen die verantwortlichen Institutionen (zum Beispiel Behörden, Ämter, Funktionsträger, etc.) bestimmte Pflichten, Kompetenzen und Verantwortlichkeiten übernehmen. Dagegen steht die Idee der Privatheit als geschlossenes Refugium von Privatpersonen, die weder der Beobachtung ihrer Handlungen durch die anderen Gesellschaftsmitglieder noch einem öffentlichen Rechtfertigungsdruck für selbige unterliegen. PETERS hebt an dieser Stelle sicherlich zu Recht die schwierige Situation der Grenzziehung hervor, die in der Entwicklung der modernen Rechtsstaaten nicht einfacher, sondern vielfach schwieriger geworden ist, da es zum Teil zahlreiche Institutionen gibt, deren operatives Geschäft öffentlichen Aufgaben und Verantwortlichkeiten entspricht, die auch von öffentlichen Funktionsträgern übernommen werden aber nicht der Sphäre staatlicher Öffentlichkeit angehören (ebd., S. 42).

Der zweite von ihm angesprochene Öffentlichkeitsbegriff betrifft die Sphären der Kommunikation, der Beobachtung und des Wissens. Gegenbegriffe sind an dieser Stelle „privat“, „vertraulich“ und „geheim“. Entsprechend ist öffentlich, wenn eine Diskussion von jedem verfolgt werden kann, Informationen für jeden zugänglich sind und jeder an Kommunikationen teilnehmen kann. Umgekehrt kann die Zurückhaltung von Informationen, die Eingrenzung der Möglichkeiten zur Teilnahme an kommunikativen Austauschhandlungen sowie die Abschottung von Diskussionen vor Beobachtern sowohl auf individueller als auch offizieller Ebene vorkommen. Entsprechend lässt sich der Privatheitsbegriff zumeist auf nichtstaatliche Sachverhalte

beziehen, während Geheimnisse häufig mit staatlichen Aspekten verknüpft sind. Geheimnis ist aber nicht sofort mit negativen Assoziationen zu verbinden, denn Geheimnisse können entweder legitim (beispielsweise im Fall von Verteidigungsplänen gegen fremde Invasoren) oder illegitim sein (wenn es zum Beispiel um die Geheimhaltung illegaler Konten oder Spender, widerrechtliche Absprachen oder Kriegsverbrechen geht). Es bleibt also zu diskutieren, wie weit eine Öffnung von Informationen beziehungsweise eine Forderung danach reichen soll und darf – welche Geheimnisse bewahrt werden sollen und welche in die Hände der Öffentlichkeit übergeben werden können (ebd., S. 44).

Die dritte Bedeutung von Öffentlichkeit, die PETERS identifiziert, deklariert er als „*Öffentlichkeit im emphatischen Sinn*“ (ebd., 45; Hervorhebung im Original). Damit meint er eine Gemeinschaft beziehungsweise Öffentlichkeit, die zusammenkommt, um in einem Diskurs über öffentliche Angelegenheiten zu debattieren.¹⁰¹

Öffentlichkeit kann also auf die Sphäre öffentlicher Operationen und Sachverhalte im Sinne gemeinschaftlicher Verantwortungen bezogen sein oder auch als all das verstanden werden, was für alle sichtbar, hörbar etc. ist beziehungsweise an dem jeder partizipieren¹⁰² kann. PETERS erklärt vor diesem Hintergrund Öffentlichkeit als eine „soziale Handlungssphäre [...], die mehr oder weniger frei zugänglich ist und in der soziale Akteure sich an ein unabgeschlossenes Publikum wenden oder jedenfalls der Beobachtung durch ein solches Publikum ausgesetzt sind“ (ebd., S. 44). Vergleicht man diese Bestimmung von Öffentlichkeit mit der von GERHARDS und NEIDHARDT, erkennt man hier einen allgemeineren Zugang, der nicht notwendigerweise die aktive Partizipation aller gesellschaftlichen Interessengruppen an den Diskussionen fordert. Die Beschreibung als „Kollektiv“ weist darüber hinaus

¹⁰¹ Siehe hierzu auch BAKER (1987), GUNN (1989), HABERMAS (1990) oder auch HÖLSCHER (1979).

¹⁰² „Partizipation“ hat zwei Bedeutungen: a) Teilnahme und b) Teilhabe. Damit einher geht eine Unterscheidung in eine aktive und eine passive Bedeutung von Partizipation. Teilnahme ist aktiv, zum Beispiel die Teilnahme an einer Demonstration, an einer Vorlesung oder einer Feier. Die Teilhabe hingegen kann auch passiver Natur sein, indem man zum Beispiel Aktien eines Unternehmens besitzt, aber sonst keinen aktiven Einfluss auf das Unternehmen ausübt.

auf die Berücksichtigung von Teilöffentlichkeiten hin, die eben jeweils mit „einer bestimmten Kommunikationsstruktur [...] oder eine[r] Sphäre kommunikativen Handelns“ (ebd., S. 45) ausgestattet sind.

Die historische Betrachtung der verschiedenen Öffentlichkeitskonzepte führt sehr anschaulich vor Augen, wie sich das Verständnis von Öffentlichkeit im Zeitverlauf gewandelt hat. So zeigen bereits ADELUNG (1811) und SONNENFELS (1765) einen verstärkten Bezug auf Medien bzw. mediale Kontexte, wenn sie zum Beispiel von Schauspiel, Literatur, Reden, Bildern oder Kupferstichen sprechen. Heutige Konzepte verweisen darüber hinaus, wie zuvor beispielsweise mit HABERMAS (1992) ausgeführt, auf eine soziale Integrationsfunktion. Mit der Verfügbarkeit von Informationen kommt es zu Meinungsbildungsprozessen, die in gesellschaftlichen beziehungsweise politischen, ökonomischen, oder wissenschaftlichen etc. Konsequenzen resultieren können. Mit LUHMANN wird klar, dass sich die starren Grenzen zu Öffentlichkeit mit dem Aufkommen der Computernetzwerke allmählich aufzulösen scheinen oder doch wenigstens verändern, da Informationen jetzt von jedermann eingebracht und überprüft werden können. Somit kann mit NEIDHARDT und GERHARDS weiterführend auf die funktionale Perspektive (Transparenz, Validierung und Orientierung) von Öffentlichkeit hingewiesen werden.¹⁰³ Die potentielle Öffnung der Öffentlichkeit für alles und alle hat aber auch ihre Grenzen, da sogleich geschlossene Bereiche des Geheimen oder Privaten Berücksichtigung finden müssen. Es kann also nicht um eine vollkommene Öffnung gehen, sondern nur um eine, die auch Refugien der Schließung zulässt. Wie weit sich diese Refugien jedoch ausdehnen, ist wiederum Sache eines offenen sozialen Diskurses in den verschiedenen gesellschaftlichen Systemen beziehungsweise in den jeweiligen Ebenen.

¹⁰³ In diesem Zusammenhang erscheinen die von ELI PARISER (2011) beschriebenen Filterblasen am Horizont des Öffnungsprozesses. Der Begriff „Filterblase“ meint, dass es passieren kann, dass Internetsnutzer durch die Teilnahme in bestimmten Gruppen in Sozialen Medien, durch Likes oder Follower-Status abonnierte Informationsquellen oder die Nutzung personalisierter Suchergebnisse

Es lassen sich also zusammenfassend mehrere Merkmale zur Bestimmung von Öffentlichkeit identifizieren, die sich unter anderem am Vorschlag von GERHARDS und NEIDHARDT orientieren. Ein Weiterdenken entlang ihrer Konzeption von Öffentlichkeit erscheint fruchtbar, weil es ihnen gelingt, die Ideale einer Kommunikationssituation mit systemischen Elementen zu vereinen und daraus einen ertragreichen Boden für eine analytische Auseinandersetzung zu bieten. Entsprechend soll davon ausgegangen werden, dass es nicht *die* Öffentlichkeit gibt, sondern eine Vielzahl unterschiedlich großer, einflussreicher, gesellschaftlich relevanter, thematisch verschiedener Teilöffentlichkeiten. Beispiele wie Public Relations, gezielte Marketingmaßnahmen oder auch Lobbying zeigen, dass die Annahme einer Öffentlichkeit auch nicht den tatsächlich gesellschaftlich anzutreffenden Verhältnissen entspricht. Die Mitglieder beziehungsweise Akteure der mehr oder weniger zugänglichen Öffentlichkeiten stehen einem prinzipiell ungeschlossenen Publikum gegenüber, das gleichzeitig Publikum weiterer Öffentlichkeiten sein kann. Innerhalb einer Öffentlichkeit existieren wiederum einzelne öffentliche Meinungen aber auch zum Beispiel Daten-, Informations- und Wissensbestände, die sich beispielsweise in bestimmten Handlungen, Prozessen und Strukturen niederschlagen.

Den Medien kommt dabei die Rolle zu, die durch eigene Produktionsprozesse hergestellten oder von außen in ihr System eingespeisten Informationen (input) zu verarbeiten (throughput) und diese schließlich an potentielle Rezipienten auszugeben (output). Für die traditionellen Medien wie zum Beispiel das Fernsehen, Radio oder die Zeitung wird dabei erkennbar, dass sie partizipative und integrative Prozesse am Produktions- und Distributionsprozess lange Zeit kaum gestatten¹⁰⁴ und daher

nur noch Informationen rezipieren, die mit ihrem Weltbild vereinbar sind, während sie Informationen, die eine gegenteilige Meinung verbreiten, ausblenden (NGUYEN et al. 2014). In Kapitel 2.4.3 wurde bereits auf die alternativen Wirklichkeitsumgebungen hingewiesen.

¹⁰⁴ JO REICHERTZ (2012, S. 4) und seine Kollegen haben mit Blick auf das Thema innere Sicherheit sehr gut herausgearbeitet, dass seit Anfang der 1990er die Medien zunehmend „zum Zwecke der Zuschauerbindung selbstständig im Bereich der Inneren Sicherheit [agieren], sie verbinden die Zuschauer miteinander und aktivieren sie unterhaltsam, sich in die Ordnung einzufügen und den Medien dabei zu helfen, der Gesellschaft zu helfen.“Durch die in diesem Prozess des „Media-Con-Act(ivat)ing“ (ebd.,

Öffnung für alle denkbaren Akteure und Themen nur sehr bedingt erlaubten. Erst die letzte große Medieninnovation, der Computer und seine Netzwerke beziehungsweise das World Wide Web, bieten grundsätzlich jedem die Möglichkeit, zu einem Akteur im Ringen um die Aufmerksamkeit des Publikums mit Blick auf ein Thema oder mehrere Themen und ohne inhaltliche Beschränkung zu werden (Transparenzfunktion). Darin enthalten ist das Potential für einen Austausch und die Revision oder Anpassung von Argumenten (Validierungsfunktion), die sich somit in ihrer Überzeugungskraft bewähren müssen (Orientierungsfunktionen), Funktionen, die aus heutiger und vergleichender Sicht, die traditionelle Medienformen nicht in der gleichen Weise zu erfüllen im Stande waren und sind.

Dass Offenheit auch noch in ganz anderen Kontexten diskutiert werden kann, zeigt das folgende Kapitel. In den Theorien komplexer Systeme und den Theorien natürlicher Systeme zeigen sich noch einmal ganz neue Facetten des Begriffes, die auch für diese Arbeit wertvolle Erkenntnisse für die anschließende Arbeitsdefinition von informationeller Öffnung mit sich bringen.

2.5 Öffnung

Vor dem Hintergrund der Erörterungen zum Begriff „Öffentlichkeit“ soll nun der Begriff „Öffnung“ in den Fokus gerückt werden. Dazu wird Öffnung einerseits im Kontext der Theorien komplexer Systeme und andererseits im Zusammenhang mit natürlichen Systemen verhandelt. Die Thematisierung von Öffnung im Spannungsfeld mit komplexen Systemen zeigt neben verschiedenen Systemtypen, verschiedene Effekte (zum Beispiel Transparenz, Akzeleration), wie sie sich auch im Prozess infor-

S. 3) vollzogene aktive Vernetzung und Förderung von Partizipation verwenden die klassischen Medien also, zur Durchsetzung eigener Interessen, neue Kooperationsformen mit ihren Rezipienten. Entwicklungen wie zum Beispiel Podcasts von Amateuren, die zahllosen YouTube-Channel oder Autorenkonzepte wie bei der „Huffington Post“ verweisen aber auf noch offenere Beteiligungskonzepte für die Öffentlichkeit, die für die klassischen Medien noch eine große Herausforderungen darzustellen scheinen.

mationeller Öffnung zeigen. Zudem erweist sich die Beschäftigung mit Komplexität als gewinnbringend, da die später untersuchten sozialen Strukturen und Prozesse mindestens als komplex verstanden werden können. Die Auseinandersetzung mit Öffnung im Kontext natürlicher Prozesse verweist einerseits auf die Offenheit des Menschen zum Energie- und Materieaustausch. Andererseits ist diese Erkenntnis von Bedeutung für die spätere Erörterung der Grenzen und Möglichkeiten der kognitiven Offenheit des Menschen in Kapitel 3. Schließlich soll ein Verständnis von Öffnung entwickelt werden, dass sich an der Bestimmung von „Freiheit“ nach ISAIAH BERLIN orientiert.

2.5.1 Öffnung in Theorien komplexer Systeme

Um zu verstehen, warum der Beobachter als Komplexes System bezeichnet werden kann, soll zunächst mit der Frage, was überhaupt ein System ist, begonnen werden. Dazu soll zunächst ein Blick in die Etymologie geworfen werden: Der klassische Systembegriff stammt vom griechischen „systema“ und beschreibt eine aus Elementen beziehungsweise Komponenten zusammengesetzte Einheit. Diese Komponenten bringen jeweils eigene spezifische Eigenschaften mit, die das Gesamtsystem charakterisieren und die nicht ohne weiteres auf jeden anderen Systemtyp übertragen werden können. Daran wird bereits deutlich, dass System nicht gleich System ist und somit ein holistischer Systembegriff inakzeptabel erscheint. Aus diesem Grund sollen im Folgenden natürliche Systeme, das heißt vor allem kognitive und ökologische Systeme von sozialen Systemen und technischen Systemen unterschieden werden.

Blickt man auf die etymologische Bedeutung des Begriffes „komplex“ sieht man, dass er einerseits in einer substantivierten und andererseits in einer adjektivierten Form betrachtet werden kann. Beide Formen haben ihre Wurzeln im lateinischen „complexus“, das in der substantivierten Form mit „Umfassung“, „Umschließung“ und „Verknüpfung“ übersetzt werden kann. Die Adjektivform steht darüber hinaus auch

in einem Zusammenhang mit „complect“ (siehe lateinisch „plectere“: „flechten“, „ineinanderfügen“), was eine Übersetzung als „umfassend“, „zusammenhängend“ und „vielschichtig“ ermöglicht. Fasst man nun die etymologischen Bedeutungen von „System“ und „komplex“ zusammen wird ein komplexes System als eine Einheit aus vielschichtig beziehungsweise ineinandergefügten oder zusammengesetzten Komponenten verständlich. Damit ist aber noch keine Differenzierung zu „kompliziert“ gegeben, was also eine ausführlichere Betrachtung notwendig werden lässt.

Mit KLAUS MAINZER (2008) und WERNER EBELING ET. AL. (1998) lässt sich feststellen, dass sich der Begriff und die theoretischen Ansätze zur „Komplexität“ in den letzten Jahrzehnten zunehmender Popularität erfreuen und mehr und mehr Verbreitung in der Wissenschaft finden (MAINZER 2008, S. 10; EBELING et al. 1998, S. 17). EBELING et al. weisen vor diesem Hintergrund aber zu Recht auf ein Problem der Komplexitätsforschung hin: Der Komplexitätsbegriff hat bis heute keine einheitliche Definition erfahren, weshalb auch noch keine einheitliche Theorie hervorgebracht wurde.¹⁰⁵ Die dennoch weiterhin ungebrochene Attraktivität der Theorie komplexer Systeme ergibt sich nach ihrer Auffassung aus ihrer interdisziplinären Methodologie. So lassen sich Ansätze unterschiedlichster Herkunft zur Beschreibung komplexer Systeme finden, zum Beispiel aus der Klimaforschung (LORENZ (1963; 2000), Soziologie (WILLKE 1987; LUHMANN 1987), Ökonomie (LIENING 1998), Kulturforschung (BÜHL 1987), Medien- und Kommunikationswissenschaft (RUSCH 2007; 2011), Literaturwissenschaft (EVEN-ZOHAR 1979; 2005), mit dem Ziel, Prognosen über zukünftige Ereignisse machen zu können. Aussagen über die Zukunft sind also unter Berücksichtigung bestimmter Bedingungen beziehungsweise Parameter in einem begrenzten raum-zeitlichen Gefüge möglich. Wären begrenzte Prognosen über Resultate beziehungsweise den Ausgang einer Handlung nicht möglich, würde sich der absichtsvolle

¹⁰⁵ Andere Wissenschaften haben das Problem ebenfalls, das ihre Kernbegriffe nicht eindeutig definiert sind. So sind zum Beispiel die Bestimmungen des Medienbegriffs in der Medienwissenschaft (LESCHKE 2007) oder des Raumbegriffs in der Geographie durchaus umstritten (WARDENGA 2002).

Vollzug von Handlungen als äußerst schwierig erweisen. Das bestimmte Parameter dafür bekannt sein müssen erscheint evident und genauso einleuchtend ist, dass Ereignisse, die nicht in die Parametrisierung eingeflossen sind, zu unvorhergesehenen Konsequenzen beziehungsweise dem Nichterreichen eines Handlungsziels führen können. Im weiteren Verlauf sollen nun unterschiedliche theoretische Ansätze zur Beschreibung komplexer Systeme näher betrachtet werden.

NIKLAS LUHMANN definiert „Komplexität“ wie folgt: „Als komplex wollen wir eine zusammenhängende Menge von Elementen bezeichnen, wenn auf Grund immanenter Beschränkungen der Verknüpfungskapazität der Elemente nicht mehr jedes Element jederzeit mit jedem anderen verknüpft sein kann“ (LUHMANN 1987, S. 46). In ähnlicher aber auch über LUHMANN hinausgehender Weise kann mit KLAUS RICHTER und JAN-MICHAEL ROST (2002) „Komplexität“ von „Kompliziertheit“ unterschieden werden: Für die Autoren ist ein System kompliziert, wenn es „schwierig zu überblicken ist, dessen geduldige Analyse aber eine Zerlegung in Untereinheiten, also eine Auflösung der ‚Verwicklung‘ erlaubt. Mit Hilfe der übersichtlichen Teile wird ein Verständnis des Gesamtsystems möglich“ (ebd., S. 3). Damit werden komplizierte Systeme entlang ihrer Strukturen und Prozesse, Ziele und so weiter nachvollziehbar. Bei komplexen Systemen

„ist diese Art der Unterteilung nicht möglich, oder präziser, sie trägt nicht zum Verständnis des Gesamtsystems bei: Gerade die Vernetzung vermeintlicher Einzelteile prägt wesentliche Eigenschaften des Gesamtsystems, die mit Hilfe der getrennten Teile entweder nicht erfasst werden oder gar nicht existieren. Man spricht hier von Emergenz, oder etwas alltagstauglicher: Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.“ (ebd.)

Für die Autoren ist also ein System komplex aufgrund der Emergenzeigenschaft, die die Unmöglichkeit der vollkommenen Beschreibbarkeit ausmacht. Der Faktor Emergenz erscheint somit als ein wesentliches Phänomen komplexer Systeme.

HERBERT SIMON (1994) geht mit seinem Verständnis noch weiter, denn er versteht unter komplexen Systemen eine Vielzahl hierarchisch angeordneter und interagierender Subsysteme, die wiederum komplex aufgebaut sind. Man könnte hier beispielsweise mit ELENOR OSTROM (OSTROM 2010; HESS und OSTROM 2007) oder ITAMAR EVEN-ZOHAR (1979; 2005) auch von „polyplexen“ oder mit GEBHARD RUSCH (2007) von „multiplexen“ Systemen sprechen.¹⁰⁶ Damit wird deutlich, dass ein System zur gleichen Zeit mehrere Zentren und Peripherien besitzen kann. Die Reichweite der Untersuchung, die letztlich bis zu Elementarteilchen zurückgeführt werden kann, ist nach SIMON (1994, S. 146) jedoch vom Beobachter des Systems abhängig.¹⁰⁷ Hierarchien beziehungsweise hierarchische Systeme evolvieren aus einfachen Systemen schneller als nicht-hierarchische. SIMON zeigt, dass komplexe Systeme bei der Evolution auf stabilen Zwischenformen aufbauen, die sich hierarchisch anordnen. Die Entwicklung eines Systems ohne stabile Zwischenstufen führt dagegen bei einer Fehlentwicklung dazu, dass die Entwicklung des gesamten Systems wieder von Neuem beginnen muss. Dadurch erweisen sich hierarchisch angeordnete, stabile Zwischenstufen als Akzelerator für die Evolution komplexer Systeme. Das Akzelerationsphänomen wird in der Analyse des Öffnungsprozesses an mehreren Stellen,

¹⁰⁶ Insbesondere RUSCH (2005, 13f.) hat mit seinem Vorschlag zum Verständnis von Unternehmen als multiplexen Systemen noch weitere Kriterien zu ihrer Bestimmung angegeben: Erstens gehört dazu die Integration von Subsystemen. Zweitens ist das multiplexe System selbst integriert in größere ökologische Systeme und drittens muss seine Prägung durch seine Verhältnisse zu verschiedensten anderen Systemen (kognitive, technische, ökologische, soziale) als weiteres Merkmal berücksichtigt werden. Das wiederum führt dazu, dass er auf der Mikroebene kognitive Systeme ansiedeln kann, auf der Mesoebene diese Individuen in ihren sozialen Figurationen und Strukturen erfasst – hier lehnt sich RUSCH an ELIAS und GIDDENS an – und auf der Makroebene die sozialen Systeme mit ökologischen Systemen in Austauschprozessen befindlich erkennt (ebd., 15f.). Mit anderen Worten kann auch gesagt werden, dass die sozialen Systeme der Makroebenen aus den Strukturen und Prozessen der Mikro- und Mesoebene emergieren sowie die Systeme der Meso- und Mikroebene aus den Entwicklungen der Makroebene emergieren. Der wechselwirksame Prozess der Mehrebenensysteme führt also zu Emergenz. Prägnanteste Stärke des Konzepts multiplexer Systeme ist ihre Integrationsfähigkeit unterschiedlichster Systemtypen und die damit mögliche Überwindung einer starren Mikro-Makro-Problematik, wie sie in der Soziologie seit DURKHEIM und PARSONS existiert. ESSER (1993, 112f.) macht ebenso einen Vorschlag für eine Mehrebenen-Soziologie, die als Grundlage für die Einteilung sozialer Ebenen des Öffnungsprozesses dienen soll (siehe Kapitel 3).

¹⁰⁷ Zur Beobachterabhängigkeit siehe auch Kapitel 3.1.

wie zum Beispiel bei der Genese neuen Wissens, den Informationsverarbeitungsprozessen, der Ermöglichung von Partizipation oder auch der medientechnischen Entwicklung und so weiter erneut auftreten. Wie bereits angedeutet, obliegt dem Beobachter die Aufgabe, die Untersuchungstiefe festzulegen. Dabei kapriziert sich SIMON auf die Interaktionen, die sowohl zwischen den Subsystemen als auch innerhalb der Subsysteme stattfinden.¹⁰⁸ Systeme, in denen die Komponenten sich nicht oder in vernachlässigbarer Intensität beeinflussen, nennt SIMON „zerlegbare Systeme“ (ebd., S. 147).¹⁰⁹ Systeme, in denen die gegenseitige Einflussnahme gering, aber über lange Sicht statistisch nachweisbar und daher nicht vernachlässigbar ist werden „beinahe zerlegbare Systeme“ genannt (ebd., 156f.). Soziale Systeme, in denen die Komponenten die anderen Subsysteme über lange Zeiträume hinweg nur marginal beeinflussen, können also nicht vollständig zerlegt werden und müssen folglich in ihren reziproken Wirkungen betrachtet werden. Darüber hinaus kommt der Langfristigkeit systemischer Prozesse eine besondere Bedeutung zu. Für den hier zu analysierenden Öffnungsprozess bedeutet das, dass die betroffenen beziehungsweise analysierten Systeme nur in ihren interdependenten Beziehungen betrachtet werden können. Mit anderen Worten müssen die Auswirkungen des Öffnungsprozesses mit Blick auf die jeweilige systemische Handlungsweise und in der Folge auf die intersystemischen Beziehungen hin analysiert werden. Der Aspekt der Langfristigkeit tritt hervor, wenn man sich nur die medienhistorischen Zeiträume seit der Entwicklung der Sprache oder der Schrift vergegenwärtigt. Hieran zeigt sich bereits die notwendig einzunehmende langfristige Perspektive zur Beschreibung des Öffnungsprozesses.

Zur Analyse der Veränderungen über lange Zeiträume kann die von SIMON vorgeschlagene systematische Unterteilung in Zustands- und Prozessbeschreibungen eine geeignete Vorgehensweise darstellen. Will man beispielsweise die Prozesse erkennen,

¹⁰⁸ Auch PETER M. HEJL fokussiert sich, wie in Kapitel 3.2 gezeigt wird, in der Analyse von Sozialsystemen auf die Interaktionen zwischen Systemkomponenten.

¹⁰⁹ Erinnerung sei hier an die Definition der komplizierten Systeme von RICHTER und ROST (2002).

denen Strukturen ausgesetzt sind, kann es sinnvoll sein sich Strukturen zu zwei verschiedenen Zeitpunkten anzuschauen, um an ihren Veränderungen Hinweise auf die stattgefundenen Prozesse zu erkennen. Ein weiteres Element zur Beobachtung komplexer Systeme erkennt SIMON in ihrer Redundanz (ebd., S. 165). Diese zeigt sich zum Beispiel in der Wiederholung immer gleicher Komponenten, die in je unterschiedlichen Kombinationen auftreten. Redundanz von Systemkomponenten führt in sozialen Systemen unter anderem zu Konkurrenz, die, wie noch zu zeigen sein wird, maßgeblichen Einfluss auf die Akzelerativität des Öffnungsprozesses hat, so führt die Konkurrenz zum Beispiel von Druckereien, Fotografen, oder Online-Plattformen zur Konkurrenz über Inhalte, Rezipientenzahlen, technische Innovationen und so weiter. Damit wird aber auch klar, dass sich Redundanz ebenso in Interaktionen zeigt: So ist nur diejenige Menge an Interaktionen zwischen den Komponenten zu beschreiben, die eine Wirkung auf das komplexe System haben.

Für die Beschreibung eines komplexen Systems heißt das also, dass diese nur durch die Reduktion der Komplexität auf ein begrenztes Set beschreibbarer Elemente erfolgen kann.¹¹⁰ Ähnlich gehen auch die Systemkomponenten selbst vor, um handlungsfähig zu bleiben. Komplexitätsreduktion erfolgt nach LUHMANN dabei entweder durch a) Generalisierungen oder b) die Einteilung der Komplexität in Stufen (LUHMANN 2006, 169f.). Generalisierung bedeutet sowohl, verschiedene Ereignisse mit einem Begriff zusammenzufassen, sie als das Gleiche zu erkennen, um darauf mit einem identischen Reaktionsmuster zu reagieren als auch unterschiedlichen Ereignissen mit immer gleichen Reaktionen zu begegnen (ebd., 170f.). Die Idee von Komplexitätsstufen impliziert den Gedanken, dass es unterschiedliche Zustände gibt, die eines jeweils angepassten Selektionsverhaltens bedürfen. Entsprechend der von

¹¹⁰ An dieser Stelle sei beispielsweise auf die Systemanalyseverfahren von JAY W. FORRESTER (1991) und JAMES und SUZANNE ROBERTSON (1996) hingewiesen. Weiterhin lässt sich aufgrund der kognitiven Voraussetzungen des Menschen nur eine maximale Anzahl von circa sieben Elementen (plus oder minus zwei) gleichzeitig überblicken, verarbeiten, memorieren und so weiter (MILLER 1956). Die sogenannte Miller'schen Zahl bietet somit eine Orientierung für die Anzahl der betrachtbaren Komponenten.

RICHTER und ROST (2002) vorgeschlagenen Differenzierung erlaubt Kompliziertheit also vielleicht noch die Kopplung mit allen anderen Elementen, aber die Komplexität höherer und erst recht höchster Stufen operiert nur noch mit Selektionsmustern (LUHMANN 2006, S. 174). Entsprechend lassen sich durch Generalisierungen und die Verwendung von Komplexitätsstufen mit Blick auf die oben angesprochenen Systemtypen Differenzierungen nach dem Typ Mikro-, Meso- und Makrosystem machen. Bezogen zum Beispiel auf die untersuchten Sozialsysteme bedeutet das, dass als Mikrosysteme nicht nur der Beobachter, sondern einzelne Individuen im Allgemeinen, das heißt ihre Handlungen, Interaktionen, Einstellungen, Werte, Kontexte etc. in den Blick kommen. Die Mesoebene beschreibt Gruppen, Institutionen oder Organisationen ((Medien-)Unternehmen, Verbände, Parteien etc.), in denen mehrere Akteure zusammenkommen und unter Maßgabe vergleichbarer Wirklichkeitskonstruktionen gemeinsam handeln. Auf der Makroebene gilt es die Wirkungen der Mikro- und Mesoebene für die gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge über längere und lange Zeiträume in ihrer Rekursivität zu beobachten.

Berücksichtigt man nun weiterhin, dass Kopplungen zwischen Elementen gelöst und in einer anderen Zusammensetzung wieder miteinander rekombiniert werden können, tritt eine weitere Komplexitätsstufe hinzu. LUHMANN beschreibt dies als Systemdifferenzierung, womit er die systeminterne Ausdifferenzierung in Teilsysteme meint, durch welche systemintern neue Grenzen, Einheiten, Relationen und so weiter – also polyplexe Subsysteme – erzeugt werden. „Deshalb ist Systemdifferenzierung ein Verfahren der Steigerung von Komplexität“ (LUHMANN 1987, S. 38). Die Ausdifferenzierung von zum Beispiel sozialen und technischen Systemen nach funktionalen oder prozessualen Kriterien ist ebenfalls ein Phänomen des Öffnungsprozesses, wie man am Beispiel des Publikationsprozesses erkennen kann, der sich über den Zeitverlauf nach und nach in Produktion, Distribution, Akkumulation und Rezeption ausdifferenziert.¹¹¹ Dieses Nachhinein der Komplexität hat LUHMANN

¹¹¹ Siehe Kapitel 4.

„Temporalisierung der Komplexität“ genannt, was nichts anderes bedeutet, als dass Systeme in einem Moment eine vergleichsweise niedrige Komplexität aufweisen, im nächsten Augenblick aber mit einer höchst selektiven Komplexität umgehen müssen. Das heißt, dass es mehr Relationen zu berücksichtigen gibt. Gerade soziale Systeme weisen diese Temporalisierungen auf. Man kann also zurückblickend fünf Komplexitätseigenschaften unterscheiden:

- a) die Art der Komponenten (technisch, sozial, natürlich, etc.),
- b) die Zahl der Komponenten eines Systems,
- c) die Zahl der potentiellen und beobachteten Relationen der Komponenten innerhalb eines Systems und zwischen Systemen,
- d) die hierarchische Ebene der Komponenten innerhalb eines Systems oder eines Systems im Verhältnis zu anderen Systemen und
- e) die temporale Verschiedenheit der Strukturen und Prozesse der Komponenten (LUHMANN 2006, S. 176).

Über die bereits angesprochenen Kontexte zwischen „System“, „Komplexität“ und dem Öffnungsprozess hinaus ergibt sich ein weiterer Zusammenhang aus der Tatsache, dass der Öffnungsprozess nur über die komplexen Zusammenhänge der von ihm betroffenen, unterschiedlichen Systemtypen zu verstehen ist. So interagieren kognitive Systeme in sozialen Systemen zum Beispiel mit technischen Systemen in verschiedenen funktionalen Zusammenhängen, wie dem Wirtschafts-, Religions-, Rechts- oder Bildungssystem. Zugleich ist Öffnung Voraussetzung für die Unterscheidung und Definition in bestimmte Systemtypen, wie isolierte, geschlossene oder offene Systeme, sowie kognitive oder soziale Systeme. Nur wenn man sich das Zusammenspiel dieser unterschiedlichen Systeme als komplexes Netzwerk mit emergierenden Interdependenzketten und Wechselwirksamkeiten vor Augen führt, gelingt ein angemessenes Verständnis des Öffnungsprozesses.

Um dieses Verständnis für die Unterschiedlichkeit der genannten Systeme darüber hinaus zu erweitern wird im Folgenden auch die Offenheit von Systemen aus naturwissenschaftlicher Perspektive betrachtet. Am Beispiel des Menschen führen diese Erläuterungen zu mehreren Erkenntnissen (Der Mensch ist a) ein offenes System, b) gleichzeitig ein operational und informationell geschlossenes System, das c) selbstorganisierend operiert), die für das weitere Verständnis der Informationsverarbeitung des Menschen, wie sie in Kapitel 3 beschrieben wird, von Bedeutung sind.

2.5.2 Öffnung in Theorien natürlicher Systeme

Am Beispiel der Thermodynamik lässt sich sehr gut die Öffnung natürlicher Systeme darstellen sowie ein Verständnis von der Zeitabhängigkeit beziehungsweise Irreversibilität von Systemen erzeugen. Nach einer von RUDOLF CLAUSIUS (1865, S. 400) gegebenen Definition lauten die ersten beiden Hauptsätze der Thermodynamik:

- „1.) Die Energie der Welt ist constant.
- 2.) Die Entropie der Welt strebt einem Maximum zu.“¹¹²

¹¹² Der auch als Energieerhaltungssatz bezeichnete erste Hauptsatz besagt, dass die Summe der Energie in einem abgeschlossenen System immer konstant bleibt, oder mit anderen Worten, dass die Energie nicht aufgebraucht werden kann, sondern lediglich in zum Beispiel Wärme oder Arbeit umgewandelt wird (DOERING et al. 2012, S. 9). Anschließend ist es RUDOLF CLAUSIUS (1850), der zeigt, dass die Arbeitsleistung von der überführten Wärmemenge abhängig ist ohne jedoch dem Äquivalenzprinzip der Wärme zu widersprechen. Er beweist, dass bei einer Arbeitsleistung durch Wärme, ein Teil der Wärme auf ein tieferes Temperaturniveau absinkt, während ein anderer Teil der Wärme „verschwindet“. CLAUSIUS entwickelt damit keine neue Theorie, seine Leistung besteht vielmehr in der Korrektur, Vervollständigung und Zusammensetzung vorhandener Theoriebausteine zu einem schlüssigen und kohärenten Theorienkomplex (MACH 1900, S. 278). In diesem Zusammenhang definiert er auch den Neologismus „Entropie“:

„Sucht man für S einen bezeichnenden Namen, so könnte man, ähnlich wie von der Größe U gesagt ist, sie sey der Wärme- und Werkinhalt des Körpers, von der Größe S sagen sie sey der Verwandlungsinhalt des Körpers. Da ich es aber für besser halte, die Namen derartiger für die Wissenschaft wichtiger Größen aus den alten Sprachen zu entnehmen, damit sie unverändert in allen neuen Sprachen angewandt werden können, so schlage ich vor, die Größe S nach dem griechischen Worte „tropae“, die Verwandlung, die Entropie des Körpers zu nennen. Das Wort Entropie habe ich absichtlich dem Wort Energie möglichst ähnlich nachgebildet, denn die beiden Größen, welche durch diese Worte benannt werden sollen, sind ihren physikalischen Bedeutungen nach einander

Die Erkenntnis des Zustrebens der Welt auf das thermodynamische Gleichgewicht trug im weiteren Verlauf auch zu einer Veränderung der Sichtweise auf das komplexe System Mensch bei. Bevor darauf eingegangen werden kann, muss aber zunächst der Unterschied zwischen abgeschlossenen (isolierten), geschlossenen und offenen Systemen noch weiter verdeutlicht werden. Isolierte Systeme sind von ihrer Umwelt vollständig abgeschlossen. Sie interagieren in keinsten Weise mit ihrer Umwelt. Geschlossene Systeme besitzen dagegen die Möglichkeit, Energie mit ihrer Umwelt auszutauschen, das heißt sie nehmen Energie auf und wandeln diese in Arbeit oder Wärme um, erlauben aber keinen Stoffaustausch mit ihrer Umgebung. Offene Systeme sind neben dem Energieaustausch darüber hinaus in der Lage, einen Stoffaustausch mit ihrer Umwelt zu betreiben (EBELING 1976, S. 19). Diese existentielle Eigenschaft ermöglicht es offenen Systemen, die systemeigene Entropie konstant zu halten oder sogar zu senken (JANTSCH 1986, S. 58), das heißt sie haben die Fähigkeit das Erreichen des thermodynamischen Gleichgewichtes aufzuhalten, was aber dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik zu widersprechen scheint. Wie ist das möglich? Zur Beantwortung der Frage soll nun also das System Mensch betrachtet werden.

Es erscheint an dieser Stelle wohl evident, das natürliche System Mensch als offen im zuvor ausgeführten Sinne beschreiben zu können. Der Mensch besitzt sowohl die Fähigkeit zum Energie- als auch Stoffaustausch mit seiner Umwelt. Die Energieaufnahme erfolgt durch entropiearme¹¹³ Nahrung. Der Stoffaustausch erfolgt durch die Abgabe von Wärme, Schweiß, Ausdünstungen, Kot und Urin, die in der Summe entropiereiche Stoffe darstellen. Damit trägt er zur Entropievergrößerung in der Welt bei, obwohl er sein eigenes Entropiemaß konstant halten oder sogar

so nahe verwandt, daß eine gewisse Gleichartigkeit in der Benennung mir zweckmäßig zu seyn scheint.“ (CLAUSIUS 1865, S. 390)

¹¹³ ERWIN SCHRÖDINGER (1989) hat dafür auch den Begriff „Negentropie“ beziehungsweise „negative Entropie“ geprägt.

senken kann.¹¹⁴ Wenn aber die Entropie in der Welt immer weiter zunimmt, steht der Mensch dann nicht in einem Widerspruchsverhältnis zum zweiten Hauptsatz? Dieser Sachverhalt beruht auf der Tatsache, dass der zweite Hauptsatz ursprünglich nur für geschlossene Systeme formuliert wurde und offene Systeme unberücksichtigt blieben. Daher muss der zweite thermodynamische Hauptsatz eine ergänzende Reformulierung für offene Systeme erfahren (SCHRÖDINGER 1989).

Die Reformulierung des zweiten Hauptsatzes besteht darin, dass die Entropieänderung innerhalb einer bestimmten Zeit in eine innere und eine äußere Entropieerzeugung aufgeteilt wurde, wobei gilt, dass die innere nur positiv oder minimal Null sein darf.¹¹⁵ Dagegen kann der Entropiefluss nach außen oder innen sowohl positive wie negative Vorzeichen annehmen als auch konstant bleiben, weshalb es also zur Erhaltung oder auch Abnahme der Entropie in offenen Systemen kommen kann. Mit anderen Worten: Die innere Entropieerzeugung ist von der durch den Wärmeaustausch eines offenen Systems bedingten Entropieerzeugung verschieden. Veränderungen des inneren Gleichgewichtes durch Entropieaufnahme oder -abgabe müssen sich aber gemäß der Bedingungen des zweiten Hauptsatzes selbst ausgleichen (EIGEN und WINKLER 1975, S. 176; JANTSCH 1986, 58f.). Da offene Systeme aber immer im Ungleichgewicht stehen müssen um zu existieren, bedeutet dies einen beständigen Austausch mit der Umwelt (JANTSCH 1986, S. 59).

Die Umwandlung von Energie in zum Beispiel Wärme, die ab einem bestimmten Wert zur Bildung von Strukturen beziehungsweise Mustern führt, wird auch Dissipation genannt (siehe zum Beispiel: PRIGOGINE 1985; PRIGOGINE und GEORGE 1983; PRIGOGINE und LEFEVER 1968; PRIGOGINE und NICOLIS 1967).¹¹⁶ Dabei erscheinen die

¹¹⁴ Diese Eigenschaft lässt den Menschen auch als dissipative Struktur verstehbar werden (siehe weiter unten in diesem Kapitel).

¹¹⁵ Im Fall von $diS > 0$ (diS = innere Entropieerzeugung) bedeutet dies eine Entwertung beziehungsweise Zerstreuung (Dissipation) der Energie. Dies geschieht über die Emergenz dissipativer Strukturen.

¹¹⁶ Als Beispiele für dissipative Prozesse können die Bénard-Instabilität, Fraktale, der Brusselator oder die Belousov-Zhabotinsky-Reaktion (BZR), angeführt werden. Bei allen genannten Beispielen

Muster auf der Makroebene chaotisch, während sie auf der Mikroebene hochgradig strukturiert sind. Mit anderen Worten sind dissipative Strukturen und damit auch der Mensch selbstorganisierende Systeme. Dissipative Strukturen weisen darüber hinaus das Phänomen der Irreversibilität auf, das heißt die Prozesse besitzen einen Zeitpfeil, der eine Umkehrung der Prozesse unmöglich macht.

Dieser Zustand fern vom Gleichgewicht beziehungsweise des stationären Nicht-Gleichgewichtes ist dadurch gekennzeichnet, dass die erzeugte Instabilität des Systems ab einem bestimmten Zeitpunkt einen kritischen Schwellenwert überschreitet, der einen qualitativen Sprung auslöst (EBELING 1976, S. 22). Der Schwellenwert wird seit HENRI POINCARÉ (1885) als „Bifurkationsparameter“ bezeichnet.¹¹⁷ Der Bifurkationsparameter stellt bei der Entstehung dissipativer Strukturen das System vor eine Verzweigung (siehe Abbildung 2). Welchen der beiden Wege das System einschlägt, ist jedoch nicht vorhersagbar. Kommt es anschließend zur Rückbildung der dissipativen Struktur, bedingt durch eine von außen herbeigeführte Verminderung des Ungleichgewichts können „Hysterese-Effekte“ auftreten. Hysterese meint, dass – obwohl sich das System im Zuge seines Rückbildungsprozesses genau an den Weg seiner Entwicklung hält – es zu leichten Abweichungen kommt, die sich durch den sogenannten Hysterese-Wert ausdrücken lassen (JANTSCH 1986, 84ff.).

Dissipative Strukturen weisen also zwei wesentliche Eigenschaften auf: Einerseits wird ihre Ordnung nahe dem Gleichgewichtszustand zerstört. Fern vom Gleichgewichtszustand erhalten sie hingegen ihre Ordnung aufrecht oder es kommt zur Formierung neuer Ordnungen. Dafür müssen bestimmte Moleküle an ihrer eigenen Reproduktion teilhaben (Autokatalyse) oder nach der Erzeugung anderer Moleküle die eigene Reproduktion aufnehmen (Crosskatalyse) (ebd., S. 62). Durch den Import

handelt es sich um Reaktionen in offenen jedoch noch nicht lebenden Systemen, bei denen es zur Strukturbildungen kommt, die aber erst die Bedingungen für Leben überhaupt schaffen.

¹¹⁷ LUHMANN hat den Begriff „Bifurkation“ (LUHMANN 1994, S. 181) übernommen, jedoch in einem anderen Kontext. Kommt es durch die Verwendung von Begriffen zu Mehrdeutigkeiten entstehen nach LUHMANN Paradoxien. Diese Paradoxien werden mittels Bifurkationen, das heißt Neucodierungen der Begriffe aufgelöst, die aber wiederum zu neuen Paradoxien führen.

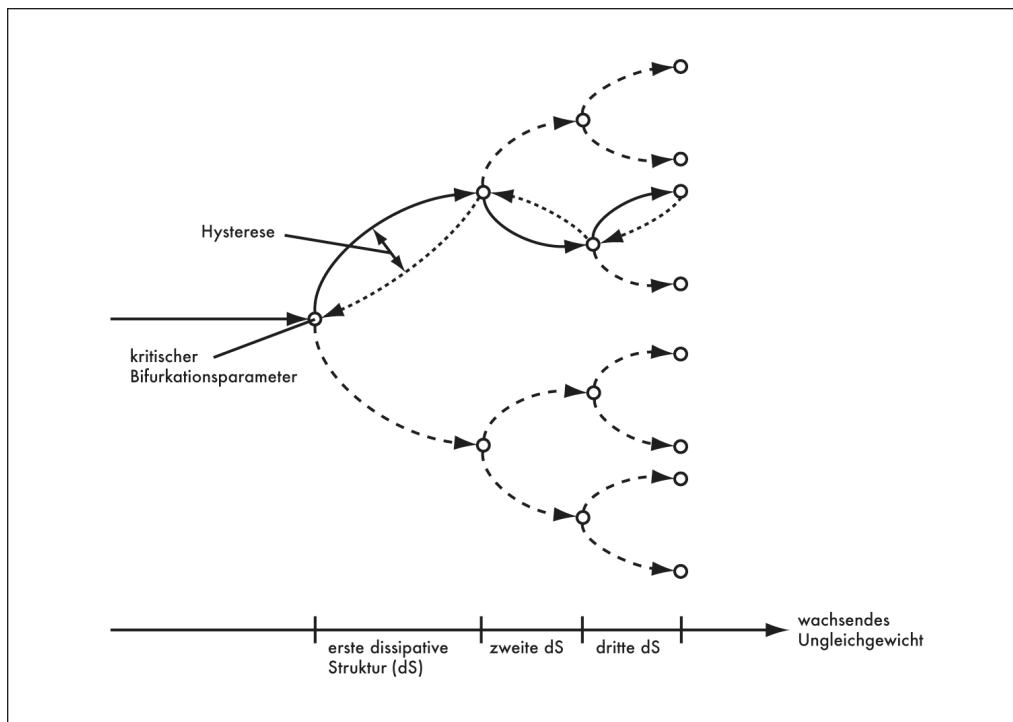


Abbildung 2: Bifurkation mit rückläufigem Prozess und Hysterese
(Quelle: Eigene Abbildung nach JANTSCH 1980, S. 49).

freier Energie und Reaktionsteilnehmer und den Export von Entropie und Reaktionsprodukten liegt auch ein metabolischer Prozess vor, der der Aufrechterhaltung des Ungleichgewichtes dient, das umgekehrt den Metabolismus am Laufen hält (ebd., S. 63).

Fasst man den bis hier beschriebenen Begriff des „offenen Systems“ aus naturwissenschaftlicher Perspektive noch einmal zusammen, erkennt man, dass in den Naturwissenschaften offene Systeme den geschlossenen und isolierten Systemen gegenüber stehen. Mit der Reformulierung des zweiten thermodynamischen Hauptsatzes für offene Systeme wird der Mensch also als nicht-linear und fern vom thermodynamischen Gleichgewicht beschreibbar. Er zeichnet sich in diesem Zusammenhang durch die Fähigkeit des Energie- und Materieaustausches aus, er nimmt Negentropie auf und dissipiert Entropie. Damit ist er in der Lage, die systeminterne Entropie kon-

stant zu halten oder sogar zu reduzieren. Dieser Prozess lässt dissipative Strukturen emergieren, die wiederum eine Komplexitätssteigerung des Systems bedeuten. Mit dieser Feststellung soll die Beschäftigung zunächst unterbrochen werden, bevor in Kapitel 3 der Faden erneut aufgenommen wird. Zunächst soll aber geklärt werden, was in dieser Arbeit unter „Öffnung“ verstanden werden soll.

2.5.3 Öffnung – ein Definitionsvorschlag

Versucht man sich nun an einer Bestimmung des Begriffes „Offenheit“, so könnte diese einfach lauten: Offenheit ist die Abwesenheit von Geschlossenheit, doch wäre diese Bestimmung trivial und zu stark vereinfachend. Vielmehr soll sich zur Bestimmung von Offenheit an dem Konzept von positiver und negativer Freiheit orientiert werden, wie es durch ISAIAH BERLIN (BERLIN 1998, S. 140) vorgestellt wird.¹¹⁸ Als Vertreter der negativen Freiheitsbestimmung identifiziert BERLIN unter anderem THOMAS HOBBS oder JEREMY BENTHAM, JOHN LOCKE oder auch ALEXIS DE TOCQUEVILLE. Nach ihrer liberalen Auffassung sollen die Einschränkungen der Freiheit möglichst gering sein, doch erkennen sie auch, dass eine Freiheit zur Verfolgung und Realisierung ausschließlich eigener Ziele mit denen anderer Individuen in Konflikt kommen kann, weshalb sie für die Etablierung von Gesetzen votieren, welche die Freiheit einschränken. Von negativer Freiheit kann man nach BERLIN also dann sprechen, wenn sie eingeschränkt wird, das heißt Zwang ausgeübt wird, der eine Person an der Ausübung einer Tätigkeit hindert. Zwang ist dabei eine willentliche Entscheidung derjenigen, die ihn ausüben (ebd., S. 133). Zu diskutieren war und ist aber, wie weit die die Freiheit einschränkenden Gesetze reichen sollen, damit sie dem Individuum ein Restrefugium an Freiheit gestatten. Weiterhin gilt es, gemäß der liberalen Haltung die Forderung zu berücksichtigen, dass allen Individuen glei-

¹¹⁸ Für Kritik und Weiterentwicklungen des in der Antrittsvorlesung vorgestellten Konzeptes BERLINS siehe zum Beispiel HONNETH (2011), GEUSS (1995) oder auch TAYLOR (1992).

che Freiheiten¹¹⁹ zugesprochen werden müssen, denn Freiheit dürfe nicht nur für eine Auswahl der Gesellschaftsmitglieder Gültigkeit besitzen und zugleich auf den Schultern anderer lasten (ebd., S. 135).

Die englischen Denker stimmen zwar darin überein, dass es Bereiche persönlicher Freiheiten geben müsse, doch sind sie unterschiedlicher Meinung wie umfassend diese sein sollten. Während zum Beispiel THOMAS HOBBS diesen Bereich mittels Zentralisierung möglichst klein halten will, sind JOHN LOCKE und ADAM SMITH gegenteiliger Meinung (ebd., S. 136). Nur BENJAMIN CONSTANT, so BERLIN, bestimmt als Refugien, die frei von Einfluss bleiben sollen „die Freiheit der Religion, der Meinung, der Meinungsäußerung und des Eigentums“ (ebd., S. 137). Zusammenfassend bezeichnet BERLIN diese Art der Freiheit als eine „Freiheit von etwas; das Fehlen von Übergriffen jenseits einer unfesten, aber stets erkennbaren Grenze“ (ebd.). Deutlich werde dies auch in der „Verteidigung der Freiheit [...], die] sich dem ‚negativen‘ Ziel, Einmischung abzuwehren“ (ebd., S. 138) widme. Um zur Erkenntnis der negativen Freiheit zu gelangen ist also die Frage zu stellen „Wie weit engen Staat oder Regierung mich ein?“ (ebd., S. 141).

Bezieht man nun zunächst die negative Bestimmung von Freiheit auf informationelle Öffnung wird schnell deutlich, was darunter zu verstehen ist. Restriktionen der Meinungsfreiheit und Freiheit der Äußerung der eigenen Meinung, wie sie CONSTANT bereits angedeutet hat, sind nur eine Facette informationeller Öffnung. Denn informationelle Öffnung betrifft auch die Pressefreiheit oder die Freiheit auf informationelle Selbstbestimmung, die Informationsfreiheit oder auch die Redefreiheit und so weiter. Öffnung entsteht hier durch Freiheiten, die die Produktion, Distribution, Akkumulation und Rezeption von Informationen erlauben, was zur Folge hat, dass Informationen disponibel und transparent werden sowie partizipativ genutzt werden können.

¹¹⁹ Die Gesetze zur Einschränkung der Freiheit beziehen sich stets auf konkrete Bereiche wie Redefreiheit, Meinungsfreiheit, Informationsfreiheit, Freiheit des Warenverkehrs, der Dienstleistungen,

Während negative Freiheit also die Freiheit von Einschränkungen oder Zwängen ist, kann positive Freiheit entlang der Fragestellung erkannt werden „Von wem sollen wir regiert werden?“ (ebd., S. 168). Dies hängt eng mit einer Vorstellung von Freiheit zusammen, die sich darin äußert, selbstbestimmt und eigenverantwortlich leben zu wollen, also als eine Freiheit fern ab von sozialen oder kulturellen Einschränkungen. Diese Selbstbestimmung erfolge, so die Vertreter dieses Freiheitsbegriffs (zum Beispiel KARL MARX) durch die Vernunft, die der tierischen und emotions- sowie triebgesteuerten Ausrichtung des Menschen nicht nur gegenübersteht, sondern über ihr angesiedelt ist. Vertritt man nun – ausgehend von der Annahme der höheren Stellung der Vernunft – den Standpunkt, dass man qua Vernunft zur wahren Erkenntnis zum Beispiel über das richtige Verhalten gelangt ist, einer Erkenntnis zu der andere noch nicht in der Lage waren, ergibt sich nach BERLIN die Gefahr der Ausübung von Zwang über eben diejenigen anderen, die in Despotismus und Tyrannei enden kann. Positive Freiheit ist also „Freiheit zu etwas“ (ebd.), zur Verwirklichung des Selbst und zur Ausschöpfung der eigenen Potentiale.

War der Zugang zu Informationen also zuvor möglich aufgrund der Abwesenheit von Einschränkungen erscheint er im Zuge der Bestimmung der positiven Freiheit nun als Potential. Die Freiheit zur Selbstbestimmung und Eigenverantwortlichkeit verweist auf eine informationelle Öffnung, die sowohl der Produktion, Distribution und Akkumulation als auch der Rezeption von Informationen zum Zwecke der Selbstverwirklichung dient, das heißt der Veränderung von Ansichten, Meinungen oder Einstellungen aber auch von Strukturen und Prozessen.¹²⁰ Somit erhält man bis zu diesem Punkt prinzipiell zwei Bestimmungen informationeller Öffnung:

Personen oder Kapitals oder die Handlungsfreiheit, so dass an dieser Stelle besser Freiheiten im Plural gesprochen werden sollte.

¹²⁰ In diesem Zusammenhang sei auf die Ausführungen zur kognitiven Offenheit im Kapitel 3.1 hingewiesen. Dort wird darauf aufmerksam gemacht, dass der Mensch zwar als ein informationell geschlossenes System verstanden werden kann, aber aufgrund kognitiver Fähigkeiten durchaus in der Lage ist, Neues zu konstruieren und dieses Neue als potentielle Informationen durch auditive und visuelle Signale wieder an seine Umgebung abgeben kann.

a) *Öffnung von Informationen*: Freiheiten des Publikationsprozesses, die durch die Abwesenheit oder Abschaffung von Regeln und Einschränkungen entstehen, ermöglichen die Transparenz von und Partizipation an Informationen und

b) *Öffnung für Informationen*: Freiheiten zur Selbstverwirklichung ermöglichen Veränderungen von Strukturen, Prozessen, Erkenntnissen, Wissen etc. auf individueller und/oder sozialer Ebene durch Informationen.

Darüber hinaus ist aber noch eine weitere Öffnung hinzuzuziehen, die sich durch die Medientechniken ergibt. Schon Verbalsprache ermöglicht die Weitergabe potentieller Informationen von einer Person zu einer weiteren oder einer Gruppe. Im antiken Griechenland oder im römischen Reich bietet die Bauweise der Theater eine Reichweitensteigerung der Stimme für das Publikum. Erweitert wird diese sprachliche Informationsweitergabe durch Schrift, die in Stein gemeißelt oder in Ton gebrannt sowie auf Papyrus oder Pergament und später Papier geschrieben, kopiert oder gedruckt auch an eine Vielzahl von Akteuren weitergegeben werden kann, die durch rein sprachliche Weitergabe nicht hätten erreicht werden können. Die Netzmedien (Telegraphie, Funk, Computernetzwerke) haben ebenfalls entscheidenden Anteil an der Zunahme der Disponibilität, akzelerierten Verarbeitung oder Transparenz von Informationen. Entsprechend zeigt sich hieran eine weitere Öffnung, die durch medientechnische Entwicklungen herbeigeführt wird:

c) *Öffnung zu Informationen*: Freiheit des Zugangs zu Informationen durch Medientechnik, die es erlaubt, Informationen zu produzieren, distribuieren, akkumulieren und rezipieren.

Der Vorteil dieser Definitionen liegt in der Reichweite der zu beobachtenden Phänomene. So lassen sich sowohl öffnende als auch restriktive Maßnahmen einerseits an einzelnen Entwicklungsschritten entlang des Publikationsprozesses (Produktion, Distribution, Akkumulation und Rezeption) und andererseits auf unterschiedlichen Sozialebenen (Mikroebene: einzelne Individuen; Mesoebene: Gruppen, Organisationen, Institutionen; Makroebene: Gesellschaftssysteme) beziehungsweise in unter-

schiedlichen sozialen Systemen (zum Beispiel Religion, Recht, Wissenschaft, Politik, Kultur, Ökonomie) erkennen und aufzeigen.

Blickt man auf das unter anderem in dieser Arbeit beobachtete Mediensystem Druck, sind zum Beispiel die Ausstellung von Druckprivilegien, Publikationsverbote für einzelne Autoren oder deren Verfolgung oder sogar Verhaftung und im schlimmsten Fall Ermordung, Druckverbote bestimmter Werke, die Einschränkung von Vertriebsmöglichkeiten oder Besitzverbote nur einige Maßnahmen, den freien Fluss von Informationen zu stören. Weiterhin zielen Schließungen eines Systems sowohl auf die Restriktion interner Prozesse als auch auf die Beeinflussung von Bedingungen und Mechanismen anderer Systeme. Für das System Politik lassen sich beispielsweise die Oktroyierung eines bestimmten Systems, Parteiverbote, individuelle Ausschlüsse aus Parteien, Beeinträchtigungen der Rede im Parlament, der blutige Austausch von politischen Eliten und so weiter vorstellen. Für das System Ökonomie lassen sich Schließungen durch die Höhe von Preisen, Kartellbildungen, Monopolbildung etc. denken. Restriktive Maßnahmen des Rechtssystems können zur Einschränkung von Freiheiten oder Rechten führen oder zur Illegalisierung eigentlich rechtsstaatlicher oder demokratischer Prozesse. Restriktive Maßnahmen im Bereich Wissenschaft können die Beschränkung des Zugangs zu Quellen, finanziellen Mitteln, Personal oder auch die strikte Verfolgung paradigmatischer Denkstile sein. Weitere Einflussfaktoren sind zum Beispiel religiöse Dogmen oder technische Bedingungen, die den Zugriff auf Informationen erschweren. Durch die Weite der Bestimmung dessen, was als Öffnung verstanden werden soll, rücken Beeinflussungen auf das Mediensystem ins Blickfeld, die andernfalls vielleicht unberücksichtigt blieben.

Insofern ist der in dieser Arbeit beobachtete und beschriebene Prozess informationeller Öffnung einerseits der Prozess zunehmender Transparenz von Informationen durch allmählichen Wegfall von Schließungen, also restriktiven Maßnahmen bezogen auf inhaltliche, technische und soziale Aspekte des Publikationsprozesses (Produkti-

on, Distribution, Akkumulation und Rezeption von Informationen) und andererseits der Prozess potentieller Veränderung, das heißt die Bereitschaft und Fähigkeit zu individuellen oder sozialen Modifikationen (zum Beispiel der eigenen Emotionen, Affekte, des Wissens oder der Grenzen der Akzeptanz) auf Grundlage neuer Informationen und auch ein Prozess der medientechnischen Entwicklung, durch den mehr Informationen immer schneller von immer mehr Akteuren verarbeitet werden können.

Kapitel 3

Soziale Ebenen und Systeme des Prozesses informationeller Öffnungen und Schließungen

Zunächst soll also ein Verständnis von Ebenen und sozialen Systemen für den Prozess informationeller Öffnung erzeugt werden. Dazu wird sich an das bereits oben angesprochene Ebenenmodell von ESSER (2000, 1993) angelehnt.¹²¹ Die Mikroebene bezeichnet die handelnden individuellen Akteure, während die Mesoebene Strukturen sozialer Interaktion aufzeigt. Die Makroebene schließlich blickt auf die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse (ESSER 1993, S. 112).

In der folgenden Abbildung 3 wird deutlich, wie die Ebenen nach ESSER (ebd., S. 113) aufeinander wirken: Geht man vom Makrozustand „S(1)“ aus und will wissen wie es zu Makrozustand „S(2)“ kommt geraten zunächst die sozialen Gebilde „SG(m)“¹²² ins Blickfeld. Teil der sozialen Gebilde wiederum sind die einzelnen Akteure „A(a)“ und „A(b)“ und ihr jeweiliges Handeln „H(a)“ und „H(b)“, die zu einem

¹²¹ Siehe Kapitel 2.5.1.

¹²² Die Kürzel SG(m) und SG(d) stehen im Fall der Abbildung für die Situation verheirateter (married) und geschiedener (divorced) Paare, die ESSER (1993, S. 113) mit dem Modell beschreibt.

neuen Zustand des sozialen Gebildes führen (jetzt „SG(d)“). Über diesen Prozess lässt sich die Veränderung hin zum Makrozustand „S(2)“, ausgehend von den Handlungen einzelner Individuen (nicht sozialer Gebilde!) nachzeichnen.

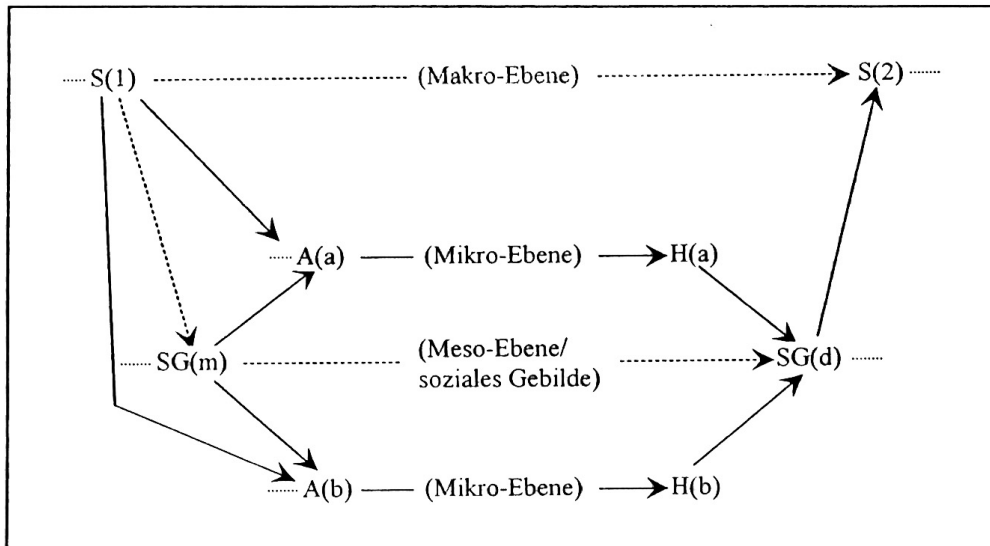


Abbildung 3: Soziale Ebenen
(Quelle: ESSER 1993, S. 113).

Das Ebenenmodell soll hier als Erweiterung des Verständnisses von Multiplexität nach RUSCH¹²³ genutzt werden, da ESSER (ebd., S. 116) zum Beispiel „kollektive Akteure“ und „korporative Akteure“ auf der Mesoebene unterscheidet. Erstere sind diejenigen, die sich über Gemeinsamkeiten und Vergleichbares (zum Beispiel Alter oder Geschlecht) bis hin zu koordiniertem Handeln (zum Beispiel das Verhalten einer gesellschaftlichen Klasse) bewusst sind und auszeichnen – es wird unter dem Stichwort „parallelisierte“ beziehungsweise „synreferentielle Zustände“ darauf zurück zu kommen sein.¹²⁴ Korporative Akteure verhalten sich hingegen, als wären sie ein handelnder Akteur. Dies ist ihnen möglich, weil sie ein „Entscheidungs- und Handlungszentrum“ (ebd.) besitzen und natürliche Personen als ihre Vertreter bestimmte Funktionen (sehen, hören, handeln, entscheiden etc.) wahrnehmen. Dabei und dies

¹²³ Siehe Kapitel 2.2.

¹²⁴ Siehe Kapitel 3.2.

betont ESSER, ist es aber wichtig, auch dieses Handeln wieder an Einzelpersonen zurückzubinden (ebd.). Auch wenn korporative Akteure für die im Folgenden untersuchten Epochen der Antike und des Mittelalters noch nicht in der Ausprägung vorkommen, wie es in späteren Jahrhunderten der Fall sein wird, können aber erste Verweise auf kollektive Akteure gegeben werden. So können die Tempel- oder Herrschaftsstrukturen, die Schul- oder auch Bibliothekssysteme der antiken Kulturen als kollektive Akteure verstanden werden. Korporative Akteure werden vor allem mit der Industrialisierung und der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft erkennbar. So entstehen die Systeme der Politik, Wissenschaft oder Wirtschaft, die jeweils Parteien, Regierungen, Unternehmen, Universitäten etc. bilden.

An der Beschreibung der Akteure wird bereits deutlich, dass auf der Mesoebene mehrere soziale Mesosysteme gleichzeitig bestehen und agieren können (ESSER 2000). So agieren sowohl Verbände, Interessengruppen oder Vereine als auch die Länder zwischen dem Volk und der Bundesregierung. ESSER unterscheidet hierbei drei Formen von Mesoebenen-Systemen: Die „Mehrebenen-Inklusion“ (ebd., S. 61) bezeichnet die einfache Partizipation von kleinen sozialen Gebilden an größeren. Als Beispiel kann die Familie angesehen werden, die Teil eines Clans ist, der wiederum Teil eines Stammes ist. Wichtig ist hierbei, dass die Mitgliedschaft bei einer höheren Aggregationsstufe der sozialen Gebilde durchaus auch handlungsrelevante Folgen haben kann. Die „Mehrebenen-Organisation“ (ebd., 61f.) unterscheidet sich davon, weil sie eine spezifische Struktur und Organisationsweise aufweist. Beispielfähig können Betriebe mit ihren Abteilungen oder Arbeitsgruppen herangezogen werden. Die Mehrebenen-Organisation lässt sich auch noch in zwei Organisationsweisen unterscheiden: So kann erstens eine „hierarchische“ (vertikale Koordination und top-down-Weisungsbefugnis) von zweitens einer „genossenschaftlichen“ (horizontale Koordination und bottom-up-Weisungsbefugnis) Organisationsweise unterschieden werden. Als drittes Mehrebenensystem sind die „Vermittlungs-Netzwerke“ (ebd., S. 62) zu benennen, die eine Mischform aus der hierarchischen und genossenschaftli-

chen Organisationsform sind. Hierbei sind häufig informelle Kontakte und Koalitionen wirksam die „mit Filz, Klüngel oder informal governance structure“ (ebd., S. 61) bezeichnet werden. Wendet man diese Einteilung auf die in diesem Kapitel betrachteten Mesosysteme an, erscheinen gerade die in der Antike und im Mittelalter bedeutsamen Familienstrukturen im Zuge der Ausbildung auf der ersten Ebene. Weiterhin kommen für die Mehrebenen-Organisationen die hierarchischen Strukturen der kirchlichen Institutionen oder weltlichen Herrschaft ins Blickfeld. Darüber hinaus gibt es dörfliche Strukturen oder die Strukturen in den antiken Akademien, wie am Beispiel der Akademie Platons verdeutlicht wird, die eher eine genossenschaftliche Struktur besitzen.

Orientiert man sich an den Bestimmungen der Ebenenunterteilung ergibt sich ein komplexes Beziehungsnetzwerk, dessen Elemente in allen Richtungen miteinander interagieren, sich beeinflussen, verstärken und behindern etc. In diesem komplexen Beziehungsnetzwerk findet der Öffnungsprozess statt. Öffnungen lassen sich zum Beispiel auf der Mikroebene eines einzelnen Individuums beobachten, dass dank der Schrift Zugriff auf Texte erhält oder in die Lage versetzt wird an politischen Prozessen teilzunehmen.¹²⁵ Auf der Mesoebene bedeutet Öffnung zum Beispiel für ökonomische, religiöse oder politische Institutionen beziehungsweise Organisationen Informationen durch äußeren Druck oder Freiwilligkeit offenzulegen beziehungsweise Schranken zu ihrem Zugang abzubauen. Diese Prozesse erlauben es auf der Makroebene den Öffnungsprozess in seinen Auswirkungen mit Blick auf eine offene Gesellschaft zu betrachten. Im Folgenden sollen aber zunächst erst einmal die Grundlagen für ein dezidiertes Verständnis der Ebenen geschaffen werden. Dazu wird im weiteren Verlauf zunächst das Individuum mit seinen biologisch-kognitiven Voraussetzungen näher betrachtet. Darauf folgen die Meso- und Makroebene, die sich an den Konzepten der Synreferentialität (HEJL 2008), Figuration (ELIAS 2009) und Strukturation (GIDDENS 1997) orientieren.

¹²⁵ Siehe zum Beispiel die Kapitel 3.3.4 oder 3.3.5.

3.1 Mikroebene: Das autopoietische Individuum

HUMBERTO MATURANA und FRANCISCO VARELA beschreiben das Konzept der „Autopoiese“¹²⁶ (griech. autos = selbst; poien = machen), das im Folgenden kurz vorgestellt werden soll, als zentrales Organisationsprinzip natürlicher lebender und damit offener Systeme (MATURANA 1987, 51f.). Autopoiese beschreibt den Autonomisierungsbeziehungsweise Selbsterneuerungsprozess der Lebewesen, also die Organisation der eigenen Organisation, die Selbstorganisation. Der Autopoieseprozess umfasst verschiedene Begriffe (zum Beispiel „Selbstorganisation“ beziehungsweise „Selbsterzeugung“, „Selbsterhaltung“, „Selbstreferentialität“, „strukturelle Kopplung“, „strukturelle Plastizität“, „Perturbation“ oder „operationale Geschlossenheit“), mittels derer die autopoietische Funktionsweise des menschlichen Gehirns erklärt wird.

Blickt man also auf die zelluläre Ebene, erkennt man, wie Perturbationen, also Reizwahrnehmungen¹²⁷ der Umwelt ein System (zum Beispiel eine Zelle) zu Verarbeitungsprozessen veranlassen. Das heißt durch Perturbationen wird die Erzeugung von systeminternen Signalen induziert, sogenannten Eigenwerten¹²⁸ (FOERSTER 2008, S. 73). Dieser Vorgang kann mit dem Begriff „Selbsterzeugung“ beschrieben werden. Mit anderen Worten meint dieser die spontane Erzeugung von Zuständen oder

¹²⁶ Das Gegenteil der Autopoiese ist Allopoiese, was als Fremd-Gesetz oder auch Kontrolle verstanden werden kann (VARELA 1987, S. 129). Allopoietisch organisierte Systeme erzeugen ihre Bestandteile und Prozesse nicht selbst, weshalb ihr Funktionieren also von ihrer eigenen Produktionsweise verschieden ist. Daher können allopoietische Systeme auch nicht als autonom gekennzeichnet werden (MATURANA 1985c, S. 159).

¹²⁷ Wenn in dieser Arbeit der Begriff „Reiz“ genutzt wird, so ist zu berücksichtigen, dass Reiz nicht als absolut zu verstehen ist, sondern eine nur relative Bedeutung hat. Es hängt vom jeweiligen kognitiven System ab, von seinem physischen und psychischen beziehungsweise emotionalen Zustand, was es als Reiz aus der Umwelt wahrnimmt. Beispielsweise hört ein Schwerhöriger Musik aus einem Lautsprecher sehr viel lauter als jemand, dem ein alterstypisch normales Gehör zugeschrieben werden kann. Was als Reiz vom System wahrgenommen und in der Folge weiterverarbeitet wird, ist also relativ, das heißt wie im gegebenen Beispiel abhängig vom Gehör dem sensorischen Systems eines Individuums.

¹²⁸ Es wird hier bewusst von Signalen oder Erregungszuständen gesprochen und der Begriff „Information“ vermieden. Signale sind keine Informationen über Ursachen, sondern geben lediglich Auskunft über die Intensität des vom peripheren Organ festgestellten Stimulus (FOERSTER und PÖRKSEN 2008, S. 58).

Stoffen, veranlasst aus bestimmaren Ursprüngen oder Randbedingungen aus der Umwelt (zum Beispiel einer Zelle). Diese Eigenwerte bewirken Folgesignale der Zelle beziehungsweise des Organismus, die weitere Operationen anderer Zellen auslösen und so fort¹²⁹ (FOERSTER 1993b, S. 61). Damit ist der Prozess der Selbsterhaltung angesprochen. Im Zuge der Selbsterhaltung kommt es in einem Systemnetzwerk dazu, dass ein System als Systemkomponente Elemente (bis hin zur Zellteilung) oder Stoffe erzeugt, die als Anfangsbedingung für ein weiteres System dienen, dass wiederum Stoffe erzeugt, die als Anfangsbedingung für ein weiteres System dienen, dass ... und so weiter. Im Prozess der Selbsterzeugung kommt es dadurch zu einem zirkulären Schluss, da eines der Systeme die Elemente erzeugt, die das erstgenannte System wiederum für sich als Anfangsbedingungen benötigt. Damit ist der Prozess der Selbsterhaltung ein operational geschlossener und selbstorganisierter Prozess. „Selbsterhaltende Systeme sind Systeme, deren Komponenten sich gegenseitig und damit den ganzen Zyklus (das System) erhalten.“ (HEJL 2008, S. 114)¹³⁰ Selbstreferentialität bedeutet nun, die Veränderung der erzeugten Zustände auf Basis operational geschlossener Vorgänge.¹³¹ Aus der operationalen Geschlossenheit entstehen zwei Konsequenzen: Einerseits besitzen die zum Beispiel im Zuge der Zellteilung neu erzeugten Einheiten die gleiche Organisation der Ursprungseinheit, das heißt sie können unabhängig voneinander die Aufgaben der Ursprungseinheit verrichten. Andererseits besitzt jede Einheit individuell strukturelle Eigenschaften, da sie im

¹²⁹ Für die mathematische Herleitung der operationalen Rekursivität siehe FOERSTER (1993a, 276ff.). Darüber hinaus sei an die auto- und crosskatalytischen Prozesse beziehungsweise an die dem Autopoiese-Konzept vergleichbaren Hyperzyklen erinnert (siehe Kapitel 2.5.2).

¹³⁰ Der Unterschied zwischen Hyperzyklen und der Autopoiese liegt darin, dass sich Hyperzyklen auf Vorstufen des Lebens beziehen, das heißt sie verknüpfen Polynukleotide mit katalytischen Proteinen, die wiederum die Zyklen der Polynukleotide regulieren. Autopoiese dagegen bezieht sich auf den Prozess des Lebens, das heißt die Elemente eines biologischen Netzwerks tragen zur Entwicklung und Fortexistenz anderer Elemente und damit zur Erhaltung des Gesamtnetzwerks bei.

¹³¹ Mit der operationalen Geschlossenheit geht auch eine informationelle Schließung eines kognitiven Systems einher. Ein kognitives System befindet sich in einer Umwelt, die für das System nur ein Rauschen darstellt. Das kognitive System selektiert aufgrund systeminterner Kriterien, was es als Datum aufnimmt und zu Informationen, vor dem Hintergrund seiner Geschichte weiterverarbeitet. Das Ergebnis ist die Konstruktion der Wirklichkeit.

Prozess der Teilung mit unterschiedlichen Mengen der Bestandteile der Ursprungseinheit ausgestattet wurde (MATURANA und VARELA 2009, S. 72). Die individuellen Eigenschaften sind aber nicht relevant für das Gesamtsystem, es kommt vielmehr auf das Zusammenspiel der Elementeigenschaften aller Elemente an, die zusammen die Eigenschaften des komplexen Systems konstituieren.

Blickt man nun auf die Vorgänge im menschlichen Gehirn, erscheint dieses als ein zwar selbstreferentielles System, jedoch nicht als ein selbsterhaltendes System. Es ist vielmehr als ein Organ des Gesamtorganismus zu verstehen, dass durch die Funktionen der anderen Organe versorgt wird und diese wiederum rekursiv beeinflusst.

Der gesamte Mensch wird somit als operational und informationell geschlossenes System verstehbar, dass selbstorganisierend, selbsterhaltend und selbstreferentiell operiert. Diese Prozesse erlauben gleichzeitig auch eine Öffnung des Systems, indem sie „Zustandsveränderungen“ (ebd.) zulassen. Zu diesen Veränderungen kommt es durch einen wechselseitigen „Wandel in den Beziehungen zwischen [den systeminternen] Bestandteilen“ (MATURANA 1987, S. 101), die eine rekursive Strukturveränderung beziehungsweise -anpassung durch Interaktionen, die als „strukturelle Kopplung“ bezeichnet wird, ermöglichen. Die Art der strukturellen Kopplung wird durch die Struktur des Systems bestimmt. Die Veränderbarkeit des Systems wird auch als „strukturelle Plastizität“ beschrieben und meint zum Beispiel die Möglichkeit, neue Verbindungen zwischen Neuronen herzustellen, wie sie sich unter anderem bei Lernvorgängen ergeben.

Diese Flexibilität des Gehirns ist Ausdruck kognitiver Offenheit. Gleichzeitig von operationaler beziehungsweise informationeller Schließung und kognitiver Offenheit zu sprechen ist also kein Widerspruch. Denn trotz seiner informationellen Schließung ist das kognitive System plastisch. Das heißt, es ist flexibel, anpassbar

und erlaubt aufgrund der parallelen Verarbeitung von exterozeptionellen¹³² und introzeptionellen¹³³ Wahrnehmungen und deren Verrechnung mit Gedächtnisinhalten oder Verhaltensschemata Freiheit. Freiheit entsteht für das Individuum durch die Konstruktion von Neuem, von neuen Gedanken, Emotionen, Informationen oder Verhaltensweisen beziehungsweise neuem Wissen.¹³⁴ Dies wird klarer, wenn man an die Konstruktion neuer Fähigkeiten denkt, wie zum Beispiel das Problemlösen, Planen, die Kreativität oder Imagination, mittels derer ein Mensch in der Lage ist sein Überleben zu sichern.¹³⁵

Denkt man also Öffnung als Abwesenheit von Schließung, besteht letztere im Fall der Kognition ursächlich in den biologisch-chemischen Voraussetzungen (wie eine bestimmte Vernetzung der Neuronen, Signale mit nur einer bestimmten Ausprägung weiterzuleiten, die Dauer der Verarbeitung etc.), die eine informationelle Schließung bedingen. Durch die kognitiven Fähigkeiten aber ist der Mensch in der Lage, sein Handeln temporal und / oder spatial zu verzögern oder zu beschleunigen sowie Entscheidungen zu treffen, wie sich zum Beispiel nur bestimmten Reizen auszusetzen und dadurch gezielt neues Wissen zu konstruieren.¹³⁶ Daraus entsteht beispielsweise die Möglichkeit zur Generalisierung, Klassifikation, Analogisierung, Objektivierung, Interpretation, Formalisierung und Ordnung der Wahrnehmungen im Zuge der Signalverarbeitungsprozesse und erlaubt dem Menschen Neues entstehen zu lassen.

¹³² Die exterozeptionelle Wahrnehmung oder auch Außenwahrnehmung richtet sich auf die Gegenstände in der Umwelt eines Lebewesens.

¹³³ Die introzeptionelle Wahrnehmung oder auch Eigenwahrnehmung fokussiert auf die Wahrnehmung des eigenen Körpers. Dabei unterscheidet man nach propriozeptioneller und vestibulärer Wahrnehmung. Erstere betrifft die Lage und Bewegung im Raum, zweite ist auf die Tätigkeit der eigenen Organe ausgerichtet.

¹³⁴ Formen, diese kognitive Offenheit auszunutzen, sind zum Beispiel Kreativitätstechniken, wie etwa die Analogisierung, Generalisierung, Bisoziation oder das Brainstorming.

¹³⁵ Erinnert sei an dieser Stelle an FOERSTER, der aus der Selbstregulation und Angewiesenheit der kognitiven Systeme aufeinander sogar den ethischen Imperativ „*Handle stets so, dass die Anzahl der Möglichkeiten wächst.*“ (FOERSTER und PÖRKSEN 2008, 36; Hervorhebungen im Original) ableitet.

¹³⁶ Die Rolle des Bewusstseins beziehungsweise Unbewusstseins bei Entscheidungsprozessen und Handlungsvollzügen ist noch nicht abschließend geklärt. Zum Stand der Diskussion siehe weiter unten in diesem Kapitel.

Diese informationsverarbeitende beziehungsweise kognitive Offenheit ist weiterhin Grundlage, diese Konstruktionen mittels der ihm natürlich gegebenen sowie durch ihn geschaffenen kommunikativen Möglichkeiten als potentielle Information¹³⁷ an seine Umwelt abzugeben.

Somit erscheint das Nervensystem als eine Art dynamischer Speicher. Es wurde oben bereits darauf hingewiesen, dass der Mensch seine Organisationsform an äußere Bedingungen anpassen kann (MATURANA 1985b, S. 185). Erst die Offenheit zur Variabilität oder auch Anpassbarkeit erlaubt dem System die erfolgreiche Erhaltung der autopoietischen Operationsweise unter den Bedingungen des strukturdeterminierten homöostatischen Stoffwechsels mit dem Medium in dem es sich befindet (ebd., S. 186). Dabei können die Elemente eines Systems bereits selbst komplexe Systeme sein, die a) erst durch ihre spontanen Interaktionen und Relationen das Netzwerk von Prozessen erzeugen, das sie selbst hervorbringt und b) über dieses Netzwerk eine Bestimmung der eigenen Grenzen vornehmen, welche c) das System als Einheit in Raum und Zeit konstituiert (MATURANA 1987, S. 94). Dadurch kann es von seiner Umwelt, in der es existiert, unterschieden werden, was in der Konsequenz die individuelle Identität autopoietischer Systeme ausmacht (MATURANA 1985b, 141f.).¹³⁸ Es geht also für ein System darum, Operationsweisen zu generieren, die eine Öffnung im oben beschriebenen Sinne gestatten und dadurch Anpassungsoptionen an eine Umwelt und damit ein Überleben ermöglichen. Der Mensch wird also als autonom, aber nicht als autark beschreibbar, denn er ist sowohl energetisch offen, das heißt für den Austausch von Materie und Energie, als auch im Zuge der strukturellen Plastizität kognitiv offen für Anpassungen in den Grenzen des biologisch Möglichen.

¹³⁷ Siehe Kapitel 2.3.8.

¹³⁸ Die Prozesse der operationalen Geschlossenheit erzeugen durch ihre Tätigkeit Kohärenz und erst wenn die operationale Geschlossenheit durchbrochen wird, kommt es zu ihrer Auflösung und damit zur Auflösung des autopoietischen Systems. Die operationale Geschlossenheit erzeugt also die Einheit des Systems, die es vor dem Hintergrund der Umwelt erst erkennbar macht (VARELA 1987, S. 122). Allopoetische Maschinen besitzen im Vergleich dazu nur eine beobachterabhängige Identität, da ihre Produktionsweisen nicht durch sie selbst bestimmt sind und ihre Produkte von ihnen verschieden sind (MATURANA 1985b, S. 187).

Diese Ausführungen zur Öffnung im Sinne der strukturellen Plastizität des Menschen konzentrieren sich auf neuronale Mechanismen. Weiterhin ist im Anschluss daran aber auch eine Öffnung zu thematisieren, die sich auf die Willensfreiheit¹³⁹ eines Individuums bezieht. Sicherlich kann die Auswahl von Handlungsalternativen nicht ohne kognitive Vorgänge vonstattengehen, doch wird hier die These vertreten, dass der Mensch eine grundsätzliche Entscheidungsfreiheit bei der Wahl bestimmter Handlungen besitzt.¹⁴⁰ Der Mensch als autopoietisches System kann somit als eine nicht-triviale Maschine¹⁴¹ im Sinne FOERSTERS verstanden werden (FOERSTER 2008, 62ff.), deren Handlungen sich jedoch als viabel erweisen müssen.

Der Viabilitätsbegriff meint nach GLASERSFELD (1997a, S. 43) „nützlich“, „gangbar“, „brauchbar“ oder „passend“. Viabilität ist also ein funktionales Kriterium, an dem sich die Systemeigenschaften beziehungsweise Operationsweisen messen lassen müssen. Das heißt, eine kognitive Operation oder eine darauf aufbauende Handlung muss in der Praxis ihre Viabilität unter Beweis stellen. Scheitert ein System, müssen die Operationen oder Handlungen verändert werden, bis sie gelingen oder das System hört auf zu existieren.

Die Momente des Scheiterns sind diejenigen Momente, in denen GLASERSFELD (ebd., S. 252) das Individuum mit einer ontologischen Realität in Konflikt kommen sieht. Aufgrund der Nichterkennbarkeit der ontologischen Realität besitzt diese aber

¹³⁹ Willensfreiheit ist ein durch aktuelle Erkenntnisse der Kognitionsforschung (PAUEN und ROTH 2008; PAUEN 2008), insbesondere in der Rechtswissenschaft (HILLENKAMP 2015; HERZBERG 2010; GESTRICH und WABEL 2005) und Philosophie (KEIL 2009; HABERMAS 2005) diskutiertes Thema. Der Kognitionswissenschaftler GERHARD ROTH (1998) behauptet beispielsweise, dass Willensfreiheit nicht existiert und belegt dies mit der Messung neuronaler Vorgänge in den für Handlungen verantwortlichen Gehirnarealen, die bereits lange vor denen messbar sind, die in den kortikalen Bereichen zu finden sind. Nach neuesten Erkenntnissen sind diese Werte bereits bis zu zehn Sekunden vor einer Handlung messbar (SOON et al. 2008, S. 2). Gegner der Hypothese, dass der freie Wille nur eine Illusion ist, sind beispielsweise BENJAMIN LIBET (2004) oder REINHARD WERTH (2010).

¹⁴⁰ Insofern könnte man auch den oben verwendeten Begriff „Bifurkation“ an dieser Stelle einbinden. Als Mensch steht man allerdings nicht immer nur vor Bifurkationen, sondern auch Tri-, Quad-, Penta-beziehungweise Multifurkationen.

¹⁴¹ Eine triviale Maschine operiert mit einem bestimmten Input und erzeugt einen definierten Output. Dabei sind sie vergangenheitsunabhängig, synthetisch determiniert, analytisch determinierbar und prognostizierbar. Bei einer nicht-trivialen Maschine dagegen ist der Output von ihren inneren

einen rein fiktionalen Charakter, weshalb GERHARD ROTH (2001) oder auch GLASERSFELD (1997a, S. 223) den Begriff „Realität“ nur in einem ontologischen Verständnis benutzen möchten.

Damit vertritt der Radikale Konstruktivismus keine solipsistische Position beziehungsweise leugnen seine Vertreter nicht die Existenz einer ontologischen Realität (GLASERSFELD 1997b, S. 47). Diese ist jedoch nur als Konstruktion erfahrbar, anhand der Widerstände, die den Konstruierenden in ihrem Handeln widerfahren. Daran zeigt sich erst die Konstruktion der Realität als Wirklichkeit (siehe zum Beispiel: FOERSTER 1993a). Somit wird das Verhältnis zwischen Realität und Wirklichkeit durch den Begriff des „Passens“ beziehungsweise der „Viabilität“ beschreibbar (GLASERSFELD 2004, S. 354).¹⁴² „Wirklichkeit“ entspricht also der sich durch Handeln und Erleben zeigenden Erfahrungswelt (GLASERSFELD 1997b, 47f.). „Wirklichkeit“ wird aber noch weiter gefasst: als

„ein Netzwerk von Begriffen, das sich in der bisherigen Erfahrung des Erlebenden als angemessen, brauchbar oder eben ‚viabel‘ erwiesen hat, und zwar dadurch, daß es wiederholt zur erfolgreichen Überwindung von Hindernissen oder zur begrifflichen ‚Assimilation‘ von Erfahrungskomplexen gedient [hat]“ (ebd., S. 47).¹⁴³

Die Konstruktion von Wirklichkeit ist also nichts geringeres als die sensomotorische Wahrnehmung und Er-Rechnung im Sinne FOERSTERS, das heißt die kognitive Verrechnung von Wahrnehmungen als neue oder wiederkehrende Muster und ihre Einordnung in neue oder bekannte (begriffliche) Wirklichkeitsmuster. Wirklichkeit

Zuständen abhängig, die wiederum von den vergangenen Operationen abhängen. Ausformuliert sind nicht-triviale Maschinen also durch Unvorhersagbarkeit, Vergangenheitsabhängigkeit und analytische Unbestimmbarkeit charakterisiert (FOERSTER 2008, 62ff.).

¹⁴² Die Differenzierung zwischen „Realität“ und „Wirklichkeit“ erscheint für die weitere Arbeit sinnvoll, da sie eine begriffliche Scheidung von ontologischen Implikationen und subjektiven Konstruktionen ermöglicht. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Radikalen Konstruktivismus erfolgt beispielsweise bei NÜSE (1991) oder BOGHOSSIAN (2006).

¹⁴³ Darüber hinaus kann an dieser Stelle auf die Ausführungen LUHMANNs zur notwendigen Komplexitätsreduktion qua Sprache aus Kapitel 2.5.1 erinnert werden.

ist also eine fluide oder besser flüchtige Konstruktion, die der beständigen Anpassung und Ergänzung durch neue Wahrnehmungen bedarf.

Weiterhin zeigt sich, dass die Konstruktion von Wirklichkeit von kognitiver Offenheit gekennzeichnet ist, da sie sich erst durch Erfahrung vermittelt ergibt. Betrachtet man diese Erkenntnis nun vor dem Hintergrund der biologischen Prozesse des zentralen Nervensystems und der autopoietischen Gesetzmäßigkeit erkennt man, dass Wirklichkeit zunächst nichts anderes ist, als eine subjektive Konstruktion.

Für wissenschaftliche Arbeiten bedeutet dies, dass die Analyse eines Systems ebenfalls nur als beobachterabhängig verstanden werden kann. Der wissenschaftliche Beobachter muss daher aus Gründen der Explizitheit oder Anschlussfähigkeit seiner Annahmen, der Plausibilisierung seiner Herangehensweise oder der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit und Reproduzierbarkeit seiner Ergebnisse die Grenzen und die Gründe für seine Grenzziehungen angeben. Will man beispielsweise eine Abteilung in einem Unternehmen untersuchen, kann man die Grenzen entweder an den beteiligten Akteuren der Abteilung ausrichten oder an ihren Interaktionsgrenzen zu benachbarten Abteilungen oder Kunden. Die Begründung kann dabei in der Fragestellung beziehungsweise dem Erkenntnisinteresse liegen.

Somit wird klar, dass die Logik eines beobachteten Systems nicht zwangsläufig die Logik des Systems selbst ist, sondern die Logik der Selbstbeobachtung eines Beobachters. Fremdbeobachtung ist also eigentlich Selbstbeobachtung, die den Erfahrungen, Erwartungen, Einstellungen, Wünschen, Bedürfnissen und so weiter des Beobachters unterliegt. Dies führt geradewegs zu dem von FOERSTER als „blinden Fleck“ bezeichneten Problem der Beobachtung erster Ordnung: Einem Beobachter ist es nach FOERSTER (2008, 116ff.) nämlich im Prozess der Beobachtung nicht möglich, sich selbst zur gleichen Zeit bewusst zu beobachten, also während des von ihm vollzogenen Beobachtungsvorganges. Somit bleibt die Beobachtung der Beobachtung

für den Beobachter im Moment der Beobachtung unbeobachtbar.¹⁴⁴ Erst durch einen zeitlich nachgelagerten Prozess der Selbstreflexion, der Beobachtung zweiter Ordnung, wird es dem Beobachter möglich, die eigenen Wahrnehmungs-, Erkenntnis- oder Konstruktionsprozesse zu reflektieren und sich selbst bewusst zu machen. Doch auch die Beobachtung zweiter Ordnung (bis hin zur Beobachtung n-ter-Ordnung) ist durch den gleichen blinden Fleck, der nicht gleichzeitig möglichen Selbstreflexion der Selbstreflexion, gekennzeichnet, was eine deutliche Betonung der zeitlichen¹⁴⁵ Komponente im Sinne eines notwendigen Nacheinanders hervorhebt. Die Herausforderung der Wissenschaft liegt daher im Umgang mit dem blinden Fleck und dem Problem des Abbruchs der Beschreibungen der gemachten Beobachtungen und Reflexionen. Weiterhin ergibt sich aus der Beschreibung die Schwierigkeit der Verständlichkeit der verwendeten Begriffe. Deutlich wird dies, wenn man zum Beispiel die Begriffe „rot“, „grün“, „gelb“ oder „blau“ zur Beschreibung von Farben nutzt oder etwas als „warm“ oder „kalt“ etc. bezeichnet, deren Wahrnehmung jedoch höchst

¹⁴⁴ FOERSTERS Aussage ist so nicht vollständig richtig. Die Beobachtung der Beobachtung im Prozess der Beobachtung ist kaum möglich – oder besser nur so gut wie unmöglich. LESLIE UNGERLEIDER und MORTIMER MISHKIN (1982) stellten in diesem Zusammenhang die Hypothese auf, dass Wahrnehmungsdaten gleichzeitig sowohl in einen ventralen (bauchseitigen) und einen dorsalen (rückenseitigen) Strom zur Verarbeitung aufgeteilt werden. MELVYN GOODALE und DAVID MILNER (1992) erweiterten diese Annahme, indem sie die ventralen mit bewussten und die dorsalen mit unbewussten Verarbeitungsprozessen verbanden. Folgt man nun der Annahme einer sowohl bewussten als auch unbewussten Wahrnehmungsverarbeitung, liegt der Schwerpunkt der Verarbeitung der auditiven, visuellen und kinästhetischen Wahrnehmung aber mit 90 % im Unbewussten. Gründe für diese hohe Rate unbewusster Verarbeitung können in den „Kosten“ (Nutzung begrenzter Kapazität, zusätzlicher Zeitbedarf) liegen, die mit der bewussten Verarbeitung verbunden sind. Die Erkenntnis von NEUMANN und KLOTZ (1994) überrascht daher kaum, wenn sie zeigen, dass unbewusst aufgenommene Wahrnehmungen auch verhaltensverändernde Wirkungen haben können. Überträgt man dies auf den Prozess der Beobachtung heißt dies, dass ein Großteil der Beobachtungsleistung eines Beobachters für den Beobachter unbeobachtet im Sinne von unbewusst bleibt. Dabei ist es entsprechend der Aussagen der Kybernetik zweiter Ordnung dem Beobachter gar nicht bewusst, dass ihm große Teile seiner Wahrnehmung gar nicht bewusst sind – er sieht nicht, dass er eigentlich nicht sieht. Mit der Positionierung auf der Ebene der zweiten Ordnung kann der Beobachter aber versuchen, sich den Zweck seiner Beobachtung bewusst zu machen indem er fragt, worin die Beobachtung der Beobachtung besteht und ist somit vielleicht doch noch in der Lage, unbewusste Elemente seiner Beobachtung näherungsweise zu erkennen.

¹⁴⁵ Nur unter Berücksichtigung der Zeitlichkeit in Phasen und Prozessen in den Systemen und auf den Ebenen ist ein Verständnis der beobachtbaren medialen Faktoren und Folgen informationeller Öffnung möglich.

unterschiedlich sein kann. Es handelt sich dabei also nur um konventionalisierte Symbolfolgen, die zur Bezeichnung vergleichbarer (nicht identischer) Wirklichkeitskonstruktionen verwendet werden. Doch wenn Wirklichkeit nur eine Konstruktion ist, was ist dann Wissen? Die Antwort GLASERSFELDS (1997a, S. 48) lautet:

- „1.) Wissen wird vom denkenden Subjekt nicht passiv aufgenommen, sondern aktiv aufgebaut.
- 2.) Die Funktion der Kognition ist adaptiv und dient der Organisation der Erfahrungswelt, nicht der Entdeckung der ontologischen Realität.“

Damit wird klar, auch Wissen ist nur eine individuelle Konstruktion, eine Erweiterung bereits existierender Schemata beziehungsweise individueller Begriffsnetzwerke, die der Handhabung der (Un-)Regelmäßigkeiten in der Welt dienen (ebd., S. 96). Der Unterschied zur Wirklichkeitskonstruktion liegt genau im Aspekt der Handhabung. Handlungen werden vor der Folie der Wirklichkeitskonstruktionen aktiviert und durchgeführt. Die Konstruktion von Wirklichkeit bildet damit die Voraussetzung für Handlungen beziehungsweise Handlungsschemata. Sicherlich erfolgt die Wirklichkeitskonstruktion im Verlauf des Handlungsvollzugs, der auch Einfluss auf die Konstruktion der Wirklichkeit hat. Es muss aber angemerkt werden, dass zum Beispiel im Fall einer fehlerhaften Anwendung des Wissens, diese erst wahrgenommen und verarbeitet werden muss, das heißt in eine Wirklichkeitskonstruktion einfließen muss, bevor ein verändertes oder korrigierendes Verhalten aktiviert werden kann.

Darin ist eben auch eine für das Thema der Konstruktion informationeller Öffnung relevante Erkenntnis enthalten: Auch wenn Individuen die selben Daten und Informationsstände zur Verfügung haben und man davon ausgehen können sollte, dass sie auf deren Grundlage identisch beziehungsweise kohärent agieren, zeigt sich in der Praxis immer wieder die individuelle Konstruktivität von Wissen und Wirklichkeit. Doch auch wenn unterschiedliche Handlungen vollzogen werden, kann

das Ziel trotzdem erreicht werden. Güte- beziehungsweise Bewertungskriterium der Handlungen ist eben die Viabilität der Wissens- und Wirklichkeitskonstruktionen.

Wissen kann daher als „das Repertoire an Begriffen, begrifflichen Beziehungen, Handlungen und Operationen, die sich in der Verfolgung unserer Ziele als viabel erwiesen haben“ (GLASERSFELD 1997b, S. 202) definiert werden oder mit anderen Worten: Wissen ist, entstanden durch die Verarbeitung von (Sinnes-)Daten, ein Set von Fähigkeiten, das es ermöglicht, viabel zu operieren und zu handeln. Die Wertigkeit des Wissens ergibt sich nicht durch das Kriterium der Wahrheit, sondern durch dessen Brauchbarkeit, das heißt den Erfolg oder Misserfolg beim Handeln. Wissen besitzt dadurch keinen ontologischen Status und erhebt keinen Anspruch, Abbild einer Realität zu sein, sondern ist zeit- und zweckrelativ im Rahmen individueller Wirklichkeitskonstruktionen. Es sollte Folgendes bis hier deutlich geworden sein:

- Wissen und Wirklichkeit sind durch die Weisen der Konstruktion beeinflusst und daher vom Subjekt abhängig, woraus sich weiterhin ergibt:
- Wissen und Wirklichkeit unterliegen einem offenen Prozess beständiger Veränderung, der sich durch seine Viabilität auszeichnet.

An dieser Stelle seien aber noch Anmerkungen zu den zuvor gegebenen Erklärungen zur individuellen Konstruktivität von Wirklichkeit und Wissen gestattet. Zur Erklärung dieser Tatsache wurde Rekurs auf physikalische, chemische und biologische Erklärungen genommen, die jedoch einen skeptischen Leser dazu veranlassen könnten zu glauben, dass die diesen Wissenschaften entnommenen Erläuterungen Tatsachen im Sinne einer ontologischen Realität widerspiegeln, womit ein Widerspruch zu den konstruktivistischen Grundannahmen dieser Arbeit entstünde. Diesem Leser kann seine Skepsis genommen werden, indem man verdeutlicht, dass die naturwissenschaftlichen Darstellungen, Theorien, Modelle und Voraussetzungen natürlich auch nur Konstruktionen sind, die sich aber nach dem Kriterium der

Viabilität ausgezeichnet haben. Damit ist gemeint, dass diese theoretischen Konstruktionen viable Erklärungsmodelle für physiologische Vorgänge in den Organen des Menschen zur Verfügung stellen.

Der Skeptiker würde aber, selbst wenn er den vorangegangenen Aussagen zustimmen würde, wiederum im letztgenannten Satz eine ontologische Annahme erkennen können. In der Bezugnahme auf die Organe verbirgt sich der Pferdefuß des Konstruktivismus: Dieser setzt den Körper voraus. Alle Theorien zur Operations- und Funktionsweise des Körpers sind zwar als Konstruktionen zu verstehen, doch klingt es so, als würde der menschliche Körper beziehungsweise würden seine Organe im Sinne einer ontologischen Voraussetzung angenommen.

Daher muss klar gestellt werden: Alles, was aus der hier eingenommenen konstruktivistischen Perspektive gesagt werden kann ist, dass es sinnvoll ist, von der Existenz einer subjektunabhängigen Realität auszugehen. Mit dieser voraussetzenden Annahme wird aber nicht zugleich behauptet, dass der Mensch diese Realität auch in der Weise einer Eins-zu-Eins-Abbildung erkennt. Der Rückbezug auf empirische beziehungsweise naturwissenschaftliche Erkenntnisse oder trivialisierte Gegenstände (wie zum Beispiel Organe) bedeutet ebenfalls kein implizites Eingeständnis der Erkennbarkeit einer ontologischen Realität. Biologische, chemische, physikalische Erkenntnisse sind nichts anderes als viable Beschreibungen von Beobachtungen kognitiver Individuen (Wissenschaftler und damit Beobachter), die sich im Zuge intersubjektiver Konstruktionsprozesse sowie ihrer Operationalisierung als erklärungs- beziehungsweise wirkmächtig erwiesen haben.¹⁴⁶

Trotzdem bleiben Fragen wie: Welchen Einfluss üben die Systeme aufeinander aus? Was ist vor diesem Hintergrund mit der Rede von „sozialen Systemen“ gemeint? Wie verhält es sich mit einer Öffnung beziehungsweise Schließung und Komplexität in sozialen Systemen? Wie erfolgt Wandel in sozialen Systemen? Diese und weitere

¹⁴⁶ Zur Vertiefung siehe RUSCH (1996).

Fragen sollen unter anderem durch den Rückbezug auf die im Folgenden vorgestellten Sozialtheorien beantwortet werden.

3.2 Meso- und Makroebenen:

Von sozialen Systemen und Gesellschaft

Nachdem bis zu diesem Punkt ein Verständnis für die Mikroebene, die Ebene des Individuums geschaffen wurde, sollen im weiteren Verlauf die Meso- und Makroebenen diskutiert werden. Dabei stehen die Ebenen nicht wie singuläre Entitäten übereinander, sondern werden in interdependenter Relation zueinander verstanden. Das Individuum ist kein ausschließlich singulärer Gegenstand. Vielmehr befindet sich der Mensch immer in mehr oder minder engen Beziehungen zu anderen Menschen. Er befindet sich in Gesellschaft, das heißt in einem Gefüge oder Geflecht mit anderen Individuen und je unterschiedlichen Kontexten, von denen er abhängig ist und die wiederum abhängig von ihm sind, über die er bestimmt und die über ihn bestimmen, mit denen er auf Basis von Ressourcen und Regeln interagiert, mit denen er sich austauscht und vergleichbare Wirklichkeitskonstruktionen erzeugt und so weiter. Diese Netzwerke, die sich je nach Grenzziehung beziehungsweise Beobachtungshorizont als Meso- oder Makrosysteme verstehen lassen, sind weitere Beobachtungsgegenstände des Öffnungsprozesses, die im Folgenden eine theoretische Fundierung erfahren sollen. Entsprechend werden im weiteren Verlauf die Figurationen (verstanden als Anordnungen) (ELIAS 2009) beziehungsweise sozialen Bereiche und Systeme (HEJL 2008) oder auch sozialen Strukturen und Strukturierungen (GIDDENS 1997) diskutiert.¹⁴⁷ Daraus ergibt sich ein breites soziologisches Verständnis für die Prozesse innerhalb und zwischen sozialen Systemen, die den Öffnungsprozess in entscheidendem Maße mitbestimmen.

¹⁴⁷ Angemerkt werden muss hier, dass sich sowohl ELIAS, HEJL als auch GIDDENS explizit für die Überwindung der Mikro-, Makrosoziologie durch ein integratives Modell ausgesprochen haben. Daher

Bleibt man zunächst beim zuvor erwähnten Begriff „Figuration“ von NORBERT ELIAS (1997) stößt man umgehend auf eine Kritik am Konzept der Mikro- und Makroperspektive auf soziale Systeme. Nach ELIAS dient

„der Begriff ‚Figuration‘ [...] dazu, ein einfaches begriffliches Werkzeug zu schaffen, mit dessen Hilfe man den gesellschaftlichen Zwang, so zu sprechen und zu denken als ob ‚Individuum‘ und ‚Gesellschaft‘ zwei verschiedene und überdies auch noch antagonistische Figuren seien, zu lockern“ (ELIAS 2009, S. 172).

Weiterhin schlägt ELIAS vor, dass das in der Spaltung enthaltene Bild des Individuums als eines „homo clausus“ (ebd., S. 179), eines von seiner Außenwelt abgeschnitten Menschen, überwunden werden müsse und durch das Bild des „offenen Menschen“ (ebd.) zu ersetzen sei. Erst dadurch treten andere Menschen hinzu und die auf sie „gerichteten affektiven Valenzen“ (ebd.). Dabei meint Figuration „das sich wandelnde Muster, das die [...] Menschen] als Ganzes miteinander bilden, also nicht nur mit ihrem Intellekt, sondern mit ihrer ganzen Person, ihrem ganzen Tun und Lassen in ihrer Beziehung zueinander“ (ebd., S. 173). Dieses Verständnis von Figuration bedeutet ein „Spannungsgefüge“ (ebd.), dass sich aus der Interdependenz der Beteiligten ergibt. Dabei müssen die Interdependenzen nicht notwendigerweise zwischen sich bekannten Personen bestehen, sondern können sich über weitreichende Verflechtungen ergeben, die sich durch Interdependenzketten darstellen lassen. Interdependenzen bilden für ELIAS (1997, S. 70) also das Zentrum der Figura-

erscheint es zunächst widersprüchlich, sie in ein Mehrebenenkonzept einzufügen. Dazu muss aber gesagt werden, dass ihre Absichten weiterhin erst genommen und entsprechend eingebunden werden sollen. Der Autor dieser Arbeit stimmt mit ELIAS und HEJL überein, dass weder die soziale Sphäre ohne Menschen noch der Mensch ohne Einfluss durch seine soziale Umgebung verstanden werden kann. Die Einteilung in Mikro-, Meso- und Makroebenen dient lediglich der besseren Erklärbarkeit der Wirkungen des Öffnungsprozesses auf und durch unterschiedliche individuelle und soziale Entitäten unterschiedlicher Reichweite (Manufakturen, Betriebe, Konzerne, Parteien, Rechts-Institutionen, Kirchen etc.).

tion, sie bezeichnen die Ausgerichtetheit und Abhängigkeit der Menschen auf- und voneinander.¹⁴⁸

Berücksichtigt man nun einerseits den Bereich der kognitiven Autonomie, geht aber andererseits das Verständnis der sozialen Sphäre des Menschen nach ELIAS mit, erkennt man, dass dieser niemals als vollkommen autonom, sondern immer nur im Plural der Figuration gedacht werden kann. Auch wenn das zunächst paradox klingen mag, so muss man doch zugestehen, dass der Mensch ein soziales Wesen ist. Zunächst bedarf er aufgrund natürlicher Determinationen sozialer Kontakte, später kommen gemeinschaftliche Lern- und Erziehungsphasen hinzu, die eine Prägung in einem sozialen Umfeld bedeuten, sowie gesellschaftliche Bedürfnisse, die eine engere oder lockerere Verflechtung über die gesamte Lebensphase mit sich bringen (ebd.). Hieraus ergibt sich nun also, dass der Mensch zwar kognitiv autonom operiert, dies aber immer vor dem Hintergrund der sozialen Sphäre beziehungsweise Umwelt, der Figuration in der er sich stets befindet. Der Relationsbegriff „Figuration“ dient also zur Verdeutlichung der netzwerkartigen Interdependenzbeziehungen „im Zuge der zunehmenden gesellschaftlichen Differenzierung und der entsprechend wachsenden Mehrstöckigkeit der Gesellschaft“ (ELIAS 2009, S. 177).¹⁴⁹

Ein erweitertes Verständnis für die „Mehrstöckigkeit der Gesellschaft“, die zur besseren Operationalisierung entsprechend der oben vorgestellten Vorschläge von

¹⁴⁸ Wie die langen Interdependenzketten aufeinander wirken, wird beispielsweise in Kapitel 3.2 verdeutlicht. Die Maßnahmen, die PHILIPP E. REICH initiiert (vergleiche hierzu Kapitel 4.2.2.1) um den frühen Buchmarkt nach seinen Vorstellungen umzugestalten haben schließlich nicht nur Auswirkungen auf seine direkten Konkurrenten, sondern reichen über die Politik hinaus auf den Buchmarkt des gesamten Reiches.

¹⁴⁹ ELIAS (1997, S. 71) lehnt die Verwendung der Begriffe „System“ beziehungsweise „soziales System“ nicht kategorisch ab, doch merkt er an, dass diese nach seiner Auffassung das Verständnis für ihre Zusammensetzung aus Individuen „als gezwungen erscheinen“ lassen und der „Begriff des Systems allzu stark mit der Vorstellung der Unveränderlichkeit belastet“ (ebd.) sei. Dieser Kritik am Systembegriff ist bereits oben begegnet worden, indem versucht wurde ein Verständnis des Individuums als System zu erzeugen, das sich an innere wie äußere Gegebenheiten im Rahmen seiner evolutiven und kognitiven Möglichkeiten dynamisch anpassen kann. Nicht vergessen werden darf dabei, dass diese Möglichkeiten auch handlungsrelevante Folgen nach sich ziehen. Nimmt man dieses Bild des Menschen mit und berücksichtigt es bei der Konstruktion sozialer Systeme, werden diese ebenfalls als dynamische, anpassbare beziehungsweise flexible System-Figurationen deutlich.

RUSCH und ESSER in Mikro, Meso- und Makroebene vorgenommen wurde, lässt sich beispielsweise mit dem Vorschlag einer systemischen Sozialtheorie durch PETER M. HEJL (2008) herstellen, die er in seinem Aufsatz „Konstruktion der sozialen Konstruktion. Grundlinien einer konstruktivistischen Sozialtheorie“ erstmals 1985 veröffentlichte.¹⁵⁰ Dabei ist vorwegzunehmen, dass auch HEJL – sehr ähnlich zu ELIAS, RUSCH und ESSER – Individuen als Bestandteile von Systemen erkennt und ebenfalls nicht für die von ELIAS kritisierte Opposition zwischen Individuum und Gesellschaft steht – es wird darauf zurück zu kommen sein.

HEJLS sozialtheoretischer Vorschlag ist tatsächlich als Zeichnung von „Grundlinien“ zu verstehen, denn er entbehrt der Vollständigkeit beziehungsweise vollkommenen Ausgereiftheit einer ausgewachsenen Sozialtheorie. So fehlen beispielsweise Schilderungen zu den Ausdifferenzierungsprozessen sozialer Systeme und auch Phänomene wie Komplexität oder Emergenz werden nicht ausreichend berücksichtigt. Konkrete Probleme ergeben sich auch aus uneinheitlicher Begriffsverwendung. Die aufgeführten Mängel sollen im Verlauf der Erläuterungen aufgenommen, besprochen und wo möglich beseitigt werden.

Aufbauend auf evolutionstheoretischen und biologischen beziehungsweise kognitionswissenschaftlichen Grundlagen MATURANAS und VARELAS¹⁵¹ konzipiert HEJL seinen sozialtheoretischen Entwurf.¹⁵² So differenziert er für die Beschreibung kognitiver Systeme die Begriffe der Selbstorganisation beziehungsweise Selbsterzeugung (diese nutzt er synonym), Selbsterhaltung und Selbstreferentialität.

Den Ausgangspunkt bildet für HEJL das Individuum mit seinen biologisch-evolutionären Grundlegungen, das heißt seinen Kognitionen, Handlungen, Operati-

¹⁵⁰ Andere systemische Sozialtheorien, wie sie beispielsweise NIKLAS LUHMANN oder HELMUT WILLKE liefern, wurden als theoretische Hintergrundfolie ausgeschlossen. Auf die Gründe dafür wird im Verlauf der Erläuterungen zu HEJLS Konzeption noch einzugehen sein.

¹⁵¹ Siehe zum Beispiel MATURANA (1975; 1985a; 1987; 1998), MATURANA und VARELA (2009) sowie VARELA (1987) und Kapitel 3.2.

¹⁵² Durch die Fundierung auf der Evolutionstheorie fügt sich HEJL in die Theorien des in dieser Arbeit hervorgehobenen Makroprozesses, der langen historischen Betrachtungen ein. Zugleich

onsweisen etc. Das Individuum ist also aus soziologischer Perspektive die kleinste Einheit, die Mikroebene. Das Individuum ist aber auch vernetzt, es steht in Kontakt mit anderen Individuen. Aus diesen Interaktionen der Individuen ergibt sich für HEJL (ebd., S. 123) das Soziale – die Mesoebene. Die ausgebildeten kognitiven Zustände bilden den Hintergrund und stellen die Auswahlmöglichkeiten für die Interaktionen zur Verfügung (ebd.). Im Zuge der Interaktion mit der Umwelt kommt es nun zur Ausbildung zweier Wirklichkeitskonstruktionen: Die Erste besteht in einer Trivialisierung der Umweltgegenstände, denn interagiert ein System mit einem Gegenstand und führt diese Interaktion zu einer Veränderung seiner Systemzustände, aufgrund derer neue Interaktionsmöglichkeiten mit dem System entstehen, die ab einem späteren Interaktionszeitpunkt aber keine Zustandsveränderungen mehr bewirken, ist der Gegenstand derart trivialisiert, dass eine viable Vorstellung von dem Gegenstand im System erzeugt wurde. Das heißt, es wurde der Eindruck der objektiven Erkenntnis des Gegenstandes erzeugt. Führt die Interaktion hingegen dazu, dass keine vergleichbare Trivialisierung erfolgt, ist davon auszugehen, dass ein komplexes System einem anderen System mit vergleichbarer Komplexität gegenübersteht. Zur Verwirklichung erfolgreicher Interaktion ist es nun nötig, nicht mehr nur die eigenen Zustände zu verändern, sondern in einem Prozess wechselseitiger Interaktionen zu einer teilweisen Parallelisierung^{153, 154} der Zustände zu gelangen. Diese Parallelisierungen konstituieren die sozialen Bereiche (ebd., S. 124), die al-

erlaubt die Theorie synreferentieller Sozialsysteme auch die Analyse und Betrachtung der Meso- und Mikroebene.

¹⁵³ Wichtig ist an dieser Stelle noch der Hinweis auf die Begriffe „das Gleiche“ und „das Selbe“ – letzteres im Sinne von identisch. Die parallelisierten Zustände sind vergleichbar aber nicht identisch. Schon die individuelle biologische Konstitution verhindert eine identische Zustandsausbildung.

¹⁵⁴ ANTHONY GIDDENS (1997, S. 218) erkennt ebenfalls in seiner Theorie der Strukturierung als Voraussetzung für Gesellschaften und damit soziale Systeme die Notwendigkeit vergleichbarer kognitiver Zustände, die er sehr allgemein als „Gefühle“ bezeichnet: „Zwischen den Mitgliedern der Gesellschaften müssen Gefühle verbreitet sein, die eine wie auch immer ausgedrückte oder geoffenbarte Art gemeinsamer Identität betreffen. Diese Gefühle können sich sowohl im praktischen als auch im diskursiven Bewußtsein manifestieren, und sie setzen keinen ‚Wertkonsens‘ voraus. Individuen können sich darüber bewußt sein, daß sie einer bestimmten Gemeinschaft angehören, ohne gleichzeitig zu meinen, dies sei notwendigerweise gut und richtig.“

so die Möglichkeit für Kommunikation und Handeln bieten. Beides wird von den Mitgliedern des sozialen Bereichs vor dem Hintergrund der gemeinsam erzeugten und parallelisierten Zustände wiederum interpretiert. Stimmen dabei die Reaktionen oder Handlungen des Gegenübers mit den Erwartungen des ersten Systems überein, kann man nicht nur von parallelisierten Zuständen ausgehen, sondern auch von einer erfolgreichen Kommunikation sprechen (ebd., S. 126).¹⁵⁵

Bisher wurde nur von sozialen Bereichen und noch nicht von sozialen Systemen gesprochen. Dies liegt daran, dass HEJL diese differenziert: Soziale Systeme definiert er „als eine Gruppe lebender Systeme“ die,

„mindestens einen Zustand ausgebildet haben, der mit mindestens einem Zustand der kognitiven Systeme der anderen Gruppenmitglieder verglichen werden kann. [...] Die lebenden Systeme müssen (aus ihrer Sicht) mit Bezug auf diese parallelisierten Zustände interagieren.“ (ebd., 127f.)

Von sozialen Systemen spricht HEJL also nur, wenn alle folgenden Bedingungen erfüllt sind:

- die Teilnahme an der Konstitution eines sozialen Bereiches,
- die Übernahme des sozialen Bereiches,
- die darauf aufbauenden Interaktionen (ebd., S. 128).

Ein Individuum ist aber nicht nur Mitglied eines Systems. HEJL (ebd., S. 130) versteht Individuen als „Multikomponenten-Individuen“, das heißt sie sind gleichzeitig Mitglied mehrerer Systeme, woraus sich ein komplexes Netzwerk interdependenter Mikro- und Mesostrukturen ergibt. Blickt man auf die Interaktionen eines Menschen, wird sofort einsichtig, was HEJL damit meint. So ist ein Individuum zum Beispiel Familienmitglied, Angestellter eines Unternehmens, Vereinsmitglied und so weiter. Die

¹⁵⁵ Kommunikation ist hier also als intendierte Information beziehungsweise Orientierungsleistung auf das Gegenüber ausgerichtet, die im Verlauf der Interpretation der potentiellen Information die vom Kommunikator erwartete Reaktion gezeigt hat.

moderne Gesellschaft wird somit auf der Mesoebene als ein Netzwerk von Systemen verständlich, die auf der Mikroebene aus entsprechend angeordneten Individuen als Bestandteile der und Knoten zwischen den sozialen Systemen bestehen. Verknüpfte man dieses Verständnis des Aufbaus von Gesellschaft jedoch mit den theoretischen Elementen der Autopoiesetheorie, läuft man Gefahr biologisch zu argumentieren. Daher lassen sich die Sichtweisen HEJLS zur Anwendung der Begriffe „Selbstorganisation“, „Selbstreferentialität“ und „Selbsterhaltung“ in einer Sozialtheorie wie folgt zusammenfassen:

- Soziale Systeme sind durch prinzipiell unabhängig lebende Systeme konstituiert, die zu jedem Zeitpunkt den Charakter eines Individuums besitzen;
- Die Individuen sind immer zugleich Teil mehrerer sozialer Systeme;
- Soziale Systeme sind nicht selbsterhaltend, da sie ihre Komponenten nicht selbst erzeugen;
- Sie sind auch nicht selbstreferentiell, da sie nicht für alle Zustände ihrer Komponenten verantwortlich sind und damit nicht den Komponenten die *eine* Realität zur Verfügung stellen;
- Ebenso haben die Komponenten sozialer Systeme Zugang zur Umwelt eines sozialen Systems im Vergleich zu den Komponenten lebender Systeme.

Als wesentlichstes Definitionselement sozialer Systeme hebt HEJL also die im Zuge der Interaktion lebender Systeme ausgebildeten, parallelisierten Zustände gemeinsamer Wirklichkeiten beziehungsweise von Sinn und Bedeutung hervor (ebd., S. 135). Diese Eigenschaft der parallelisierten – das heißt gleicher aber nicht identischer – Zustände bezeichnet HEJL (ebd., S. 136) mit dem Begriff „Synreferentialität“. Mit HEJL werden soziale Systeme also als synreferentielle Systeme verständlich, das heißt als Systeme, die aus kognitiven Systemen bestehen, die durch Interaktion, das heißt durch den Austausch beziehungsweise Umgang mit intendierter und

potentieller Information, parallelisierte kognitive Zustände ausgebildet haben, vor deren Hintergrund sie (inter-)agieren. Die kognitiven Systeme werden weiterhin als Komponenten verstanden, die gleichzeitig an mehreren Systemen teilnehmen und die im „Gegensatz zu den Komponenten biologischer Systeme [...] direkten Zugang zur Umwelt des jeweiligen Systems“ (ebd., S. 135) haben. An dieser Stelle ist aber Mehreres auszuführen: Die ohnehin als komplex zu verstehenden biologischen Systeme bilden als Komponenten soziale Systeme. In sozialen Systemen kann nicht jedes Individuum Komponente eines jeden Systems sein, so dass sich Komplexität somit aus der nur begrenzten Verknüpfungsfähigkeit der Elemente (eben hier der Individuen) ergibt.¹⁵⁶ Die Ausbildung derart vieler parallelisierter Zustände würde die kognitive Leistungsfähigkeit eines einzelnen Individuums auch überfordern.¹⁵⁷

Wichtiger erscheint aber der Hinweis auf den „direkten Zugang“ zur Umwelt eines Systems. Die Komponenten sozialer Systeme haben nicht nur Kontakt zu den Komponenten des Systems dem sie angehören, sondern auch zu Systemkomponenten in dessen Umgebung. Aus dieser Tatsache heraus soll einmal versucht werden den Begriff „direkt“ durch den Begriff „offen“ zu ersetzen. Dies soll ermöglichen, eine Öffnung sozialer Systeme hervorzuheben, die bei HEJL implizit ist.

Geht man also davon aus, dass soziale Systeme offen sind, muss man erklären, worin diese Öffnung besteht, darf aber zugleich die biologischen Grundlagen lebender Systeme nicht aus den Augen verlieren. Wie oben gezeigt, besteht eine Öffnung sozialer Systeme einerseits im Austausch beziehungsweise Wechsel der Individuen zwischen den Systemen¹⁵⁸ – kognitive Systeme können zu unterschiedlichen

¹⁵⁶ Diese Definition entspricht der LUHMANN'S (siehe weiter oben in diesem Kapitel).

¹⁵⁷ In diesem Zusammenhang sei auch auf die Dunbar-Zahl aufmerksam gemacht. ROBIN DUNBAR (1993) definierte als kognitive Grenze eine Zahl von circa 150, die angibt mit wie vielen anderen Menschen ein Individuum soziale Beziehungen erhalten kann und darüber hinaus auch die Beziehungen zwischen diesen Menschen beziffern kann.

¹⁵⁸ Schon in diesem Wechsel der Individuen zwischen sozialen Systemen kann eine informationelle Öffnung sozialer Systeme erkannt werden. So nehmen die Individuen ihre Erfahrungen und ihr Wissen aus ihrer Geschichte in die neuen Systeme mit und tragen zur Weiterentwicklung des neuen sozialen Systems bei.

Zeiten Mitglied unterschiedlicher Systeme sein und diese Systeme auch langfristig verlassen beziehungsweise diesen langfristig als Mitglied angehören. Beispielhaft können Firmenwechsel oder ein Umzug als Verlassen eines oder mehrerer sozialer Systeme gesehen werden, während die Familienzugehörigkeit eine sogar lebenslange Mitgliedschaft im sozialen System Familie ist. Öffnung besteht aber andererseits auch auf informationeller Ebene. An dieser Stelle sei betont: Diese Tatsache widerspricht nicht informationeller Schließung kognitiver Systeme.¹⁵⁹ Im Verlauf der stark vereinfachten Prozessschritte Wahrnehmung, Verarbeitung, Anwendung und erneute Abgabe von Konstruktionen findet der Prozess der Parallelisierung statt, das heißt der Ausbildung gleicher beziehungsweise vergleichbarer kognitiver Zustände. Diese synreferentiellen Bereiche werden von den kognitiven Systemen durch Medien als neue Daten zur informationellen Verarbeitung durch andere kognitive Systeme abgegeben. Sie ermöglichen somit auch für andere Individuen Zugang zu den Zuständen des eigenen sozialen Systems. Im Zuge der Parallelisierung (zum Beispiel durch Normen¹⁶⁰, Gesetze, Satzungen etc.) wird auch ausgehandelt, welche Daten

¹⁵⁹ Kognitive Systeme sind informationell geschlossen, sie konstruieren Information und Wirklichkeit auf Grundlage selbstreferentieller Funktionsweise, also operationaler Geschlossenheit. Die Umwelt stellt für kognitive Individuen nur ein Rauschen dar, aus dem sie bestimmte, jeweils für sie relevante Daten selektieren und in operational geschlossener Weise verarbeiten. Diese zu Informationen oder Wissen verarbeiteten Daten werden von den Individuen aber beispielsweise in Form von Sprache oder Text wieder an die Umwelt abgegeben und dienen in der Folge wieder als erneutes Datum für andere Individuen. Siehe Kapitel 3.1.

¹⁶⁰ Auf die Normativität sozialer Strukturen weist zum Beispiel ITAMAR EVEN-ZOHAR (2005) hin, für den ein System nach bestimmten Normen einer herrschenden Elite (im von ihm untersuchten Literatursystem durch die Kanonisierung von bestimmten Werken durch eine dominante Gruppe) bestimmt ist, die diese als besonders akzeptiert und legitimiert. Trotzdem werden im Falle EVEN-ZOHARS (ebd., 5ff.) der Literaturkanon beziehungsweise die herrschende Elite immer wieder durch neue Normen herausgefordert, die das System zur Weiterentwicklung im Sinne der Anpassung zwingen. Durch diese Dynamik stehen die Grenzen des Systems nie fest, sondern verschieben sich im Zeitverlauf und können zu Krisen oder Katastrophen führen, die EVEN-ZOHAR (ebd., S. 10) jedoch nicht als negativ, sondern in einem positiven Sinne als Vitalitätssignale des Systems wertet. Im Öffnungsprozess spielen Normen beziehungsweise Prinzipien eine entscheidende Rolle: Die handlungsleitenden Prinzipien der Öffnungsbewegung führen zu Konflikten mit den etablierten Normen herrschender Eliten. Mit anderen Worten, im Öffnungsprozess wird die Normativität der herrschenden Eliten durch die Entwicklungen in der jeweiligen Frühphase eines neuen Mediensystems auf den sozialen Ebenen herausgefordert. Deshalb versuchen diese ihre gefährdete Autorität in der restriktiven Phase durch unterschiedlichste Maßnahmen zu sichern und verlorenes Terrain wieder

beziehungsweise Informationen nicht nach außen transportiert werden dürfen, das heißt wo informationelle Schließung entsteht.¹⁶¹

Unter Berücksichtigung der Einschränkungen besteht Öffnung daher sowohl auf der sozialen Ebene der Komponenten als auch auf informationeller Ebene. Zugleich ist man durch diese Fundamentierung in der Lage, eine Öffnung und Schließung der Informationsverarbeitung der kognitiven Systeme einerseits sowie der sozialen Systeme andererseits zu berücksichtigen. Wie gezeigt werden soll haben die medientechnischen Entwicklungen von der Sprache, der Schrift, den Buchdruck über die Fotografie und Videografie bis hin zu den heutigen Digitalmedien zwar einerseits erst den informationellen Öffnungsprozess ermöglicht, waren andererseits aber auch immer wieder Gegenstand und Instrument für Schließungsmechanismen. Dennoch, so soll hier auch weiterhin argumentiert werden, ist der Öffnungsprozess im Wesentlichen durch die Faktoren der individuellen sowie sozialen Öffnung, wie sie mit HEJL beschrieben werden können, in seiner Entwicklungsrichtung bestimmt und tendiert trotz Gegenschlügen dazu, eine langfristige Öffnung gesellschaftlich relevanter Daten und Informationen zu bewirken. Im Zusammenhang mit einer Öffnung sozialer Systeme müssen aber noch der Konservatismus sowie der soziale Wandel als auch das Verständnis von Gesellschaft als Netzwerk sozialer Systeme erklärt werden.

Konservatismus beruht nach HEJL auf zwei Ursachen: a) der selbstreferentiellen Operationsweise kognitiver Systeme und b) der parallelisierten Zustände in einem sozialen System. Die selbstreferentielle Operationsweise eines Individuums führt zur Verarbeitung der Wahrnehmungen im Zuge der operationalen Geschlossenheit, das

gut zu machen. In diesem dialektischen Prozess kommt es in der Ausgleichsphase zur Synthese, das heißt zur gegenseitigen Anpassung (siehe Kapitel 5). Normen stellen somit Interaktionsgrenzen eines Systems dar, die jedoch trotz aller Versuche einer hermetischen Abriegelung nicht gegen Störungen abgedichtet werden können, also offen für Störungen durch die umliegenden Systeme sind. Offene Systeme unterliegen also dem Druck ständiger Anpassungs- und Innovationsprozesse, nach denen sie nicht mehr die exakt gleiche Gestalt wie zuvor besitzen, sie also Veränderungen hinnehmen müssen.

¹⁶¹ An dieser Stelle kann schon einmal auf den Begriff „Regeln“ bei ANTHONY GIDDENS hingewiesen werden (siehe weiter unten in diesem Kapitel).

heißt durch die eigenen Zustände und somit vor der Folie der eigenen Vergangenheit. Dies heißt nichts anderes, als das kognitive Systeme konservativ agieren, weil sie dazu tendieren, erfolgreiche Verhaltensweisen auf neue Situationen anzuwenden.¹⁶² Des Weiteren führen auch die parallelisierten Zustände innerhalb der sozialen Systeme zu Konservatismen. So werden in einem sozialen System Handlungsrepertoires ausgebildet, die von den Systemmitgliedern bevorzugt werden. Verhaltensweisen werden somit von den Systemmitgliedern auf ihre Passung zur synreferentiellen Sphäre kontrolliert und bei Abweichung sanktioniert (ebd., 138f.). Dahinter verbirgt sich jedoch kein Aufhalten der Entwicklung, sondern lediglich eine Veränderung der Richtung der Entwicklung (ebd., S. 142).¹⁶³

Trotz der Konservativität der kognitiven und sozialen Systeme gibt es sozialen Wandel, ausgelöst durch: a) interne und b) externe Faktoren der sozialen Systeme sowie c) durch die kognitiven Prozesse der Individuen, die zur Emergenz von Neuem führen und die unter anderem mit einer Öffnung der Systeme zusammenhängt.¹⁶⁴ So gehören, wie bereits gezeigt wurde, Individuen als Komponenten mehreren Systemen an. Die Akteure befinden sich dadurch in der Situation, die unterschiedlichen und sich zum Teil widersprechenden Sinn- und Bedeutungsentwürfe zu einem kohärenten Netzwerk verbinden zu müssen und gleichzeitig die Auswirkungen ihres

¹⁶² In den Konservatismen kann eine Erklärung für die Anwendung von Schließungsmaßnahmen erkannt werden. Die Neigung zum Erhalt erfolgreicher Handlungen, Strukturen und Prozesse führt zur Ablehnung von Neuem, das das Bekannte herausfordert oder sogar abschaffen will. In den Betrachtungen der Medien wird zudem an zahlreichen Stellen deutlich, dass sich die Schließungsakteure mit dem Aufkommen eines neuen Mediums nicht konservativ mit Blick auf den Erhalt ihrer gewohnten Abläufe verhalten, sondern auch in der Anwendung von Schließungsmaßnahmen. So orientieren sie sich wiederholt an bereits früher erfolgreich angewendeten Vorgehensweisen. Doch unterliegen die neuen Medien auch neuen Publikationsprozessen, so dass die vormaligen Schließungsmechanismen nicht mehr in gleicher Weise greifen.

¹⁶³ Wie bereits erwähnt wurde und im Verlauf der Untersuchung des Öffnungsprozesses zu sehen sein wird, werden bestimmte soziale Systeme versuchen, einen Wandel in der Wahrnehmung und im Verhalten ihrer Mitglieder aufzuhalten und durch Schließungen zu erreichen. Diese Form des aktiven Konservatismus ist ein typischer, immer wieder auftretender gegenläufiger Prozess zum Öffnungsprozess.

¹⁶⁴ Zu den Faktoren können zum Beispiel gehören: neue Medien, neue Akteure, neue Informationen etc., die sowohl als interne oder externe Auslöser wirken können.

Verhaltens auf die synreferentiellen Bereiche der anderen Sozialsysteme zu berücksichtigen (HEJL 1992, S. 283). Sollte eine Integration der neuen Verhaltensweise nicht möglich sein, kann dies zu einem Ausscheiden und Wechsel in andere soziale Systeme führen. Dabei resultiert aus dem Ausscheiden von Komponenten eine Veränderung des Systems „in Abhängigkeit von der Größe des Systems, von der Anzahl der ausscheidenden Mitglieder und von der Bedeutung, die diese Mitglieder für das System hatten“ (HEJL 2008, S. 140). Veränderung kann aber auch als koevolutionärer Prozess der synreferentiellen Bereiche auftreten. Dabei können Verhaltens- oder Wahrnehmungsveränderungen eines oder mehrerer Individuen auch derart marginal sein, dass sie nur von einem Beobachter zweiter Ordnung wahrgenommen werden, nicht jedoch von den Individuen selbst. Durch die wechselseitige Kontrolle der Individuen in sozialen Systemen kann es dann zu einer allmählichen Veränderung der Sichtweise aller Mitglieder kommen.¹⁶⁵ Insofern wird also die Wandlungsfähigkeit eines sozialen Systems von der eigenen Konservativität mitbestimmt (ebd., 141f.).

Der letzte zu diskutierende Punkt der Sozialtheorie HEJLS ist das Verhältnis von sozialen Systemen und Gesellschaft. HEJL (ebd., 142f.) überlässt es letztlich dem Beobachter zu entscheiden, ob eine Gesellschaft als System betrachtet werden soll. Er weist aber zugleich darauf hin, dass es für die modernen und stark interdependenten Gesellschaften sehr schwer ist, diese als ein soziales System zu konstruieren. Daher schlägt er vor, Gesellschaft als ein Netzwerk sozialer Systeme zu verstehen (ebd., S. 143). Damit fällt auch die Grenzziehung für das Phänomen Gesellschaft weg, die jetzt sinnvoller Weise nur noch als Weltgesellschaft verstanden werden

¹⁶⁵ An dieser Stelle sei auf den Prozess der Zivilisation sowie die darin enthaltenen Prozesse der Sozio- und Psychogenese von NORBERT ELIAS hingewiesen. Die von ELIAS beschriebenen Prozesse werden von ihm als unendlich langsame und in unzählig vielen kleinen Vorwärts- und Rückwärtsschritten erfolgende Prozesse beschrieben, die sich nur über die langfristige Perspektive der historischen Analyse überhaupt erkennen lassen (ELIAS 1997). Die Langsamkeit des Wandlungsprozesses sozialer Systeme hängt mit dem Phänomen der Makrostabilität durch Mikrovariabilität zusammen, nach dem erst durch eine Menge ausreichender Fluktuation ein System dazu angeregt ist seinen quasi „metastabilen“ Status aufzugeben und sich zu verändern beziehungsweise anzupassen (BÜHL 1987, S. 71). Die Beschreibung sozialen Wandels über lange Zeiträume bei ELIAS ist daher dem Veränderungsmodell von HEJL vergleichbar.

kann.¹⁶⁶ Ein weiterer Vorteil liegt in der Konzentration auf die sozialen Systeme und die sie konstituierenden Individuen, wodurch das Verständnis von Gesellschaft als eigenständigem und überindividuellem Akteur abgelegt werden kann. „Gesellschaft wird damit theoretisch als pluralistischer Prozeß der im Netzwerk sozialer Systeme verteilten Erzeugungen von [Wirklichkeiten; CG] verstanden, auf die stets ebenfalls sozial verteilten [sic!] Anpassungen an diese selbsterzeugten [Wirklichkeiten; CG] folgen.“ (ebd.)¹⁶⁷ Der Prozesscharakter von Gesellschaft ist für HEJL darüber hinaus offen: „Für diesen Prozeß muß keine seine Entwicklung determinierende Ursache noch ein Endzustand angenommen werden, auf den er zustrebt.“ (ebd., 143f.) An dieser Stelle lässt sich erneut eine Öffnung der Evolution und der sozialen Prozesse, wie sie auch in den folgenden Kapiteln immer wieder zum Ausdruck kommen soll, herauslesen.

Versucht man den Vorschlag HEJLS – soziale Systeme als synreferentielle Systeme – in einen Kontext mit dem Figurationskonzept von ELIAS zu stellen, zeigen sich starke Gemeinsamkeiten, aber auch noch immer Schwächen und Unterschiede in ihren theoretischen Konzeptionen. Gemeinsam ist beiden die Integration des Individuums in ihr jeweiliges Verständnis von Gesellschaft, die somit nicht mehr als abstrakte, von Einzelwesen unabhängige Entität verstanden werden kann. Gemeinsam ist ihnen auch das Verständnis einer „Mehrstöckigkeit“ der sozialen Sphäre, die für den Verlauf der Arbeit sinnvolle Beobachtungsebenen ergibt. Einer der größten Unterschiede liegt jedoch im ausgesprochen evolutionär beziehungsweise biologisch fundierten Menschenbild HEJLS, das ELIAS nicht in vergleichbarer Weise für sich beansprucht. Während HEJL damit jedoch eine Überbewertung der biologischen Aspekte vorzunehmen scheint und ELIAS die Verflechtungen ins Zentrum seiner Theorie rückt,

¹⁶⁶ Damit steht HEJL in der Tradition LUHMANNs, der ebenfalls Gesellschaft nur noch als Weltgesellschaft versteht (1987, 585ff. LUHMANN 2009, S. 78).

¹⁶⁷ Mit diesem Satz wird es möglich Gesellschaft als Prozess zu verstehen. Auf das Problem mit dem verwendeten Begriff „Selbsterzeugung“ wurde bereits in Kapitel 3.1 eingegangen.

erscheinen die für die sozialen Prozesse relevanten Regeln und Ressourcen bei beiden unterrepräsentiert.

Um diese Lücke zu füllen, soll auf ANTHONY GIDDENS und seine Theorie der Strukturierung (1997) zurückgegriffen werden. Unter „Struktur“ versteht GIDDENS die Dualität von Regeln und Ressourcen (ebd., S. 68), die Anteil an der Transformation sozialer Systeme haben. Der Strukturbegriff nach GIDDENS weist aber noch weitere Facetten auf: So unterscheidet er weiterhin „Strukturprinzipien“ und „Strukturmomente“ (ebd., S. 240). Bevor jedoch diese Struktur-Unterscheidungen näher erläutert werden können, ist darauf einzugehen, was GIDDENS unter „sozialen Systemen“ versteht: Diese beschreibt er als sich wiederholende und geordnete Interdependenzbeziehungen zwischen Akteuren oder Akteursgruppen.¹⁶⁸ In den reproduzierten beziehungsweise sozialen Praktiken, das heißt den raum-zeitlich wiederkehrenden und beobachtbaren identischen Handlungen erkennt GIDDENS das Kernelement sozialer Systeme, die sich somit als „systemische Formen“ (ebd., S. 69) offenbaren.

Soziale Systeme sind also „reproduzierte soziale Praktiken“ (ebd.)¹⁶⁹; Geht man diesen Gedanken mit, wird auch klar, was GIDDENS unter „Institutionen“ versteht, wenn er sie als Praktiken mit größtmöglicher raum-zeitlicher Ausdehnung bestimmt. Als zentrale Institutionen markiert GIDDENS politische, ökonomische und rechtliche Institutionen. Neben den sozialen Praktiken erkennt GIDDENS auch noch soziale Handlungen. Erstere beziehen sich immer auf bereits bestehende. Letztere werden in der Praktik produziert und reproduziert. Hierin steckt als zentrale Denkfigur GIDDENS die „Rekursivität des Handelns“. Erst wenn soziale Handlungen in neue raum-zeitliche Zusammenhänge transponiert, das heißt auch auf andere Interaktions-

¹⁶⁸ Siehe hierzu ELIAS weiter oben in diesem Kapitel.

¹⁶⁹ GIDDENS und HEJL stimmen also an dieser Stelle miteinander überein.

partner übertragen und über lange Perioden hinweg reproduziert werden, werden aus ihnen soziale Praktiken.¹⁷⁰

Mit diesen theoretischen Voraussetzungen kann nun noch einmal auf die „Struktur“, „Strukturmomente“ und „Strukturprinzipien“ geblickt werden: „Struktur“ meint also Regeln und Ressourcen; „Strukturen“ sind dagegen spezifische Regeln und Ressourcen. Gleichzeitig sind Strukturen aber auch eine „virtuelle Ordnung‘ transformatorischer Relationen“ (ebd.). Diese Sichtweise führt dazu, dass GIDDENS in sozialen Systemen beziehungsweise repetitiv produzierten sozialen Praktiken weniger Strukturen als „Strukturmomente“ am Werk sieht. Daher gibt es „Struktur, als raumzeitliches Phänomen, nur insofern [...], als sie sich in solchen Praktiken realisiert und als Erinnerungsspuren, die das Verhalten bewusst handelnder Subjekte orientieren“ (ebd.).¹⁷¹ Strukturprinzipien sind vor dieser Folie „die am weitesten in Raum und Zeit ausgreifenden Strukturmomente, die in die Reproduktion gesellschaftlicher Totalitäten einbegriffen sind“ (ebd.).

Die in den Strukturen enthaltenen „Regeln“ sind für Giddens „methodische Verfahrensweisen‘ sozialer Interaktion“ (ebd., S. 70) oder mit anderen Worten: „Wir wollen somit die Regeln des gesellschaftlichen Lebens als Techniken oder verallgemeinerbare Verfahren betrachten, die in der Ausführung/Reproduktion sozialer Praktiken angewendet werden.“ (ebd., S. 73) Regeln können dabei gleichbedeutend mit Brauch oder Routine verstanden werden, wobei nicht jede Routine gleich eine Regel darstellt (ebd., S. 71). Weiterhin besitzen Regeln einerseits sanktionierende oder regulative Eigenschaften (ebd.) und können andererseits ebenso ein konstituti-

¹⁷⁰ Öffnende Verhaltensweisen sind also zunächst Handlungen und werden später zu sozialen Praktiken. Dieses Verständnis kann auf das in Kapitel 5 vorgestellte Phasenmodell übertragen werden. Demnach wären am Beispiel der Schrift illustriert soziale Handlungen in der radikalen Phase anzutreffen, als Schrift nur einer kleinen Elite zugänglich war, die darüber hinaus die Weitergabe der Kenntnis der Schriftverwendung streng regulierte. Dagegen werden soziale Handlungen in der regulativen Phase zu etablierten und regelmäßig angewandten sozialen Praktiken, wenn also später die Schriftverwendung in breitere Bevölkerungsschichten diffundiert und dort zur Alltagspraxis wird.

¹⁷¹ Hier scheinen HEJL und GIDDENS aneinander anschlussfähig, denn beide erkennen die Emergenz sozialer Systeme aus den (vergleichbaren) Wirklichkeitskonstruktionen beziehungsweise Erinnerungsspuren und sich darauf beziehenden Handlungen.

ves Element inhärieren, wenn es zum Beispiel um die Konstruktion von Sinn geht. Regeln werden von GIDDENS also in Regeln der Sanktionierung sowie in Regeln der Sinnkonstitution beziehungsweise Signifikation unterschieden. Allgemein gesprochen werden Regeln von ihm also als operationalisierte Orientierungsrahmen bei der (Re-)Produktion sozialer Praktiken gesehen. Sie können entweder formalisiert oder lediglich im Bewusstsein der Akteure vorhanden sein. Formale beziehungsweise formalisierte Regeln jedoch, sind nicht der Hauptgegenstand seines Interesses, denn diese versteht er als „kodifizierte Interpretationsregeln“ (ebd., S. 73).¹⁷² Sein Hauptaugenmerk liegt auf den Regeln, die sich im Wesentlichen im praktischen Bewusstsein¹⁷³ finden lassen. Führt man dies mit den oben angesprochenen, institutionalisierten Praktiken zusammen, so wird klar, dass diese durch Regeln untermauert sind, die wiederum spezifische Charakteristika aufweisen und zwischen folgenden Spannungsfeldern changieren: „intensiv – oberflächlich, stillschweigend – diskursiv, informell – formalisiert, schwach sanktioniert – stark sanktioniert“ (ebd., S. 74). Der Terminus „Intensive Regeln“ bezieht sich auf Regeln, die auf Dauer geschaltet zur Anwendung gebracht werden. Diskursive Regeln sind interpretierte Regeln – wie oben bereits für die nächste Stufe, die formalisierten Regeln besprochen. Formalisierte Regeln, wie zum Beispiel Gesetze, sind die am stärksten sanktionierten Regeln (ebd.). Regeln in diesem Verständnis haben Einfluss auf die Strukturierung, „die Formierung, Aufrechterhaltung, Beendigung und Neuformierung von Begegnungen“ (ebd., S. 75) und damit die soziale Reproduktion. Regeln lassen sich also

¹⁷² Diese Arbeit unterscheidet sich darin von GIDDENS, denn in den folgenden Kapiteln liegt das Augenmerk immer wieder auf den formalen Regeln. Diese werden dazu genutzt entweder Schließungsmaßnahmen (zum Beispiel Verbote von Schriften oder zur Verfolgung von Autoren) zu legitimieren oder Öffnungsentwicklungen zu ermöglichen (zum Beispiel die Einräumung von Rechten zur Veröffentlichung bestimmter Informationen oder die Einräumung von Rede- und Meinungsfreiheit sowie die formal geregelte Ermöglichung einer freien Presse).

¹⁷³ Unter praktischem Bewusstsein versteht GIDDENS das Akteurswissen darüber, welche Handlungen oder Praxen in spezifischen Kontexten zur Anwendung gebracht werden müssen. Die Akteure selbst müssen bezüglich dieses Wissens auch nicht in der Lage sein, es explizieren zu können. Praktisches Bewusstsein muss unterschieden werden von Bewusstem und Unbewusstem (GIDDENS 1997, S. 36).

nach „normativen Elementen und Signifikationscodes“ (ebd., S. 45) unterscheiden und stehen daher mit legitimatorischen beziehungsweise rechtlichen Institutionen sowie mit symbolischen Ordnungen in Verbindung.¹⁷⁴

Neben den Regeln erkennt GIDDENS (ebd., S. 316) aber auch noch Ressourcen, genauer „allokative Ressourcen“ und „autoritative Ressourcen“ als Bestandteile der Strukturen, die nach seinem Verständnis der Reproduktion von Herrschaftsverhältnissen dienen (siehe Tabelle 2).

Allokative Ressourcen	Autoritative Ressourcen
1 Materielle Aspekte der Umwelt (Rohmaterialien, materielle Machtquellen)	1 Organisation von Raum und Zeit, wie diese für soziales Handeln relevant werden (raum-zeitliche Konstitution von Wegen und Regionen)
2 Materielle Produktions- / Reproduktionsmittel (Produktionsinstrumente, Technologie)	2 Produktion und Reproduktion des Körpers (Organisation und Beziehung von Menschen in gegenseitiger Gemeinschaft)
3 Produzierte Güter (Erzeugnisse, die durch ein Zusammenwirken von 1 und 2 entstanden sind)	3 Organisation von Lebenschancen (Konstitution von Chancen der Entwicklung und des Ausdrucks des Selbst)

Tabelle 2: Allokative und Autoritative Ressourcen

(Quelle: GIDDENS 1997, S. 316).

¹⁷⁴ Im Öffnungsprozess werden hauptsächlich formale Regeln betrachtet, da gesetzliche Regulierungen zur Einführung und Durchsetzung von Schließungsmaßnahmen über alle Epochen und Medien hinweg zu beobachten sind. Darüber hinaus führen diskursive und intensive Regeln als synreferentielle Bereiche des Erlaubten bei den Medienschaffenden zur nivellierten Phase und deren Erhalt, die jedoch schwerer nachweisbar sind, da sie nur selten schriftlich festgehalten werden und eher als informelle Regeln existieren.

Man erkennt bereits an der Auflistung in der Tabelle, dass sich allokativen Ressourcen auf gegenständliche Entitäten¹⁷⁵ beziehen, während autoritative Ressourcen Personen oder Akteure¹⁷⁶ in den Fokus rücken. Wie schon bei den Regeln, schreibt GIDDENS (ebd., S. 87) auch diesen beiden Ressourcenformen das Potential zur Umgestaltung beziehungsweise Strukturierung zu, die ebenfalls ein relationales Verhältnis zu Institutionen, im Fall der autoritativen Ressourcen mit politischen Institutionen sowie im Fall der allokativen Ressourcen mit ökonomischen Institutionen bedeutet. Bezogen auf den Prozess informationeller Öffnungen bedeutet dies, dass zum Beispiel Schreibutensilien oder Bücher sowie andere medientechnische Gegenstände als allokativen Ressourcen verstanden werden können. Unter autoritativen Ressourcen können im Vergleich dazu Akteure wie Priester, Mönche und andere Personen verstanden werden, die die Herstellung, Verbreitung, Sammlung und Nutzung von Informationen überwachen und kontrollieren. Für ein besseres Verständnis von der Rolle der von GIDDENS beschriebenen Regeln und Ressourcen, sowie der anderen bis hier vorgestellten theoretischen Grundlagen zu den sozialen Ebenen und Systemen, werden diese im folgenden Kapitel im Kontext der Sprach und Schriftentwicklung und -verbreitung illustriert.

3.3 Ebenen und soziale Systeme im Kontext informationeller Öffnungen und Schließungen durch Sprache und Schrift

Über die Entwicklung von Verbalsprachen kann nur spekuliert werden. So ist unklar wann der Mensch sprach und wie erste beziehungsweise frühe Sprachen klangen.

¹⁷⁵ Mit Blick auf den informationellen Öffnungsprozess sind dies in diesem Kapitel zum Beispiel Pergamentrollen, Codizes, Blätter, Briefe.

¹⁷⁶ Entsprechend gelten für den Öffnungsprozess als autoritative Ressourcen zum Beispiel die zur Christianisierung auf Reisen geschickten Mönche und Priester.

Trotzdem wird der Prozess der Sprachentwicklung durch unterschiedliche Theorien zu erklären versucht. Während zahlreiche Schriften des 17. und 18. Jahrhunderts, so zum Beispiel von JOHANN P. SÜSSMILCH (1766) die Herkunft der Sprache durch die Eingebung Gottes zu erklären suchten, ging JOHANN G. HERDER (2015) von einem natürlichen Ursprung aus. HERDER vermutet, dass die ersten Worte aus Naturlauten entstanden. Der Mensch habe, so HERDER, die ihn umgebenden Laute selbst benannt: Der Baum ist der Rauscher, die Quelle ist der Riesler und so weiter. Der Verstand, so HERDER weiter, habe die Natursprache in Laute um„gedichtet“: „Nur der Mensch erfand sich selbst Sprache! – aus Tönen lebender Natur! – zu Merkmalen seines herrschenden Verstandes!“ (HERDER 2015, S. 41) Diese Theorie der Sprachentwicklung wird als Nachahmungstheorie bezeichnet. Die sogenannte Interjektionstheorie hingegen erklärt die Entstehung von Verbalsprachen aus emotionalen Ausrufen, wie Freude, Angst oder Schmerz (KUCKENBURG 1989, S. 18). Daneben steht die Gestentheorie, die die Entwicklung einer stummen, aus Handzeichen und Gebärden bestehenden Kommunikation beschreibt (ebd., S. 19). Die letztgenannte Theorie geht davon aus, dass, ähnlich wie bei den Menschenaffen, Blicke und Gesten sehr viel bedeutungsträchtiger sind als akustische Laute, da die angeborenen Lautäußerungen zu stereotyp und zu wenig variabel sind.

Die Theorie von DORIS und DAVID JONAS (1995) geht von einem sozialen Ursprung der Sprache aus. Sie vermuten, dass Sprachen durch die Mutter-Kind-Beziehung entstanden sind, indem Mütter auf die Laute ihrer Kinder reagieren und diese Laute zunehmend auch in der sozialen Interaktion mit anderen verwenden und derart weiterentwickeln. Die Forscher versuchen im Zuge dieser Annahme auch das größere Volumen der linken Gehirnhemisphäre zu erklären, indem sie davon ausgehen, dass Mütter ihre Kinder auf dem linken Arm halten, da die eigenen Herztöne beruhigend auf das Kind wirken. Zugleich können mit der rechten Hand Tätigkeiten verrichtet werden, die von der linken Gehirnhälfte gesteuert werden. Die linke Gehirnhälfte

entwickelt somit die motorische Überlegenheit, die schließlich auch zum Sprechen genutzt wird.

Aus heutiger Sicht sind diese Theorien eher zu vernachlässigen. Bedeutender sind inzwischen die Bestrebungen der Neurologie und Anatomie. Der besondere Aufbau des menschlichen Sprachapparates und sein Zusammenwirken mit dem Gehirn ermöglichen weitreichende Einblicke in die menschliche Sprachgenese. Diese Herangehensweise kann schließlich auch mit der Evolutionstheorie von CHARLES DARWIN in Einklang gebracht werden.

Gerade der Vergleich mit tierischen Kommunikationsformen lässt zahlreiche Schlüsse auf die menschliche Sprachentwicklung zu. Tiersprachen sind an unmittelbare situative Momente gebunden, so zum Beispiel an Stimmungen, Rang in der sozialen Gruppe oder Situationen, die weder Abstraktionen noch zeitliche Differenzierungen zulassen. Zudem geben tierische Laute eine Informationsmenge und keine differenzierte Aussage wieder, so dass die Anzahl der möglichen Laute auch die Kommunikationsmöglichkeiten selbst wiederum begrenzt und weder ausbaufähig noch erweiterbar macht. Hingegen besitzen menschliche Sprachen wohl kaum eine Eigenschaft, so MARTIN KUCKENBURG (1989, S. 38), die nicht auch von tierischen Sprachen geleistet werden könne. Die Einzigartigkeit menschlicher Sprachen ist daher in der Art und Weise zu suchen, wie Einzelmerkmale kombiniert und neu verknüpft werden können. Verbalsprachen besitzen im Vergleich zu ihren tierischen Verwandten eine offene Struktur, die sich sowohl durch ihre hohe Variabilität mit Blick auf die Art als auch die Menge der Informationen auszeichnen. Diese Eigenschaft wird von der Linguistik als das sogenannte Prinzip der doppelten Sprachgliederung bezeichnet. Zwischen 20 und 60 Phoneme können in unterschiedlicher Kombination zu Morphemen, also Lautfolgen umgestaltet werden, die wiederum für bestimmte Symbole oder Gegenstände stehen und in eine unbegrenzte Zahl von Sinneinheiten, das heißt Sätze umgeformt werden können. Syntax und Vokabular sind durch gesellschaftliche Prozesse festgelegt, die zwar im Laufe der Zeit für Veränderungen offen

sind, doch der Tradierung von Generation zu Generation nicht im Wege stehen, da sie kein vollkommen neues Sprachsystem entstehen lassen (GIESECKE 1994, 40f.). Menschen sind daher dank ihrer Sprachen in der Lage hochkomplexe Gedankengänge und abstrakte Kategorien zu entwickeln sowie situative Elemente aktueller raum-zeitlicher Gefüge in Worte zu fassen. Hinzu kommt, dass der Mensch in der Lage ist, seine gesprochene Sprache auch in andere Kommunikationssysteme, wie Trommelgeräusche, Rauchwolken, Funksignale, Gebärdensprache oder Schrift zu übersetzen. KUCKENBURG (1989, S. 42) definiert die Sprachenwicklung „als Herausbildung eines ‚offenen‘ Kommunikationssystems, das auf der ‚willkürlichen‘ und bewußten Verknüpfung bestimmter Lautfolgen mit bestimmten Bedeutungsinhalten beruht.“

Sprache selbst definiert er im Fortgang als bewusst hervorgebracht, „um nach kollektiver Übereinkunft verschiedene Dinge zu benennen und unterschiedliche Bedeutungsinhalte auszudrücken“ (KUCKENBURG 1989, S. 43). Die menschlichen Sprachen hängen sehr eng mit dessen anatomischer Entwicklung zusammen. Die Stimmbänder geraten durch einen Luftstrom aus den Lungen in Schwingungen und erzeugen Grundtöne. Diese werden im Stimmtrakt und Rachenraum sowie in Mund und Nase durch die Bewegungen der Rachenmuskeln, Wangen, Zunge und Lippen modifiziert. Diese bewusste Modifikation der Töne setzt eine sehr differenzierte und steuerbare Muskulatur voraus. Zwar besitzen unsere tierischen Verwandten eine vergleichbare Anatomie, doch befindet sich beispielsweise der Kehlkopf des Schimpansen weiter oben im Hals, wodurch der Kehldeckel über dem Gaumensiegel liegt, was die Voraussetzungen für einen Rachenraum zur Modulation der Stimme massiv einschränkt. Somit bleibt die Lautformung auf Mund und Lippen begrenzt (ebd., S. 64). Wann Menschen jedoch die entsprechenden anatomischen und kognitiven Voraussetzungen vollständig erfüllten und tatsächlich sprechen konnten ist in der Wissenschaft umstritten (ebd., S. 48). An dieser Stelle lässt sich nur sagen, dass bereits Hominiden vor hunderttausenden Jahren die Eigenschaften besaßen,

um gesprochen haben zu können. Anders ließen sich kulturelle Leistungen, soziale Verhaltensweisen und technische Errungenschaften auch kaum erklären (ebd., S. 70). Am deutlichsten zeigt sich diese voraussetzungsreiche Annahme bereits für den *homo erectus*, dessen Spuren auf einen Zeitraum von vor circa 500.000 Jahren zurückdatierbar sind. Erste einfache Behausungen, komplizierte Werkzeugherstellung, Holzlanzen, die regelmäßige Nutzung von Feuer, organisierte Jagden und die Bearbeitung von Fellen lassen sich beispielsweise auf ihn zurückführen (ebd., S. 85). Gerade die auf der Mesoebene angesiedelte Organisation der Jagd mit Lanzen, Feuer und Fallen bedurfte der Kooperation, Planung und Koordination, die nur schwerlich ohne Verbalsprachen vorstellbar sind (ebd., S. 89). Allein daran bestätigt sich die Aussage von GOODY et al. (1997, S. 63), dass die Entwicklung einer Sprache als eine Form der sozialen Organisation gesehen werden kann, mittels derer sich ein Unterschied zwischen Menschen und Tieren ergibt. Für die Betrachtung der Ebenen zeigen sich also ausgehend von der Mikroebene der individuellen Sprachfähigkeit Wirkungen bis zur Meso- und Makroebene der sozialen Interaktion.

Die Entwicklung setzt sich über die evolutionär jüngeren menschlichen Vorfahren fort, wie am Beispiel des Cro-Magnon-Menschen vor circa 35.000 Jahren gesehen werden kann, der bereits mannigfaltige Werkzeuge und Geräte sowie Schmuck besitzt, die er standardisiert und serienmäßig aus Tierzähnen, Holz, Stein, Elfenbein oder Schneckengehäusen erzeugt. Zudem entwickelt der Mensch gegen Ende des Jungpaläolithikums die Speerschleuder, Pfeil und Bogen sowie die Harpune. Die Epoche der Eiszeit ist für die Herstellung von Höhlenmalerien und geschnitzten Elfenbeinfigürchen bekannt. Fachwissenschaftler, so resümiert KUCKENBURG (1989, 72ff.), gehen daher in jener Epoche von einer selbstverständlichen Sprachfähigkeit des Menschen aus. Hinzu kommt, dass zu dieser Zeit bereits zahlreiche unterschiedliche Kulturgruppen existieren, die sich wahrscheinlich auch sprachlich unterscheiden, wenn man die Ausbreitung des Menschen von Afrika bis Spanien und nach China betrachtet (ebd., S. 78). Sprache wird also im Zuge der sozialen Interaktion erlernt

und erfüllt zugleich die zentrale Funktion das kulturelle Erbe in oraler Gestalt handwerklicher Erfahrungen, als Mythen, Erzählungen, Bedeutungen, Einstellungen und Werte sowie als Vorstellungen von Zeit und Raum oder als Ziele und Bestrebungen weiterzugeben (GOODY et al. 1997, S. 65). Diese auf der gesellschaftlichen Makroebene angesiedelte Funktion wird einerseits auf der Meso- und Mikroebene verwirklicht und führt zu dem Effekt, dass Informationen zur Bewältigung der täglichen Herausforderungen, zur Orientierung oder Einordnung von Erfahrungen zur Verfügung stehen. Die Entwicklung von Sprache ist also der erste entscheidende Schritt auf dem Weg des Öffnungsprozesses.

Mit der Zeit kristallisieren sich auch spezielle Techniken der mündlichen Überlieferung heraus, wie beispielsweise Reimformen oder Rhythmen, die die Memorierung und Tradierung der Geschichten über Götter und Helden erleichtern. Verständigung qua Sprache gestattet also die Synreferentialisierung sowie die Entstehung von Transparenz und Partizipation an Kultur.¹⁷⁷ Aber auch „[Vorträge] unter rituellen Bedingungen, die Verwendung von Trommeln und anderen Musikinstrumenten [oder] die Beschäftigung professioneller Erinnerer“ (ebd., 68f.), welche zumeist die Ältesten und Erfahrensten innerhalb eines sozialen Systems sind, sind übliche Überlieferungspraktiken (KUCKENBURG 1989, S. 101), die, durch die Herstellung von Vergleichbarkeit, der Varianz der verbalsprachlichen Aussagen entgegenwirken sollen. Aus diesen frühen „Geschichtenerzählern“ entstehen schließlich professionalisierte Sänger, Barden und Aoiden. Dem sozialen Aspekt des Gedächtnisses und des Vergessens kann dabei eine besondere Bedeutung zugewiesen werden, mittels derer kulturelle Traditionen in nicht-literalen Gesellschaften eine homöostatische Funktion zukommt (GOODY et al. 1997, S. 68).

¹⁷⁷ In der Ausdifferenzierung neuer Strukturen (Erinnerer, Barden etc.) kann zudem ein Beleg für sozialen Wandel gefunden werden. Auslöser dieses Wandels sind also Sozialsystem-immanente und individuell-kognitive Faktoren.

Dank der Verbalsprachen werden Dinge also benennbar, beschreibbar und planbar. Wichtig ist jedoch, dass berücksichtigt wird, dass Begriffe, Normen und ganze Erzählungen immer wieder situativen Gegebenheiten ausgesetzt sind und angepasst werden, entweder weil sie anders wahrgenommen werden oder weil sie bewusst verändert werden. Die mündliche Überlieferung von Traditionen und ihren Bedeutungen erlaubt also eine Öffnung zur individuellen Anpassung an die vorgefundenen sozialen Bedingungen mittels Veränderung der Inhalte oder tonaler und körperlicher Ausdrucksweisen und -formen (ebd., S. 66, 68). GOODY et al. (1997, S. 72) schreiben dazu, dass Gottheiten ausgetauscht oder ganz eliminiert werden, Mythen sich im Zuge der gesellschaftlichen Veränderungen mitverändern, Heldentaten anderen Figuren angerechnet werden oder ihre Bedeutung ganz verändern können. Diese Praxen können aber auch als erste Schließungsmechanismen erkannt werden. Die bewusste Veränderung durch Auslassung, Neuzuschreibung, Neukontextualisierung etc. von Erzählungen an aktuelle Begebenheiten kann auch als eine Form der Zensur verstanden werden, die damit die Verbreitung der ursprünglichen Informationen verhindert. Wandelt sich nun etwas über Generationen hinweg an der Benutzung der Worte, Eigennamen oder Geschichten, ob nun bewusst herbeigeführt oder nicht, merken die Nachkommen im Verlauf einer nur mündlichen Tradierung überhaupt nicht, dass sich etwas verändert hat (ebd., S. 73). Dies sollte sich mit der Entstehung der Schrift entscheidend ändern.

Für den Prozess informationeller Öffnung ist die Entstehung sprachlicher Fähigkeiten als Ursprung anzusehen. Sprachen sind flexibel, sie sind durch individuelle Wortwahl und Wortschöpfungen anpassbar an verschiedene Situationen und erlauben so in unterschiedlichen Qualitäten und Quantitäten offenen kommunikativen Austausch. Offener Austausch reicht somit von der direkten Kommunikation der Mikroebene mit einem oder wenigen Gesprächspartnern in der direkten Umgebung oder aber unterstützt durch technische Hilfsmittel wie Megafon oder die Massenmedien auf der Meso- und Makroebene eine beliebige Vielzahl von Personen zu

erreichen, was andere Medien somit fast als Fußnote zur Sprachentwicklung erscheinen lässt. Verbalsprachen erlauben die Weitergabe von Informationen (unter Berücksichtigung der kognitiven Verarbeitung eines Individuums), den Austausch über Erfahrungen, Werte und Normen. Sie sind Ausdrucksmittel von Emotionen und unterstützen die Menschen bei der Organisation, Koordination, Absolvierung und Reflexion von Handlungen. Sie ermöglichen durch ihre Abstraktionspotentiale aber auch die Erkundung und Entdeckung neuer Informationen, die durch sie zugleich verbreitet werden können.

Gleichzeitig zeigen sich auch Schließungen durch Sprache. Sie ist flüchtig, einmal ausgesprochen verhallt das Gesagte umgehend und existiert nur noch in der Erinnerung, das heißt in den Gedanken der anwesenden (Zu-)Hörer. Flüchtigkeit bedeutet, dass auf das Gesagte nur sehr eingeschränkt Bezug genommen werden kann. Die Erinnerung daran kann trügen, die Einordnung in vorhandene Erfahrungen oder eine Wiedergabe in anderen Kontexten können ursprüngliche Aussageabsichten verfälschen; es wird deutlich, dass Wahrnehmungen so sein können, aber auch ganz anders.¹⁷⁸

Nicht zuletzt Redeverbote in bestimmten Umgebungen (zum Beispiel in Klöstern) sowie selbstaufgelegtes Schweigen zu bestimmten Themen machen deutlich, welchen Schließungen Sprache unterliegen kann. Doch erlaubt Sprache auch die heimliche Weitergabe von Informationen, flüstern oder jemandem etwas im Vertrauen sagen sind Möglichkeiten des Informationsaustausches, ohne dass die Informationen an die Öffentlichkeit geraten – insofern sich beide Gesprächspartner an die diskursiven Regeln der selbstaufgelegten Verschwiegenheit über den Informationsaustausch halten. Sprache ist also ein öffnendes Medium, das im Zuge seiner Öffnung gleichzeitig mit Schließungen konfrontiert ist.

¹⁷⁸ Spätere Übertragungsmedien der Sprache wie Radio oder Fernsehen werden auch lange ähnliche Probleme haben. Erst mit Beginn der Speicherung von Sprache in Schrift oder auf anderen Trägermedien verändert sich dies (siehe Kapitel 3.3).

Abschließend bleibt festzuhalten, dass die Entwicklung der Sprache eine erfolgreiche Strategie im Umgang mit den neuen komplexeren sozialen, technischen und kulturellen Herausforderungen darstellt. Die zwischenmenschlichen Kontakte auf der Mikroebene, das Jagen, Sammeln oder Verteilen der Beute, Ritualpraxen sowie die Organisation der Gruppenstrukturen auf der Mesoebene bis hin zu ganzen Gesellschaften bedürfen Formen des sozialen Aushandelns, für die Sprache das richtige Instrument ist. Doch mit der wachsenden sozialen Komplexität entstehen neue kulturelle Manifestationen in Gestalt künstlerischer und kultischer Gegenstände, die auch als Vorstufen der Schriftentwicklung verstanden werden können. Zugleich wird sich mit Blick auf die im Folgenden betrachtete Schrift aber auch zeigen, dass ihrer Verbreitung Anfangs verschiedenste Hindernisse im Wege stehen. So findet sich die Anwendung der Schrift fast ausschließlich bei den Eliten religiöser und / oder herrschaftlicher Systeme. Ihre Verwendung ist zunächst ebenfalls durch die Komplexität der Zeichen und Zeichenanzahl nur schwer vermittelt- beziehungsweise erlernbar. Dennoch erweist sich die Schrift in ihrer langsamen aber stetigen Entwicklungsgeschichte als äußerst flexibles Instrument informationeller Öffnung. Sie erlaubt den Transport von Informationen über große Distanzen, im Zusammenspiel mit ihren Trägermedien¹⁷⁹, die Akkumulation und Weitergabe von literarischen Werken bis in unsere Zeit, die Vermittlung und Disponibilisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse oder auch die Niederschrift und Verbreitung von Rechtstexten zur Strukturierung und Organisation des sozialen Zusammenlebens.¹⁸⁰

¹⁷⁹ Im Anschluss an GIDDENS können diese hier auch als allokativen Ressourcen verstanden werden (siehe Kapitel 3.2).

¹⁸⁰ Anzumerken ist an dieser Stelle jedoch, dass Schrift auch in Kapitel 4.2.2.1 zum Buchdruck selbstverständlich eine zentrale Rolle einnimmt. Denn sehr wohl bewusst ist und bleibt, dass die Schrift auch über die Erfindung des Buchdrucks hinaus als wesentliches Momentum zur Entwicklung der Literalität beziehungsweise Alphabetisierung auf der gesellschaftlichen Makroebene beigetragen hat und die Betrachtung ihrer Verbreitung und Wirkung zum Beispiel im Kontext von Schulen oder Universitäten somit auch über den Buchdruck hinaus fortgesetzt werden muss. Da sich aber der Publikationsprozess der handschriftlichen Fertigung von Texten durch den Buchdruck in derart entscheidendem Maße und mit kaum zu überschätzenden Folgen für den Öffnungsprozess verändert, rückt ab dieser Epoche das neue Produktionsverfahren in den Fokus der Untersuchung.

Begonnen werden kann schon in einer sehr frühen Epoche der Kulturentwicklung. Denn schon in den zuvor angesprochenen rein oralen Kulturen existieren graphische und gegenständliche Memorierungshilfen, die als Vorläufer der Schrift gesehen werden können (KUCKENBURG 1989, S. 103). Darunter fallen beispielsweise Höhlenbilder, Figürchen oder Kerbstöcke aus Stein-, Holz- oder Knochenmaterial, Knotenschnüre oder Gegenstände wie Holzstäbchen, Muscheln oder Steine. Die Kerben, Knoten oder Haufen stehen für bestimmte Zahlenmengen, wie zum Beispiel die Menge der Beute, die Zahl der Tiere der eigenen Herde, der geernteten Früchte oder Ahnen. Sie dienen ebenso als Meomorieungshilfe für die Wiedergabe mythischer Geschichten (ebd., 104, 114f.). Die zahlreich gefundenen Tierdarstellungen zum Beispiel auf Höhlenwänden, in Knochen geritzt oder aus Elfenbein geschnitzt dienen wahrscheinlich der Informationsweitergabe und besitzen eine Lehrfunktion (ebd., S. 118). Archäologische Funde in Höhlen der Schwäbischen Alb zeigen zum Beispiel geschnitzte Tierfiguren in besonders gefährlichen und aggressiven Posen, die auch zur Schulung junger Jäger genutzt worden seien könnten (ebd.). Bis in unsere heutige Epoche haben sich diese einfachen Aufschreibesysteme erhalten, wenn man nur einmal an den sprichwörtlichen Knoten im Taschentuch oder den Rosenkranz denkt (ebd., S. 115).

Die nach und nach immer weiter ausdifferenzierten Bildschriftsysteme besitzen jedoch den Nachteil der sehr großen Anzahl an Schriftzeichen. Nicht nur benötigt man zum Ausdrücken von Sachverhalten von schon geringer Komplexität eine Vielzahl von Zeichen, man benötigt auch noch sehr lange zum Erlernen der Zeichen (GOODY et al. 1997, S. 74). So dauert es zum Beispiel circa 20 Jahre die 50.000 Schriftzeichen des Chinesischen zu erlernen, was sich nur finanziell unabhängige Eliten erlauben können (ebd., S. 76). Im alten China findet daher eine rudimentäre Leseausbildung in Schulen statt, die ausschließlich von Jungen für die Dauer von zwei bis vier Jahren besucht werden. Die Kenntnisse reichen dazu ein Geschäft zu führen, das heißt Briefe zu schreiben und Rechnungen auszustellen. Die Ausbildung der „literati“, also

der Kinder der Oberschicht aus Religion, Verwaltung und Handel, findet wiederum in Eliteschulen statt (ebd., S. 55). Anzumerken ist, dass den Chinesen die Vorteile einer phonetischen Schrift (schnellere Erlernbarkeit, Reduktion der Zeichenanzahl, etc.) schon früh bekannt sind, doch führen sie keine derartige Schrift ein. Ein Grund dafür mag in dem Verständnis liegen, dass die Kenntnis der ideographischen Schrift mit Weisheit und Würde einher geht (ebd., S. 58). Ein weiterer Grund ist aber wohl auch in der Interessenwahrung der Oberschichten zu erkennen, welche die „Kluft [zwischen der] esoterischen literalen und der exoterischen mündlichen“ (ebd., S. 77) Kultur erhalten wollen. An dieser Stelle lässt sich also eine Schließungsfigur zeichnen, die aus dem konservativ-elitären Interesse der Wahrung eines Bildungsabstandes besteht.

Schrift bedeutet also die „Exteriorisierung des individuellen Gedächtnisses“ (LEROI-GOURHAN 1980, S. 326), so dass historische Begebenheiten über lange Zeiträume memoriert und dadurch weit in die Zukunft weitergegeben werden und wirken können. Die Fähigkeit der dauerhaften Fixierung, sonst nur oral tradierter Geschichten, erlaubt zudem die Entstehung einer Geschichtsschreibung für alle gesellschaftlichen Ebenen und damit die Genese eines Bewusstseins über historische Abhängigkeiten und Entwicklungen (KUCKENBURG 1989, S. 135). Schrift macht so individuelles, systemspezifisches und gesellschaftliches Wissen speicher- und verwertbar und kann zu einer kulturell produktiven Kraft werden. Dies, so ANDRÉ LEROI-GOURHAN (1980, S. 327), gelte nicht nur für die schöngeistige Schreibkultur, sondern auch und gerade für die Bereiche der ökonomischen sowie technischen Entwicklungen und exakten Wissenschaften. Dass daraus entstehende Immer-Mehr an Informationen kann als ein Effekt des Öffnungsprozesses verstanden werden, auf dem Folgegenerationen neue Wissensgebäude erbauen können.

Dies führt aber dazu, dass es dem einzelnen Individuum gar nicht mehr möglich ist alle Bestandteile seiner eigenen kulturellen Herkunft zu kennen, wie dies noch in der oralen Kultur möglich ist (GOODY et al. 1997, S. 106). Der Einzelne unterliegt also der

Notwendigkeit eine Selektion aus politischen, wissenschaftlichen, religiösen, oder wirtschaftlichen Informationen vornehmen zu müssen, was als Gestalt der Schließung aufgefasst werden kann. Schrift kann zudem als gesellschaftlicher Filter des memorierungswürdigen Wissens und damit als Schließungsmechanismus genutzt werden, indem nur eine Auswahl der vorhandenen Informationen verschriftlicht wird, denn einmal Geschriebenes „steht“ im Vergleich zur Verbalsprache „fest“.¹⁸¹

Neben diesen kritischen Argumenten gibt es aber in der Geschichte der Schriftentwicklung verschiedene Entwicklungen, die zeigen, wie die Schrift über alle Ebenen und Systeme zum Öffnungsprozess beigetragen hat. Hierunter fällt zum Beispiel ihre zunehmende Profanisierung, wie sie bei den Ägyptern und Phöniziern und spätestens Griechen zu beobachten ist. Gezeigt werden soll auch, dass die sich langsam vollziehende Entwicklung zu mehrstöckigen Großkulturen (ELIAS 2009, S. 177) mit ersten Städten und damit komplexer werdenden sozialen Strukturen einen Anstieg der Bürokratie und ein notwendiges Instrument der Koordinierung erfordert, das sich in Gestalt der Schrift zeigt. Die Verwendung von Schrift zur Aufzeichnung, Speicherung, Weitergabe und Nutzung von wissenschaftlichen Erkenntnissen kann auch als Indiz für den Öffnungsprozess gesehen werden. Im weiteren Verlauf sollen entlang kurzer Darstellungen der Verwendung der Schrift in den verschiedenen antiken Frühkulturen noch weitere öffnende aber auch schließende Momente durch Verbalsprache und Schriftsprache vorgestellt werden.

3.3.1 In Ägypten

Die Entstehung der ägyptischen Schriften lässt sich einerseits im Bereich religiös-mythischer Motive erkennen, andererseits im ökonomisch-verwalterischen System. Die überlieferten Dokumente verdeutlichen, dass das Zusammenkommen vieler

¹⁸¹ Das hier „feststehen“ in Anführungsstrichen steht soll darauf hinweisen, dass auch schriftliche Quellen nicht notwendiger Weise für alle Zeiten derart fixiert sind. So gibt es verschiedene Weisen der Veränderung und Vernichtung, die ein „Feststehen“ verunmöglichen. Eine Weise die Fixierung eines Textes zu überwinden ist zum Beispiel im sogenannten Palimpsest zu sehen. Dennoch ist

Menschen auf engem Raum immer komplexere Wirtschafts- und Verwaltungsaufgaben und -vorgänge notwendig werden lässt. Bevor dies jedoch eintritt wird die ursprüngliche Hieroglyphenschrift, die zunächst eine reine Bilderschrift ist, als Zeremonialschrift, das heißt ausschließlich für religiöse Zwecke genutzt (WILLS 1977, S. 90). Diese Verwendungsweise lässt die Hieroglyphen lange ein abgeschlossenes Schriftsystem der Priesterkaste sein, weshalb es nur evident erscheint, dass sich die Akkumulation von Schriften in Bibliotheken nur in der Nähe der Beamten und Priester, das heißt in der direkten Umgebung von Tempeln und damit in den Ausbildungszentren zukünftiger Priester beziehungsweise Beamten nachweisen lässt (JOCHUM 2007, S. 22). Die Bibliotheken des alten Ägyptens sind nicht eindeutig zu bestimmen. Klar scheint nur, dass es wohl zwei verschiedene Bibliotheksarten gibt (ebd., S. 20). Die eine, möglicherweise als „Bücherhaus“ zu bezeichnende Bibliothek sammelt Schriften, die zur Ausübung beziehungsweise Durchführung kultischer Riten benötigt werden. Die andere Form, das sogenannte „Lebenshaus“, beherbergt nicht nur Schriften, sondern inkorporiert auch Schreibstuben zur Vervielfältigung der hier lagernden wissenschaftlichen (astronomischen, medizinischen, literarischen etc.) und religiösen Werke (ebd., S. 21). Die Inhalte beider Bibliothekstypen gelten aber als geheim, das heißt als Herrschaftswissen und sind damit nur der Priesterkaste zugänglich.

Die Abbildungen der Bilderschrift dienen für den religiösen Bereich der Vorsorge für ein jenseitiges Leben sowie der Darstellung der Beziehungen der Toten zur Umwelt, zu den Göttern und dem Jenseits (WILLS 1977, S. 89), der Abbildung alltäglicher Ereignisse sowie der großen Taten der noch lebenden oder bereits verstorbenen Pharaonen. Mit ihnen soll der Ruhm der Abgebildeten noch erhöht werden, weshalb man sie an Wänden von Tempeln, Grabanlagen sowie an öffentlichen Gebäuden

Schriftlichkeit nicht in gleicher Weise variabel wie es eine verbale Weitergabe von Informationen ist, andernfalls wären uns Klassiker der Literatur seit der Antike nicht bis heute erhalten geblieben und nichts anderes soll das hier verwendete „feststehen“ ausdrücken.

findet (HAARMANN 1990, S. 101). Die Erzählungen an den Fresken der Gräber entsprechen dabei nicht immer der Wahrheit. Insofern kommt den Hieroglyphen neben der dekorativen beziehungsweise künstlerischen Funktion auch eine informatorische und symbolische Funktion zu, die sowohl zur Rezeption einer bestimmten Lesart und damit zur Legitimation und Aufrechterhaltung des herrschaftlich-religiösen Systems beiträgt als auch dem Zweck der Geschichtsschreibung dient (KUCKENBURG 1989, S. 186).

In der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends kommt es im ägyptischen Reich verstärkt zu politischen und religiösen Veränderungen. Allmählich entwickelt sich ein Stand der Beamtenschreiber. Zudem wird die göttliche Herkunft der Pharaonen zunehmend in Frage gestellt. Damit einher geht eine Veränderung der nahezu ausschließlich zu ihrer Verherrlichung verwendeten Hieroglyphen, die aufgrund ihres hohen Detailgrads nicht für den Alltagsgebrauch geeignet sind. Man entwickelt daher die hieratische Schrift, die, bevor sie in den Alltag der Menschen eindringt, zunächst ebenfalls in den Bereichen der Priester, Beamten und Künstler für kulturelle Texte und zur Dokumentation großer Taten der Pharaonen genutzt wird (ebd., S. 201). Um circa 3000 v. Chr. findet sie aber schließlich ihren Weg in den Alltag, das heißt sie wird verstärkt auf der Mikroebene für administrative beziehungsweise Verwaltungszwecke sowie literarische Texte, Briefe und so weiter verwendet (ebd.). Auf der gesellschaftlichen Mikroebene der einzelnen Akteure gewinnt die Schrift somit zunehmend an Bedeutung und bekommt damit das Potential den bis dahin oral funktionierenden Öffnungsprozess durch schriftlich veröffentlichte Dokumente zu unterstützen. Man nimmt an, dass auf der Makroebene im 3. Jahrtausend maximal 1 % der ägyptischen Bevölkerung und zwischen 1570-715 v. Chr. max. 5 - 7 % lesen und schreiben können.

Die verstärkte Nutzung der Schrift führt dazu, dass sie immer weiter abgeschliffen wird, bis sie nur noch einen stenogramatischen Stil besitzt, der ein sehr viel schnelleres und flüssigeres schreiben erlaubt (ebd., 201f.). Die hieratische Schrift, die

lange gegenüber den inneren und äußeren Einflüssen trotz, wird aber schließlich im ersten Jahrtausend v. Chr. zugunsten der demotischen Schrift nahezu aufgegeben, die die gekürzten Einzelzeichen der hieratischen Schrift zu Wortzeichen verbindet (WILLS 1977, S. 93). Dieser Wechsel der Schriften bedeutet erneut einen radikalen Umbruch in der Kultur. Das Hieratische wird aus seinem Verwaltungs- und Alltagszusammenhang in einen ausschließlich religiösen Bereich verdrängt und existiert auf dieser Mesoebene neben den Hieroglyphen fort, die sich inzwischen zu einer komplizierten Geheimschrift der Priester entwickelt haben (ebd., S. 94).

Die oben beschriebene Entwicklung zur demotischen Schrift und ihre alltagsweltliche Anwendung bedeutet nicht nur eine Veränderung mit Bezug auf das Verwaltungssystem sowie ökonomische Herausforderungen, sondern führt in ihren Auswirkungen schließlich zu einer Veränderung des bestehenden Bildungssystems der Ägypter. Der älteste Hinweis auf eine ägyptische Schule findet sich auf einer Grabinschrift aus der Zeit um 2000 bis 1500 v. Chr. (KONRAD 2007, S. 9). Werden junge Männer zunächst noch in individuelle Haushalte erfahrenerer Hofbeamter zum Zweck der Ausbildung aufgenommen, wird diese Form der Ausbildung den wachsenden Anforderungen bald nicht mehr gerecht. Daher werden Schülergruppen in speziell eingerichteten Tempelschulen in Lesen, Schreiben und Mathematik unterrichtet (ebd.).

Die circa 700 hieroglyphischen Schriftzeichen sind jedoch schwer zu lernen, so dass man schätzt, dass circa vier Jahre oder länger dafür benötigt werden. Ähnlich schwierig ist auch das Hieratische zu erlernen. Gelehrt wird mit Schriften auf Papyrus, dem neuen Beschreibstoff (JOCHUM 2007, 18f.) und schreiben gelernt wird auf Scherben zerbrochener Tonkrüge. Die Mathematik reicht über die Berechnung einfacher Körper bis hin zum Dreisatz. Ebenso findet eine Beschäftigung mit den Weisheitsbüchern und den darin festgeschriebenen Verhaltensregeln und Geboten statt (KONRAD 2007, 9f.).

Der Unterricht selbst, so vermutet FRANZ-MICHAEL KONRAD (2007, S. 10), ist wahrscheinlich von physischer Bestrafung und vergleichsweise monotonem Repetieren des Vorgesagten geprägt. Die Wiederholungen dienen einzig der Memorierung des zu erlernenden Stoffes, der anders später nicht mehr verfügbar ist. Diese Art der schulischen Ausbildung wird ab dem fünften Lebensjahr den Kindern der Beamten, Priester, Künstler, Kunsthandwerker, Baumeister, Ärzte und Rechtsgelehrten zuteil (ebd., S. 10). Darauf folgt für eine Auswahl der Kinder der Eliten eine individuelle Ausbildung bei jeweiligen Meistern. Handwerker, Bauern, Soldaten und Mädchen besuchen keine Schule und können daher weder lesen noch schreiben (ebd., S. 11).¹⁸²

Mit dem Herrschaftswechsel zu ALEXANDER DEM GROSSEN (332 v. Chr.) und den Ptolemäern (301 v. Chr.) kommt es zu einem durch externe Faktoren ausgelösten sozialen Wandel. Neben den ägyptischen Schriften verschwinden auch allmählich die Tempelschulen.¹⁸³ Mit der Kolonisierung durch die Griechen werden griechischsprachige Beamte für die Makrostrukturen der Verwaltung des Staates verantwortlich, was sich auch auf den Bildungsbereich respektive das Schulwesen auswirkt, dass sich seit dem am griechischen Vorbild orientiert. Zudem übernimmt die ägyptische Elite sehr schnell die griechische Verbal- und Schriftsprache, so dass auch hier eine Notwendigkeit der Ausbildung des Nachwuchses entsteht (ebd.).

3.3.2 In Mesopotamien

Die Entwicklung der sumerischen Keilschrift liegt weitestgehend im Dunkeln. Klar ist nur, dass die sumerische Schrift über einen langen Zeitraum internen und exter-

¹⁸² Die Ausgrenzung weiter Bevölkerungsteile wird im Verlauf des Öffnungsprozesses immer wieder offener und geschlossener ausfallen. So werden auch bei den Griechen zunächst keine Mädchen oder Sklaven ausgebildet. Daher bleibt Bildung zumeist ein Privileg für die männlichen Nachfahren der herrschenden Elite.

¹⁸³ Mit der Übernahme der Macht durch die Römer circa 30 v. Chr. schreitet das Verschwinden der Tempelschulen noch weiter voran. Ebenso verlieren sich die Spuren der ägyptischen Schriften immer weiter und werden durch das koptische Alphabet ersetzt, das sich an den 24 griechischen Buchstaben orientiert (WILLS 1977, S. 94).

nen Einflüssen und damit Wandlungsprozessen ausgesetzt ist. So nimmt HARALD HAARMAN (1990, S. 96) an, dass Kontakte zwischen dem alteuropäischen Reich der Vinca-Kultur und den Sumerern bestehen, da Funde frühester sumerischer Schriftzeichen eine bereits vergleichsweise hohe Abstraktheit aufweisen.

Bereits im fünften Jahrtausend v. Chr. kommt es zu einem Lebenswandel der Gesellschaft, weg von Viehzucht und Ackerbau hin zu größeren, stadtähnlichen Siedlungen. Die sumerische Stadt Uruk ist eines der ersten blühenden Zentren (KUCKENBURG 1989, S. 159), in der es um Handel, Warentausch und Handwerk geht. Die Administration des zunehmend interdependenten städtischen Zusammenlebens und des komplexer werdenden ökonomischen Systems sind die Motoren, die eine aufwändigere Verwaltung auf Grundlage der Schrift notwendig werden lassen. Diese neue soziale Komplexitätsstufe macht formale Regeln (GIDDENS 1997, S. 74) notwendig, das heißt schriftliche fixierte „Abmachungen, Angebote, Verpflichtungen, Verträge, Gesetze, von Vorräten, Leistungen, Abgaben und Steuern“ (WILLS 1977, S. 159).

Die zentrale Kontrolle über diese Entwicklung geht von den Tempelsystemen und deren Verwaltungen aus, die gleichzeitig zentraler Motor für die Schriftentwicklung sind. Fast ausschließlich in Tempelarealen gemachte Tontafelfunde deuten darauf hin, dass, wie schon bei den Ägyptern, Schreibkenntnisse ausschließlich in der Priesterkaste zu finden sind (JACKSON 1981, S. 17). Daher wird Schreiben und Lesen also vermutlich auch in Tempel-, Palast- oder Privatschulen gelehrt, was es zu einer exklusiven Fähigkeit werden lässt, die somit eine Trennung der autoritativen Ressourcen (GIDDENS 1997, S. 87) in körperliche und intellektuelle Arbeiter mit sich bringt (KUCKENBURG 1989, S. 210). So finden sich als Schüler auf der Mikroebene zumeist Söhne höherer Verwaltungsbeamter oder Aristokraten.¹⁸⁴ Erst mit dem Anwachsen der Verwaltungsaufgaben und eines sich immer weiter ausdifferenzie-

¹⁸⁴ Es gibt auch eine kleine Zahl von Schreiberinnen, die jedoch in der Männerdomäne nicht sehr angesehen sind (KUCKENBURG 1989, S. 212).

renden Sozialsystems wird auch Kindern von einfachen Beamten, Kaufleuten und Händlern eine Schreiberausbildung zuteil. Ein weiteres Ausschluss- beziehungsweise Schließungskriterium für die Teilnahme an der Ausbildung ist die Finanzierung der selbigen. Da Kinder wohl schon in jungen Jahren zum Unterhalt der Familien beitragen müssen ist es wahrscheinlich nur den wenigsten vergönnt die kostspielige Ausbildung zu absolvieren (ebd., S. 212).

Unterrichtet wird vermutlich mit Tontafeln. Funde deuten darauf hin, dass es sich bei gefundenen Tonscherben um Übungshefte von Schülern handelt. Durch Abschreiben zum Beispiel von Listen werden einerseits die Schreibweise und -technik geübt, andererseits führen die Schrifttafeln auch zu einer Standardisierung der Schriftzeichen (ebd., S. 166). Die Unterrichtszeit beinhaltet eine vierjährige Grundausbildung, der eine weitere zehnjährige Spezialausbildung am jeweiligen Arbeitsplatz folgt (ebd., S. 213). Das heißt, dass die weitere Ausbildung mit Blick auf die gesellschaftlichen Teilsysteme Recht, Handel und Landwirtschaft bedarfsorientiert erfolgt (ebd., S. 214). Wer die schulische Laufbahn erfolgreich absolviert darf erwarten einen hohen gesellschaftlichen Rang zu erklimmen. Daneben gibt es die Möglichkeit sich mit einer eigenen Schreibstube selbstständig zu machen, in der Briefe oder sonstige Dokumente angefertigt werden.

Da also von einer Verbreitung der Kenntnis im Umgang mit Schrift in breite Bevölkerungsteile nicht ausgegangen werden kann, bleiben den meisten Zeitgenossen zur Tradierung von Erfahrungen, Erzählungen, Mythen und Wissen beziehungsweise Informationen weiterhin nur mündliche oder praktische Verfahren (ebd., S. 212). Blickt man einmal genauer auf die Schrifttafeln wird dieser Sachverhalt noch deutlicher: Die bisher frühesten Schriftzeichen aus Uruk sind Ideogramme allokativer Ressourcen, also zum Beispiel von Körperteilen, Tieren und Pflanzen sowie Angaben zu Landverpachtungen gegen Leibrente, zur Kontrolle und Registrierung von Arbeitsleistungen, Ernteerträgen und Viehzählungen oder es sind Listen über Zuteilungen von Lebensmittelrationen an Arbeitskräfte (JACKSON 1981, S. 16), mit abstrakten Sym-

bolen, die als Bezeichnungen für bestimmte Waren und Mengenangaben interpretiert werden können (KUCKENBURG 1989, 162f.). Bei manchen Tafeln finden sich auch Ort- und Zeitangaben (ebd., S. 168). Die einzigen religiösen Verwendungsweisen der sumerischen Schrift finden sich auf Siegeln und Tontafeln mit religiöser Funktion, sowie für etwa 2700 v. Chr. als Inschriften zur Weihe von Gebäuden (HAARMANN 1990, S. 98, 100). Über einen gewissen Zeitraum werden diese zu längeren Berichten über die Regierungs- und Bautätigkeiten. Diese ersten Berichte lassen sich vielleicht auch als Anfänge einer mesopotamischen Geschichtsschreibung verstehen (KUCKENBURG 1989, S. 183).

Ebenso tauchen in dieser Periode erste Mythen, Hymnen, Sprichwörter und literarische Texte auf. Als einer der zentralen Texte jener Zeit muss das Gilgamesch-Epos erwähnt werden (ebd., S. 184). Ebenso sind Texte aus den Wissenschaftsbereichen der Astronomie, Mathematik, Medizin sowie Astrologie, Vorzeichenkunde und Magie bekannt (JACKSON 1981, S. 18). Hinzu kommt, dass das schriftlich fixierte Wissen in Bildungszentren gesammelt und archiviert wird. So sind bereits für circa das 3. Jahrtausend v. Chr. erste Bibliotheken nachweisbar (KUCKENBURG 1989, S. 184). Tontafelfunde in den Tempeln zeigen aber auch Privatkorrespondenzen sowie familiäre Themen. Das heißt Schrift wird, ebenfalls wie in Ägypten, sowohl für wirtschaftlich-administrative Aufgaben genutzt als auch in religiös-kultischen, wissenschaftlichen, historiographischen oder literarischen Bereichen.

Die Sumerer befinden sich aber auch immer wieder in kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Akkadern, die schließlich mit der Verdrängung der Sumerer als politischer Macht in der Region enden. Trotz des sozialen Wandels ist die sumerische Kultur prägend für die akkadische. In der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. übernehmen sie die silbische Schreibweise der Sumerer für ihre eigene Schriftsprache und passen sie der Lautlichkeit der eigenen Verbalsprache an. Somit wird die Keilschrift zu einer phonetischen Schrift umgewandelt und lebt als religiös-literarische fort (HAARMANN 1990, S. 226; KUCKENBURG 1989, S. 181). Damit einher geht eine

Reduzierung des Zeichenbestandes von circa 1.200 Zeichen auf nur noch circa 500 (KUCKENBURG 1989, S. 181). Zugleich kommt es zu einer zunehmenden Stilisierung beziehungsweise Abstrahierung der Schriftzeichen, was die Schrift einfacher handhabbar werden lässt und eine größere Ausdrucks- und Leistungsfähigkeit bedeutet, da sie flexibler und differenzierbarer einsetzbar ist (ebd., S. 164). Die Entwicklung neuer Schreibwerkzeuge spielt dabei ebenfalls eine gewichtige Rolle. So gibt es beispielsweise im Verlauf der Jahrhunderte verschiedene Griffel zum Eindrücken unterschiedlicher Zeichen in den weichen Ton und damit auch verschiedene Ver- und Anwendungstechniken (ebd., 163f.). Bis zu dieser Stelle zeigt sich deutlich, dass die Modifikationen des Schriftsystems Routinen und Praxen des Schreibvorgangs verändern, die sich auch auf die aufgezeichneten Inhalte auswirken.

Weiterhin sind auf der Mesoebene erste institutionalisierte Akkumulationen zu erkennen. Eine der ersten und damit frühesten Bibliotheken, die ASSURBANIPAL (668-627 v. Chr.) in Ninive gehört und vermutlich auf Bestände von TIGLATPILESER I. (1112-1074 v. Chr.) zurückgeht (JOCHUM 2007, S. 14), dient vermutlich dazu babylonische Literatur für den assyrischen Herrscher zu akkumulieren und zur Rezeption verfügbar zu halten. Den Umfang dieser Bibliothek schätzt man auf 5.000 bis 10.000 Tontafeln, mit „historischen, astronomischen, astrologischen, medizinischen, juristischen Texten, von religiösen Epen, Hymnen und Gebeten, [...] von chemischen Rezepten, [wissenschaftliche Texte] zur Erlernung der Keilschrift, Zeichen- und Wortlisten zum Verständnis der verschollenen Sprachen“ (ebd.) und vieles mehr. Der größte Fund antiker Keilschrifttafeln (circa 40.000) ist in Nippur gemacht worden und entstammt wahrscheinlich keiner Bibliothek, sondern zahlreichen Privatsammlungen der Priester und Tempelschulen. Die Tontafeln umfassen neben geschäftlichen Themen, Privatkorrespondenzen sowie familiäre Themen.

Verwendung findet die phonetische Schrift in der akkadischen Gesellschaft insbesondere bei der Tradierung babylonisch-assyrischer Religionsschriften, die bis heute im alten Testament zu finden sind (HAARMANN 1990, S. 228). Viele Inhalte der Bibel

über eine moralisch-ethische Lebensweise sind eine Sammlung „altorientalischer Sitten und Gebräuche, mesopotamischer Rechtsauffassungen und [...] Vorstellungen über eine im wesentlichen patriarchalisch ausgerichtete Sozialordnung“ (ebd., S. 230). Als Ursprung ist beispielsweise die HAMMURAPI-Stele aus schwarzem Basalt anzusehen, auf der die formalen Regeln jener Zeit (1792 - 1750 v. Chr.) eingemeißelt sind. Zahlreiche Kopien dieser Stele aus Ton sind als allokativer Ressource überall im Reich gefunden worden, was von einer Gültigkeit auf der Makroebene zeugt. Auf ihr sind Gesetze niedergeschrieben, die man nach heutigem Maßstab in „Strafrecht, Zivilrecht und [...] Wirtschaftsrecht“ (ebd.) unterteilen kann und damit verschiedene soziale Systeme betreffen. Dabei ist der Text nicht nur im Amtssprachstil, sondern auch in dichterischer Sprache gehalten und zeugt damit von der sprachlichen Kunstfertigkeit des Akkadischen (ebd.). Deutlich wird an der Stele auch, dass die zehn Gebote Mose nicht so originär waren, wie sie in der Bibel herausgestellt werden, sondern bereits seit langem in ihren Grundzügen bekannt sind (ebd., S. 231).

Die Schrift ist also von politischer, ökonomischer und kultureller Bedeutung innerhalb der babylonisch-assyrischen Gesellschaft, sowie über viele Jahrhunderte für die Diplomatie und ökonomischen Austauschprozesse mit den angrenzenden Ländern (KUCKENBURG 1989, S. 185). So wird die Keilschrift zum Beispiel auch in der wechselseitigen Korrespondenz mit Ägypten verwendet. Des Weiteren finden sich aus dem Zeitraum um 2000 - 1750 v. Chr. assyrische Königsschriften, Geschäftskorrespondenzen und offizielle Dokumente aus den Handelskolonien. Das Ende des babylonisch-assyrischen Reiches leitet aber schließlich auch den Niedergang der Keilschrift und damit das Ende der Keilschriftbibliotheken ein (JOCHUM 2007, 15f.).

Blickt man auf die Verwendung der bisher angesprochenen Schriften in den verschiedenen gesellschaftlichen Systemen und ihren Ebenen zeigt sich, dass Schrift primär als Memorierungs- und Datenspeicherungsinstrument für immer komplexer werdende Wirtschafts- und Staatsverwaltungen dient. CLAUDE LÉVI-STRAUSS sagt dazu:

„Die einzige historische Erscheinung, die mit dem Aufkommen der Schrift zusammenfiel, ist die Gründung von Städten und Reichen, mit anderen Worten die Integration einer großen Zahl von Individuen in ein politisches System und ihre Aufteilung in Kasten und Klassen. [...] Es scheint somit, daß die Schrift zunächst der Ausbeutung des Menschen diene, bevor sie seinen Geist erleuchtete.“ (LEVI-STRAUSS 1998, S. 294)

Abgesehen davon, das sich sowohl die sumerische beziehungsweise akkadische als auch die ägyptische Schrift als äußerst schwer zu erlernen darstellen, da sie ein kompliziertes System mehrerer hundert Schriftzeichen mit oft mehrdeutigen Wort- und Lautwerten beinhalten, die in unterschiedlichen Kontexten jeweils verschieden angewendet werden (KUCKENBURG 1989, S. 210), muss der Perspektive von LÉVI-STRAUSS noch hinzugefügt werden, dass es vermutlich absichtlich nicht zu einer weiteren Vereinfachung und damit erhöhten Effizienzsteigerung der Schriften in Mesopotamien kommt: Das Schriftsystem untersteht einer priesterlichen und herrschaftlichen Kaste, die an der Erhaltung der komplizierten Schrift interessiert ist, um die Machtgefüge aufrechtzuhalten.¹⁸⁵ Damit ist es auch möglich das Bildungs- und Wissensmonopol zu erhalten, was durch eine Vereinfachung der Schrift wahrscheinlich verloren gegangen wäre. Aufgrund dieses Konservativismus (HEJL 2008, 141f.) verwundert es kaum, dass es weder in Mesopotamien noch in Ägypten zur Entwicklung der Buchstabenschrift kommt (KUCKENBURG 1989, S. 221).

Dieser Perspektive und den Schließungsmechanismen durch Eliten müssen die öffnenden Effekte der Schrift zur Seite gestellt werden. Es zeigt sich nämlich nicht nur ein offensichtlich wachsender Bedarf an Aufzeichnungen über die Verhältnisse in den wirtschaftlichen, religiösen, herrschaftlichen, sozialen und wissenschaftlichen Systemen, sondern auch an deren Archivierung und damit langfristigen Verfügbarkeit der Informationen. Die Speicherung und Möglichkeit des Rückgriffs auf alte oder ältere Informationen beziehungsweise ihre Aggregation bewirkt über alle

¹⁸⁵ Das gleiche Argument ist wahrscheinlich auch auf das ägyptische Reich und die dort herrschende Priesterkaste übertragbar.

Ebenen hinweg eine Veränderung des Umgangs mit Informationen. Deutlich wird dies zum Beispiel an der Aufzeichnung von Epen, Mythen und anderen oben genannten kulturellen Überlieferungen sowie der Einrichtung eines Schulwesens, das den steigenden Anforderungen eines komplexer werdenden Sozialsystems gerecht werden muss. Sicherlich kann nicht von Offenheit gesprochen werden, sehr wohl aber können erste Bestandteile des Öffnungsprozesses erkannt werden. Insofern gilt es im Folgenden die weitere Entwicklung der Schrift in der phönizischen Kultur zu beobachten.

3.3.3 In Phönizien

An der Ostküste des Mittelmeeres, im Gebiet des heutigen Libanon und Palästinas entstehen wichtige Handels- und Hafenstädte der Phönizier. Sie liegen geographisch zwischen Mesopotamien im Osten, Ägypten im Süden, dem anatolischen Reich im Norden sowie dem minoischen Kreta und dem mykenischen Griechenland im Westen. Das damalige Phönizien befindet sich also inmitten der wichtigsten Macht- und Wirtschaftszentren der damaligen Zeit (ebd., S. 227). Somit liegt das phönizische Reich auch im Zentrum vieler Sprachen und Schriftsysteme, die in diesem Gebiet zusammenkommen. Aus dieser zentralen Position ergibt sich für die Handel treibenden Phönizier die Notwendigkeit zwischen diesen Schriftkulturen vermitteln zu müssen. Die von den Phöniziern zu diesem Zweck entwickelte phonetische Schrift ermöglicht erstmals eine sprachenübergreifende Kommunikation, die es erlaubt mit möglichst wenigen Zeichen alle phonetischen Elemente verschiedenster Verbalsprachen graphisch darzustellen (WILLS 1977, S. 96). Der Durchbruch zur Buchstabenschrift wird auf einen Zeitraum um die Jahrtausendwende des 1. Jahrtausends v. Chr. datiert. Aus dieser Epoche lassen sich bereits Dokumente und Inschriften in Pfeilen und Steindenkmälern etc. finden, die auf eine zweiundzwanzig buchstabige Schrift, bestehend aus Konsonanten, ohne Vokale hinweisen (KUCKENBURG 1989, S. 229, 238).

Das phönizische Schriftsystem bietet somit für das ökonomische System die Möglichkeit zu einer erweiterten Prosperität, der weiter ausgebaut und effizienter gestaltet werden kann. Dass heißt auf der Makroebene, ein offenerer Informationsfluss führt für die Handel treibenden Stadtstaaten zu einer gesteigerten sozialen Interaktion. Sie können sich besser miteinander vernetzen und Wirtschaftsbeziehungen mit neuen Partnern aufbauen, die die Schrift übernehmen und den eigenen Bedürfnissen anpassen.

Die Buchstabenschrift der Phönizier zeigt sich schließlich aufgrund ihrer Eigenschaften gegenüber der Keilschrift als überlegen und verdrängt diese mehr und mehr. Die sumerische Keilschrift fristet daher zur Zeitenwende in den Bereichen der Priester und Astronomen ein nur noch marginalisiertes Dasein und verschwindet schließlich völlig. Die letzte bekannte Keilschrifttafel stammt aus dem Jahr 74 oder 75 n. Chr. (ebd., S. 185). Über den phönizischen Seehandel, der sich seit Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr. etabliert, sowie phönizische Handwerker, die sich im ägäischen Raum niederlassen, verbreitet sich die phonetische Buchstabenschrift gesellschaftsübergreifend mittels allokativer Inventarlisten und Rechnungsbüchern, die so vor allem die griechischen Handelspartner kennenlernen (ebd., S. 240).

3.3.4 In Griechenland

Bevor auf die Schrift der Griechen, die diese von den Phöniziern übernehmen, eingegangen wird, soll die Redefreiheit thematisiert werden. Die verschiedenen Formen der Freiheit und Redefreiheit im antiken Griechenland lassen sich entlang sozialer Unterschiede nachzeichnen. So besitzen beispielsweise Sklaven keine Redefreiheit und die der freien Bürger („*eleutheros*“) unterschied sich von der der Oligarchen („*eleutherios*“). Letztere besaßen nach ihrer Auffassung die „wirkliche“ Freiheit („*eleutheria*“), da sie weder arbeiten brauchen noch von einer anderen Person ab-

hängig sind (RAAFLAUB 2004, S. 24). In der Definition der „eleutherios“ spiegelt sich also eine Elitendefinition der Freiheit eines Subjekts wider.

Die Redefreiheit im antiken Griechenland ist anhand der drei Begriffe „eleutherôs legein“, „isêgoria“ und „parrhêsia“ differenzierbar. „Eleutheros legein“ ist nach RAAFLAUB (2004, S. 46) wohl die älteste Form und beschreibt das einfache freie Reden auf der Mikroebene. Verständlich wird diese Form der Redefreiheit im Spannungsverhältnis von freier Person und Sklaven. Während ein Sklave um Erlaubnis fragen muss um reden zu dürfen kann eine freie Person stets uneingeschränkt sprechen. Ein weiteres Verständnis übersetzt „eleutherôs legein“ als „Ehrlichkeit“ – bei einem Sklaven ist es unklar, ob er nicht lügt. Die zweite Form der Redefreiheit wird mit dem Terminus „isêgoria“ umschrieben. Dieser Begriff entstammt dem aristokratischen Verständnis im Kontrast zur Tyrannenherrschaft. „Isêgoria“ bedeutet vor diesem historischen Hintergrund die Wiedererlangung der politischen Macht und Gleichheit der Aristokratie. Dieses Verständnis von Gleichheit ist aber nicht eindeutig, denn es kann beispielsweise auf der Mesoebene auf eine Gruppe Oligarchen rekurrieren oder sich auf der Makroebene auf eine vollkommen entwickelte Demokratie und die Gleichheit aller Bürger beziehen (ebd., S. 47).

Freiheit bedeutet für die athenischen Bürger also die Möglichkeit zur Partizipation an politischen Prozessen. Dazu gehört das Zusammenkommen der Bürger auf dem Versammlungsplatz der Polis und die gemeinsame Diskussion unterschiedlichster Themen. Keine formalen Regeln, die bestimmte Inhalte verbieten und keine andere Handhabe, wie zum Beispiel die autoritative Ressource polizeiartiger Truppen, die darüber wachen wer wann was sagt, schränken diese Freiheit ein. Insofern kann man nicht nur von Redegleichheit sondern von Redefreiheit sprechen (ebd., S. 48). Diese Redefreiheit wird mit dem dritten Begriff „parrhêsia“ (die Befähigung alles sagen zu können) umschrieben.

Rede- und Meinungsfreiheit in Schrift und vor allem gesprochenem Wort sind also in der attischen Gesellschaft fest verankert, das heißt in sozialen Prozessen, wie

den Reden auf der Agora manifestiert und standardisiert. Sie erlauben dem einzelnen Bürger offene Kritik an Missständen zu üben, Meinungsbildung zu betreiben und damit Veränderungsprozesse zu initialisieren. Offenheit der Rede trägt so also zur gesellschaftlichen Weiterentwicklung, zu sozialem Wandel bei. Wie bedeutsam die „parrhêsia“ als Werkzeug der Selbstreflexivität für die athenische Bürgerschaft ist, wird an den Ausführungen des HERODOT erkennbar, nach der nur wenige Monate währenden der Herrschaft der Dreißig, einer äußerst restriktiven Phase (von August 404 v. Chr. bis März 403 v. Chr.):

„Die Athener waren stark geworden. Das bürgerliche Recht des freien Wortes für alle ist eben in jeder Hinsicht, wie es sich zeigt, etwas Wertvolles. Denn als die Athener von Tyrannen beherrscht wurden, waren sie keinem einzigen ihrer Nachbarn im Kriege überlegen; jetzt aber, wo sie frei von Tyrannen waren, standen sie weitaus an der Spitze. Daraus ersieht man, dass sie als Untertanen, wo sie sich für ihren Gebieter mühten, sich absichtlich feige und träge zeigten, während jetzt nach ihrer Befreiung ein jeder eifrig für sich selbst schaffte.“ (HERODOT 2014, S. 5, 78).

Im Verlauf der Schreckensherrschaft sind die demokratischen Rechte außer Kraft gesetzt und damit auch die Redefreiheit (WALLACE 2004, S. 229). Nach dem Ende des Terrors werden zwar die demokratischen Rechte wiederhergestellt, so auch die „parrhêsia“, doch erfährt sie eine indirekte Einschränkung durch die Öffentlichkeit. Ist es bis zur Terrorherrschaft problemlos möglich die Demokratie und die Regierung in den Reden auf der Agora zu kritisieren, reagiert die Öffentlichkeit in der nachfolgenden regulativen Epoche zunehmend konservativ auf Vorschläge zur Veränderung der demokratischen Strukturen. Die Einschränkungen der „parrhêsia“ in Bezug auf die Kritik der Demokratie, so das paradoxe Argument, diene dieser wiederum zum Schutz. Ausnahmen bilden zum Beispiel die Akademien¹⁸⁶ oder Theateraufführungen in denen Kritik am athenischen Volk oder der Demokratie weiterhin akzeptiert, *de*

¹⁸⁶ PLATON kann seine Kritik an der Demokratie auch nur noch in den Mauern seiner Akademie äußern (WALLACE 2004, S. 230).

facto aber seltener geäußert wird (ebd., S. 230).¹⁸⁷ Man kann hier vermutlich von der sprichwörtlichen „Schere im Kopf“ bei den Autoren ausgehen.

Wie bereits erwähnt übernehmen die Griechen die Schrift der Phönizier und erweitern diese entsprechend ihrer Bedürfnisse um Zeichen für Laute, die in der semitischen Verbalsprache nicht existieren (HAARMANN 1990, 282ff.). Wahrscheinlich kommt es zur Aneignung der Schrift, weil Griechenland einerseits in wirtschaftlichem Kontakt mit dem phönizischen Reich steht, dessen Schrift sich im täglichen Handel bewährt und andererseits, weil es ebenfalls eine zentrale Rolle als Umschlagplatz für Waren aus Asien inne hat. Gleichzeitig geht aus dem Handel mit Ägypten die Einführung des Papyrus als eine Innovation der Trägermedien einher. Papyrus ist sehr viel günstiger als Pergament – günstiger sowohl für den, der schreibt als auch für den, der den Text kauft. Zudem ist Papyrus langlebiger als Wachstafeln und leichter zu handhaben als Stein oder Ton (GOODY et al. 1997, S. 84).

Die aufgrund des dezentralen Staatswesens entstehenden zahlreichen regionalen Schreibweisen des griechischen Alphabets erfahren im Zuge einer Schriftreform im Jahr 403 v. Chr. eine Vereinheitlichung, die die bis dahin ausgebildeten 24 Zeichen als Standard der Amtssprache sowie der Schulen reguliert (HAARMANN 1990, S. 289). Ab Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. wird eine allgemeine Lese- und Schreibkundigkeit in Griechenland in den bürgerlichen Schichten angenommen. Dass es ein gewisses Maß an Alphabetisierung in der Gesellschaft gegeben haben muss wird daran deutlich, dass die athenische Demokratie für die Übernahme politischer Ämter durch die Bürger oder das Scherbengericht Schreib- und Lesefähigkeit voraussetzt (KUCKENBURG 1989, S. 247). Doch ist anzumerken, dass es nur diejenigen mit Bürgerrecht sind, die an den demokratischen Verfahren partizipieren dürfen. Weiterhin werden Gesetze

¹⁸⁷ Unter der Herrschaft des PERIKLES (440-437 v. Chr.) sowie erneut um 415 soll es einen Beschluss gegeben haben, der das Verspotten von Personen des öffentlichen Lebens verbietet, der jedoch nicht lange in Kraft ist und auch in seiner Wirkung auf die Komödien eher unberücksichtigt bleibt. Erst mit dem Ende des ersten athenischen Seebundes entwickelt sich ein neues rhetorisches und philosophisches Bildungsideal, das ein Ende der alten offenen Gesellschaft und ihrer Komödien einläutet (SPEYER 1981, S. 47).

und andere formale Regulierungen in Stein gemeißelt und als allokativer Ressource öffentlich transparent gemacht (ebd.).

Ein weiteres Element, dass mit der Schriftentwicklung verbunden ist, ist der institutionalisierte Handel mit Schriften. TÖNNES KLEBERG (1965) unterstreicht das interdependente Verhältnis der Systeme Buchmarkt und Bibliotheken. Auf der einen Seite wäre ohne den privaten und kommerziellen Buchmarkt die Beschaffung neuer Bücher oder von abzuschreibenden Exemplaren äußerst schwer gewesen. Professionalisiert wird das Abschreiben durch Sklaven oder spezielle Scriptorien, denn kein Urheber- oder Verlagsrecht verhindert die Praxis dieser offenen Informationsweitergabe (BLANCK 1992, 117f.). Aus Sicht des Öffnungsprozesses stellt dies die vollkommene Transparenz und Partizipation an Quellen und Informationen jener Zeit dar. Doch das Fehlen eines Urheberrechts führt auch zu Problemen. So zeigen Funde der Epen des HOMER aus dem 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. Spuren von Auslassungen, Hinzufügungen, Verschiebungen von Versen, Abweichungen von Wortlauten etc., deren Rekonstruktion erst ab dem 2. Jahrhundert v. Chr. versucht wird. Dies geschieht vor allem in der Bibliothek von Alexandria, die mit ihren Ausmaßen überhaupt erst die Möglichkeiten besitzt die unterschiedlichen Versionen zu vergleichen, Veränderungen zu identifizieren und wieder an den Originaltext zurückzukehren (ebd., 116ff.). An diesem Beispiel wird deutlich, dass auf der anderen Seite auch die Entstehung institutionalisierter Bibliotheken die Entwicklung und Prosperität des Buchhandels unterstützt (KLEBERG 1965, S. 14). So sammeln wohlhabende Individuen Schriften für den Privatgebrauch sowie öffentliche Bibliotheken für diejenigen, die sich die Anschaffung von Schriften nicht leisten können. In den öffentlichen und privaten Bibliotheken der Meso- und Mikroebene werden Schriften aber nicht nur gesammelt, sondern auch bereits nach bestimmten Kriterien organisiert und sortiert, das heißt archiviert beziehungsweise akkumuliert. Die griechischen Bibliotheken stehen dabei in Kontrast zu den Herrschaftsbibliotheken.

Die ersten griechischen Bibliotheken finden sich in den Philosophenschulen¹⁸⁸, bei den Tragikern und wohlhabenden Griechen. Die erste öffentliche Bibliothek wird von PTOLEMAIOS PHILADELPHOS im Jahr 275 v. Chr. zusammen mit einem *gymnasion* gegründet und die erste Großbibliothek in Athen wird vom römischen Kaiser HADRIAN eröffnet (JOCHUM 2007, 41f.).

Die griechische Demokratie hat also durch die Übernahme der phönizischen Schrift und die rechtliche Sicherung einer Öffnung¹⁸⁹ der Äußerungen in Schrift und Sprache auf der Makroebene politische, technische, ökonomische und wissenschaftliche Innovationen vollbracht, die sich auch auf die Kultur insgesamt ausgewirkt haben. So entwickelt sich beispielsweise mit der Verschriftlichung der Geschichte auch ein Bewusstsein über die eigene Historizität und die Erkenntnis, dass durch die Aufzeichnungen einerseits Geschichte nicht mehr konfliktfrei an aktuelle Situationen angepasst werden kann und andererseits, dass es viele Widersprüche in den Überlieferungen gibt. Dies wiederum zieht sehr viel kritischere Betrachtungen der Überlieferungen nach sich, insbesondere mit Blick auf religiöse Themen (GOODY et al. 1997, S. 93). Hinzu kommt die Einsicht, dass sich das kulturelle Erbe aus Fiktionen, Irrtümern und Aberglauben sowie Elementen von Wahrheit zusammensetzt (ebd., S. 95).

In der Zeit vor den griechischen Stadtstaaten, in der es noch kein institutionalisiertes Schulsystem in Griechenland gibt kann die orale Tradierung großer Mythen und Sagen durch die Alten eines Stammes oder die Eltern als eine frühe Form der Ausbildung verstanden werden. Die Unterweisung der Kinder erfolgt wahrscheinlich

¹⁸⁸ PLATON ist einer der frühen Bibliophilen, der viel Geld für Bücher ausgibt. Nur ARISTOTELES ist ein noch größerer Büchersammler.

¹⁸⁹ Die einzige bekannte Zensur der attischen Republik wird durch ein Gesetz des SOPHOKLES bewirkt, der fordert, dass nur Philosophen lehren dürfen, die die Genehmigung von Rat und Volk besitzen. Dieses, hauptsächlich gegen die Paripatetiker gerichtete Gesetz, ist aber nicht von langer Gültigkeit, so dass die geflohenen Philosophen bereits nach einem Jahr wieder zurückkehren können (ebd., S. 48). Mehrfach soll es auch zu Vertreibungen der Epikureer gekommen sein, deren Schriften darüber hinaus wegen Gottlosigkeit verbrannt wurden. Weiterhin sollen die Spartaner ebenso wie die Kreter die Rhetoren aus ihrer Stadt verjagt oder auch ARCHILOCHOS verbannt haben, da seine Gedichte als unzüchtig und daher als ungeeignet für Kinder erachtet wurden (ebd., S. 44). Insgesamt verläuft

im Zuge eines Initiationsritus mit dem Eintritt in das Erwachsenenalter. Insofern wären auch in Griechenland die Anfänge der Schule in religiösen Ursprüngen zu suchen. Mit der Gründung der sogenannten Polis¹⁹⁰ tritt ein Wandel des Ausbildungssystems ein, so dass für die Zeit um circa 500 v. Chr. erste institutionalisierte Schulen mit größeren Zahlen von Schülern schriftlich bezeugt sind (ebd., 95f.). Das griechische Schulsystem ist jedoch entsprechend der Stadtstaaten zu unterscheiden. Typischerweise lassen sich hier Athen und Sparta gegenüberstellen. Während es in Sparta üblich ist die männlichen Kinder der Kriegerkaste mit sieben Jahren in eine kasernenähnliche Einrichtung aufzunehmen und dort auf ihre Funktion als Soldaten vorzubereiten, werden in Athen andere Schwerpunkte ausgebildet (KONRAD 2007, S. 12; SCHMITZ 1980, S. 14). Ausgehend vom Vorbild adliger Schulbildung entsteht dort eine Schulphilosophie, die von einem neuen Menschenbild geprägt ist, das sich an der Individualität des Schülers orientiert. Zudem erlaubt die griechische Schule die Möglichkeit zur Kritik und damit die Weiterentwicklung des Tradierten und nicht nur dessen unreflektierte Übernahme. Schule bietet damit die Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit Inhalten, die nicht mehr ausschließlich für die vom Vater weitergereichte berufliche Zukunft relevant sind, sondern bietet eine breite Ausbildung aller¹⁹¹ (KONRAD 2007, 11f.). Diese ersten Formen der Partizipationsmöglichkeit an Bildung können als weitere erste Schritte des Öffnungsprozesses verstanden werden.

In der vielleicht als radikal zu bezeichnenden Phase, bis zur bereits oben erwähnten Reform im Jahr 403 v. Chr., gibt es weder eine Schulpflicht noch eindeutige

die Auseinandersetzung zwischen der christlichen Religion und den heidnischen Glaubensrichtungen sowie den unterschiedlichen philosophischen Strömungen im ohnehin tendenziell pluralistischeren Griechenland also vergleichsweise friedlich – friedlicher zumindest als in der Neuzeit, wo mit den Glaubensfragen auch politische Reformen oder Machtansprüche verbunden sind (ebd., 43f.).

¹⁹⁰ Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an die Entwicklungen der Sumerer, denn auch bei ihnen führt die Zusammenballung ersten stadähnlichen Siedlungen zu einer Komplexitätssteigerung der sozialen Systeme durch gesellschaftliche Ausdifferenzierung und leitet einen wirtschaftlichen, politischen, technischen, wissenschaftlichen und sozialen Wandel ein.

¹⁹¹ Wenn hier von „allen“ gesprochen wird, kann dies selbstverständlich nur auf die Bürger, das heißt die freien Mitglieder einer Stadt bezogen sein. Frauen, Sklaven, Nicht-Bürger sowie eben deren

Regularien für die schulische Ausbildung. Erst mit der Reform wird formal festgelegt, welche Inhalte gelehrt werden und wie die Bestellung der Lehrer erfolgen soll (ebd., S. 13). Das heißt die Distribution der Schreib- und Lesefähigkeiten erfolgt nun zwar mehr oder weniger reguliert beziehungsweise standardisiert aber weitgehend individuell. So ist es üblich, dass die männlichen Kinder der athenischen Bürger im Alter von sieben Jahren einen Lehrer aufsuchen, der seine Dienste gegen Endgeld anbietet und damit sein Wissen zu einer Handelsware macht (GOODY et al. 1997, S. 96). Da ein Lehrer aber nicht alle Fächer unterrichtet beziehungsweise die Lehrer nicht in einem wie heute üblichen Schulgebäude lehren, sind die Schüler gezwungen von Lehrer zu Lehrer umherzuziehen. Das es für Kinder wohl zudem auch schon einen selbstverständlichen Zugang zu Büchern oder Texten gegeben haben muss zeigt sich an einer Quelle des Rhetors LIBANIOS aus Antiochia. Dieser beschwert sich zum Beispiel über Eltern, die zu geizig seien ihren Kindern die entsprechenden Bücher für seinen Unterricht zu kaufen (KLEBERG 1965, S. 11).

Inhaltlich ist die schulische Ausbildung der jungen Griechen von einer Parallelität verschiedener Fächer¹⁹² geprägt. Die jungen Knaben erlernen Schreiben, Lesen und Rechnen, aber auch körperliche Ertüchtigung und musikalische Unterweisung gehören zum Lehrstoff (KONRAD 2007, S. 13).¹⁹³ Die Kinder zwischen dem 14. und 18. Lebensjahr gehen anschließend auf eine höhere Schule, das *gymnasion*. Ursprünglich

Kinder haben kein Recht zur Ausbildung. Weiterhin ist Bildung für die Eliten auch nur möglich, weil die Arbeit von den Sklaven beziehungsweise niedrigeren Ständen erledigt wird. Die Freiheit sich nicht um die existentiellen Fragen des Überlebens kümmern zu müssen erlaubt den notwendigen Freiraum sich der Bildung und den Künsten zu widmen.

¹⁹² Zwar werden schon in der hellenistischen Phase die Fächer Grammatik, Rhetorik und Dialektik sowie die Fächer Arithmetik, Astronomie, Musik und Geometrie unterschieden, doch zu ihrer Zusammenführung zu den sogenannten „Sieben Künsten“ beziehungsweise den *septem artes liberales* und ihre Unterscheidung in *trivium* und *quadrivium* kommt es erst in der Spätantike.

¹⁹³ Für das antike Athen kann also von einer elementaren Schulausbildung für die freien Bürger ausgegangen werden. Daran zeigt sich deutlich die historisch frühe Form einer Öffnung. Bildung und Medienkompetenz, hier angewandt auf die Fähigkeiten des Schreibens und der Rhetorik stellen sich somit als grundlegende Voraussetzungen dar, um an den demokratischen Prozessen einer Gesellschaft teilnehmen zu können, weil sie weiterhin die Möglichkeit eröffnen die für die Entscheidungen relevanten Informationen überhaupt verarbeiten zu können.

der vormilitärischen Ausbildung gewidmet gewinnen im Verlauf der Hellenisierung die intellektuellen Fächer an Bedeutung. So stehen die Literatur, hier vor allem die Epen HOMERS, grammatische Übungen sowie Mathematik im Vordergrund (ebd., S. 14). In allen neu gegründeten Städten findet sich bald ein *gymnasion*. Es bildet das intellektuelle Zentrum der griechischen Kultur in den Provinzstädten und ist der Ort an dem die neuen Eliten der jeweiligen Regionen ausgebildet werden.¹⁹⁴ Eine weitere Innovation, die mit der hellenistischen Epoche im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. verbunden ist, ist eine Öffnung des *gymnasion* für Mädchen, die somit erstmals offiziell am Bildungssystem partizipieren dürfen (ebd., 18f.).¹⁹⁵

Ab 334 v. Chr. gehen die jungen Männer zur *ephebie*, der höchsten Bildung über, mit deren Absolvierung das Bürgerrecht erworben wird. Die Ausbildungsinhalte in der *ephebie* bestehen aus den bereits bekannten klassischen Fächern, unter denen der Rhetorik zunehmend Bedeutung beigemessen wird. Die Kunst des Redens ist in der griechischen Demokratie von zentraler Relevanz für die Erlangung bestimmter Posten beziehungsweise die Übernahme von Ämtern oder die Verteidigung bei rechtlichen Auseinandersetzungen (ebd., S. 15).¹⁹⁶

In Athen bilden sich zudem erste unterschiedliche didaktische Konzeptionen aus, wie sich zum Beispiel an der Gegenüberstellung der sophistischen Herangehensweise im Vergleich zur sokratischen beziehungsweise platonischen zeigt. Die Sophisten unterweisen ihre Schüler, während Sokrates die Hebammenkunst bevorzugt, was heißt, dass im Zuge eines diskursiven Verfahrens der Schüler durch geschicktes Fragen und Antworten die Lösungen in sich selbst finden soll. Es wird also angenommen,

¹⁹⁴ So auch in den ägyptischen Provinzen, wo die ägyptische Führungsschicht ihre Kinder ebenfalls am *gymnasion* unterrichten lässt.

¹⁹⁵ Für die platonische Akademie sind ebenso bereits Frauen als Schülerinnen bezeugt. Siehe weiter unten die Ausführungen zur Akademie Platons in diesem Kapitel.

¹⁹⁶ Das gesamte Schulwesen im antiken Griechenland besteht also aus privatwirtschaftlichen Institutionen, die aber häufig von Stiftungen unterstützt werden. Es lässt sich also vermuten, dass durch die unterschiedlichen Lehrer und verfügbaren finanziellen Mittel, starke Niveauunterschiede in den Schulen festzustellen sind. Interessanter Weise ist die einzige von staatlichen Mitteln finanzierte öffentliche Einrichtung, die *ephebie*, die auch das Bürgerrecht verleiht (SCHMITZ 1980, S. 16).

dass der Schüler das Wissen bereits in sich trägt und der Lehrer ihm nur hilft dieses ins Bewusstsein zu befördern (ebd., S. 16). Die sokratische Methode der Mäeutik beziehungsweise des Dialogs ist als eine offene Lehrmethode zu verstehen. In einem diskursiven Miteinander werden Argumente offen ausgetauscht und Wissen vermittelt. In diesem Lehr- und Lernverfahren ist wohl der Kern des Öffnungsprozesses zu sehen, da eine direkte Weitergabe von Informationen praktiziert wird.¹⁹⁷ PLATON, der in der „Politeia“ auch ein eigenes Lehrkonzept entwirft, in dem unter anderem die Fächer Schreiben, Lesen, Rhetorik, Kunst, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Astrologie unterrichtet werden sollen (ebd., S. 17), setzt zum Beispiel in seiner Akademie die Lehrmethode seines Lehrers fort. Unterschieden wird in der Akademie PLATONS¹⁹⁸ aber zwischen Anfängern und Fortgeschrittenen. Die philosophischen Anfänger werden im *gymnasion*, einem der Räume in der Akademie, unterrichtet, während die erfahreneren Schüler durch Diskussionen im Garten unterrichtet werden (BALTES 1999, S. 7). Gelehrt werden aber auch Themen, gegen die PLATON als Vorsteher und Leiter der Schule Aversionen hegt, wie beispielsweise das Fach Rhetorik, das ARISTOTELES unterrichtet. PLATON aber verbietet diese Fächer und auch andere Lehrmeinungen nicht. Vielmehr versucht er seine Position zu anderen Lehrmeinungen in seinen Dialogen darzulegen und so durch das bessere Argument zu überzeugen (ebd., S. 9).

Ein weiterer Vorteil der Akademie ist, dass die Schüler keine Gebühren zahlen, sehr wohl aber für ihren Lebensunterhalt selbst sorgen müssen. Obwohl daher die meisten Schüler aus wohlhabenderen Familien kommen gibt es auch einige mit ärmeren

¹⁹⁷ Sicherlich sind als Schließungsmechanismen sowohl die rechtlichen Einschränkungen der Ausbildungsbefähigung als auch die Kosten für die Ausbildung anzusehen, die weiterhin große Teile der Bevölkerung von der Bildung ausschließen, so dass die orale Weitergabe von Inhalten an ein Zuhörer- und Theaterpublikum wohl zunächst weiterhin das wichtigste Tradierungsinstrument bleibt. Deutlich wird dies auch an Handlungskonservatismen, da man in der Philosophie ebenso am Dialog als primäres Mittel zur Lehre und Wahrheitsfindung festhält wie man in der Politik die Diskussion zur Entscheidungsfindung beibehält.

¹⁹⁸ Wenn an dieser Stelle von der Akademie des PLATON die Rede ist, so muss erwähnt werden, dass er der „Direktor“ der Schule ist. Neben ihm gibt es weitere Lehrende wie zum Beispiel ARISTOTELES, SPEUSIPPUS, XENOKRATES oder HERKLIT VON PONTUS. PLATON fungiert eher als Wissenschaftsmanager,

Familienhintergründen, die sich durch Nacharbeit oder das Unterrichten eigener Tutorien finanzieren. In diesem Zusammenhang kann auch erwähnt werden, dass zunächst alle Schüler männlich sind. PLATON schreibt jedoch in seinem Buch „Der Staat“ von der Gleichberechtigung der Frau in weiten Teilen des gesellschaftlichen Lebens. Dies wiederum motiviert AXIOTHEA als erste Frau Schülerin von PLATON werden zu wollen. Zunächst tarnt sie sich noch als Mann, doch als sie entdeckt wird darf sie bleiben und bringt wahrscheinlich wenig später mit LASTHENEIA einer weitere Frau in die Akademie (ebd., S. 12).

Über die Rolle und Verwendung der platonischen Dialoge im Unterricht beziehungsweise in der Akademie gibt es nur wenige Überlieferungen. PLATON hält wohl Vorlesungen seiner Dialoge, die von den Studierenden mitgeschrieben und auch veröffentlicht werden dürfen, das heißt zum Beispiel sie in der Öffentlichkeit vorzutragen. BALTES sagt hierzu: „The ‚public‘ which Plato chose for his dialogues was, therefore, his school. From the moment of this publication on, it was open to anyone to make copies of the writing in question.“ (ebd., S. 17) Diese Abschriften zirkulieren in der Folge nicht nur in Athen, sondern sogar bis nach Arkadien. PLATON selbst hat nichts gegen diese Weitergabepaxis, ist sie doch eine gute Werbung für seine Akademie (ebd.).

Gerade aber die Textproduktion PLATONS im wissenschaftlichen beziehungsweise genauer philosophischen Bereich ist für den Öffnungsprozess von besonderer Bedeutung, weil hier zum ersten Mal die schriftliche Fixierung von philosophischen Informationen erfolgt, die bis dahin nur mündlich, zum Beispiel im Zuge der sokratischen Lehrmethode weitergegeben werden. Die Aufzeichnungen des PLATON können als an einer Schnittstelle verstanden werden: Er befindet sich als Schüler von SOKRATES an der Schwelle des Medienumbruchs zur Schriftlichkeit. Betrachtet man nur die Mikroebene hinterlässt sein Lehrer kein geschriebenes Wort und so ist es

der den anderen zu lösende Probleme – zum Beispiel im technisch-mechanischen Bereich – aufgibt (BALTES 1999, S. 8).

PLATON, der durch die Dialogform seiner Texte beide Medienformen zu vereinen versucht. Erwähnt werden muss in diesem Zusammenhang nochmals die Schriftkritik PLATONS, der als Nachteil des neuen Mediums auch die fehlende Antwortmöglichkeit des Textes auf Fragen des Rezipienten betont (PLATON 275 d-e, 275d-e). ARISTOTELES, der Schüler PLATONS, verabschiedet sich bereits von der dialogischen Aufzeichnungsform und beginnt Fließtexte zu schreiben. Mit ARISTOTELES zeigt sich vor allem auch die Transformation der Denkweisen, die mit dem phonetischen Alphabet einhergeht – weg von herrschaftlicher Einflussnahme oder Beschränktheit auf göttliche Zusammenhänge (JOCHUM 2007, S. 39), hin zu einer logisch-empirischen Denkweise (GOODY et al. 1997, S. 86).

Neben der logisch-empirischen Methode differenzieren die Griechen aber auch erste wissenschaftliche Fachbereiche, wie Kartographie durch ANAXIMANDER und HEKATAIOS, Astronomie durch ANAXIMANDER oder ERATOSTHENES, Philosophie durch PLATON, ARISTOTELES, DEMOKRIT oder EPIKUR, Geschichte durch die Aufzeichnungen von HERODOT und THUKYDIDES, Mathematik durch PYTHAGORAS und EUKLID, Physik und andere Naturwissenschaften durch ARCHIMEDES oder THEOPHRASTOS oder die Medizin dank HIPPOKRATES oder HEROPHILOS. Nicht zu letzt sind aber auch Dichter wie HOMER, EURIPIDES oder SOPHOKLES zu nennen, die ebenfalls Gegenstand heutiger Wissenschaften sind. Ihr Ziel ist die Informationen „dem allgemeinen Publikum in der Form zur Kenntnis zu bringen, in der sie sie vorfanden, also ohne etwas hinzuzufügen oder wegzulassen“ (PEARSON 1939, S. 3 zitiert nach GOODY et al. 1997, S. 92). Sie sind heute noch bekannt, da sie Werke von derart hohem kulturellen und wissenschaftlichen Wert geschaffen haben, die sich im Zuge des Öffnungsprozesses durch Abschriften bis in unsere Tage erhalten haben.

Blickt man nun auf die Ausführung zur Sprachlichkeit und Schriftlichkeit der Griechen zurück erkennt man, dass die Schrift sicherlich nicht die gesamte griechische Gesellschaft durchdrungen hat. Sowohl die rechtlichen Einschränkungen der Ausbildungsbefähigung als auch die Kosten für die Ausbildung schließen wei-

te Teile der Bevölkerung aus, so dass die orale Weitergabe von Inhalten an ein Zuhörer- oder Theaterpublikum auf der Mesoebene weiterhin das wichtigste Tradierungsinstrument bleibt. Deutlich wird dies auch daran, dass man im Politiksystem am Dialog als primäres Mittel der Entscheidungsfindung festhält, der in rechtlich standardisierten und gesicherten demokratischen Strukturen und Verfahrensweisen (Einrichtung von Räten und Gremien, Wahlen, Sicherung der Redefreiheit etc.) vorgesehen ist. Erst mit der Befähigung zu lesen, schreiben, verstehen, verarbeiten und weiterentwickeln von schriftlichen Informationen durch größere Bevölkerungsteile wird die Grundlage zu einer aktiven Partizipation an einer schriftlich geführten politischen Auseinandersetzung möglich. Schrift bleibt im antiken Griechenland somit nicht mehr auf eine Priesterkaste beschränkt wie noch in früheren Kulturen, sondern erlaubt nach und nach, dass sich viele an einer kompromisslosen Auseinandersetzung über orthodoxe Lehrmeinungen beteiligen können, die den Prozess der Individualisierung in Bewegung setzen, der sich in Aussagen wie zum Beispiel von HEKATAIOS widerspiegelt: „Was ich aufschreibe, ist die Darstellung, die ich für wahr halte. Die Griechen erzählen nämlich viele Geschichten, die nach meiner Auffassung alle lächerlich sind.“ (HEKATAIOS zitiert nach GOODY 1997, S. 90) Es sind also, wie schon auch schon an der Verbreitung der Schriftsysteme der anderen Hochkulturen deutlich wurde, zum Beispiel Institutionalisierungen, die Nutzung verschiedenster Ressourcen, die Etablierung von Regeln oder die zunehmenden Interdependenzen der ökonomischen, wissenschaftlichen, politischen, militärischen, kulturellen, rechtlichen und technischen Systeme, die die Weiterentwicklung und Verbreitung der Schrift fördern. Erst eine vergleichsweise leicht zu erlernende und verwendbare Schrift wie das Griechische sowie der Zugang zu Quellen, durch die auf der gesellschaftlichen Mesoebene entstandenen Schulen, Bibliotheken oder den Buchhandel erlauben einer Vielzahl von Menschen die Teilnahme und Teilhabe am Medium Schrift. Die verstärkte Partizipation eröffnet auf der Mesoebene sozialer Systeme wiederum Möglichkeiten zur Ausdifferenzierung und / oder Integration

von neuen (Sub-)Systemen (siehe exemplarisch die verschiedenen Wissenschaften), Normen und Gesetze (zum Beispiel die Gesetze zur Verwendung der Schrift und Ausbildung) etc., die auf der Makroebene langfristig für einen dynamischen sozialen Wandel sorgen. Hierin sind also weitere Effekte des Öffnungsprozesses zu erkennen, die durch das neue Medium ausgelöst werden. Öffnung im Verständnis dieser Arbeit ist, wenn auch mit gleichzeitig stark gegenläufigen Schließungselementen (Beschränkung auf die freien Bürger, finanzielle Ausgrenzung, Unterdrückung breiter Bevölkerungsschichten etc.), im antiken Griechenland zum ersten Mal zu beobachten. Zentral an der attischen Gesellschaft und ihrer Öffnung ist – und dies gilt es für die weitere Betrachtung zu memorieren – das es eine Demokratie von Amateuren ist. Es gibt keine ausgebildeten Berufspolitiker, sondern lediglich Bürger, die als Multikomponentenindividuen in Ämter gewählt werden. Die Amateurhaftigkeit, die mit einer Öffnung beziehungsweise dem Öffnungsprozess immer wieder Hand in Hand geht, wird uns bis in die heutige Zeit begleiten.¹⁹⁹

Das einfacher erlernbare und nutzbare griechische Alphabet und die wirtschaftliche sowie militärische Expansion des griechischen Reiches nach Nordafrika, Südfrankreich, Spanien, Sizilien und Süditalien führen dazu, dass sich das griechische Alphabet an die Völker im gesamten vorder- und mittelasiatischen Raum verbreitet, die es wiederum für ihre Zwecke umbilden (KUCKENBURG 1989, 244f.), woraus beispielsweise um das 9. Jahrhundert n. Chr. die kyrillische Schrift entsteht (HAARMANN 1990, S. 289). Mit dem griechischen Alphabet wird der Öffnungsprozess der griechischen Kultur sowie dessen Weitergabe an andere Gesellschaften entscheidend vorangetrieben, was im Folgenden auch an der Öffnungsgeschichte Roms gezeigt werden kann.

¹⁹⁹ An dieser Stelle sei schon einmal auf die Amateure der Radio- (siehe Kapitel 5.4) und Computerclubs (siehe Kapitel 6.8) verwiesen.

3.3.5 Im Römisches Reich

Für die Entwicklung des lateinischen Alphabets ist die Wanderung der Etrusker ein wichtiger Faktor. Die Etrusker standen in Kontakt mit den Griechen, wodurch sie wahrscheinlich deren Schrift erlernten und um circa 700 v. Chr. nach Italien mitbrachten (ebd., S. 291). Das frühe lateinische Alphabet umfasst zunächst 21 Buchstaben und wird ebenfalls an die jeweiligen Sprachbedürfnisse angepasst. Um 146 v. Chr., nachdem das griechische Gebiet durch die Römer annektiert wird, nimmt man die letzten Veränderungen beziehungsweise Standardisierungen an der Schrift vor und fügt die Buchstaben „Y“ und „Z“ ein (ebd., 226ff.). Die weitere Expansion des römischen Reiches und daraus resultierende Beherrschung weiter Teile Europas sowie die schnelle Erlernbarkeit des lateinischen Alphabets fördern seine Verbreitung über den gesamten europäischen Kontinent.²⁰⁰

Neue Werke werden durch ein professionelles und institutionalisiertes Buchhandels- und Verlagssystem distribuiert (KLEBERG 1965, S. 23). Die Ausdifferenzierung und Standardisierung der Buchproduktion, mit unterschiedlichen Berufsbildern erlaubt eine akzelerierte Produktion und Distribution, so dass neue und alte Werke schneller zur Rezeption beziehungsweise Teilhabe verfügbar gemacht werden können. Das Interesse der Verleger an dem Verkauf eines Buches liegt selbstverständlich in dem sofortigen Absatz möglichst vieler Bücher, da sie, sobald sie auf dem Markt sind zu Allgemeingut werden und von anderen abgeschrieben und verkauft werden können (ebd., S. 62). Durch den Export literarischer Werke über das gut ausgebaute und weit verzweigte Distributionsnetzwerk in die Provinzen des Reiches (zum Beispiel Frankreich, Spanien oder in Nordafrika) kann ab dem 2. Jahrhundert n. Chr. auch dort von einer gewissen Literalität in der höheren römisch-stämmigen Bevölkerung ausgegangen werden (ebd., 44f.).

²⁰⁰ Im Zuge des Kolonialismus und damit verbundenen Missionierungsbestrebungen seit dem 15. Jahrhundert diffundiert das lateinische Alphabet anschließend über den gesamten Globus und ist heute zu einer der führenden Schreibweisen geworden (KUCKENBURG 1989, S. 245).

Im römischen Reich gibt es wie bei den Griechen grundsätzlich das Recht zur freien Meinungsäußerung in Sprache und Schrift. Dennoch kommt es im Verlauf der Kaiserzeit zur Vernichtung von Schriften durch Verbrennung, zu Verbreitungs-, Besitz- oder Leseverboten, zur Verbannung von Autoren und Konfiszierung ihres Besitzes oder sogar ihrer Tötung (ebd., 64f.).²⁰¹ Buchhändler, die weiterhin verbotene Bücher reproduzieren und zum Kauf anbieten werden nicht selten gekreuzigt.

²⁰¹ Ein früher Fall ist der des PROTAGORAS, der wegen Gotteslästerung im 5. Jahrhundert v. Chr. aus Athen verbannt wird. Mit AUGUSTUS kommt zu einem Wandel der Staatsform, mit der sich der *princeps* nun mit dem Staat gleichgesetzt. Nur der Kaiser entscheidet, ob die an ihn herangetragene Kritik Hochverrat und damit Majestätsbeleidigung ist oder nicht. Die Herrschaft autoritärer Kaiser führt deshalb dazu, dass viele Geschichtsschreiber, Dichter und Redner getötet werden und ihre Literatur verbrannt wird. Nur die anonyme Veröffentlichung bleibt noch um Kritik zu üben (SPEYER 1981, S. 57). Mit dieser zunehmenden Härte gegen Schriftsteller wandelt sich auch die literarische Kultur, in der die Autoren mehr und mehr versuchen dem *princeps* zu gefallen (ebd., S. 58). Als Beispiel kann OVID angeführt werden, der durch Kaiser AUGUSTUS verbannt wird. Allerdings ist der Grund für die Verbannung OVIDS wahrscheinlich eher in einer unangemessenen Handlung gegenüber der Tochter des Kaisers zu suchen, als in seinen Texten. Die Strafe inhäriert schließlich auch die Verbannung seiner Gedichte aus den öffentlichen Bibliotheken (BLANCK 1992, S. 131). Eine Fahndung nach OVIDS Werken in den Privathaushalten bleibt aber aus (SPEYER 1981, S. 61). Weiterhin wird AUGUSTUS gegen Ende seiner Amtszeit immer strenger in der Beurteilung von Schriften. Die Gründe dafür mögen jedoch auch in den Rahmenbedingungen liegen: So ist er gegen Autoren und Dichter vorgegangen und hat Schmähschriften verbrennen lassen, die während der Hungersnot im 6. – 8. Jahrhundert n. Chr. entstehen.

Mit TIBERIUS verändert sich die römische Literatur im ersten Jahrhundert n. Chr. dann endgültig. Jedes Werk, das auch nur in Ansätzen die alten Helden der Republik zu loben scheint wird verboten und dessen Autor getötet (ebd., 62f.). Opfer des TIBERIUS sind zum Beispiel CLUTORIUS PRISCUS, der wegen eines Trostgedichtes hingerichtet wird, AELIUS SATURNIUS wird für seine Verse vom Kapitol gestoßen, SEXTIUS PACONIANUS erfährt wegen Schmähgedichten ebenfalls ein Todesurteil, kommt der Vollstreckung aber durch Selbstmord zuvor (ebd., S. 64). Unter den Kaisern CALIGULA, CLAUDIUS, NERO, VITELLIUS, VESPASIAN setzt sich die Epoche der Verfolgung unliebsamer Astrologen, Autoren und Dichter fort. Mit DOMITIAN erreicht die Literaturvernichtung dann eine weitere Stufe. Unter ihm wird nicht nur der griechische Geschichtsschreiber HERMOGENES aus Tarsos zum Tode verurteilt, sondern auch die Abschreiber seines Werkes. Damit werden erstmals auch die Distributoren eines Werkes bestraft (ebd., S. 73). Weitere Opfer DOMITIANS sind zum Beispiel THRASEA PAETUS oder HELVIDIUS PRISCUS. Eine weitere Phase konservativen Denkens und Handelns mit zahlreichen Bücherverbrennungen herrscht unter DIOCLETIAN, der mit dem Edikt gegen die Manichäer 297 n. Chr. bestimmt, dass ihre geistigen Führer sowie ihre Schriften mit dem Feuer vernichtet werden sollen. Diese Sequestrierung und Verbrennung der heiligen Schriften im Zuge der Christenverfolgung ist eine Praxis, die die Christen später in gleicher Weise anwenden (BLANCK 1992, S. 132).

In den Jahren 386 / 387 v. Chr. kommt es schließlich zu einer siebenmonatigen Besetzung Roms durch die Gallier. Dabei zerstören diese die *Regia* inklusive der „*Annales maximi*“ sowie die „*libri*“ oder „*commentarii pontificum*“, und die Zwölftafel-Gesetze. Hierbei handelt es sich um Dokumente, die mit der offiziellen Religion in Verbindung stehen, das heißt zum Beispiel über die sakralen Praktiken der Staatspriester oder auch den Privatkult. Diese Dokumente sind wie so oft in Tempelanlagen untergebracht, die häufig ebenfalls zerstört werden (SPEYER 1981, S. 16).

Darüber hinaus werden auch bestimmte literarische Gattungen wie Zauberbücher oder andere Geheimlehren verboten, wenn sie als eine Gefährdung der bestehenden Ordnung angesehen werden (ebd., 65f.).²⁰² Das bekannteste Beispiel ist wahrscheinlich der Bacchuskult, dessen Ritualbücher öffentlich verbrannt werden. Aus diesen ökonomischen als auch rechtlichen Einschränkungen zeigen sich erste Tendenzen von Schließungsmechanismen in Rom, die dem Öffnungsprozess entgegenstehen. An den Schließungen, die bereits an moderne Zensurmaßnahmen erinnern, wird deutlich, dass systematisch auf die Produktion, Distribution und Akkumulation sowie in deren Folge auch die Rezeption Einfluss genommen wird. Ist also die Phase der Republik noch eine Phase weitgehender Öffnung sind spätere Regierungsjahre von besonders restriktiven Schließungswellen geprägt, in denen viele Bücher vernichtet und ihre Autoren getötet werden.

Die Begrifflichkeit, mit der das Recht auf Rede- und Meinungsfreiheit beschrieben wird, ist bei den Römern weniger differenziert und wird unter dem Begriff „*libertas*“²⁰³ subsumiert. Die Redefreiheit ist insbesondere bei den öffentlichen Versammlungen („*contiones*“) von Bedeutung. Eine „*contio*“ ist eine informelle öffentliche Versammlung zum Zweck das Volk über politische, gesetzliche oder militärische Entwicklungen zu informieren. Das Maß der Redefreiheit während einer solchen Versammlung ist jedoch differenziert zu betrachten. STEFAN G. CHRISANTHOS (2004, S. 343) vertritt zum Beispiel die Meinung, dass es bei den Versammlungen des römischen Stadtvolkes kaum Einschränkungen gibt. So verweist er darauf, dass es keine Zensoren im modernen Sinn und keine Institutionen oder Gesetze gibt, die die

²⁰² So werden nach dem Krieg mit HANNIBAL ab 213 v. Chr. die verbreiteten Weissagungen und Kultschriften vom Senat verboten. Alle Weissagungs- und Gebetstexte sowie Opferrituale seien abzugeben (ebd., S. 51). Aber auch religiöse Schriften, vor allem Zauberbücher und astrologische Schriften werden in Rom öffentlich verbrannt. Die aus den römischen Kolonien stammenden Weissagungen und Orakelsprüche, zum Beispiel der SYBILLE, die häufig romfeindlichen Inhalts sind, fallen ebenso den Vernichtungen anheim. Weiterhin werden nicht nur die Schriften, sondern auch die Autoren mit Verbannung oder dem Tod bestraft (ebd., 55f.).

²⁰³ „*Libertas*“ als universelles Recht bezieht sich zum Beispiel auch darauf wählen zu dürfen. So konnten die Wahlberechtigten zum Beispiel Magistrate in ihr Amt berufen oder auch wieder abwählen, wenn sie ihren Aufgaben nicht nachkamen.

Reden überwachen oder einschränken. Tatsächlich sind die „contiones“ aber durch den Magistrat beschränkt, nur er darf sie einberufen und nur er bestimmt die Redner. Mit der Erlaubnis des Magistrats ist es dann zwar grundsätzlich jedem erlaubt alle Themen anzusprechen, doch die umstehenden Teilnehmer können durch Rufe, Applaus, Grölen oder Anfeuern die gehaltenen Reden „kommentieren“, oder die Redner zu Unterbrechungen oder sogar zum Abbruch ihres Vortrages zwingen („thorubos“). Auf der anderen Seite sieht man im „thorubos“ aber auch ein Beispiel für die Redefreiheit, hier des Publikums, dass darüber am politischen Prozess beziehungsweise der Diskursivierung bestimmter Themen partizipieren kann (CHRISANTHOS 2004, S. 345).

Der „thorubus“ ist also ambivalent zu bewerten, dies wird vor allem deutlich, wenn man sich die negativen Konsequenzen vor Augen hält, die einem Redner drohen können. So führt RYAN K. BALOT (2004, S. 234) Quellen an, die belegen, dass Redner von der Menge nicht nur niedergeschrien oder schikaniert, sondern sogar vor das Gericht gezerrt werden, weil sie illegale Vorschläge machen. Schlimmer aber noch als von den Zuschauern unterbrochen zu werden, ist für die Sprecher die Gefahr unpopulär zu werden, an Glaubwürdigkeit zu verlieren und den eigenen Ruf zu beschädigen. An einer falsch gehaltenen Rede oder an kritischen Argumenten können ganze Karrieren enden (ebd., S. 243).

Ein weiteres differenzierendes und kritisches Bild über die Redefreiheit bei öffentlichen Versammlungen zeichnet KURT A. RAAFLAUB (2004, S. 54), der die Freiheit der Rede im Senat betrachtet. Der Magistrat gibt hier ein Thema vor und die Abfolge der Redner richtet sich nach streng hierarchischen Kriterien oder, wie bereits erwähnt, auf eine ausgesprochene Einladung hin, was dazu führt, dass üblicherweise nur hochrangige Vertreter sprechen. Die Abstimmungen im Senat erfolgen auch gemäß hierarchischer Strukturen. So dürfen nur die „principes“, die höchsten Senatoren abstimmen und auch nur mit „ja“ oder „nein“ sowie nur die auf einer Liste vorgegebenen Vertreter wählen. Diskussionen über die Inhalte der Abstimmungen sind

vor einer Wahl nicht erlaubt. Den darunter angesiedelten „pedarii“ ist es nur erlaubt mit den Füßen abzustimmen, das heißt sie gehen zu dem Senator, der sie überzeugt und stellen sich an seine Seite. Eine Senatsabstimmung besitzt aber auch nicht mehr als den Status eines Meinungsabbildes, eine Art Empfehlung an den Magistrat, die nach Beschluss von einer der zahlreichen offiziellen übergeordneten Stellen, wie den Auguren mit einem Veto belegt werden kann, wenn sie zum Beispiel im Widerspruch zu religiösen Ansichten steht (ebd., S. 55). Neben diesen Versammlungen in den offiziellen Gremien des römischen Staates können aber auch die Tribunen der Plebejer eine „Contio“ einberufen, die dann eine erneute Diskussion bestimmter Inhalte gestattet. Der römischen Bevölkerung stehen dadurch also standardisierte formelle und informelle Wege zur Verfügung ihre Meinung zu äußern, in denen die Restriktionen der offiziellen Strukturen weniger streng gehandhabt werden (ebd.).

Die Partizipationsrechte im römischen Reich sind, ähnlich zu den Griechischen, aus historischen Ereignissen hervorgegangen. Die Plebejer ziehen im Kampf um ihre Rechte in der Zeit von 494 v. Chr. bis 287 v. Chr. mehrere Male aus der Stadt Rom aus und bringen damit das Leben in der Stadt nahezu zum Erliegen. In den Reden der späteren Generationen, in Theateraufführungen, vor Gericht oder im Alltag wird immer wieder auf diese Erkämpfung der Rechte Bezug genommen, so dass man davon ausgehen kann, dass sie als parallelisierte Zustände im Bewusstsein der meisten Bürger Roms gegenwärtig sind (CHRISANTHOS 2004, 346f.). Das Konzept der römischen „libertas“ ist aber im Vergleich zu den Griechen ein tendenziell aristokratisches. Es ruht auf der einen Seite auf der Politisierung der Redefreiheit durch die Plebejer gegen die Übermacht der Eliten. Die aristokratischen Schichten auf der anderen Seite entwickeln ihre Redefreiheit gegen Populisten, die durch die Diskursivierung etablierter Normen und Werte die traditionellen Rechte der Eliten angreifen, indem sie sich auf die Seite der Plebejer und ihre Freiheitsforderungen stellen. Das aristokratische „libertas“-Konzept basiert also auf „auctoritas“ und „dignitas“ und dient daher einerseits der Differenzierung zwischen Elite und Nicht-Elite

und andererseits dem Erhalt der Eliten sowie ihrer Gleichheit und Befugnisse. Insofern sind die „principes“ sehr viel freier als die anderen Senatoren – gerade eben auch wenn es um die Redefreiheit geht (RAAFLAUB 2004, 56f.).

Betrachtet man das Ausbildungswesen im Römischen Imperium erkennt man schnell, dass auch hier die griechische Kultur Pate stand. Dies ergibt sich unter anderem aus der Situation, dass die ersten Lehrer Griechen sind, die die aus der griechischen Kultur bekannten Fächer – angepasst an die römische Kultur – unterrichten. Gerade bei der Ausprägung des Bildungssystems spielt der Ursprung der Römer als eines Bauernvolkes eine wesentliche Rolle. So besitzt die Weitergabe des Wissens von den Vorfahren eine entscheidende Bedeutung für die Römer (SCHMITZ 1980, S. 24). In der frühen römischen Kultur übernehmen die Mütter die Kindererziehung, während die Väter für die Erziehung zwischen dem siebten und sechzehnten Lebensjahr verantwortlich sind. Dabei begleiten die Söhne ihre Väter zur Jagd, zu Festen, Gottesdiensten, Wettkämpfen oder sogar Senatssitzungen. Erst zwischen dem sechzehnten und zwanzigsten Lebensjahr werden die Kinder an befreundete Familien weitergereicht. Bei den Römern stehen dabei die Nachahmung der familiären Verhaltensweisen und Traditionen im Vordergrund (ebd.).²⁰⁴ Diese frühe Phase der Ausbildung wird, wie auch in zahlreichen weiteren Fällen der römischen Kulturentwicklung insgesamt, durch die Übernahme des vergleichsweise hoch standardisierten und formalisierten Schulwesens nach griechischem Vorbild abgelöst.

Die Schulen, wie zum Beispiel die Grammatikschulen können sowohl von Jungen als auch Mädchen besucht werden. Die aus der griechischen Kultur bekannten Fächer werden in der römischen Kultur zu den „septem artes liberales“ – „liberales“ einerseits, weil ihr Studium, wie schon in Griechenland, ein Vorrecht der frei Geborenen gewesen ist, andererseits, weil ihre Kenntnis den Menschen im geistigen

²⁰⁴ Die Ausbildung der griechischen Kinder ist dagegen sehr viel mehr auf Heldengeschichten und damit verbundene Ideale ausgerichtet.

Sinne frei machen sollte“ (KONRAD 2007, S. 21). Dass Leibesübungen jedoch bei den Griechen nackt vollzogen werden, wird von Römern nicht akzeptiert, weshalb sie bei ihnen bekleidet erfolgen (SCHMITZ 1980, S. 26). Abgelehnt werden von den Römern auch Tanz und Musik (KONRAD 2007, S. 19). Ein weiteres verändertes Detail ist die Abhaltung des Unterrichtes in der Elementarschule in Latein. In den Schulen wird zwar die griechische Kultur, das heißt mit HOMER gelehrt, der jedoch ins Lateinische übersetzt ist. Mit der Bildung der Römer entsteht auch zunehmend eine eigene Literatur und Kultur, die in die Hochliteratur eines HORAZ, CICERO oder VERGIL mündet. Ein weiterer Unterschied sind die römischen Juristenschulen, die in Griechenland ihr Pendant in den Philosophenschulen haben (SCHMITZ 1980, S. 26). Eine zusätzliche Veränderung zur griechischen Schulkultur liegt in der Anerkennung der Leistungen des römischen Lehrers, der in Griechenland eher herabgewürdigt wird. Dies zeigt sich zum Beispiel daran, dass Lehrer unter CAESAR problemlos Bürgerrechte erhalten, unter VESPASIAN aus Staatsmitteln bezahlt werden und unter THEODOSIUS sogar ein Verbot des Privatunterrichts ausgegeben wird (KONRAD 2007, 21f.).

Das antike Schulsystem überblickend beschreibt KLAUS SCHMITZ (1980) dieses am Ideal des Humanismus orientiert. Dies begründet er sowohl mit der höheren Bewertung der Erwachsenen im Vergleich zu den Kindern als auch mit der Orientierung auf den individuellen Menschen und damit die Mikroebene. Dieser solle als Einheit aus „Körper, Gemüt, Verstand und Charakter“ (ebd., S. 27) verstanden werden. Ein weiterer Aspekt findet sich in der Ethik, die die Erziehung zum Guten, das heißt zum „guten und schönen Menschen“ (ebd.) in den Vordergrund rückt. Als ebenso wichtiges Element des antiken Humanismus stellt sich die Allgemeinbildung und nicht die Spezialisierung auf ein besonderes Fach beziehungsweise einen spezifischen Beruf heraus. Schließlich ist der letzte Punkt in der Überlieferung beziehungsweise Tradierung zu suchen. Die gemeinsamen „Vorbilder, Regeln, Bilder, Vergleiche, Wörter – kurz: die gemeinsame Sprache“ bilden das Fundament der gesamten antiken Kultur (ebd., 27f.).

Schließlich ist noch in aller Kürze die Institutionalisierung der Bibliotheken zu erwähnen. Die erste öffentliche Bibliothek wird in Rom im Zeitraum zwischen 39 v. Chr. und 28 v. Chr. durch GAIUS A. POLLIO gegründet. Weitere öffentliche Bibliotheken – auch in den Provinzen (KLEBERG 1965, S. 47) – folgen, so dass Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. circa 28 öffentliche Bibliotheken in Rom zu verzeichnen sind. Viele der Bibliotheken Roms beruhen jedoch auf Beutestücken aus Eroberungsfeldzügen. Interessanter Weise bringen die Römer nur griechische Bibliotheken nach Rom, die der anderen eroberten Gebiete vernichten sie (JOCHUM 2007, 42f.). Mit dem Niedergang des römischen Reiches verschwinden aber auch die römischen Bibliotheken allmählich. Sie brennen ab, werden zum Teil zwar wieder aufgebaut brennen jedoch erneut ab, fallen städtebaulichen Veränderungen zum Opfer oder werden schlicht geschlossen.

Abschließend zeigen die Standardisierungen und Ausdifferenzierungen der Produktions-, Distributions- und Akkumulationsprozesse also die steigende Effektivität des Publikationsprozesses im römischen Reich. Dies hat ein Sinken der Preise zur Folge, was es mehr Interessenten gestattet Bücher zu erwerben und zu rezipieren. Der Prozess informationeller Öffnung konnte somit in entsprechenden begüterten und gebildeten Schichten seine Wirkung zeigen und damit in bestimmten sozialen Ebenen und Systemen wirken.

3.3.6 Im Mittelalter

Sind für den Übergang der Antike zum frühen Mittelalter auf der Makroebene noch die römischen Strukturen und Prozesse (zum Beispiel die Handelswege, die vorhandenen Informationsspeichersysteme Sprache und Schrift, die alten und neuen Distributionsmechanismen für Informationen oder die Bildungseinrichtungen) von Relevanz, so verliert sich dies mit der Einwanderung der östlichen Stämme im Zuge der Völkerwanderung. Weiterhin gehen damit einher ein Bevölkerungsrückgang,

die Enturbanisierung, eine Ausdifferenzierung in Landessprachen und ein Rückgang der Schriftlichkeit (ebd., S. 55). Darüber hinaus entwickelt sich die Institution der christlichen Kirche, die einerseits durch informationelle Schließungsmaßnahmen und andererseits durch die Gründung von Klöstern sowie ihnen angeschlossenen Schulen, Scriptorien und Bibliotheken den Öffnungsprozess in entscheidender Weise beeinflusst.

3.3.6.1 Klöster, Scriptorien und Bibliotheken

Das Christentum breitet sich zunächst entlang der Handelswege Roms aus, bis es THEODOSIUS I. (347 n. Chr. bis 395 n. Chr.) im Jahr 380 als Staatsreligion anerkennt. UWE JOCHUM (2007, S. 51) hebt in diesem Zusammenhang hervor, dass mit der Erklärung zur Staatsreligion, die enge Verknüpfung von Macht und Schrift aus dem römischen Reich von den Kirchenvertretern übernommen und weiter ausgebaut wird.

Die Mitglieder der ersten Klöster um 300 n. Chr. in Ägypten²⁰⁵ konzentrieren zunächst auf das Auswendiglernen kanonischer Texte (2007, 50f.). Mit der Gründung von Klöstern durch CASSIODOR (circa 485 n. Chr. bis 580 n. Chr.) werden auch erste Bibliotheken und Scriptorien institutionalisiert, die es erlauben Sammlungen und Abschriften christlicher aber auch heidnischer Texte zu reproduzieren (FAULSTICH 1996, S. 106). Später gründen insbesondere irische und angelsächsische Mönche, die in mehreren Wellen missionierend über den europäischen Kontinent strömen, Klöster und Scriptorien (JOCHUM 2007, S. 58). Dadurch kommt es zur Konzentration der Literalität auf die Klöster, die das Bildungsmonopol lange Zeit unter ihrer Kontrolle behalten.

Eine herausragende Stellung nimmt dabei der Benediktinerorden ein. Dies hängt mit dem durch BENEDIKT erstellten Regelwerk zusammen, nach dem jeder Mönch

²⁰⁵ Etwa 200 Jahre später verfügt BENEDIKT VON NURSIA (circa 480 n. Chr. bis 547 n. Chr.), dass jedes Kloster ein eigenes Scriptorium besitzen soll.

täglich dreieinhalb Stunden dem Studium widmen soll (ebd., S. 56). Die in den Bibliotheken beherbergten und den Mönchen für das Studium verfügbaren Bücher sind Gemeinbesitz²⁰⁶ – quasi auf Grundlage klosterinterner „commons“²⁰⁷ – da der Besitz von Büchern dem einzelnen Mönch untersagt ist. Eine Öffnung in der Rezeption der zum Beispiel antiken Autoren PLATON und ARISTOTELES oder später auch der muslimischen Philosophen AL-KINDI oder AL-FARABI führt auf der Mikroebene unter der Bedingung der Vereinbarkeit mit den Formalia der christlichen Lehre und vor dem Hintergrund bereits vorhandenen Wissens zur Reflexion und Herausbildung neuer Ideen, Gedanken und Methoden, die typisch sind für die spätere scholastische Epoche. Dieser Teil des Öffnungsprozesses erlaubt somit auf der Mesoebene eine Ausdifferenzierung in unterschiedliche Rezeptionsschulen, die im weiteren Verlauf in einen diskursiven Austausch treten.

Für die Vervielfältigung der Texte und Bücher stehen die Klöster bald miteinander in regelmäßigem internationalem Kontakt und leihen sich Schriften für das Anfertigen von Kopien gegenseitig aus (FAULSTICH 1996, S. 109). In diesem interdependenten Austauschprozess der allokativen Ressourcen Text und Buch ist – unter der Bedingung der äußerst begrenzten Partizipation – ein weiterer Aspekt des Öffnungsprozesses erkennbar. Der in jener Epoche vergleichsweise offene Austausch der Schriften innerhalb der internationalen Klostergemeinschaften und die Vervielfältigungspraxis haben zur Folge, dass zentrale Texte bis in unsere heutige Zeit überliefert und verfügbar sind.

3.3.6.2 Bücher

Die Texte, die zunächst noch auf Schriftrollen geschrieben sind, werden bald vom Codex ersetzt, womit sich eine optische Unterscheidung zur heidnischen Schrift-

²⁰⁶ Man kann an dieser Stelle wohl von einer eingeschränkten Öffnung sprechen, da die Werke grundsätzlich allen Mitglieder eines Klosters zur Verfügung standen.

²⁰⁷ Zum Begriff „Commons“ siehe die Kapitel 1 und 6.8.6.1.

rolle ergibt. Der Codex löst darüber hinaus das Papyrus als Trägerstoff ab, denn er besteht aus einem Ledereinband sowie Buchseiten aus Pergament und wird zu einem zentralen Gegenstand des Christentums.²⁰⁸ Die Bedeutung des Codex lässt sich daran erkennen, dass im 3. Jahrhundert nur 2,9 % der Literatur in Gestalt eines Kodex, im 4. Jahrhundert aber bereits rund 74 % in Codexform zusammengeführt wird (JOCHUM 2007, 53f.). Dies impliziert auch, dass ältere Texte umgeschrieben und damit kanonisiert werden, wohingegen Texte, die nicht übernommen werden, dem Vergessen und damit einer Schließung anheim fallen.

Bücher finden auch auf der Mesoebene des höfischen Raums zunehmend Verbreitung. Werden sie zunächst häufig noch in sakralen Kontexten verwendet, bekommen sie, ähnlich dem Blatt²⁰⁹, zunehmend eine archivarische Funktion (FAULSTICH 1996, S. 49). KARL DER GROSSE, als Beispiel auf der Mikroebene, legt eine umfangreiche Bibliothek an, in der er neben zahlreichen religiösen Schriften auch prosaische und poetische Werke sammelt. Aber auch Rechtsschriften, das heißt Aufzeichnungen bisher nur mündlich tradiert Rechtsauffassungen, wie zum Beispiel Stammesrechte kommen vermehrt auf. Bekannteste Beispiele sind der „Sachsenspiegel“ oder das sogenannte „Domesday Book“, eine Aufzeichnung des Grundbesitzes englischer Grafschaften, das als Nachschlagewerk für die Verwaltung und Gerichtsbarkeit dient (ebd., 50f.). Zugleich fördern diese Aufzeichnungen formale Regulierungen der Steuereintreibung, Buchhaltung oder Besitzverhältnisse auf der Makroebene.

Andere Bücher umfassen magische oder häretische Inhalte mit denen vor allem im Hoch- und Spätmittelalter besondere Zensur- beziehungsweise Schließungsmechanismen verknüpft sind. Während für eine Dauer von circa 200 Jahren (849-1050) kein Prozess benennbar ist, der die Vernichtung von Büchern zur Folge hat werden lateinische oder volkssprachige Schriften mit philosophischen, theologischen, magischen oder astrologischen Inhalten verschiedenster Ursprünge nun ab 1230

²⁰⁸ Für die Beschreibung der Vorteile des Codex siehe ROBERTS und SKEAT (1983).

²⁰⁹ Siehe Kapitel 3.3.6.5.

wieder verstärkt als ketzerisch angesehen und in den sich mehrenden Prozessen verfolgt (WERNER 2007, S. 26).²¹⁰ Insbesondere die bis dahin verschont gebliebenen volkssprachlichen Schriften der Waldenser, Begarden / Beginen, Begius und Lollarden rücken jetzt in den Fokus der kirchlichen Vertreter (ebd., S. 31).²¹¹ 1204 und 1233 werden in Montpellier die Schriften der Juden verbrannt.²¹² Diese Vernichtungen bilden einen Auftakt und gipfeln zehn Jahre später in den „Talmud“-Verbrennungen in Paris (ebd., S. 33). Dabei sind die Verfolger der Texte darauf erpicht Zeugnisse für die Dämonenbeschwörung zu finden, die die Texte reichlich bieten. So stößt man auf „fremdartige Zeichen (*characters*), Kreise und Diagramme, auf unbekannte Namen (*ignota nomina*) und unbekannte Wörter (*verba ignota*)“ (ebd., 37f; Hervorhebungen im Original).

Die um die Texte geführten Prozesse sind jedoch häufig Ausdruck des Konservatismus und der Auseinandersetzungen über die Deutungshoheit und Macht innerhalb der Kirche. Liegt also die Beurteilung der Schriften zumeist bei den kirchlichen Vertretern, ist das Vorgehen gegen Schriften und Autoren jedoch oft nicht ohne Mithilfe der weltlichen Autoritäten möglich, zum Beispiel bei der Beschlagnahme von Büchern.²¹³ Vielfach gehen die Verfolgungen bestimmter Autoren

²¹⁰ Der Grund dafür kann sicherlich im Aufkommen der Scholastik und dem allmählichen Wandel in der geistigen Haltung gesehen werden, die zum Beispiel eine verstärkte Berücksichtigung der Lehren des ARISTOTELES bedeutet. Eine weitere Quelle für Zensurmaßnahmen bildet die erotische Literatur. So ist beispielsweise der „Hermaphroditus“ des ANTONIO BECCADELLI zwischen 1425 und 1453 gleich mehrfach auf dem Scheiterhaufen gelandet. Allgemein lässt sich festhalten, dass poetische Literatur fast nie verbrannt wird, während kritische politische oder religiöse Werke sehr schnell vernichtet werden (WERNER 2007, 38f.), was als Ausdruck eines konservativen Wunsches entsprechender Akteure, nach Bewahrung der bestehenden Strukturen verstanden werden kann.

²¹¹ Beispielsweise im Falle des Lyoner Kaufmannes PETRUS VALDES, der aus Eigeninteresse Übersetzungen lateinischer Bibeltexte anfertigen lässt und dafür bestraft wird. Darüber hinaus ist JOHN WYCLIF zu nennen, ein englischer Theologe und weiteres Opfer der Zensur. Nicht nur übersetzt er die Bibel noch vor LUTHER in seine Nationalsprache, seine Schriften sind darüber hinaus grundlegend bildend für die Lollardenbewegung und werden aufgrund ihrer außerordentlichen häretischen Wirkung besonders streng verfolgt (ebd., 34f.).

²¹² Das „Buch des Wissens“ und der „Führer der Unschlüssigen“ von MAINMONIDES werden zum Beispiel verbrannt.

²¹³ Die Betrachtung der kircheninternen Auseinandersetzungen zeigt aber zugleich, dass die gleichen Strategien und Praxen zur Text- und Büchervernichtung zur Anwendung kommen, wie sie auch gegen außerkirchliche Vertreter angewendet werden (ebd., S. 30).

sogar auch auf Initiative weltlicher Autoritäten zurück. So wird vermutet, dass die bereits angesprochenen Verbrennungen des „Talmud“ in Paris nicht ohne das antijüdische Denken der Königmutter BLANCA VON KASTILIEN und LUDWIGS DES HEILIGEN möglich gewesen seien. Weiterhin stellt sich beispielsweise Kaiser KARL IV. in die Tradition der früheren christlichen Kaiser wie KONSTANTIN, ARCADIUS oder JUSTINIAN als Beschützer von Papst und Kirche (ebd., 41f.) und erlässt 1369 ein Gesetz zur Verfolgung häretischer Schriften, dass 1376 von Papst GREGOR XI. bestätigt wird (ebd., S. 42). Das Edikt von GREGOR XI. bedeutet die Regulierung in Gestalt einer bis dahin nicht gekannten systematisch organisierten Zensur theologischer Schriften, bis es, ausgelöst durch die volkssprachige Übersetzung der Bibel durch den bereits erwähnten JOHN WYCLIF, am Anfang des 15. Jahrhunderts durch THOMAS ARUNDEL, Erzbischof von Canterbury zu einer Verschärfung kommt, die sogar ein Approbationsverfahren einschließt. Dies ist der Beginn einer standardisierten staatsweiten Vor- oder Präventivzensur, die es bis dahin nur in Universitäten oder Ordensverbänden gegeben hat. Rom selbst führt die Präventivzensur erst mit der Verbreitung des Buchdrucks im Übergang zum 16. Jahrhundert ein (ebd., S. 43).²¹⁴ Kommt es doch zum Druck von Büchern ohne Approbation ist auf Grundlage der formalen Regulierung in der Konstitution „Inter sollicitudines“ durch Papst LEO X. die Beschlagnahmung aller gedruckten Ausgaben und deren öffentliche Verbrennung angedroht. Bücherverbrennung wird damit ohne inhaltliche Kritik nur anhand des Durchsetzungswillens der Zensurvorschriften möglich. Als Resultat dieser Schließungsentwicklungen wird die Etablierung einer zentralen Institution zur Zensur, der „inquisitio haereticae pravitatis“ (ebd., S. 32) durchgesetzt, der mit Franziskaner- und Dominikanermönchen bestückten Inquisition. Die mittelalterliche Gerichtsbarkeit zur Beurteilung der Schriften liegt also zumeist bei den kirchlichen Vertretern, das heißt zunächst bei Papst, Bischof und / oder einer Synode und später bei der Inquisi-

²¹⁴ Die Präventivzensur durch päpstliche Bullen erfolgt in den Jahren 1487, 1501 und 1515 und in jeder wird die Verbrennung der Werke gefordert (ebd., 43f.).

tion, die mit der Kommentierung und Tradierung der heiligen Schriften beauftragt sind. Diese konservative kirchliche Praxis wird unter anderem ganz wesentlich von JOHANNES XXII. im 13. und 14. Jahrhundert gefördert und ist schließlich Mitte des 14. Jahrhunderts allgemein akzeptiert (ebd., 40f.). Nicht abschließend führen diese Entwicklungen schließlich 1559 auch zum „Index librorum prohibitorum“^{215, 216} und der Indexkongregation, die bis heute in Gestalt der Glaubenskongregation von der römisch-katholischen Kirche fortgeführt wird, auch wenn der Index in seiner Wirkmächtigkeit aufgehört hat zu existieren (ebd., 45f.).

3.3.6.3 Predigten

Neben der Vervielfältigung, Distribution und Akkumulation von Büchern sowie den unterschiedlichen kirchlich geprägten Bildungseinrichtungen ist als weiteres Instrument der Verbreitung der göttlichen beziehungsweise klerikalen Botschaft das Gebet zu nennen. Ab 801 wird es gesetzliche Vorschrift, dass Geistliche, als autoritative Ressourcen, Predigten halten sollen. Damit einher geht die Verpflichtung an die Laien sich die Predigten mehr oder minder passiv anzuhören. Der Gottesdienst findet also vermittelt durch den Priester beziehungsweise Chor statt. Die Teilnahme der Gläubigen ist auf Grundlage intensiver Regeln auf Akklamationen, Amen- und Alleluia-Rufe oder auf Reaktionen durch die Gläubigen im Zuge von Litaneien begrenzt (FAULSTICH 1996, S. 161). Da aber viele der Geistlichen rhetorisch unfähig sind baut man den Heiligen- und Reliquienkult weiter aus. Daneben ist ein weiteres Problem, die in den Predigten verwendete lateinische Verbalsprache, die nur von den wenigsten verstanden wird. KARL DER GROSSE fordert daher zum Beispiel im Jahr 801 die Prediger in seinem Herrschaftsbereich dazu auf, von den konservativen

²¹⁵ Im weiteren Verlauf nur noch „Index“ genannt.

²¹⁶ Aber auch schon vor dem Index gibt es derartige Listen wie zum Beispiel an der Sorbonne (1544 / 1547), an der Universität Louvaine (1546, 1550), in Lucca (1545), Sienna (1548) oder Venedig an der 1543 erstmals der „Index Generalis Scriptorum Interdictorum“ veröffentlicht wird (BÁEZ 2008, S. 146).

Predigten abzuweichen und nicht mehr ausschließlich auf Latein, sondern auch in den Volkssprachen zu predigen (ebd., S. 163).

Der Grund für die zunehmende Standardisierung der Predigten kann ebenso in der Kontrolle beziehungsweise Überwachung des Gegläubten durch den autoritativen Priester gesehen werden. Dies wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass der Prediger, als kirchlicher Vertreter auf der Mikroebene, nicht nur soziale Verhaltensmuster und Normen vorgibt, die das Leben der Gläubigen bestimmen sollen, vielmehr ist er auch ein Kampfinstrument der Kirche gegen Häretiker, Sekten und ketzerische Meinungen (ebd., 163f.). Außerdem ist er Vermittler für Erkenntnisse aus der Wissenschaft – unter den Bedingungen, die ihm dank seiner Fähigkeiten und Bildung zur Verfügung stehen und solange sie nicht den katholischen Lehren widersprechen oder Reflexionsprozesse anstoßen – sowie für Märchen und Erzählungen, die somit Eingang in das Denken und Verständnis der Laienwelt finden (ebd., S. 168). Darüber hinaus veranlassen die Bischöfe alle heidnischen und damit ketzerischen Kultobjekte und -prediger tilgen zu lassen. Die Predigt dient also der Kirche auf der Mesoebene bis zur Reformationszeit, in der das gedruckte Blatt zum wichtigsten Medium wird, als zentrale Kommunikations- und Steuerungsplattform der Gläubigen (ebd., S. 167).

3.3.6.4 Briefe und Briefversand

Ein weiteres Feld des Öffnungsprozesses ist die Übermittlung beziehungsweise der Transport von Informationen und Nachrichten, der in weiten Teilen offen erfolgt: Die früheste Übertragungs- beziehungsweise Informationsvermittlungsinstanz ist schon der in der Antike bekannte Bote, der eine Nachricht mündlich überbringt. Abgelöst wird die mündliche Informationsvermittlung von der schriftlichen Nachricht.

Im antiken Rom gibt es ein staatlich institutionalisiertes Wegenetz, über das Boten auf speziell eingerichteten Transportwegen („cursus publicus“) mit festen Statio-

nen („posita statio“ – hieraus leitet sich das heutige Wort „Post“ ab) Informationen auf „Holz- und Metalltäfelchen, Tonscherben, Leinen, Papyrus, Pergament [und] Wachstäfelchen“ (ebd., S. 252) als allokativen Ressourcen transportieren. Mit dem Übergang zum Mittelalter aber kommt es auch zum Verfall der Straßen und Gebäude und zur Auflösung des Botensystems. Stattdessen differenzieren sich jeweils systemspezifische, dezentrale Informationsübermittlungsdienste der Ritter, Fürsten oder Kirche aus. Erst KARL DER GROSSE richtet im Jahr 807 wieder drei zentrale Postwege ein, über die zumindest eine gewisse Beschleunigung und Standardisierung des Briefverkehrs zwischen Spanien, Italien und Deutschland erreicht wird.

Die Zunahme von Institutionen, Organisationen und wechselseitigen Abhängigkeiten drückt sich auf der Mesoebene in den gegründeten Zünften, Gilden und Innungen sowie dem wachsenden Handel zwischen den Städten aus, was auch zu einer Ausdifferenzierung und weiteren Standardisierung des Botengeschäfts führt. Im 13. Jahrhundert gibt es ein regelmäßiges Botensystem zwischen Hamburg, Köln und Nürnberg, das sowohl von den Fürsten als auch Bischöfen gemeinsam genutzt wird. Der zunehmende Briefverkehr gründet sich sicherlich auch auf der verstärkten Nutzung der Nationalsprachen als Schriftsprache, insbesondere in den allmählich entstehenden Bürgerschichten und damit komplexer werdenden Gesellschaften.

Der Brief als Medium selbst besitzt je nach kirchlich-, politisch-, juristisch- oder ökonomisch-systemischem Ursprung unterschiedlichste Funktionen. Neben pastoralen Briefen, Ablassbriefen, Briefen als Informationsmedium innerhalb der Kirche über Beschlüsse oder gesellschaftliche, politische und kulturelle Entwicklungen werden im Hoch- und Spätmittelalter mittels Briefen auch Rechte entzogen, gewährt oder bestätigt beziehungsweise ver„brieft“, also eine juristische Funktionen erfüllt. Briefe werden daher kopiert und auch chronologisch beziehungsweise systematisch akkumuliert (ebd., S. 255).

Im politisch-herrschaftlichen System werden Briefe zum Beispiel für öffentlichkeitswirksame Auseinandersetzungen zum Beispiel zwischen Kaiser und Papst pro-

duziert und distribuiert. Bedeutsam an dieser strategischen Nutzung der Briefe ist auch die Verwendung von Zitaten: So werden zur Erzeugung bestimmter synreferentieller Zustände durch eine entsprechende Zitatauswahl aus den Briefen des Gegners die Aussagen häufig entstellt und verfälscht (ebd., S. 264). Mit dem Anschlagen an Kirchentüren oder dem öffentlichen Vorlesen von Briefen ist bereits eine weitere Öffnungskomponente der Briefkommunikation angesprochen. Obendrein werden Briefe noch immer offen, das heißt ohne Faltung oder Versiegelung transportiert, wodurch sich die spätmittelalterlichen Poststationen als zentrale Sammelstellen für Neuigkeiten etablieren.

3.3.6.5 Kanzleien, Schreiber und Blätter

Im Laufe der Jahrhunderte werden die mittelalterlichen Kaiser- und Fürstenhöfe zum Ausgangspunkt für eine dichtere und später bürgerliche Besiedlung und damit zu neuen kulturellen Zentren auf der mittleren Ebene sozialer Systeme, für die ein erhöhter administrativer Aufwand nötig wird.²¹⁷ Hinzu kommen neue, formal geregelte Aufgabenbereiche wie die Gerichtsbarkeit, Erhebung von Zöllen und rechtliche Befugnisse zum Burgenbau oder zur Münzprägung. Ausdruck dieses Wandels sind die Einrichtung von Kanzleien oder Stiften und die verstärkte Nutzung der allokativen und autoritativen Ressourcen Blatt und Schreiber (ebd., S. 36). Somit wird das Aufgabenspektrum der Schreiber oder Chronisten mit der Zeit vielfältiger und besteht aus mehr als nur der Aufzeichnung historischer Ereignisse.²¹⁸

²¹⁷ Das Kanzleiwesen beziehungsweise der administrative Aufwand für höhere Einwohnerzahlen wurde auch schon für die Antike festgestellt. Hier hat die Administration der städtischen Siedlungen zur Weiterentwicklung und Verwendung der Schrift geführt, ein Phänomen, das also auch für das Mittelalter attestiert werden muss. Der administrative Aufwand für dichte Besiedlungen ist also ein wichtiges Phänomen für die Verwendung von Medien und damit die Aufzeichnung und Verfügbarmachung von Informationen.

²¹⁸ Die chronistischen Aufzeichnungen handeln zum Beispiel von relevanten oder als relevant erachteten gesellschafts-politischen Ereignissen, die den politischen Gegebenheiten angepasst werden. Diese Modifikationen in Gestalt von Überhöhung, Hinzufügung oder Auslassung, man könnte auch sagen „Verfälschung“, sind Elemente der Schließung. Sie dienen dazu einen bestimmten Sachverhalt entsprechend einer bestehenden Ideologie, Doktrin oder eines Kanons dazustellen und diese

Sind in der Antike bis ins Mittelalter lange Zeit Handschlag und Ehrenwort vertragsbindend, entwickeln sich Kanzleien und Notare zum zentralen Ort für schriftlich formalisierte Vereinbarungen, Urkunden, Zeugnisse, Verträge, Geschichten oder Gesetze.²¹⁹ Beispielsweise vollzieht sich zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert insbesondere in England ein Wandel in der Vertragsdokumentation vom gesprochenen Wort zur schriftlichen Urkunde. Unterschieden werden können zum Beispiel offizielle Erlasse, die einen Titel verleihen, Ansprüche rechtfertigen, Rechte anerkennen oder Staatsverträge, Kaufverträge, Eheverträge, Zahlungsverträge und so weiter, die in zweifacher Ausführung auf ein Blatt geschrieben und zerrissen werden, so dass die Vertragsparteien jeweils einen Teil des Vertrages besitzen. Damit entsteht eine Umgangsweise mit Schriftlichkeit, die zunehmend in private beziehungsweise ökonomische Strukturen diffundiert. So werden exemplarisch auch die Pfandleihgeschäfte der Juden schriftlich dokumentiert. Hierbei besitzen die Dokumente aber nicht mehr nur die Aufzeichnungs- und Speicherfunktion, sondern sie dienen darüber hinaus der Kontrolle und Regulation der Geschäfte sowie zur Berechnung der

damit langfristig zu untermauern. Ein In-Frage-stellen der Darstellungen im Sinne eines reflexiven oder gar diskursiven Umgangs ist hier nicht zu erkennen. Aufgezeichnet werden die Genealogien von Historiographen, die das Sprachrohr einer zumeist analphabetischen Adelschicht sind und die das Geschichtsverständnis ihrer Auftraggeber auszudrücken vermögen. Als Form dieser Geschichtsschreibung identifiziert FAULSTICH (1996, 34ff.) die Fürstengenealogien. Hierbei handelt es sich häufig um Auflistungen der Ahnen beziehungsweise der Abstammung eines Adelsgeschlechts sowie um Gründungs- und Stifterchroniken von Adelsklöstern. Verfasst werden diese Genealogien vor allem im 11. und 12. Jahrhundert in Flandern sowie bei den süddeutschen Welfen. An den Historiographien und Genealogien wird deutlich, dass trotz des hohen Anteils der Illiteraten in den Reihen des Adels, die Schrift noch im Hoch- und Spätmittelalter ein exklusives Medium für die herrschende Elite ist.

²¹⁹ Damit deutet sich eine allmähliche gesellschaftliche Öffnung bis in die Reihen der Bevölkerung an. Die vermehrte Schrifttätigkeit des Adels sowie der Bewohner der langsam wachsenden Städte geht Hand in Hand mit einer Verbreitung der Lese- und Schreibkundigkeit. Festgehalten werden muss aber, dass dieser Prozess nicht schnell und nur in sehr kleinen Bewegungen vor sich geht, dennoch aber für die weitere Entwicklung des Öffnungsprozesses, spätestens mit dem Beginn der Reformation, von Relevanz sein wird. Die wachsende Verwendung des Blattes im Mittelalter stellt somit einen wichtigen Entwicklungsschritt des Öffnungsprozesses, hin zu einer immer wieder verfügbaren Informationsquelle dar.

steuerlichen Abgaben (ebd., S. 78).²²⁰ Fälschungssicher wird das Dokument indem es über den Text hinweg zerrissen wird. Diese Schriftstücke werden anschließend in einer Rolle oder einem Buch zusammengeführt und als „Informationsspeicher“ (ebd., S. 80) archiviert. Ebenso werden jetzt auch Urteile, Erlasse oder Befehle schriftlich fixiert.

Eine weitere wichtige Neuerung ist, dass Dokumente quasi im Schnellverfahren erzeugt werden. So wird es im 12. Jahrhundert üblich, dass schriftliche Dokumente, die zum Beispiel Schenkungen oder Stiftungen dokumentieren jetzt auch von den Schreibern des Königs verfasst werden, während er durch das Land zieht (ebd., S. 76). Bis zum Übergang vom 13. in das 14. Jahrhundert ist der Wandel zu einer literalen Kultur bereits so tiefgreifend, dass auf der Mikroebene Laien, beispielsweise Reisende, Papiere bei sich tragen, die sie ausweisen und auf der Mesoebene Geschäfte, Dörfer und Städte ihre Einnahmen und Schulden schriftlich fixieren (ebd., S. 79). Daran deutet sich der langsame strukturelle Wandel beziehungsweise die gesellschaftliche Ausdifferenzierung im Verlauf des Mittelalters an, an der auch die zunehmende Verwendung der Schrift einen Anteil hat.

3.3.6.6 (Kirchen-) Schulen

Mit dem Niedergang der antiken Kultur und der zunehmenden Verbreitung des Christentums verschwindet auch das antike Schulsystem. Obendrein haben sich die frühen christlichen Gemeinden mit dem Argument, sie wollen ihren Kindern das Lesen und Schreiben mittels der Bibel und nicht den antiken Schriften beibringen, dem römischen Schulsystem entzogen. Zwar wird erst im 5. Jahrhundert die Bibel von HIERONYMUS ins Lateinische übersetzt, doch existieren schon zuvor einzelne

²²⁰ Damit zeigt sich schon früh, dass Medien von mehr oder weniger staatlichen Institutionen genutzt werden, die eigene Bevölkerung in ihrem Handeln zu beobachten. Als Beispiele aus der heutigen Zeit lässt sich zum Beispiel auf die Analyse von Telefondaten oder die Software PRISM verweisen, mit denen die US-Regierung unter dem Vorwand des Terrorverdachts das Verhalten von Menschen weltweit beobachtet.

Teilübersetzungen der Bibel, so dass eine Privatausbildung bis zum Verbot der Gleichen problemlos möglich ist. Die elementare Bildung wird also wieder Sache der Familie und die Unterrichtung der Kinder zum Lesen und Schreiben hängt eng mit der Einstellung der Eltern zur Institution Kirche zusammen.

Eine weitere Distanzierung zum antiken Schulsystem entsteht durch das Kirchenlatein, das zum Teil neue Wortschöpfungen und ganz eigene Bedeutungsgehalte für spezifische Begriffe beinhaltet. Hinzu kommt, dass die im Zuge der Völkerwanderung vordringenden Germanenstämme bestehende Schulen zerstören – vor allem nördlich der Alpen, während sie in Italien noch erhalten bleiben (KONRAD 2007, 23f.). Die Distanzierung vom römischen Schulsystem, das veränderte beziehungsweise spezialisierte Latein und die Vernichtung des römischen Schulsystems nördlich der Alpen sind weitere, sowohl politisch als auch religiös motivierte Schließungsmechanismen. Sie tragen neben den zuvor angeführten Punkten wesentlich zum Rückgang der Partizipation an Texten und einer transparenten Schriftlichkeit bei, die sich in ihren Konsequenzen bis weit in das soziale Miteinander auswirken. Deutlich wird dies, wenn man die politischen Partizipationsoptionen weiter Bevölkerungsgruppen in Griechenland und Rom mit denen im Mittelalter vergleicht. Weiterhin sorgt dies dafür, dass eklatante Unterschiede in der Schreib- und Lesefähigkeit der Bevölkerung südlich und nördlich der Alpen entstehen. Im Süden existieren zum Beispiel noch bis zur Zeit KARLS DES GROSSEN römische Bildungsinstitutionen und Schriftlichkeit bis in die niederen Bevölkerungsschichten, wo sie für die Ausübung von Berufen nötig sind. Hingegen nördlich der Alpen und vor allem in den rechtsrheinischen Gebieten ist die Mehrzahl illiterat.

Diese Differenzierung in „literati“ und „illiterati“ zieht sich vom frühen Mittelalter bis in das Hochmittelalter. Kleriker und Mönche zählen, wenn auch zumeist nur mit Grundkenntnissen in Latein, zu den Sprach-, Schreib- und Lesekundigen. Die Bezeichnungen „illiterat“ oder „idiotae“ stehen für die schrift- und lateinunkundigen Laien, die sich aus der Adelschicht zusammensetzen. Der Begriff „idiotae“ bezeichnet

später auch die nur Einsprachigen, diejenigen, die nur in ihrer Muttersprache reden können und somit auch die meisten Adligen, die nicht in der Lage sind Latein zu schreiben, lesen oder zu sprechen (FAULSTICH 1996, 102f.). Die „illiterati“ zeichnen sich also durch schriftlose Tradierung und selten vorhandene Fremdsprachen- und Schriftkenntnisse aus (GRUNDMANN 1958, S. 58).

Erst die Gründungen neuer Orden (zum Beispiel im heutigen Niedersachsen, Österreich und Böhmen) bewirken einen Ausbau der Dominanz der Kirche auf das Bildungswesen, eine Dezentralisierung der Bildungseinrichtungen und eine Verbreitung der Schriftlichkeit zumeist innerhalb der klerikalen Strukturen in noch illiterate Gegenden (KONRAD 2007, S. 29). Der Ausbau allokativer und autoritativer Ressourcen steht in enger Verbindung mit irischen und angelsächsischen Mönchen, die zur Missionierung in mehreren Wellen über das europäische Festland ziehen und Klöster mit Scriptorien gründen. Die wichtigsten Klöster sind zum Beispiel St. Gallen, Echternach, Mainz oder auch Fulda (JOCHUM 2007, S. 58). Mit der Wanderung der Mönche kommt die zum Erliegen gekommene und ursprünglich antike Bildung wieder zurück auf den Kontinent, dieses Mal aber unter dem Vorzeichen der christlichen Religion. Folge dieser Entwicklung ist, dass sich die Partizipation an Bildung und Schriftlichkeit nur auf die institutionalisierten Klosterschulen beziehungsweise die dazugehörigen Bibliotheken und Scriptorien beschränkt (ebd., 59f.). In der Konzentration der Bildung auf die Klöster kann ein Schließungsmechanismus erkannt werden, denn der ausschließlich auf die Klöster begrenzte Unterricht hat, ähnlich wie schon in der Antike, so auch jetzt wieder, die Herausbildung klerikaler Eliten zur Folge, die für die nächsten Jahrhunderte nicht nur das Bildungsmonopol unter ihrer Kontrolle behalten, sondern die Schriftlichkeit überhaupt. Nur durch diesen Konservatismus kann über weite Strecken kontrolliert werden, wer nicht nur des Lesens und Schreibens mächtig ist, sondern auch wer welche Inhalte erzeugt und

veröffentlicht.²²¹ Die frühen Kirchenväter (zum Beispiel CLEMENS VON ALEXANDRIEN, TERTULLIAN, ORIGINES oder AUGUSTINUS) sind noch Anhänger der „septem artes liberales“²²² und fordern einen gebildeten Christen. Dies mag daran liegen, dass sie entweder selbst noch Rhetoren oder aber wenigstens durch die Schule der artes gegangen sind. Ebenso hat CASSIODOR in zwei Schriften die artes thematisiert und damit eine Verbindung zwischen antiker und christlicher Lehre hergestellt.²²³

Zugleich werden zur Ausbildung der Kleriker auch Dom- und Bischofsschulen gegründet, die ebenfalls mit einem Scriptorium und einer Bibliothek ausgestattet werden. In den Bibliotheken werden die Bücher inventarisiert und katalogisiert beziehungsweise akkumuliert und begrenzt ausgeliehen. Man kümmert sich um Neubeschaffungen und den Buchbesitz einer Klosterbibliothek insgesamt (FAULSTICH 1996, S. 110). Besondere Berühmtheit kommt beispielsweise der Fuldaer Bibliothek zu. In ihr befinden sich neben CICERO, VERGIL, SERVIUS, VITRUV auch SUTTON, AMMIANUS MACCELLINUS oder JUSTIN und TACITUS. Darüber hinaus gibt es Texte wie das Hildebrandlied, Merseburger Zaubersprüche oder Kasseler Glossen (BOSL 1972, S. 12). Wechselseitige Beziehungen bestehen aber nicht nur mit Klöstern in unmittelbarer Nähe, sondern auch mit ausländischen Bibliotheken, so dass eine internationale beziehungsweise kontinentale (Re-)Produktion, Distribution, Akkumulation und Rezeption – wenn auch im geschlossenen Bereich der Klöster – durch Abschriften möglich wird. Beispielsweise kopieren die irischen Klöster häufig für den Export auf den Kontinent (FAULSTICH 1996, S. 106). Zwar haben die Wikingereinfälle im 9. und 10. Jahrhundert viele Klöster und Klosterbibliotheken zerstört, doch werden

²²¹ Das keine vollständige Kontrolle möglich ist, zeigen spätestens die Veröffentlichungen der Reformatoren (siehe Kapitel 4.2.2).

²²² Im Weiteren nur noch „artes“ genannt (siehe Kapitel 3.3.5).

²²³ Ein weiterer Vertreter ist MANLIUS BOETHIUS, der christliche Lehrbücher gemäß der artes geschrieben hat.

viele Handschriften auf das europäische Festland transportiert und bleiben dadurch erhalten (ebd., 116f.).²²⁴

Da in den Bischofsschulen die geistliche Elite ausgebildet werden soll stehen das Studium der Bibel sowie der Bibelkommentare und anderer kirchliche Schriften im Vordergrund. Im Vergleich dazu werden die Kinder an den Kloster- und Domschulen im 6. und 7. Jahrhundert, die nicht älter als fünf oder sechs Jahre sind, gezielt auf den Priesterberuf vorbereitet. Ihre spätere Aufgabe als autoritative Ressource soll die weitere Missionierung der Heiden im Norden und Osten Europas sein. FAULSTICH (ebd., S. 106) betont aber, dass die Domschulen nach einer kurzen Hochzeit im 6. und 7. Jahrhundert zunächst wieder an Bedeutung verlieren und erst mit dem Aufblühen der Städte und dem Bau der Kathedralen im Hochmittelalter erneut an Relevanz gewinnen. Einige von ihnen, so zum Beispiel die Domschulen in Metz, Lion, Reims sowie in Worms, Mainz oder Köln und später Magdeburg oder Hildesheim werden sogar weltberühmt.

Zunehmend werden aber auch einfache Pfarr- oder Küsterschulen gegründet. Hier werden die aufgenommenen Kinder vom Pfarrer unter Assistenz eines Küsters oder auch nur vom Küster unterrichtet. Das Ziel besteht auch hier darin die jungen Knaben für das Priesteramt zu gewinnen, weshalb sie über die Schulzeit hinaus auch bei Gottesdiensten oder anderen kirchlichen Tätigkeiten helfen müssen. Es gilt aber zu bemerken, dass auch die Kinder armer beziehungsweise leibeigener Bauern diese Schulen besuchen können und ihnen damit der soziale Aufstieg möglich ist (KONRAD 2007, S. 28).²²⁵ Die Unterrichtung dieser Kinder wird zudem zum Beispiel von den Merowingerkönigen oder KARL DEM GROSSEN gefordert. Gerade KARL, der zur Verwaltung seines Reiches, nicht nur neue Strukturen und sogar eine

²²⁴ Ein ein weiterer Schließungsfaktor kann also in kriegerischen Auseinandersetzungen erkannt werden, denen immer wieder einzelne Bücher oder ganze Bibliotheken zum Opfer fallen.

²²⁵ Inwieweit aber dazu die Möglichkeit bestand, muss vor dem Hintergrund der Beteiligung der Kinder an der täglichen Arbeit äußerst kritisch beurteilt werden.

eigene Schrift²²⁶ entwickeln lässt sowie eine eigene Hofschule in Aachen unterhält, ist auf den Nachwuchs durch ein breit angelegtes Ausbildungs- beziehungsweise Schulwesen angewiesen.²²⁷ Dies wiederum bietet für die Kirche zahlreiche Einflussmöglichkeiten: Einerseits hat sie somit stets Vertreter der kirchlichen Macht an dem weltlichen Herrschaftshaus, andererseits lässt sie sich die Ausbildung des Nachwuchses gut bezahlen. So bekommt die Kirche nicht nur finanzielle Mittel, sondern auch Ländereien oder das Recht Abgaben einzuziehen. Entsprechend bilden sich daher innere und äußere Schulen heraus. Die inneren Schulen sind nur für diejenigen, die der Klostersgemeinschaft angehören, während die „*scholae exteriores*“ für die weltlich orientierten Schüler gedacht sind (ebd., S. 29).²²⁸

In den kleinen Kloster- sowie Pfarrschulen wird nur ein Minimalprogramm unterrichtet, auf das sich auf einer Synode 789 in Aachen geeinigt wird.²²⁹ Die Kinder sollen mit Beendigung der Schule „Lesen und Schreiben gelernt haben, die Psalmen

²²⁶ So ist es die karolingische Minuskel, die ein hohes Maß an Kodifizierung mitbringt und in speziellen Ausbildungsinstitutionen erlernt werden kann. Doch jede Ausbildungseinrichtung hat ihre eigenen Schrift- und Ausbildungsvarianten, so dass auch diese frühe Standardisierung der Schrift nicht zu einem vollkommen einheitlichen Schriftbild führt. Anleitungen und Schreibenweisungen sind Zeugnisse jener Zeit, die Angaben über die Zerlegung der Schrift in Buchstaben, die notwendigen Handbewegungen beim schreiben und die erforderlichen Verbindungen der Einzelbuchstaben machen. Trotzdem besitzen die Schreiber individuelle Schreibweisen und Abkürzungen, was bedeutet, dass keine Kopie dem Original gleicht (WEISCHENBERG und HIENZSCH 1994, S. 459).

²²⁷ So bieten die bereits erwähnten irischen Mönche eine wichtige Grundlagen für die Reformbestrebungen KARLS DES GROSSEN. Sie sind es, die als Gelehrte an seinem Hof zunächst die merowingische Herrschaft legitimieren, an die KARL anknüpft. Weiterhin fördern sie eine Angleichung der mündlichen germanischen Kultur an die schriftlich-christliche, so dass er seinen Machtanspruch auch auf ein religiöses Fundament aufbauen kann. Die dafür benötigten Quellen liefern die Klosterbibliotheken. Die so überarbeiteten religiösen und juristischen Texte sowie die Verfügung nur noch Geistliche mit wenigstens minimalen Schreibkenntnissen zu beschäftigen und andere Maßnahmen unterstützen seine Herrschaftsabsichten.

²²⁸ Ob es bei den internen und externen Schulen Unterschiede in den Inhalten des Unterrichtsstoffes beziehungsweise in der Vermittlung bestimmter Fähigkeiten gibt, muss der weiteren Forschung überantwortet werden. Denkbar wäre eine derartige Praxis vor dem Hintergrund der Erhaltung der eigenen Exzellenz zum Beispiel mit Blick auf Lese- und Schreibkundigkeit.

²²⁹ Schon im siebten Jahrhundert wird verfügt, dass in den Schulen nicht mehr als zehn Schüler zugleich unterrichtet werden dürfen. Die Arbeiten der Schüler werden mit Noten bewertet. Als Medium der Schule kommen sowohl das Buch, aus dem der erhöht sitzende Lehrer vorliest, als auch die Wachstafel zum Einsatz, mit denen die Schüler das Schreiben erlernen (SCHMITZ 1980, S. 36). Erst später kommt auch das Bild hinzu (KONRAD 2007, S. 30).

(auswendig) hersagen können, die kirchlichen Feiertage zu berechnen in der Lage sein sowie sich auf den Kirchengesang und das Halten der Messe verstehen“ (ebd., S. 30). Das Vaterunser in lateinischer Aussprache soll auch beherrscht werden. Nur wer diesen Anforderungen entspricht hat Aussicht auf eine Stelle als Pfarrer. Die antike Partizipation an Unterrichtsstoffen ist hier auf ein Minimum an Quellen begrenzt. Die größeren Domschulen unterrichten hingegen die artes, auch wenn nur die größten Schulen in der Lage sind neben dem Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) auch das Quadrivium (Arithmetik, Astronomie, Musik, Geometrie) zu unterrichten (ebd., S. 31). Wird dabei zunächst noch auf antike Autoren zurückgegriffen, werden diese nach und nach durch christliche Überarbeitungen oder vollkommen neue Werke ersetzt (ebd., S. 34).²³⁰

Blickt man im Speziellen auf die Ausbildung der Mädchen und Frauen, so lassen sich auch hier Schulen in Frauenklöstern identifizieren. In ihnen werden Mädchen aus adligem oder bürgerlichem Haus auf eine Tätigkeit als Nonne vorbereitet oder auch für weltliche Zwecke unterrichtet, was zumindest eine minimale Partizipation der Frauen an Bildungsinhalten bedeutet. Die Frauenklöster stehen den Männerklöstern in der Bildung häufig in nichts nach. So wird hier ebenfalls das Trivium und zum Teil sogar das Quadrivium gelehrt. Vor allem die Frauen, die wieder an die Höfe zurückkehren sind in der Folge für die Entstehung der mittelalterlichen Dichtung und des Minnesangs als Auftraggeberinnen und Adressantinnen verantwortlich. Sicherlich ist die Bildung für Frauen bis in das 14. Jahrhundert noch eine Ausnahme, doch wächst ihr Anteil langsam. Zum Teil werden Mädchen auch schon zusammen mit Jungen in den sogenannte Klipp- oder Winkelschulen unterrichtet (ebd., 41f.).²³¹

²³⁰ Dies geht mit einer Kanonisierung beziehungsweise Standardisierung der christlichen Texte einher (siehe dazu weiter unten in diesem und dem folgenden Kapitel 3.3.6.7).

²³¹ Interessant wären an dieser Stelle verlässliche Zahlen, die Auskunft über die Verbreitung der offiziellen Latein- sowie Deutsch-Schulen in den einzelnen Städten sowie ländlichen Gebieten geben. Hier könnten neue Forschungen angestellt werden, wenn auch die Quellenlage wahrscheinlich wenig Grund zur Hoffnung auf aussagekräftige Ergebnisse gibt. Dies würde die Grundlage bieten, weitere Informationen über den Bildungsstand der Bevölkerung im Mittelalter und damit die Zugangskompetenzen der Bevölkerung zu neuen Informationen zu erlangen.

Die Schule, als Institution auf der Mesoebene, hat also die Funktion Schrift- und Rechenfähigkeiten sowie Kenntnisse im Recht zu vermitteln, denn es gilt Briefe und Rechnungen zu schreiben, Urkunden zu verfassen oder Verträge aufzusetzen. Die dafür notwendigen Kenntnisse werden aber nicht in ausreichendem Maße von den kirchlichen Schulen vermittelt. Die im späten Mittelalter jedoch zunehmend nach Autonomie²³² strebenden Städte, sowie die Magistrate und Territorialherren setzen daher bald eine ausschließlich weltlich orientierte Kontrolle der Schulen durch. Die Kirchenvertreter jedoch, die ihr Bildungsmonopol nicht einfach abgeben wollen, beharren auf der Auswahl der Lehrer sowie der Beaufsichtigung der Schulen. Zumeist gibt es einen derartigen Kompromiss, dass zwar der Magistrat das Recht hat eine Schule zu gründen und zu beaufsichtigen, die Lehre aber weiterhin von einem Pfarrer geleistet wird.²³³ Dies führt in der Folge dazu, dass zwar weiterhin kirchliche Autoritäten lehren, jedoch der Unterrichtsstoff stärker auf die weltlichen beziehungsweise ökonomischen und damit praktischen Bedürfnisse zunehmend interdependenter sozialer Systeme ausgerichtet ist. Trotzdem bleiben regelmäßige Kirchendienste für die Kinder obligatorisch (SCHMITZ 1980, S. 41).

Eine Schulpflicht gibt es nicht. Die Kinder kommen nur dann in die Schule, wenn es die häuslichen Pflichten zulassen, also im Wesentlichen im Winter. Entsprechend ist das mittelalterliche Leben für Kinder auf dem Land vergleichsweise bildungsfern. Stipendien und Almosen ermöglichen es nur einem Teil der Kinder der ärmeren Bevölkerung am neuen Bildungssystem zu partizipieren. Eine weitere Entwicklung ist der Wandel der Schulsprache von Latein zur jeweiligen Volkssprache. Unterrichtet werden die Kinder vom sechsten oder siebten Lebensjahr für zumeist sechs oder

²³² So lassen sich als Autonomiebestrebungen der Städte „das Recht auf Selbstverwaltung unter einem Rat, das Befestigungsrecht, das Marktrecht, [...] Zoll- und Abgabefreiheit, eine eigene Gerichtsbarkeit sowie die persönliche Freiheit“ (SCHMITZ 1980, S. 34) der Bürger anführen.

²³³ Setzen sich die Magistrate jedoch durch kann die Qualität der Ausbildung der Lehrer von großen Unterschieden geprägt sein. So hat man entweder einen ausgebildeten Magister als Lehrer oder einen ausgedienten Soldaten, der sich selbst das Schreiben und Lesen erst von älteren Schülern zeigen lassen muss, bevor er es an die jüngeren weitergeben kann (ebd., S. 45).

sieben Jahre (KONRAD 2007, 37f.). Gelehrt wird zumeist mit einer kleinen Fibel, die dem Erlernen des Lesens und Schreibens dienen soll. Eine Fibel enthält das ABC sowie lateinische Inhalte, wie zum Beispiel „das Pater Noster, das Ave Maria, das Apostolische Glaubensbekenntnis, die zehn Gebote und einige fromme und weise Sprüche“ (SCHMITZ 1980, S. 41). Fortgesetzt wird die Bildung mit lateinischer Originallektüre (VERGIL, CICERO oder auch OVID) und auch wenn das Rechnen eigentlich wichtig gewesen wäre, so ist es nicht Gegenstand der städtischen Schulen. Kinder, die das Rechnen erlernen sollen, müssen zu privaten Rechenlehrern, wie zum Beispiel ADAM RIESE gehen (ebd., 41f.).

3.3.6.7 Universitäten

Mit der Gründung einer neuen Form von Ausbildungseinrichtung, der Universität, entsteht eine neue Stufe in der Entwicklung des Öffnungsprozesses. Die ersten Universitäten (Fulda, Lüttich, St. Gallen, Paris, Tours) sind aber zunächst noch an die dort ansässigen Kloster- und Domschulen angeschlossen. Erste davon unabhängige Einrichtungen gibt es in Italien, dann Frankreich und England. Erst im 14. Jahrhundert werden die ersten Universitäten im deutschen Sprachraum gegründet (1365 Wien, 1379 Erfurt, 1385 Heidelberg).

Zunächst versucht die klerikale Elite im 11. und 12. Jahrhundert noch Einfluss auf die neue Bildungseinrichtung zu gewinnen, doch ist ihre Wirkung auf die Universitäten von Beginn an gering und dank politischer, religiöser, technischer, ökonomischer und sozialer Faktoren wird die Unabhängigkeit und Entwicklung der Universitäten auch langfristig sichergestellt. Zum Beispiel durch das Verbot des Studiums der Medizin und „leges“ für Mönche und Regularkanoniker durch den Papst 1130 machen sich die Universitäten unter anderem dieses Fach zum Gegenstand ihrer Forschungs- und Ausbildungstätigkeit. Dies läutet gleichzeitig den langsamen Niedergang des klösterlichen Bildungswesens ein.

Das vergleichsweise hohe Maß an Unabhängigkeit hängt aber auch mit dem in jener Zeit bestehenden Schisma zusammen.²³⁴ Die Fürsten, die ihrem Herrschaftsanspruch gegenüber Kaiser und Papst Ausdruck verleihen wollen, gründen in ihren Herrschaftsgebieten eigene Universitäten. Für diese verlangen sie die Zusicherung beziehungsweise Privilegierung und Unabhängigkeit vom Klerus. Lehnt einer der Päpste das Gesuch der Fürsten ab, drohen Sie den jeweiligen Gegenpapst zu unterstützen, was ihnen häufig die Übertragung der Rechte einbringt. Ist dies zu Beginn der radikalen Phase noch ein schwieriger Prozess, so sind die Neugründungen der regulativen Phase ab dem 13. Jahrhundert nahezu alle mit Privilegien ausgestattet. Sie umfassen zum Beispiel das Recht zur Selbstgestaltung des Lehrplans, was es ihnen im Zuge des Wandels der artes²³⁵ im 12. und 13. Jahrhundert ermöglicht einerseits neue Erkenntnisse und Einflüsse aus dem Arabischen zu integrieren und andererseits revolutionäre Schriften aufzunehmen, wie die des ARISTOTELES oder neue Fächer wie Physik, Astronomie, Geschichte, weltliches Recht, Medizin oder Philosophie einzuführen (KONRAD 2007, S. 34).²³⁶

Die Einflüsse der neuen Themen und Gegenstände in der Wissenschaft wirken beispielsweise in besonderer Weise auf der Mikroebene auf einen Franziskaner-Mönch, der in wesentlichen Zügen die geistige Saat des neuen humanistischen Denkens ausbringt. Der Schotte JOHANNES D. SCOTUS bricht sich mit einer neuen Sicht auf den Menschen als Individuum beziehungsweise Subjekt Bahn und führt

²³⁴ Aus dem Schisma (1378-1417) ergibt sich auch einer der Gründe für die in jener Zeit wachsende antiklerikale Stimmung. Das Schisma – zeitweise regieren gleichzeitig drei Päpste – hat die Autoritätsgläubigkeit der Menschen an der Institution des Papstes schwinden lassen. Wenn es auf einmal drei „legitime“ Vertreter Gottes auf Erden gibt, die auch noch unterschiedliche Aussagen treffen, welchem soll man trauen können?

²³⁵ Die Kloster- und Domschulen sind durch die neuen Fächer überfordert, was dazu führt, dass nicht mehr jede Schule alle Fächer anbieten kann. So bildet sich in Paris ein Zentrum für Theologie, während sich der Norden Italiens (Bologna, Perugia, Padua und so weiter) zur Metropole der Rechtslehre und Salerno für Medizin entwickelt. Dies sind auch die Städte, in denen sich durch den Druck weltlicher Herrscher die ersten Universitäten gründen. In jeweils eigener Form bieten sie immer die artes plus das Studium der Theologie, Jurisprudenz und Medizin an (KONRAD 2007, 35f.).

²³⁶ Für die Ursprünge dieser Fächer siehe Kapitel 3.3.4.

zur Überwindung konservativer Lehrmeinungen. Die Fragen von SCOTUS nach menschlicher Erkenntnis oder freiem Willen führen die Vernunft in die Philosophie ein. So schreibt BERTRAND RUSSELL (1999, S. 414) über SCOTUS: „Er behauptete, aus der Vernunft wie aus der Offenbarung ließe sich die Wahrheit schöpfen; sie könnten daher nicht in Konflikt geraten; wenn es aber einmal diesen Anschein habe, dann müsse man der Vernunft den Vorzug geben.“ Das SCOTUS der Vernunft den Primat zuschreibt trägt maßgeblich zu einer Trennung von Ontologie und Epistemologie und weiter zu einer Trennung von Theologie und Philosophie bei. Damit ist SCOTUS einer der Vorreiter für die spätere Geisteswelt der Renaissance, die vollkommen neue Reflexions- und Diskursgegenstände aufwerfen wird.

Weiterhin entstehen formale Regeln und Standards, nach denen die Universitäten Prüfungen abhalten, akademische Grade verleihen und das Recht auf eine eigene Gerichtsbarkeit erhalten (SCHMITZ 1980, S. 37). Der Einfluss der Kirche beschränkt sich nunmehr darauf, dass für die Gründung das päpstliche Privileg nötig ist und der Bischof den Rektor einsetzt sowie der Kanzler Kleriker sein muss (KONRAD 2007, S. 36). Blickt man einmal weiter in den detaillierten Aufbau und die Strukturen und Prozesse der frühen Universität sind zum Beispiel die Lehrenden freie Magister, die ihre Schüler um sich herum scharen (RÜEGG 1993b, S. 25).

Die Universitäten sind zudem in den Städten angesiedelt, während die Klöster eher ländlich geprägt und damit von den aktuellsten technischen und sozialen Entwicklungen isoliert sind (JOCHUM 2007, S. 72). Der Erfolg der Universitäten lässt sich daher also auch durch den wachsenden Fernhandel der Städte erklären, die für die Verwaltung neue Juristen, Schreiber und Lehrer benötigen, wodurch Arbeitsplätze für gebildete Menschen auch außerhalb der Kirchenmauern entstehen (ebd., S. 74). Die Universitäten sind also Teil des interdependenten sozialen Netzwerks und nehmen somit an den technischen, politischen, wirtschaftlichen sowie rechtlichen Entwicklungen der Städte teil, was auch zu einer ganz neuen Reproduktionsweise der Texte führt. Die Schriften werden nicht mehr in Scriptorien kopiert,

sondern einerseits von Studenten, denen sie diktiert werden und andererseits von Lohnschreibern (ebd., S. 73).²³⁷ Daran wird deutlich, dass es zu einem Wandel im Sinne einer Ausdifferenzierung kommt, der die Entstehung eines vollkommen neuen Wirtschaftszweigs fördert, der gleichzeitig einen Transport der Schriften aus den Bibliotheken in die Hände von Laien bedeutet.²³⁸

Darüber hinaus werden an den Universitäten Bibliotheken eingerichtet, zunächst für die vier Fakultäten Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie. Mit der Zeit werden die einzelnen Fakultätsbibliotheken zwar zusammengelegt aber weiterhin nach fakultativen Kriterien sortiert (ebd., S. 75). Studenten haben zunächst keinen Zutritt zu den Bibliotheken und die Bücher sind in Schränken verschlossen. Erst allmählich werden sie auf Pulten ausgelegt, wenn auch angekettet und damit einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich.²³⁹ Vor diesem Hintergrund resümiert Faulstich die Entwicklung:

„Das Schreibmedium Buch tendierte unübersehbar vom binnensystemspezifischen Kult- und Herrschaftsmedium, wie noch zu Anfang des Mittelalters, hin zum systemübergreifenden weltlichen Kultur- und Bildungsmedium für alle, vom zentralen konservierenden Speicher zum instrumentellen Wissensbestand, zum individuellen alltäglichen Arbeitsmittel. Nicht mehr Mönche, Nonnen, Kleriker stellten die Leser und Nutzer, sondern verstärkt Professoren und Studenten. [...] Später kamen Adlige und schließlich sogar Bürgerliche hinzu. Das Buch im Rahmen einer großen Bibliothek sollte zur allgemein zugänglichen Wissensquelle für jedermann werden.“ (FAULSTICH 1996, S. 124)²⁴⁰

²³⁷ In diesem Kontext sei an die offene Weitergabepaxis der Lehrstoffe bei PLATON erinnert. Schon dieser hatte nichts gegen die Vervielfältigung und Verbreitung seiner Schriften durch seine Schüler. An diesem uneingeschränkten Weitergabeverhalten an den Universitäten zeigt sich eine wissenschaftsimmanente Öffnungspraxis im Umgang mit Informationen. Dies zeigt sich anhand der Prozesse von Open Science bis in unsere heutige Zeit (siehe Kapitel 6.8.4).

²³⁸ Weiterhin bedeutet die Disponibilisierung der Texte für mehr Individuen, dass diese darüber reflektieren und in einen Austausch treten können. Damit einher geht, dass eine Weiterentwicklung der jetzt langsam verfügbarer werdenden Texte beziehungsweise Gedanken früherer Autoren möglich wird, die zur technischen und sozialen Entwicklung beitragen.

²³⁹ Solche Kettenbücher finden sich beispielsweise in italienischen Städten, mit denen man die offiziellen Gesetze öffentlich an bestimmten Orten und zu festen Zeiten ausstellt. Beispielhaft werden auch an den Praxen der Universitätsbibliotheken die Phasen des Öffnungsprozesses deutlich.

²⁴⁰ Der nächste und nur logische Schritt in diesem Öffnungsprozess ist die Entwicklung von Bibliotheken von Fürsten, Büchermärkten, Ratsbüchereien sowie Fachbüchereien zum Beispiel der

Erst im Laufe der Jahrhunderte kommen verstärkt profane Werke zum Einsatz. Zudem werden Bücher jetzt nicht nur kleiner und handlicher werden und eignen sich somit für den Transport in der Tasche, sondern sie werden auch günstiger und damit für Studenten erschwinglicher (ebd., 121f.). Sie werden jetzt zudem

„nicht mehr kontemplativ, intensiv, eines nach dem anderen gelesen, sondern sie wurden instrumental genutzt, viele gleichzeitig und parallel nebeneinander, wurden kursorisch oder extensiv gelesen, etwa um eine theologische These möglichst breit abzusichern. [...] Das Buch war kein Kultgegenstand mehr, sondern ein Arbeitsgerät.“ (ebd., S. 121)

Trotzdem gibt es aber auch an den Universitäten Schließungen: Im Jahr 1210 kommt es zu einer ersten Verbrennung wissenschaftlicher Literatur in Paris. Eine Synode beschließt die „quaternuli“ des Magisters DAVID VON DINANT zu verbrennen. Ähnlich wie schon bei BERENGAR und ABELARD ist hier ein wissenschaftlicher Streit Grund für diesen Beschluss, der in der beginnenden ARISTOTELES-Rezeption liegt, die an der artes-Fakultät der Pariser Universität allmählich Einzug hält. Ein weiteres Exempel wissenschaftlicher Auseinandersetzungen liefert der Franziskaner PETRUS J. OLIVI. Entsprechend der zunehmenden Verwendung der Volkssprachen an den Universitäten (JOCHUM 2007, 76f.) erregt er mit der Übersetzung seiner Werke in eine Vernakularsprache große Aufmerksamkeit. Vor allem außerhalb des wissenschaftlichen Kontexts wird er aber von den Franziskanerspiritualen und Beguins begeistert rezipiert, die ihr Selbstverständnis auf ihm gründen (WERNER 2007, S. 34).

An den Universitäten geht es daher zunächst nicht um die Erkenntnis von Neuem, sondern vielmehr um den Erhalt von Bestehendem und das Erlernen bekannten Wissens. So werden in den festgeschriebenen Fächern seit dem 12. Jahrhundert nahezu ausschließlich jeweilige kanonische Texte der „Autoritäten“ und die zu ihnen gehörigen Kommentare behandelt. Der Konservatismus des Universitätssystems

Jurisprudenz oder Medizin. Aber auch die Stadtbüchereien, Gelehrten- und Hausbibliotheken einzelner Individuen sind bei der Entwicklung zu berücksichtigen (FAULSTICH 1996, S. 126).

führt zu einer Verschiebung vor Fächern wie beispielsweise: Gewohnheitsrecht, Dichtung, den technischen Wissenschaften oder Geschichte (VERGER 1993, S. 54). Ausgeschlossen von der wissenschaftlichen Praxis sind auch der Scholastik fremde Methoden wie zum Beispiel die mystische Auslegung, das Experiment oder Messen sowie die philologische oder historische Analyse (ebd., S. 56). Die Universitäten in Paris und in etwas geringerem Umfang Cambridge und Oxford haben bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts das Monopol auf das Theologiestudium in Europa, da sie die einzigen mit entsprechenden päpstlichen Privilegien sind. In den Universitäten in Südfrankreich, Italien und Spanien dominieren dagegen die Fakultäten des Rechts und der Medizin. Die Abwesenheit der Theologie hat somit den öffnenden Vorteil, dass sich die naturwissenschaftlichen und philosophischen Fakultäten der südlichen Universitäten bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts relativ ungestört entwickeln können, da sie nicht in Konflikt mit der kirchlichen Lehre kommen. Der Grund für die stark verschiedene Entwicklung der nördlichen und südlichen Universitäten liegt in ihrer Geschichte: Die im Norden gelegenen Hochschulen sind häufig aus den Kloster- und Domschulen hervorgegangen und orientieren sich an den christlichen Vorgaben aus AUGUSTINS „De doctrina christiana“ (LEFF 1993, S. 280). Nach ihr kommt den artes²⁴¹ die Aufgabe zu das Wissen dem christlichen Wissen aus der Bibel unterzuordnen, das heißt sich auf die Kenntnisvermittlung von Lesen, Schreiben und Rechnen zu beschränken, so weit es für die Ausübung des Priesteramtes notwendig ist (ebd., S. 281).

Die Unterschiede zwischen den Universitäten des Mittelalters nivellieren sich aber mit der Zeit: Der Wissenskanon, der zunächst noch aus der Übernahme der antiken Lehrinhalte besteht wird im Zuge der Übersetzungen neuer naturwissenschaftlicher, philosophischer und medizinischer Werke aus dem Arabischen und Griechischen ins Lateinische erweitert, was im 10. Jahrhundert zunächst auf der iberischen Halbinsel

²⁴¹ Ab der Mitte des 13. Jahrhunderts werden die artes ergänzt durch die drei Philosophien: Naturphilosophie, Ethik und Metaphysik (LEFF 1993, S. 279).

einsetzt und sich später über Monte Cassino oder Salerno fortsetzt (ebd., S. 282, 287). Das neue Wissen verändert und erweitert die bis dahin gelehrten Inhalte und Kenntnisse, die häufig eine Provokation für die Vertreter der theologischen Fakultäten darstellen, da deren Weltbild und Dogmen durch die neuen Erkenntnisse nachhaltig erschüttert werden (ebd., S. 282). Bis zum späten 12. Jahrhundert sind beispielsweise alle wesentlichen aristotelischen Schriften ins Lateinische übersetzt, was zu einer Übernahme seiner philosophischen Gedanken in das Wissenschaftssystem führt, die für das geistige Leben bis ins Spätmittelalter prägend bleiben (ebd., S. 289).

Die Inhalte werden an allen Universitäten in gleicher Weise gelehrt, so dass die Unterrichtenden zu austauschbaren Ressourcen werden. Die Inhalte eines Studienjahres werden am Anfang des Semesters durch Wahl- oder Losverfahren oder auf Grundlage des Alters der Lehrenden aufgeteilt (RÜEGG 1993a, S. 213). Basisfächer der Scholastik sind Grammatik und Dialektik, die zum „richtigen“ Textverständnis und zur Erkenntnis der Wahrheit führen sollen. Zu ihr gehört weiterhin, dass sowohl Latein als „lingua franca“ der Wissenschaft genutzt wird und als zentrale Unterrichtsmethoden die Vorlesung und die Disputation zur Anwendung kommen. Mit der Vorlesung sollen die bereits angesprochenen Autoritäten und Kommentierungen eines jeden Faches vermittelt werden. Die Vorlesung ist zum Teil auch wörtlich zu verstehen, denn der Magister liest einen Text vor, kommentiert und erklärt ihn in der nach der Lehrmeinung etablierten Verständnisweise. Die Studierenden nutzen parallel dazu eigene Textvorlagen und machen sich Notizen. Für diejenigen, die keine Texte zur Verfügung haben, gibt es spezielle Diktierstunden, in denen die Studierenden sich die Texte selbst schreiben können. In den verschiedenen Formen der „disputatio“ werden die behandelten Texte zur Anwendung gebracht.²⁴² Die Disputa-

²⁴² In der „disputatio ordinaria“ stellt der magistrale Präsident eine Frage beziehungsweise ein Problem („quaestio“), das die anderen Magister und Bakkalarstudierenden diskutieren. Die Anfänger halten sich zumeist zurück und hören lediglich zu. In der ein- bis zweimal im Jahr stattfindenden „disputatio de quilibet“ können beliebige Fragestellungen erörtert werden. Werden in diesen Disputationen zunächst auch noch kritische Fragestellungen und Probleme erörtert verwässert die Veranstaltung im späteren Mittelalter zunehmend und dient zum Beispiel der Erörterungen der Frage wieviele Engel

tion dient im Zuge des mündlichen Streitgesprächs dem Erlernen der Verteidigung der den Texten entnommenen Thesen nach den Regeln der aristotelischen Logik.

Zudem lassen sich an der Aufnahme der Studierenden zum Beispiel in den Magisterfamilien oder den Unversitäten zwei Kernpunkte für eine „prinzipielle Offenheit“ (SCHWINGES 1993, S. 162) veranschaulichen: Erstens ist es die Verbundenheit der Akteure in „Gilden, Bruderschaften, kollegialen und familialen Formen“ (ebd.). Im Vordergrund steht dabei die Gemeinschaft des Lehrers mit seinen Schülern. Das System Universität setzt sich im Mittelalter also unter anderem aus den Magistern und den ihnen folgenden Schülern zusammen (ebd.). In Paris beispielsweise wurde diese Praxis derart streng gehandhabt, dass niemand ein Student beziehungsweise „scholar“ war, der nicht fest an einen Lehrer angebunden war. In Bologna hingegen stehen studentische Verbindungen im Vordergrund. Die Auswahl des Lehrers erfolgt nach „Landsmannschaft, der Freundschaft, der Bekanntschaft, der Empfehlung und der Patronage“ (ebd., S. 163). Der zweite Öffnungsfaktor lässt sich an der weitgehenden Voraussetzungslosigkeit zur Studienfähigkeit festmachen. Weder die Nationalität oder soziale Herkunft, noch intellektuelle oder sprachliche Voraussetzungen werden an die Studierenden gestellt. Nicht einmal Lateinkenntnisse geschweige denn Schreibkenntnisse werden vorausgesetzt (ebd., 163f.). Ein Mindestalter ist ebenso unbekannt. Die einzige bekannte Voraussetzung ist getauft zu sein. Andere Voraussetzungen orientieren sich an moralischen Prinzipien wie einem „gesitteten Lebenswandel“ oder der ehelichen Geburt (ebd., S. 161).²⁴³ Der Grund dafür liegt in dem äußerst mangelhaften Schulsystem, dessen Etappen nicht aufeinander bezogen sind, wie man es

auf einer Nadelspitze Platz hätten. Die dritte und wahrscheinlich am häufigsten praktizierte Disputationsform erfolgt in den Übungen und Wiederholungen („exercitia“, „repetitiones“, „resumptiones“) am Nachmittag oder Abend. Hier wiederholen die Studierenden die Textinhalte und Kommentierungen, die rationale Beweisführung und die Anwendung des Lateins in ihren Magisterfamilien, in den Kollegien, Magister- oder Studentenhäusern (RÜEGG 1993a, S. 214).

²⁴³ Menschen mit Behinderungen (zum Beispiel Blindheit) wird das Studium ebenfalls nicht versagt (SCHWINGES 1993, S. 161)

heute kennt. Häufig wechseln Studenten auch zwischen Universität und Schule.²⁴⁴ Was die Universitäten den Schulen jedoch voraus haben ist das Privileg akademische Grade vergeben zu können (ebd., S. 165).

Zurückblickend sind also die beiden zentralen Medien der Informationsweitergabe der mittelalterlichen Ausbildungsinstitutionen die Schrift und Sprache, die im Wesentlichen für das Abschreiben, Auswendiglernen und Wiederholen des Gelernten eingesetzt werden (VERGER 1993, S. 55). Dennoch ist der Schrift keine Hauptrolle in der Wissensvermittlung zu attestieren. So kann schon aufgrund der hohen Produktions- und Anschaffungskosten der Handschriften und Codizes nicht jeder Text vorausgesetzt werden. Um dem Abhilfe zu schaffen entwickeln beispielsweise die Universitäten in Bologna, Paris und Orléans ein eigenes Ausgabe- und Reproduktionssystem. Eigene „stationarii“ (Buchhändler) besorgen beispielsweise Bücher und geben die allokativen Ressource zum Abschreiben heraus. Doch auch die Abschriften dauern noch immer zehn bis fünfzehn Monate und sind überaus teuer. Entsprechend werden einige Studierende häufig nur ihre Mitschriften, Textausschnitte oder eigene Abschriften besessen haben (RÜEGG 1993a, S. 215).

Schrift wandert also am Ende des Mittelalters zunehmend in den öffentlichen Raum. Sie wird nicht mehr ausschließlich in den Machtzirkeln der weltlichen und kirchlichen Herrschaften genutzt sondern diffundiert in die städtischen Verwaltungen, zu den Händlern sowie in die Rechtslehre und weltlichen Bildungseinrichtungen, was auf eine quantitative Zunahme der Schreibfähigkeit schließen lässt. So vermutet man, dass zu Beginn der Reformation 10 % bis 30 % der städtischen Bevölkerung des Lesen mächtig war (JOCHUM 2007, 77f.).

²⁴⁴ Zum Teil gibt es auch Schulen deren Ausbildung mit den Artistenfakultäten der Universitäten konkurrieren und bekannt sind für ihre gute Ausbildung (zum Beispiel die Schulen und Konvikte der Brüder vom gemeinsamen Leben im Geiste in Zwolle, Lüttich oder auch die Schulen in Schlettstadt, Erfurt, Exeter oder Reims etc.) (ebd., S. 164).

Kapitel 4

Publikationsprozesse des Prozesses informationeller Öffnungen und Schließungen

In Leipzig ist um 1765 PHILIPP E. REICH aktiv. Er kann exemplarisch als einer der Akteure herangezogen werden, der den Buchdruck zu einem ökonomisch erfolgreichen Unternehmen gemacht hat. Durch seine revolutionär neuen Geschäftsgebahren in Produktion und Distribution gelingt es ihm Leipzig zu einem der führenden Verlagsstandorte im Deutschen Reich zu machen. Das neu entstehende Mediensystem hat aber darüber hinaus auch zur Schaffung neuer Bibliotheken, Archive und Techniken im Bereich der Akkumulation geführt. So entstehen Volksbibliotheken, Leihbibliotheken oder auch Privatbibliotheken. Für die Rezeption bedeutet all dies eine immense Ausweitung des Angebots. Mit der Verbreitung des Buchdrucks geht, stark verzögert zwar, aber doch die allmähliche Alphabetisierung der Bevölkerung einher sowie eine zunehmende Akzeptanz der Meinungs- und Pressefreiheit durch die entsprechenden gesellschaftlichen Systeme der weltlichen Macht. Diese beispielhaft angeführten und eng miteinander verwobenen Entwicklungen des Prozesses informationeller

Öffnung sollen im folgenden Kapitel in ihrer Wirkung und vor dem Hintergrund der Publikationsprozesse näher untersucht werden. Die Publikationsprozesse werden daher zunächst erst einmal theoretisch hergeleitet. Ihre Bedeutung für den Prozess informationeller Öffnung erhalten sie durch die anschließende Betrachtung der über 500-jährigen Geschichte des Buchdrucks. Da hier nicht eine Nachzeichnung der Geschichte und Wirkung des Buchdrucks erfolgen soll, werden aufgrund des langen Zeitraums Lücken gelassen. Zudem ist als weitere Einschränkung eine Fokussierung auf Europa beziehungsweise den deutschen Sprachraum vorgenommen worden. Diese Einschränkungen erlauben es aber in besonderer Weise die Wirkungen, der im folgenden Kapitel ausgeführten Publikationsprozesse Produktion, Distribution, Akkumulation und Rezeption für den Öffnungsprozess nachzuzeichnen.

4.1 Produktion, Distribution, Akkumulation und Rezeption

Um die Glieder der Publikationskette zu bestimmen kann man sich an unterschiedlichsten theoretischen Modellen orientieren. Betrachtet man zunächst das in Abbildung 4 dargestellte Flussdiagramm von MICHAEL GIESECKE (2006, S. 592) lassen sich die verschiedenen Einzelschritte des Publikationsprozesses erkennen: Der Autor verfasst zunächst ein Manuskript und reicht dies an ein Typographieum weiter, wo die Produktion stattfindet.²⁴⁵ Die hergestellten Bücher werden anschließend auf dem Markt verkauft und als private Bücher akkumuliert. Im Anschluss daran unterscheidet GIESECKE (ebd., S. 594) zwei Weisen der Verwendung der Bücher: Die eine ist an einer eher theoretischen Auseinandersetzung orientiert, die Kritik an dem veröffentlichten Werk äußert. Die zweite Verwendungsweise orientiert sich am praktischen Einsatz der in dem Buch enthaltenen Informationen. In beiden Fällen

²⁴⁵ Bis dahin lassen sich schon weitere Prozesse unterscheiden, wie in Kapitel 4.2.1 gezeigt wird.

können die Kritik beziehungsweise die neuen Erfahrungen anschließend wieder zum Inhalt neuer Bücher werden. Abstrahiert man diese einzelnen Prozesse lässt sich der Produktionsprozess, unter Einbezug des kreativen Herstellens des Manuskriptes und der technischen Produktion des Drucks im Typographeum, als erstes Kettenelement zusammenfassen. Die fertigen Bücher werden dann auf dem Markt verkauft – dies kann durch den Begriff „Distribution“ abgebildet werden. Schließlich erfolgt die Akkumulation der privaten Buchexemplare sowie in Schritt vier ihre Rezeption beziehungsweise Anwendung.

Diese kurze Beschreibung des Prozesses und abstrahierte Benennung der einzelnen Kettenglieder des Publikationsprozesses findet sich in etwas anderer Gestalt auch bereits bei KARL MARX. Dieser spricht von „Produktion“, „Distribution“, „Austausch“ und „Konsumtion“ als ineinandergreifende Glieder, für deren Beschreibung er sich an den industriellen Produktionsmechanismen des 19. Jahrhunderts orientiert. Sein Verständnis der einzelnen Prozesse stellt MARX in der Einleitung zur „Kritik der Politischen Ökonomie“ (1972) dar, die erst nach seinem Tod als handschriftliches Manuskript gefunden und veröffentlicht wurde. In dem Manuskript beschreibt MARX zunächst die Produktion und danach das allgemeine Verhältnis von Produktion, Distribution, Austausch und Konsumtion zueinander.

Als Ausgangspunkt der Produktion erkennt er die „gesellschaftlich bestimmte Produktion der Individuen“ (ebd., S. 615), wodurch man sich auf der „gesellschaftlichen Entwicklungsstufe“ (ebd., S. 616) der „modernen bürgerlichen Produktion“ (ebd., S. 617) befindet. Dabei kann Produktion immer auf die Produktion eines ökonomischen Teilbereichs („Agrikultur, Viehzucht, Manufaktur etc.“ (ebd.)) oder auf ein totales Verständnis, das heißt als „Gesellschaftskörper, [als] ein gesellschaftliches Subjekt“ (ebd.) bezogen sein. „Alle Produktion ist Aneignung der Natur von seiten des Individuums innerhalb und vermittelt einer bestimmten Gesellschaftsform“ – dies, so MARX, gelte schon für das historische „Gemeineigentum“ (ebd., S. 619). Von

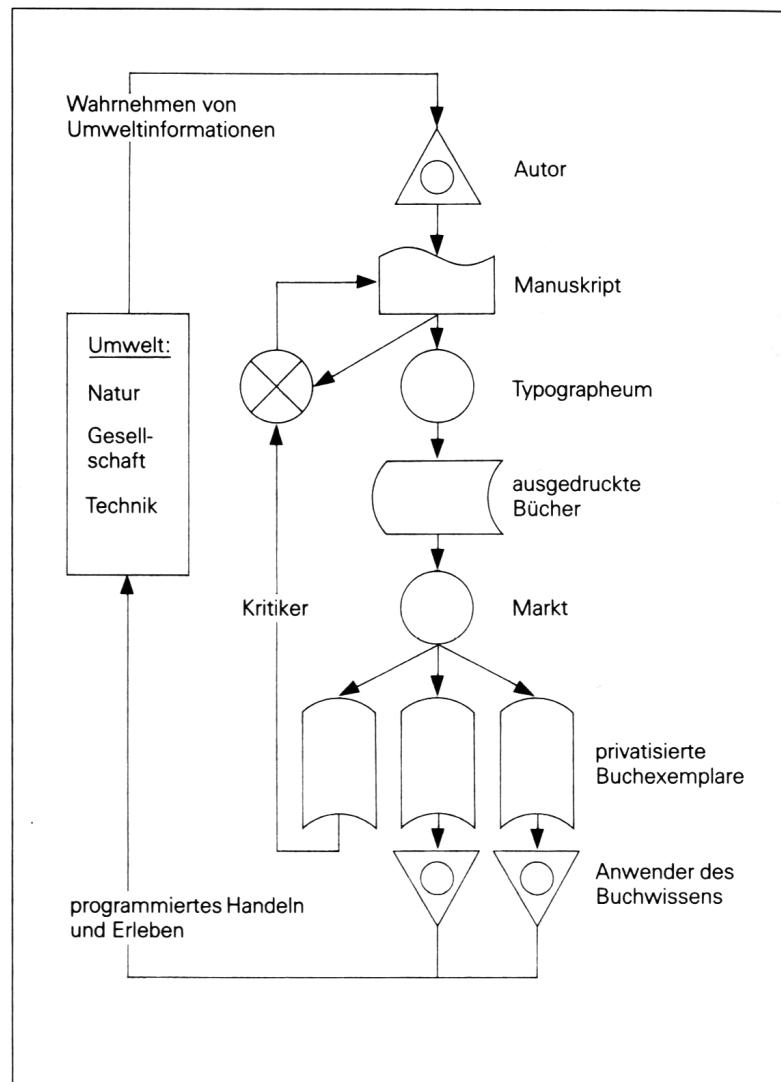


Abbildung 4: Veränderungen im Print-Produktionsprozess
(Quelle: GIESECKE 1994, S. 592).

diesem Verständnis von Produktion ausgehend bestimmt MARX das Verhältnis von Produktion zu Distribution, Austausch und Konsumtion wie folgt:

„In der Produktion eignen die Gesellschaftsglieder die Naturprodukte menschlichen Bedürfnissen an; die Distribution bestimmt das Verhältnis, worin der einzelne teilnimmt an diesen Produkten; der Austausch führt ihm die besondern Produkte zu, in die er das ihm durch die Distribution zugefallne Quotum umsetzen will; endlich in der Konsumtion werden die Produkte Ge-

genstände des Genusses, der individuellen Aneignung. Die Produktion bringt die den Bedürfnissen entsprechenden Gegenstände hervor; die Distribution verteilt sie nach gesellschaftlichen Gesetzen; der Austausch verteilt wieder das schon Verteilte nach dem einzelnen Bedürfnis; endlich in der Konsumtion tritt das Produkt aus dieser gesellschaftlichen Bewegung heraus, es wird direkt Gegenstand und Diener des einzelnen Bedürfnisses und befriedigt es im Genuß. Produktion erscheint so als der Ausgangspunkt, Konsumtion als der Endpunkt, Distribution und Austausch als die Mitte, die selbst wieder doppelt ist, indem die Distribution als das von der Gesellschaft, der Austausch als das als das von den Individuen ausgehende Moment bestimmt ist. In der Produktion objektiviert sich die Person, in der Konsumtion subjektiviert sich die Sache; in der Distribution übernimmt die Gesellschaft in der Form allgemeiner, herrschender Bestimmungen die Vermittlung zwischen der Produktion und Konsumtion; in dem Austausch sind sie vermittelt durch die zufällige Bestimmtheit des Individuums.“ (ebd., 620f.)

Fasst man diese Beschreibung des Verhältnisses zusammen stehen folgende Punkte heraus: Produktion und Konsumtion bilden den Anfangs- und Endpunkt der Kette. In ihrer Mitte befindet sich die zu Distribution und Austausch verdoppelte Distribution. Distribution geht dabei von der Gesellschaft und der Austausch von Individuen aus. Produktion meint die Aneignung und Umformung der Natur zu Produkten der Bedürfnisbefriedigung, durch die sich das Subjekt objektiviert. Distribution ist die gesellschaftlich geleitete und normierte Verteilung und Partizipation des Einzelnen an den Produkten. Die Distribution bestimmt weiterhin das Verhältnis der dem Individuum zur Verfügung stehenden Produkte. Als Austausch kann die Disponibilisierung der Produkte für den Einzelnen in Abhängigkeit von der Zufälligkeit seiner Bedürfnisse verstanden werden. Im Austausch markiert das Individuum die Produkte, die ihm durch die Distribution verfügbar sind. Konsumtion meint den Gebrauch der Produkte durch den Einzelnen, die Entnahme des Produktes aus der Kette zum Zwecke der Bedürfnisbefriedigung, die zu einer Subjektivierung der Produkte führt.

Im interdependenten Verhältnis der einzelnen Kettenelemente ruht die Produktion auf Naturgesetzen, während die Distribution auf gesellschaftlichem Zufall auf-

ruht und dadurch auf die Produktion einwirken kann. Der Austausch befindet sich zwischen der Distribution und der Konsumtion, die von MARX als „Endziel“ beziehungsweise „Endzweck“ verstanden wird. Der Konsumtion kommt nämlich der Status zu, eigentlich außerhalb der Ökonomie zu liegen, es sei denn, sie wirkt auf den Ausgangspunkt ein und lässt den Prozess von neuem beginnen.

Gerade dem Verhältnis von Produktion und Konsumtion widmet MARX besondere Aufmerksamkeit – und seine Ausführungen erscheinen auch für den Öffnungsprozess von besonderer Relevanz, wie im Folgenden ausgeführt werden soll. Das Verhältnis von Produktion und Konsumtion besteht darin, dass Produktion Konsumtion ist. Die Konsumtion der Produktion zeigt sich zum Beispiel in der Nutzung der Fähigkeiten des Individuums zur Produktion oder im Gebrauch der Produktionsmittel sowie der Rohstoffe bei der Herstellung. Dieses Zusammenfallen wird als „*produktive Konsumtion*“ (ebd., 622; Hervorhebung im Original) bezeichnet.

Gleichzeitig erkennt MARX aber auch eine „*konsumtive Produktion*“ (ebd., 623; Hervorhebung C.G.). Mit dieser Form soll das Aufbrauchen eines bereits produzierten Gutes zur Produktion eines weiteren Gutes beschrieben werden. Damit ist die konsumtive Produktion auch verschieden von der eigentlichen Produktion. Aus der Einheit von Produktion und Konsumtion und umgekehrt ergibt sich ihr Dualismus (ebd., S. 622). Weiterhin besteht zwischen beiden Elementen eine Vermittlungsfunktion. So vermittelt auf der einen Seite die Produktion durch die Erzeugung von Gütern die Konsumtion und die Konsumtion auf der anderen Seite die Produktion, „indem sie den Produkten erst das Subjekt schafft, für das sie Produkte sind“ (ebd., S. 623). Die Produktion wird also verdoppelt,

- „1.) indem erst in der Konsumtion das Produkt wirkliches Produkt wird [...; und]
- 2.) die Konsumtion das Bedürfnis neuer Produktion schafft. [...] Ohne Bedürfnis keine Produktion.“ (ebd.)

Daran anschließend dreht MARX die Perspektive um und blickt auf die Konsumtion aus Sicht der Produktion, was ihn zu den folgenden Ergebnissen führt:

- „1.) Die Produktion erbringt erst den zu konsumierenden Gegenstand;
- 2.) Die Produktion provoziert eine bestimmte ‚Weise der Konsumtion‘;
- 3.) Die Produktion evoziert ein Bedürfnis nach dem Produkt beim Konsumenten, den ‚Trieb der Konsumtion‘.“ (ebd., S. 624)

An dieser Stelle soll der Nachvollzug der Ausführungen zum MARXschen Verhältnis kurz unterbrochen werden, um ihre Bedeutung für den Öffnungsprozess klar zu machen. Das enge Verhältnis – wenn nicht sogar die Identität – von Produktion und Konsumtion, wie es von MARX beschrieben wird, ist ebenso in einfacherer Form im Kreislauf des Flussdiagramms von GIESECKE angedeutet. So werden für eine Öffnung produktive Fähigkeiten des Individuums (Imagination, Ergebnisse aus qualitativen und quantitativen Erhebungen, Erlebnisse und Erfahrungen etc.) benötigt, die intendierten Informationen zu erzeugen oder aufzubereiten und für andere verfügbar zu machen, das heißt darüber hinaus auch bestimmte Ressourcen beziehungsweise Produktionsmittel (Medien: Schreibmaschinen, Computer, Druckmaschinen, Fotografie-, Radio- und Fernsehtechnik etc.) zu nutzen. Blickt man anschließend von der produktiven Konsumtion auf die konsumtive Produktion, bedeutet dies für die Produktion die Weiterverwendung bereits bestehender potentieller Informationsbestände zur Herstellung weiterer intendierter Informationen. Somit wird auch die Vermittlungsfunktion erfüllt, denn erst durch die Produktion von Informationen besteht die Möglichkeit zur Konsumtion, während die Konsumtion erst den Bedarf nach neuer Informationsproduktion erzeugt. Das enge Verhältnis von Produktion und Konsumtion kann also in vergleichbarer Weise auch für den informationellen Öffnungsprozess erkannt werden.

Schließlich tritt zwischen die Produktion und die Konsumtion noch die Distribution. Dabei stellt die Distribution selbst schon einen Teil der Produktion dar, indem

sie nicht nur die Produkte der Produktion distribuiert, sondern auch dadurch, dass bestimmte Produktionsformen nur bestimmte Distributionsformen erlauben (ebd., S. 627). Aber auch der umgekehrte Fall wird von MARX beschrieben, denn auch die Distribution bedingt die Produktion zum Beispiel durch die Distribution der Produktionsinstrumente. In der einfachsten Version ist die Distribution also die Verteilung der Produkte der Produktion, weshalb sie zunächst als unabhängig von der Produktion verstanden werden kann. Aber die Distribution ist auch erstens die Distribution der Produktionsinstrumente und zweitens der Gesellschaftsmitglieder (ebd., S. 628).

Das Element des Austauschs steht zwischen der Produktion und Distribution auf der einen Seite und der Konsumtion auf der anderen. Insofern aber die Distribution ein Moment der Produktion ist, scheint der Austausch darin aufzugehen. Austausch ist also auf Seiten der Produktion anzusiedeln, wenn es um den Austausch von „Tätigkeiten und Fähigkeiten“ (ebd., S. 630) in der Produktion, von Produkten als Mittel „für die unmittelbare Konsumtion“ sowie als Tätigkeit zwischen Geschäftsleuten geht (ebd.). Autonom ist der Austausch nur, wenn er nur den Tausch des zur Konsumtion genutzten Gutes betrifft.

Bezieht man nun wiederum die Kettenglieder Distribution und Austausch auf den Öffnungsprozess wird deutlich, dass zunächst die Distribution in ihrer einfachsten Form die Distribution intendierter Informationen betrifft. Zugleich muss die Distribution aber auch in ihren anderen Bedeutungen berücksichtigt werden, das heißt als Distribution der Gesellschaftsmitglieder und Produktionsinstrumente. So gestatten nur bestimmte Individuen durch ihre physischen und psychischen Fähigkeiten beziehungsweise ihr Wissen sowie feststehende Techniken die Produktion intendierter Informationsprodukte. Entsprechend dieses Verständnisses ist auch der Austausch ebenfalls auf Seiten der Produktion anzusiedeln. Austausch mit Blick auf die Konsumtion besteht dann nur, wenn es zum Austausch von Produkten zum Zwecke der Konsumtion kommt. Als Fazit fasst MARX zusammen:

„Das Resultat, wozu wir gelangen, ist nicht, daß Produktion, Distribution, Austausch, Konsumtion identisch sind, sondern daß sie alle Glieder einer Totalität bilden, Unterschiede innerhalb einer Einheit. [...] Eine bestimmte Produktion bestimmt also bestimmte Konsumtion, Distribution, Austausch, die *bestimmten Verhältnisse dieser verschiedenen Momente zueinander*. Allerdings wird auch die Produktion, *in ihrer einseitigen Form*, ihrerseits bestimmt durch die andren Momente.“ (ebd., 631; Hervorhebungen im Original)²⁴⁶

Mit Blick auf den Öffnungsprozess zeigen die bisherigen Erkenntnisse einerseits die Verschiedenheit der einzelnen Kettenglieder und andererseits die Interdependenz der Publikationsprozesse. Der erstgenannte Aspekt wiederum findet sich auch in aktuellen Modellen der Betriebswirtschaftslehre zur Wertschöpfungskette: SCHUH-MANN und HESS (2006, S. 203) identifizieren beispielsweise mit einem Fokus auf die Musikproduktion folgende Schritte: Komposition, Aufnahme, Rechtehandel, Produktion, Distribution und Rezeption. WIRTZ (2009, S. 60) erkennt wiederum auf einer allgemein für Medienunternehmen angesiedelten Perspektive: Beschaffung von Informationen, Inhalten und Werbung, Produktion und Aggregation von Content und Platzierung von Werbung, Packaging der Produkte, technische Produktion, Distribution und Rezeption als aufeinander folgende Elemente. Hieran zeigt sich deutlich, dass die verschiedenen Faktoren, wie zum Beispiel das Produkt, die verwendete Technik, die beteiligten Akteure, rechtliche Rahmenbedingungen und so weiter einen Einfluss auf die einzelnen Glieder des Veröffentlichungsprozesses haben. In welchem Rahmen alle diese Einflussfaktoren in dieser Arbeit eine Berücksichtigung erfahren können, soll am Ende des Kapitels erörtert werden, denn aus Perspektive des Öffnungsprozesses erscheint ein weiteres, bisher noch nicht aufgeführtes Element als essentiell.

Gerade die informationsverarbeitenden Einrichtungen müssen sich über Maßnahmen der Archivierung, Speicherung, Erhaltung, langfristige und sofortige Verfügbarmachung etc. der Informationen auseinandersetzen. Diese in ihrem Aufwand

²⁴⁶ In dieser Arbeit soll unter der von MARX sogenannten Totalität eine informationelle Öffnung im Zuge des Publikationsprozesses verstanden werden.

und Umfang sehr unterschiedlichen Subprozesse können unter dem Schlagwort „Akkumulation“ zusammengefasst werden. Die Akkumulation von Informationen erscheint insbesondere für den Öffnungsprozess als relevantes Element, da sie die langfristige Bereitstellung, Verfügbarkeit und vor allem Möglichkeit des In-Bezug-Setzens unterschiedlichster Informationsquellen entweder für ein ausgewähltes Publikum oder eine breite Öffentlichkeit gestattet.

Mit Blick auf Informationen ist die Speicherung, Archivierung und Verfügbarmachung der zu tradierenden oder neu erzeugten kulturellen Informationen seit frühester Menschheitsgeschichte²⁴⁷ und damit auch für den Öffnungsprozess von besonderer Relevanz. Daher erscheint es umso fragwürdiger, dass die Akkumulation in keiner der oben genannten Prozessbeschreibungen in ihrer Bedeutung gewürdigt wird und das, obwohl sie sowohl in der Güterproduktion als auch der Informationsverarbeitung von zentraler Bedeutung ist. Aus dieser Feststellung heraus gilt es also zu überlegen, an welche Stelle die Akkumulation in das von MARX vorgestellte Verhältnis von Produktion, Distribution, Austausch und Konsumtion eingefügt werden kann und welche Veränderungen es dadurch erfährt.

Zunächst erscheint die Akkumulation – ebenso wie die Distribution – als ein Prozess der Produktion, woraus sich ableiten lässt, dass die Produktion die Akkumulation bestimmt. Die erzeugten Produkte bedeuten eine nur begrenzte Auswahl möglicher Akkumulationsformen.²⁴⁸ Zur gleichen Zeit wirkt die Akkumulation aber auch auf den Produktionsprozess zurück, indem sie sowohl die Verfügbarkeit als auch die Form und Ausprägung der Produktionsinstrumente mitbestimmt.²⁴⁹ Darüber

²⁴⁷ Schon früh wurden Mnemotechniken wie Reime, Assoziationsketten oder Merksprüche dazu eingesetzt, Informationen zu speichern und weiterzugeben. Als einer der ersten, der Mnemotechniken einsetzte ist SIMONIDES VON KEOS überliefert (CICERO 1998, 352f.).

²⁴⁸ Mit der Digitalisierung und der somit ermöglichten Übertragbarkeit der Informationen von einer Akkumulationsform in eine andere ist eine neue Qualitätsstufe der Informationsakkumulation erreicht.

²⁴⁹ Man halte sich nur einmal Geräte wie Smartphones, Spielekonsolen, digitale wie analoge Foto- und Videokameras ohne entsprechend technisch vorgesehene Akkumulationseinrichtungen vor Augen – diese Geräte wären zur Informationsspeicherung und vor allem der folgenden Informationsverarbeitung nutzlos.

hinaus deuten diese beiden Perspektiven aber auch auf eine weitere Bedeutungsebene der Akkumulation hin, die sich ebenso in GIESECKES Kreislaufmodell der Informationsverarbeitung zeigt. Es handelt sich dabei um eine Form der produktiven Konsumtion, die nicht möglich wäre, wenn zuvor keine bereits bestehenden Medien, zum Beispiel in Gestalt von Büchern, Aufsätzen, Fotografien, filmischen Dokumentationen, Websites etc., als verarbeitbare potentielle Informationen disponibel wären. In diesem Fall erscheint die Akkumulation als ein der Produktion noch vorgelagerter Prozess.²⁵⁰ Die Informationsproduktion beruht aber auch auf „Rohstoffen“, das heißt auf Fähigkeiten beziehungsweise praktischen und theoretischen Erkenntnissen, die noch nicht als Informationsprodukte verfügbar sind.²⁵¹ Handelt es sich also um eine „ursprüngliche“ Produktion von intentionalen Informationsprodukten ist von einer konsumtiven Produktion zu sprechen.²⁵²

Sowohl im Fall der produktiven Konsumtion als auch der konsumtiven Produktion werden die produzierten Informationen daraufhin distribuiert. Historisch kommt es immer wieder dazu, dass die Information bereits vor diesem Zeitpunkt, das heißt also vor der Distribution akkumuliert wird.²⁵³ Ein weiterer Akkumulationsprozess schließt sich aber nochmals an den Austauschprozess an, denn dieser wird nun

²⁵⁰ Insofern müsste der Produktionsprozess mit Blick auf den informationellen Öffnungsprozess an zum Beispiel SCHUHMANN / HESS (2006) orientiert in mindestens zwei Produktionsphasen unterteilt werden: der Kreativproduktion, das heißt der Weiterverarbeitung oder Erzeugung neuer Daten oder Informationen und der technischen Produktion, das heißt der Phase der Aufbereitung zur Veröffentlichung. Es sei aber an dieser Stelle nochmals darauf hingewiesen, dass die heutigen Medien die quasi Instantanität von Produktion, Distribution, Austausch, Akkumulation und Rezeption erlauben.

²⁵¹ Es ist jedoch aus dem heutigen Verständnis evident, dass auch diese Informationen auf bereits tradierten Informationen, das heißt gelehrten Inhalten aufrufen, die in Büchern oder anderen Informationsspeichern enthalten sind. Jedoch findet durch den praktischen und theoretischen Vollzug dieser Informationen eine Weiterentwicklung dieses Informationsrepertoires statt, das zu neuen Erkenntnissen führt, um die es in diesem Fall der Informationsproduktion geht.

²⁵² *De facto* erscheint eine solche Produktion – abgesehen von vielleicht fiktionalen Stoffen – als ausschließlich theoretisch denkbar, da ohne den Rückgriff auf bereits bestehende Literatur unmöglich.

²⁵³ In der Analyse werden Beispiele für die Akkumulation nach der Distribution aufgezeigt, wenn beispielsweise Bücher oder Zeitungen nach der Produktion als Belegexemplare oder zu präventiven Zensurzwecken bei entsprechenden Institutionen vor der Vermarktung abgegeben werden müssen. Aber auch die Akkumulation von Filmen oder Fotografien in Archiven erscheint an dieser Stelle der Publikationskette.

als Austausch von Produkten zum Zwecke der Konsumtion verstanden, wobei die Konsumgüter zum Teil vor und / oder nach der Konsumtion beziehungsweise der Rezeption ebenfalls von einem Individuum oder einer Institution akkumuliert werden.²⁵⁴

Bezogen auf den Öffnungsprozess würden diese Ausführungen nun also folgende Publikationsprozessabfolge ergeben: Kreativ-Produktion, verstanden als Herstellung intendierter Informationen und Daten; Publikations-Produktion²⁵⁵, die Aufbereitung der Daten und Informationen zur Distribution gemeint ist; daran anschließend die Akkumulation I. sowie die Distribution, die die Verfügbarmachung der intentionalen Informationen auf einem Marktplatz beschreibt; fortgesetzt mit dem Austausch, das heißt der Disponibilisierung der intendierten Informationen zum Konsum, gefolgt von einem möglicherweise erneuten Akkumulationsprozess II.

Eine Berücksichtigung aller hier vorgestellten Elemente des Publikationsprozesses erscheint aber aufgrund der Detailliertheit für den hier angestrebten Zweck einer Beschreibung des Öffnungsprozesses weder sinnvoll noch zielführend. Für die weitere Bearbeitung des Gegenstandes werden daher die Elemente Akkumulationen I und II sowie Distribution und Austausch zusammengefasst. Somit entsteht aus der MARX'schen Abfolge von Produktion, Distribution, Austausch und Konsumtion eine neue Reihenfolge aus Produktion, Distribution, Akkumulation und Konsumtion beziehungsweise Rezeption.

²⁵⁴ In diesem Zusammenhang sei auf zum Teil umfangreiche Privatbibliotheken von Intellektuellen oder auf Film- oder Musiksammlungen und so weiter von Individuen aufmerksam gemacht. Ähnlich kann aber auch die Akkumulation in öffentlichen Bibliotheken und Archiven verstanden werden. Diese stellen nach dem Austausch die Werke zur Konsumtion zur Verfügung. Inwiefern dieses Prozessverständnis auch auf den Kunstmarkt übertragbar ist muss an anderer Stelle untersucht werden.

²⁵⁵ Wenn auch der Kreativitätsbegriff zur Benennung des vorangegangenen Prozesses genutzt wurde, so schließt dies in dieser oder einer späteren Phase nicht den Einsatz von Kreativität aus.

4.2 Publikationsprozesse im Kontext informationeller Öffnungen und Schließungen durch den Buchdruck

Oft ist es Künstlern und Erfindern nicht vergönnt von den Früchten ihrer Werke zu partizipieren. Auch Gutenberg, dessen revolutionäre, neue Buchdrucktechnik sich rasend schnell über den gesamten Erdball verbreitete war davon betroffen. Die Wirkungen aber, die die neue Medientechnik Buchdruck für den Prozess informationeller Öffnung entfaltet sollen im Folgenden näher untersucht werden. Die Betrachtung der Druckmedien erweist sich dabei aber als ein äußerst diffiziles Unternehmen. Nicht nur sind rund fünfhundert Jahre Entwicklung zu betrachten, sondern die Entwicklungen fanden in politischen, ökonomischen, wissenschaftlichen, technischen und sozialen stark verschieden ausgeprägten Teilsystemen statt, die sich in ihren gegenseitigen Wechselwirkungen auch noch untereinander stark beeinflussten. Deshalb ist eine umfassendere und tiefgreifendere Betrachtung der Folgen des Buchdrucks an dieser Stelle nicht möglich. Aus diesem Grund wird im weiteren Verlauf nur auf die wesentlichsten Entwicklungen geblickt.

Begonnen werden soll daher mit der Technikgeschichte des Buchdrucks. Hier werden neben den Vorläufern des modernen Druckverfahrens die Innovationen GUTENBERGS im Vordergrund stehen. Daran anschließend werden die sich aus dem neuen Verfahren ergebenden öffnenden und schließenden Konsequenzen reflektiert, die sowohl kirchliche als auch weltliche beziehungsweise später politische oder auch ökonomische Machtverhältnisse betreffen. Hier werden Öffnungen und Schließungsmaßnahmen vorgestellt, wie sie einerseits mit Blick auf Ausbildungsinstitutionen, die Alphabetisierung, die Entstehung einer nationalen Idee oder Buch- und Presseveröffentlichungen zur Anwendung kommen und andererseits in späteren Epochen immer wieder wiederholt werden. Im weiteren chronologischen

Verlauf stehen die Öffnungspotentiale des Buchdrucks bis zur nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland im Fokus. Daran anschließend wird zu zeigen sein, dass sowohl die Nationalsozialisten als auch die Herrscherelite der DDR vergleichbare Schließungsmechanismen einsetzen, beide aber druckende Untergrundbewegungen nicht verhindern können. Abschließend steht das Pressesystem der Bundesrepublik im Fokus. Dessen Entwicklung ist im Vergleich zum ostdeutschen System besonders interessant und offenbart die Potentiale einer offenen Gesellschaft durch die Möglichkeiten einer informationellen Öffnung.

An der kurzen Auflistung der kommenden Inhalte wird deutlich, dass die Kontexte, in denen Öffnungen und Schließungen reflektiert werden einen Fokus auf einige ausgewählte Stellen notwendig machen, die die Auswirkungen des modernen Buchdruckverfahrens verdeutlichen. Aufgrund der erwähnten Reziprozität sind inhaltliche Redundanzen unvermeidbar, werden aber auf ein Minimum reduziert.

4.2.1 Technik

Eine erste routinisierte Druckform mit Holzschnitten gibt es bereits im 5. Jahrhundert im asiatischen Raum, wahrscheinlich in China, die bis in das 19. Jahrhundert praktiziert wird. Dabei werden einzelne Zeichen spiegelverkehrt aus einem Holzstock heraus geschnitzt, so dass sie erhaben sind. Anschließend bringt man Farbe auf die erhabenen Stellen und presst sie gegen Papier. Diese frühen Drucke belegen, dass zu dieser Zeit bereits der Druck mit beweglichen Lettern in Asien praktiziert wird. Ein Nachteil dieser Drucktechnik ist jedoch der enorme Stapelplatz, den die Druckplatten benötigen. Ein weiteres Manko ist die enorme Anzahl der chinesischen Schriftzeichen, die sich nur äußerst schwer zu ganzen Sätzen zusammensetzen lassen (GIESECKE 1994, 76f.).

Als weitere Methode ist die Verwendung von Steinplatten zu nennen, in die einzelne Schriftzeichen eingeritzt werden. Nachdem auf die Steine Farbe aufgetragen

wird, ohne dass diese in die Einkerbungen fließt, drückt man feuchtes Papier auf die Schriftsteine und bürstet es. Anschließend zieht man das Papier von den Steinen ab und die Schrift hebt sich von den schwarzen Blättern weiß ab (HÖLLEIN 2000).

Weiterhin experimentiert der Chinese BI SHENG um 1050 mit beweglichen Lettern aus Keramik. Diese werden auf einer Eisenform angeordnet und mit einer Schicht aus Harz und Wachs fixiert. Eine Wiederverwendung der Zeichen wird möglich, wenn das Eisen erhitzt wird und sich dadurch das Harz und Wachs wieder verflüssigen und die Zeichen frei geben (ebd.).

Aus dem südkoreanischen Raum ist der Druck mit beweglichen Metalllettern überliefert. Dabei werden die Lettern aus Holz geschnitzt und anschließend in feuchten Sand gedrückt. Über die so entstandene Negativform (auch Matrize genannt) wird eine Abdeckung gelegt und anschließend flüssiges Metall hineingegossen. Nach dessen Erkalten werden die metallenen Lettern entnommen und mit der Feile nachbearbeitet. Um die Zeichen anschließend in einer Form zu fixieren werden sie in einen Wachsrahmen gesetzt, der zusätzlich von einem äußeren Bambusrahmen gestärkt wird. Diese Rahmenkonstruktion kann nun zum Drucken verwendet werden (GIESECKE 1994, 76f.).

Im Hinblick auf die geschilderten Drucktechniken und ihren Einsatz offenbaren sich aber auch folgende Schwachpunkte: Die Konturen der Stempel hängen von den Fähigkeiten der Graveure ab, der Farbauftrag ist je verschieden und der Druck, den die Drucker beim Pressen ausüben erfolgt nie konstant, so dass in der Folge die Qualität der Druckerzeugnisse je verschieden ist (ebd., S. 75). Dieser Aufzählung sind die Herstellung und Qualität des Papiers, der Druckfarben beziehungsweise Tinten sowie der Griffel hinzuzufügen, die sich somit ebenfalls als Schwachstelle bei der Herstellung von Schriftstücken entpuppen können. Diese Probleme sind nur durch eine Mechanisierung der Herstellungstechniken zu überwinden, die die Erzeugung immer gleicher Resultate ermöglicht.

Zudem bleibt die Frage, wie verbreitet der Druck im antiken China eigentlich ist? Die einzige Druckerei befindet sich in den Händen des Königs. So ist der Informationsfluss durch die Auflagenhöhe und Kontrolle des Inhalt sowie des Empfängerkreises deutlich zentralistisch organisiert und von den administrativen Ebenen der Könige oder Kaiser kontrolliert. Entsprechend hat man es in Asien mit einer Elitentechnik zu tun, die eine Partizipation und Transparenz von Informationen und Wissen für breite Bevölkerungsschichten ablehnt. Dennoch verbinden sich mit dem Buchdruck auch Hoffnungen, wie sie später ebenfalls in Europa zu finden sind: So erwartet man zum Beispiel, dass der Buchdruck die Speicherung von Informationen über lange Zeiträume hinweg ermöglicht. Weiterhin wird er als potentieller Vermittler von Informationen beziehungsweise Wissen angesehen, wie an exemplarischen Anleitungen zum Tempelbau gezeigt werden kann (ebd., 128f.).

Mit der Innovation des modernen Buchdrucks durch JOHANNES G. GUTENBERG öffnet sich in Europa ein neues Kapitel informationeller Öffnung. Herrschen für die Medien im mittelalterlichen Europa noch ähnlich elitäre Strukturen wie in China, kommt es zu einer informationellen Öffnung durch die weiterentwickelte Drucktechnik. Dabei ist aber zu berücksichtigen, dass GUTENBERG mit seiner Erfindung auf bereits bekannten Druck- und Prägetechniken aufbaut.

Das Prinzip des Münzschlagens mittels eines Prägestempels, das Metallgussverfahren und Spindelpressen sowie klebrige, mit Harz vermischte Druckfarben sind bereits bekannt (HANE BUTT-BENZ 2008, 5f.). In den Jahren zwischen 1434 und 1445 soll GUTENBERG in seiner Straßburger Zeit mit dem Bleiguss von Lettern experimentiert haben. Das erste überlieferte Dokument GUTENBERGS ist das Mainzer Fragment aus dem Jahr 1445. GIESECKE (1994, S. 135) beschreibt als GUTENBERGS Ziel, die Kunst der Meister aus den Scriptorien übertreffen zu wollen. Das Schriftstück, das sich am besten für diesen Zweck eignet kann nur das Buch der Bücher, die Bibel sein. Nur dieses bietet ihm die Möglichkeit die Überlegenheit seiner Technik im Vergleich zu den Meisterwerken der besten Schreiber der letzten Jahrhunderte zu beweisen.

GUTENBERGS Ziel ist begleitet von seinem außerordentlichen technischen Verständnis, der Kenntnis der Warenökonomie seiner Zeit und der Bereitschaft finanzielle Risiken einzugehen (GIESECKE 1994, S. 134).

Das von ihm entwickelte Druckverfahren besitzt zwei große Vorteile: Es ist einerseits den handschriftlichen Unikaten ästhetisch äquivalent und andererseits bietet es einen entscheidenden Effizienz- und Kostenvorteil gegenüber den sonst am Markt befindlichen Techniken (SIMON 2008, S. 250). GUTENBERG kombiniert unterschiedliche Verfahren, entwickelt aber auch vollkommen neue Werkzeuge und Routinen, die schließlich zur „Mechanisierung menschlicher Arbeitskraft“ (GIESECKE 1994, S. 77) führen.

Grundlage für die Herstellung der Drucktypen ist eine Hohlform aus Metall mit zwei Holzbacken, das von GUTENBERG entwickelte Handgießgerät (siehe Abbildung 5).

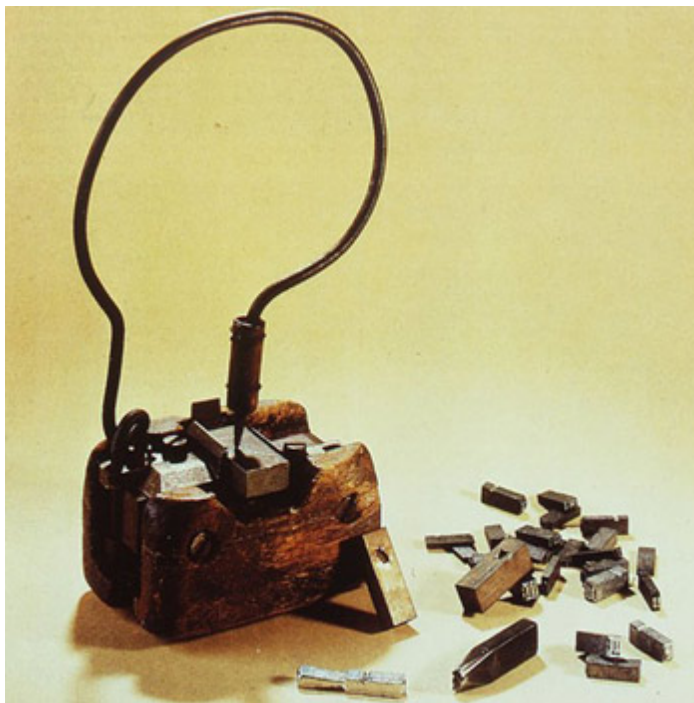


Abbildung 5: GUTENBERGS Handgießgerät
(Quelle: GUTENBERGMUSEUM 2008).

Auf der Oberseite der Hohlform wird eine Matrize eingelegt, die wie folgt hergestellt wird: Ein aus härterem Metall bestehender Stempel beziehungsweise die Matrize wird in einen Metallblock aus weicherem Material, die Matrize geschlagen. Somit erhält man eine Negativform des Buchstabens, die nun in das Handgießgerät eingelegt wird. Anschließend füllt man mit einem Gießlöffel auf der Unterseite des Handgießgerätes ein 300°C heißes Gießmetall, eine Legierung aus Blei, Antimon und Zink ein, das augenblicklich erstarrt. Die fertige Letter kann sofort entnommen und weiterbearbeitet werden. Dazu gehören das Abschlagen des Angusszapfens, das Wegfeilen von Graten sowie das Glätten des Metalls und das Anbringen von Signaturen. Damit wird eine schnelle und massenhafte Herstellung identischer Lettern möglich, die nicht mehr von den Fertigkeiten eines Menschen abhängen (ebd., 78f.).

Nachdem die einzelnen Lettern geschaffen sind durchläuft ein Text im Produktionsprozess zahlreiche Arbeitsschritte, die grob mit Annahme des Manuskripts, Satz, Druck und Binden beschrieben werden können. Zunächst verfasst also ein Schreiber ein handschriftliches Manuskript. Dieses Manuskript wird in einem Typographen eingereicht, wo es von einem Korrektor zunächst auf seine Druckbarkeit hin untersucht wird. Anschließend nutzt der Setzer das Manuskript als Vorlage für die Umwandlung des Textes in die metallische Form. Dazu entnimmt er dem Setzkasten, einem Regal mit zahlreichen Fächern für alle Groß- und Kleinbuchstaben sowie sonstigen Zeichen, die für den Satz notwendigen Lettern und legt diese auf den Winkelhaken. Sowohl Setzkasten als auch Winkelhaken sind weitere Erfindungen GUTENBERGS (ebd., S. 96). An die Fertigstellung des Satzes schließt sich ein erster Andruck an, den der Korrektor mit Blick auf falsche Lettern, umgedrehte Buchstaben, Wortwiederholungen etc. erneut prüft. Des Weiteren kann der Korrektor auch noch Veränderungen des Satzes bewirken, das heißt es kommt zum Beispiel zur Überprüfung der Orthographie, des Umbruchs oder der Einteilung der Lagen (ebd., 115ff.). Im Anschluss wandert der fertig gesetzte Text in die Druckmaschine (siehe Abbildung 6) und der eigentliche Druckvorgang kann beginnen.

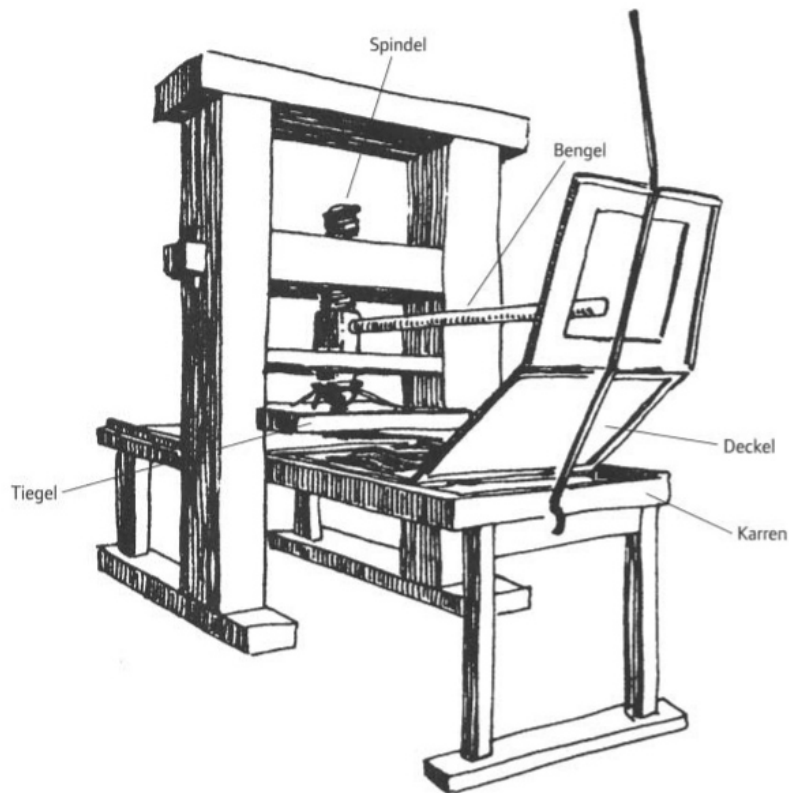


Abbildung 6: GUTENBERGS Druckerpresse
(Quelle: TEWES-ECK und DUNKEL 2004).

Dazu wird der Satz zunächst in den sogenannten Karren eingefügt an dem ein Rahmen angebracht ist in den das Papier eingespannt wird. Auf den Satz wird von einer zweiten Person mit Druckerballen, zwei mit Leder überzogenen Stoffballen an einem Holzgriff, die Druckfarbe aufgebracht. Anschließend wird der gesamte Karren unter den Tiegel geschoben. Der Tiegel stellt zusammen mit der Büchse eine Einheit dar. Die Büchse ist eine Führung durch die ein spitzer Kegel mit einem Gewinde auf eine Eisenplatte, eben jener Tiegel, gelenkt wird. Durch die Betätigung des Bengels, eines Stabes in der Spindel, wird der Tiegel abwärts bewegt und damit auf den Rahmen gedrückt, der wiederum das Papier auf den Satz drückt. Dabei ist es wichtig, dass sich die Drehbewegung der Spindel nicht auf das Brett überträgt, denn dadurch würde das Papier verrutschen und der Druck verschmieren (ebd.,

107ff.). Dreht man den Bengel anschließend wieder in die entgegengesetzte Richtung hebt sich der Tiegel und der Karren kann der Druckmaschine entnommen werden. Das bedruckte Papier wird jetzt zum Trocknen aufgehängt (ebd., 111f.). Die letzten Produktionsschritte bestehen danach im Pressen, Schneiden, Falzen und Binden der Papierbögen.

GUTENBERGS Erfindungen (Handgießgerät, Setzkasten und Winkelhaken sowie die entsprechenden Veränderungen an der Druckmaschine) verändern nicht nur das Druckwesen radikal. Dieses Druckverfahren ermöglicht erstmals die massenhafte Herstellung absolut identischer Printprodukte, deren Inhalte in den nächsten Jahrhunderten dem informationellen Öffnungsprozess einen noch nie dagewesenen Schub bringen werden (BÖHRINGER et al. 2001, S. 44).

4.2.2 Vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nationen bis zur Weimarer Republik

Nachdem nun ein basales Verständnis für die Medientechnik des Buchdrucks geschaffen wurde beginnt die Untersuchung der Wirkung der Publikationsprozesse auf den Prozess informationeller Öffnung mit den Anfängen der Verbreitung der Drucktechnik. Dabei wird zunächst nur das Buch in den Blick genommen, da es sich zwar weniger in der Produktion sehr wohl aber in der Distribution, Akkumulation und auch Rezeption von den im Weiteren untersuchten Presseerzeugnissen unterscheidet. Darüber hinaus sind die Presseerzeugnisse nicht auf die gleiche Langlebigkeit ausgelegt und behandeln andere Themen. Insgesamt, so wird es sich zeigen, tragen die Publikationsprozesse in unterschiedlicher Weise zu verschiedenen Effekten bei, die wiederum selbst als Einflussfaktoren auf den Prozess informationeller Öffnung wirken. Zu nennen sind hier zum Beispiel die Vereinheitlichung der Sprachen und die Schaffung von Nationalsprachen oder die Alphabetisierung der Gesellschaft. Es ist jedoch anzumerken, dass diese Entwicklungen nicht plötzlich mit dem Buchdruck

in die Gesellschaften traten, sondern sich über längere Zeiträume entwickelten. Hinzu kommt, dass die Ausbildung dieser Effekte von zentralen Akteuren und Funktionssystemen abhängig war. Wie schon zuvor bildet auch hier die Wissenschaft einen Baustein in der Fortentwicklung des Öffnungsprozesses. Wissenschaftliche Zeitschriften können als ein weiteres Element zur informationellen Öffnung betrachtet werden. Schließlich gehen mit dem Druck auch informationelle Schließungen einher, die abschließend betrachtet werden sollen. Hierbei zeigt sich, dass die sich herausbildenden Maßnahmen vorbildhaften Charakter, auch für zukünftige Schließungen haben. So kann in den späteren Untersuchungen gezeigt werden, dass einmal zur Anwendung gekommene Schließungen immer wieder, beziehungsweise auch im Kontext neuerer Medienentwicklungen in aktualisierter Form, zur Anwendung kommen.

4.2.2.1 Publikationsprozess des Buches

In der Folge wird die Druckkunst sowohl im europäischen Ausland als auch auf dem amerikanischen Kontinent zunächst von Deutschen betrieben (STEINBERG 1988, S. 43).²⁵⁶ Die ersten Drucker handeln nicht aus kulturellem oder einem schon aufklärerischen beziehungsweise bildnerischen Impetus, sondern sie betreiben den Buchdruck um zu Überleben. In der radikalen Phase werden Druckereien in „Köln 1446, Rom 1466, Augsburg, Basel 1468, Venedig 1469, Paris, Nürnberg, Utrecht 1470, Mailand, Neapel, Florenz 1471, Ulm, Lyon, Valencia, Lübeck, Budapest 1473, Krakau, Brügge 1447, Breslau 1475, Westminster, Rostock 1476, Genf, Palermo, Messina 1478, Leipzig, Trier 1481, Odense 1482, Stockholm 1483“ (ebd., S. 47) gegründet.

Warum waren es gerade diese Städte? Einerseits beherbergen einige der genannten Städte Universitäten, die Drucker anziehen. Andererseits handelt es sich um

²⁵⁶ So druckte beispielsweise JAKOB CROMBERGER in Sevilla und sein Sohn HANS beziehungsweise JUAN CROMBERGER brachte als erster eine Druckmaschine auf den amerikanischen Kontinent nach Mexico (STEINBERG 1988, S. 49).

relevante ökonomische Zentren durch Handel, Banken und Höfe (ebd., S. 48). Sie bieten nicht nur ein ausreichend finanzstarkes Publikum, sondern auch ein Distributionssystem, an das sich die Buchhändler zunächst anschließen. Insgesamt gibt es um 1480 schon über 120 Druckorte und bis 1500 hat sich die Anzahl noch einmal mehr als verdoppelt (circa 250)²⁵⁷, weshalb man von einer akzelerierten Verbreitung sprechen kann (STÖBER 2000, S. 34).

Blickt man nur auf die Verbreitung der Druckereien wird klar, dass es nicht nur ein massives Interesse an den durch den Druck verbreitbaren Informationen gegeben haben muss, sondern auch, dass die steigende Zahl der Druckereien mehr Informationen distribuieren können. Die Gleichzeitigkeit der Informationsproduktion an unterschiedlichen Orten, die zur ersten Informationsexplosion beiträgt, kann in ihrer Wirkung noch besser anhand der Auflagenzahlen beobachtet werden: Die Zahlen der Veröffentlichungen beziehungsweise Stückzahlen sind beeindruckend, denn sie verweisen auf die sprunghaft ansteigende Disponibilität der neuen Medienprodukte (Bücher, Flugschriften, Flugblätter, Zeitungen, Zeitschriften, Plakate etc.): So werden bis 1500 circa 27.000 Druckwerke in ungefähr 20 Millionen Exemplaren hergestellt (WITTMANN 2011, S. 27).

Dennoch kommt es um 1504 zu einer ersten große Absatzkrise auf dem Buchmarkt, da das geringzahlige Gelehrtenpublikum rasch mit den Klassikern und wesentlichen Fachtexten gesättigt ist. Ebenso ist die Distribution von Volksliteratur zunächst schwierig und so bleiben beispielsweise der gesamte Minnesang, das Nibelungenlied sowie die Predigten von ECKHART v. HOCHHEIM (auch MEISTER ECKHART) unverbreitet. Der „Parzival“ von WOLFRAM v. ESCHENBACH wird zwar gedruckt, bleibt aber ein wirtschaftlicher Misserfolg (ebd., S. 41).

Als neuer Antriebsmotor erweist sich aber schon bald die Produktion reformatorischer Schriften, die jedoch für viele Drucker beziehungsweise Verleger zunächst

²⁵⁷ Aufgrund uneindeutiger Quellenlage können nur circa-Angaben erfolgen. Hinzu kommt, dass die zahllosen Wanderdrucker hier jedoch unberücksichtigt bleiben.

den Verlust ihres alten Publikums bedeutet. Ohne im Detail auf die Erfolge MARTIN LUTHERS einzugehen²⁵⁸ kann gesagt werden, dass er alle anderen Autoren seiner Zeit in den Schatten stellt (ebd., S. 49). Insbesondere die transparenzierende und zur Emanzipation von den herrschenden klerikalen Eliten beitragende volkssprachige Übersetzung des Neuen Testaments verkauft sich rasend schnell.

Orientiert man sich für die folgenden Jahre mit WITTMANN (2011, S. 83)²⁵⁹ an den sicherlich nicht vollständigen Messkatalogen zwischen 1610 und 1619 erscheinen pro Jahr durchschnittlich 1.587 Neuerscheinungen (siehe Abbildung 7). In der Phase des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) reduziert sich die Zahl der Novitäten zwischen 1632 bis 1641 auf circa 660, die sich nach Ende des Krieges und in der zweiten Jahrhunderthälfte auf 826 einpendelt. Zwischen 1695 und 1745 steigt die Zahl dann auf 1.127 produzierte Titel und erst 1768, also über einhundert Jahre nach Ende des Krieges ist wieder der Vorkriegsstand erreicht.²⁶⁰ 1763 erscheinen 265 Neuheiten mehr als 1721. 1805 kommen weitere 2.821 Bücher auf den Markt als noch 1763. Ab 1740 rechnet man mit circa 750 Neuerscheinungen im Jahr und ab den 1780ern veranschlagt man bereits 5.000 (ebd., S. 122). Zwischen 1771 und 1800 verdoppelt sich die Zahl der Messeneuheiten von 2.000 auf circa 4.000.

Als Buchgewerbsstandorte im Deutschen Reich kristallisieren sich bis zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vor allem die Städte im nord-, mittel- und ostdeutschen Raum heraus: Hamburg, Berlin, Königsberg und Breslau sowie die Universitätsstädte Halle und Jena (ebd., S. 96). Doch die Rangfolge der erfolgreichsten Verlagsstädte

²⁵⁸ Für weitere Informationen hierzu siehe WITTMANN (2011) oder Kapitel 4.2.2.3.

²⁵⁹ Die folgenden Zahlen spiegeln nicht die Gesamtsumme aller tatsächlich produzierten Werke wider, sondern nur diejenigen Bücher, die auf den Messen in Leipzig und Frankfurt a. M. gehandelt werden.

²⁶⁰ Unklar sind bis heute die Auswirkungen der kleinen Eiszeit um 1700 sowie der Agrarkrise um 1720 oder der Nahrungskrise von 1738-1741 oder der Seuchen auf den Buchmarkt. Hieran lässt sich sehr gut zeigen, dass nicht ausschließlich Zensurmaßnahmen zu Einschnitten des Prozesses informationeller Öffnung führen müssen. Bei diesen Krisen und Katastrophen kann jedoch nicht von Schließungsmaßnahmen gesprochen werden, da sie keine willentliche Beeinträchtigung informationeller Öffnung sind. In der Phase des Krieges jedoch können gezielte Einflussnahmen durchaus als Schließungen verstanden werden.

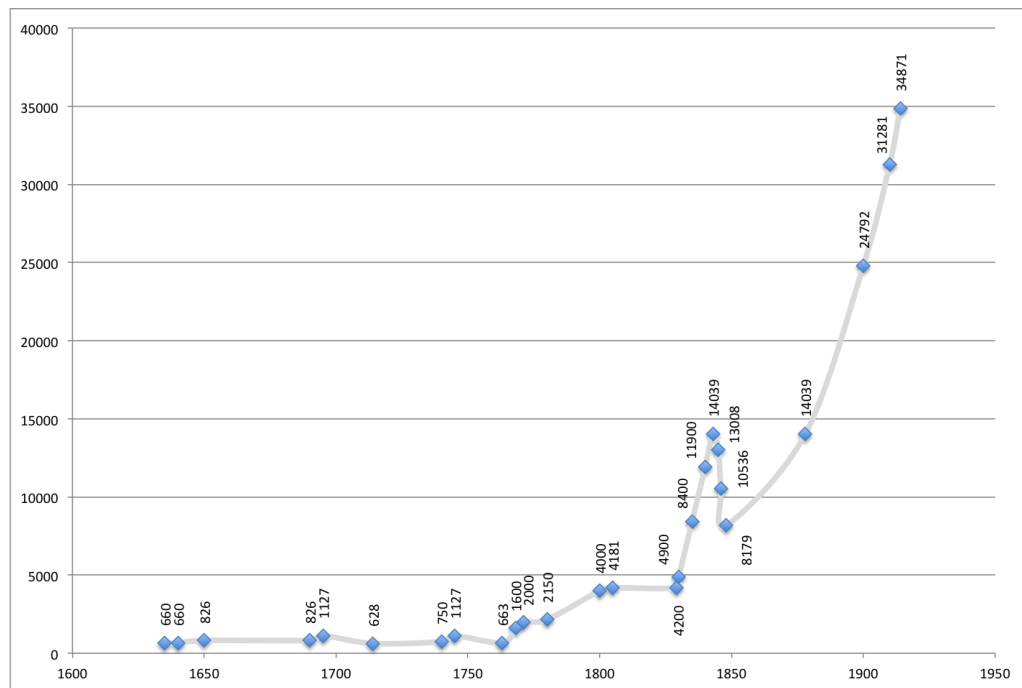


Abbildung 7: Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt
zwischen 1635 und 1914
(Quelle: WITTMANN 2011, S. 83, 122, 218, 257, 195).

verändert sich im Laufe der Jahre: Sind es 1801 noch „Leipzig, Berlin, Halle, Hamburg, Göttingen, Nürnberg, Frankfurt a. M., Braunschweig, Altona, Breslau, Augsburg und Jena“ (ebd., S. 219) sind es 1846 Leipzig, Berlin, Stuttgart, Hamburg, Frankfurt a. M., Breslau, München und Augsburg sowie Karlsruhe, Köln, Quedlinburg und Weimar (ebd., S. 220). Das wohl bedeutendste Zentrum der deutschen Druckindustrie ist ab spätestens 1860 jedoch Leipzig – es wird darauf zurückzukommen sein. Betrachtet man diese räumliche Verbreitung der neuen Drucktechnik über Deutschland und Europa wird die Weiträumigkeit der Dezentralisierung deutlich. Bücher werden jetzt nicht mehr in wenigen Klosterscriptorien produziert, sondern überall.

In diesem Zusammenhang kann auf SIGFRID H. STEINBERG (1988, S. 269) verwiesen werden, der neben den gewerblichen Druckereien sowohl von offiziellen

Staatsdruckereien²⁶¹ als auch Privatpressen berichtet, die fernab vom Gewinnstreben der Großdruckereien agieren. Die Staatsdruckereien entstehen aus der Absicht der herrschenden Eliten heraus, neue Gesetze, sonstige Bekanntmachungen oder auch Formulare an die Untertanen zu verteilen. Zahlreiche dieser Staatsdruckereien versuchen sich auch am Druck literarischer Werke, konzentrieren sich dabei aber zumeist auf Werke, die entweder von einer besonderen Qualität oder von hohem kulturellen Wert sind, jedoch keine Aussicht auf einen ökonomischen Erfolg haben. In einigen Staaten haben Staatsdruckereien²⁶² auch Privilegien für den Druck von Schulbüchern (STEINBERG 1988, S. 391). Insgesamt wird aber darauf geachtet, dass man nur das produziert, was den jeweiligen politischen Vorlieben oder wissenschaftlichen Idealen etc. am nächsten liegt (ebd., S. 276).

Privatpressen werden insbesondere im 17. und 18. Jahrhundert in der aristokratischen Schicht, an den Höfen der Könige und Adligen prominent (ebd.). Sie werden jedoch weniger für offizielle Zwecke genutzt als für die Freude am Umgang mit schönen Drucken. Sie verschwinden schließlich mit den Monarchen, die ab dem 18. Jahrhundert in Europa nach und nach ihre Macht an das Volk verlieren (ebd., S. 394).

Der Drucker ist zunächst die zentrale Figur im Publikationsprozess, der in Personalunion Herausgeber, Verleger und Händler ist und damit auch das gesamte finanzielle beziehungsweise ökonomische Risiko trägt. Dass dieser Zustand jedoch nicht auf Dauer gestellt ist wird schon 1472 deutlich, als in Mailand die erste Verlagsgesellschaft gegründet wird, die das Wissen und das notwendige Kapital für die Produktion und Distribution aufbringt und das Risiko auf verschiedene Akteure verteilt (ebd., S. 148). Um 1480 verweisen auch schon die Impressen auf die entstehende Ausdifferenzierung. Sind Papiermacher und Buchbinder Berufsbilder, die bereits

²⁶¹ Die ersten offiziellen Druckerpressen gibt es schon 1470 an der Sorbonne und 1508 an der Universität Alcalá (ebd., 269f.). Neben der französischen „Imprimerie nationale“ gehört auch die vatikanische Regierungsdruckerei zu den ältesten noch existierenden Regierungsdruckereien.

²⁶² Zum Beispiel im Kanton Bern in den Jahren von 1599 bis 1831 oder der Österreichische Staatsverlag 1772 bis 1869.

vor dem Druck-Verleger existieren und auch fortbestehen, entstehen bis 1550 neben dem Drucker auch Herausgeber, Buchhändler, Stempelschneider, Farbhersteller, Schriftgießer und anderer Zulieferer. Sie sind zunächst noch Bestandteil der Druckereien, machen sich aber nach und nach selbstständig, so dass es der Drucker ist, der den Stempelschneider für die Lettern beauftragt, mit denen er anschließend eine Gießerei beauftragt. In den Druckereien finden also nur noch das Setzen, Pressen und Korrekturlesen statt (ebd., S. 145). Es ist aber der Verleger, der allmählich zum Herzstück der Buchökonomie wird. Er gibt ein Buch oder Thema in Auftrag und wählt einen entsprechenden Autor. Er ist es zudem, der später das Papier und die Type wählt sowie den Preis für das Buch und die Auflagenhöhe für die Distribution festlegt. Der Drucker ist damit nur noch ein Glied in der Kette der Buchproduktion (ebd.).

Man unterliegt also den Bedingungen der funktionalen Differenzierung und den neuen Marktbedingungen, die auch die Perspektive auf die Distribution verändern: Das ökonomische Streben orientiert sich jetzt an den neuen Formen der „Warenproduktion“ und „Kapitalakkumulation“ (GIESECKE 1994, 181f.). Ist die mittelalterliche Buchproduktion noch Auftragsarbeit, stehen die Verlagsgesellschaften einem offenen Markt mit vielen unbekanntenen Variablen gegenüber. Zu diesen Variablen zählen unter anderem ein anonymes Publikum, die Verbreitung der Lesefähigkeit, Interessen und Bedarfe des Publikums oder auch konkurrierende Druckereien. Das heißt, sie müssen die produzierten Bücher jetzt an ein differenziertes und dezentralisiertes Publikum vertreiben, das der Homogenität früherer Käuferschichten entbehrt.

Deutlich wird diese Veränderung an den Messen, insbesondere im Vergleich der Messestandorte Frankfurt und Leipzig. Messen bilden seit jeher den wichtigsten Umschlagsort für gedruckte Werke. Ist Frankfurt a. M. zunächst die Messehauptstadt, verliert sie unter anderem aufgrund der gegenreformatorischen Aktivitäten der die Messe kontrollierenden Jesuiten²⁶³ ihre bis dahin bedeutsame Stellung und wird von

²⁶³ Siehe zur Rolle der Jesuiten auf der Frankfurter Buchmesse siehe Kapitel 4.2.2.

Leipzig überflügelt, das sich ab Mitte des 17. Jahrhunderts zum Zentrum der deutschen Buchproduktion und des Buchhandels entwickelt (STEINBERG 1988, S. 226).²⁶⁴ Es ist auch Leipzig wo PHILIPP E. REICH²⁶⁵ auf die Bühne des Buchhandels tritt, der im Verlauf seiner Karriere den Buchhandel auf eine neue Stufe hebt. Er gründet auf der Ostermesse 1765 die erste Buchhandelsgesellschaft mit 56 Mitgliedern, die mehrere Ziele verfolgt. Eines ist die Mitglieder vor Nachdruckern zu schützen indem man im Kollektiv jene mit ihren eigenen Waffen schlägt und ihre Werke nachdruckt. Die Gesellschaft löst sich aber schon kurze Zeit später wieder auf, denn Sachsen erteilt 1773 ein Buchhandelsmandat, dass alle in Sachsen gedruckten Bücher schützen soll. Da dieses Gesetz jedoch nur innerhalb der Grenzen Kursachsens gilt, ist seine Wirkmächtigkeit für das Deutsche Reich begrenzt (WITTMANN 2011, S. 129). Wichtig ist das Gesetz dennoch, da es eine werkindividuelle Privilegienerteilung und generelle Inobhutnahme überwindet (ebd., S. 130).

Ein weiteres Ziel ist die Einführung des Nettohandels. Ist im Zeitraum zwischen 1600 und 1750 noch der Tauschhandel ohne Geld die primäre Wirtschaftsform des Buchgewerbes verlangt REICH von nun an, dass Verleger und Händler, die Werke von ihm beziehen diese auch sofort bar bezahlen, ohne Rückgaberecht und mit nur geringem Rabatt. Dies führt endgültig das kapitalistische Konkurrenzdenken in diesen Wirtschaftszweig ein (ebd., S. 123). Unter anderem aus diesem Grund verteuert sich die Literatur. Kostet ein Alphabet aus circa 23 Bogen lange Zeit nur vier oder fünf Groschen, muss man 1760 schon 16 Groschen und 1785 2.436 Groschen dafür bezahlen (ebd., S. 127). REICH geht in der Durchsetzung seiner neuen

²⁶⁴ Weitere Gründe, die zum Niedergang der Frankfurter Buchmesse führen sind die Franzosenüberfälle am Oberrhein, der spanische Erbfolgestreit und die restriktive Zensurpraxis der kaiserlichen Bücherkommission (WITTMANN 2011, S. 93). Nicht zuletzt empfiehlt sich Leipzig aber auch aufgrund seines Standortes im Zentrum Mitteleuropas sowie seiner Universität und den dort lehrenden JOHANN C. GOTTSCHED und CHRISTIAN F. GELLERT, die für immer neue Druckerzeugnisse sorgen.

²⁶⁵ Ein weiterer Grund für seinen Rückzug von der Frankfurter Messe im Jahr 1764 liegt in der im gleichen Jahr stattfindenden Krönung von JOSEF II. zum römischen König. Mit seinem Rückzug zeigt er sehr deutlich, was er von der Reichsgesetzgebung hält und versetzt damit der Messe quasi den Todesstoß (ebd., S. 129).

Handelsweisen sehr geschickt vor. Er wirkt eng mit Staatsbeamten zusammen, die die ökonomische Relevanz des Buchhandels erkennen und ihn dabei unterstützen seine Vormachtstellung und die des sächsischen Staates weiter auszubauen (ebd., S. 129). Jene, die ihre Teilnahme am Nettohandel verweigern und am traditionellen Marktsystem festhalten wollen, reagieren mit Nachdrucken der Konkurrenzwerke (ebd., S. 131). Den Nachdruckern gelingt es zwar nicht das neue Handelssystem zu erschüttern beziehungsweise wieder abzuschaffen doch schaffen sie sich eigene, neue Distributionsverfahren und Absatzmärkte vor allem im Süden des Reiches²⁶⁶ (ebd., S. 133). Sie nutzen Buchbinder, Kleinhändler, „Prediger, Hofmeister, Studenten und Lehrer [...]“ als Distributoren vor allem in den ländlicheren beziehungsweise entlegeneren Gegenden. Zum Teil wird auch für die Raubkopien mehr oder minder direkt in den Zeitungen und Zeitschriften der Zeit geworben (ebd., S. 134).

Werden für die in Latein verfassten klerikalen Schriften weiterhin die etablierten Netzwerke beziehungsweise Distributionsformen an Kirchen, Universitäten oder Schulen genutzt, sind die Drucker und Verleger für die neuen Literaturgattungen gezwungen neue Absatzmöglichkeiten zu finden und finanzielle Risiken einzugehen (GIESECKE 1994, S. 362). Zunächst versuchen sie noch individuelle Distributionsnetzwerke für ihre Druckerzeugnisse aufzubauen und verteilen ihre Bücher nur im direkten Umland. Eine besondere Rolle spielen dabei neben den Messen (zum Beispiel in Leipzig, Frankfurt a. M., Nürnberg, Breslau, Nördlingen und so weiter), der stationäre Handel und der Kolportage-, Wander- beziehungsweise Straßenbuchhandel, der von sogenannten Buchführern (Buchhändlern) besorgt wird. Dabei handelt es sich um eine Distributionsweise, die schon zu Zeiten GUTENBERGS existiert und noch

²⁶⁶ Die oft in der Literatur zu findende Deklassierung des süddeutschen Buchhandwerks wird von REINHARD WITTMANN (2011, S. 96) widerlegt, der zeigt, dass diese lediglich auf die Inhalte beschränkt ist und nicht auf den Umfang der Produktion oder den Geschäftserfolg. Unter den Orten mit den meisten Betrieben im Buchgewerbe befindet sich zwischen 1701 und 1750 nur Leipzig mit 145 Unternehmen als einzige mitteldeutsche Stadt. Andere Städte mit einem ausgeprägten Druckgewerbe sind zum Beispiel: Augsburg (150 Firmen); Nürnberg: 99; Frankfurt a. M.: 98; Köln: 93; Hamburg: 76; Halle (Saale): 61; Jena 58; Berlin: 53; Basel: 41.

im 17. und 18. Jahrhundert eine bedeutende Rolle einnimmt. Die Wanderhändler beziehen ihre Waren entweder auf eigene Rechnung oder sind von Großlieferanten abhängig. Im Vergleich zum stationären Buchhandel, der vorzugsweise an Kirchen und Rathäusern situiert und mit Weinausschank verbunden ist, können die Wanderbuchhändler zu Markttagen in jeder Stadt ihre Zelte aufschlagen und den lokalen Gewerben Konkurrenz machen. „Gerade für das Publikum in der Vielzahl kleinerer Orte bedeutet dies eine wichtige Möglichkeit, über die bescheidene lokale Auswahl hinaus die Breite der überregionalen Produktionen kennenzulernen.“ (WITTMANN 2011, 92f.) Über diese Distributionsform werden im Wesentlichen drei Druckmedien vertrieben: Erstens sind dies die populärwissenschaftlichen und unterhaltenden Journale; zweitens Werke, die auch im regulären Buchhandel erhältlich sind wie zum Beispiel die im Zuge des Klassikerjahres (1867) erhältlichen Autoren aber auch Lexika und Sammelwerke oder Fachliteratur und drittens sind es Kalender, Erbauungstexte, erotische Werke, Kriegsschilderungen, medizinischen Ratgeber oder auch politischen Schriften. Der Auftritt der Verkäufer bedeutet für die städtische aber verstärkt für die ländliche Bevölkerung den Beginn der Lesekarriere beziehungsweise eine Gelegenheit ihren Bedarf an Texten und Büchern zu decken (ebd., 272f.). Für die Verleger und Buchhändler ist der Wanderhandel häufig sogar lukrativer als der stationäre Handel (ebd., S. 35), was dazu führt dass die Drucker, Verleger und Buchführer in den nächsten Jahren zu den Innovatoren und Multiplikatoren des neuen Buchmarktes werden.

Dieses neue Vertriebsnetz hilft die territoriale Zersplitterung des Heiligen Römischen Reiches zu überwinden und neue Absatzmärkte zu schaffen (ebd., S. 32). Deutlich wird dies an der zunächst erfolgenden Verortung in den Handelsstädten, die die Möglichkeit bieten sich erst einmal an den Strukturen des Fernhandels zu orientieren.²⁶⁷ Doch das Fernhandelsnetzwerk verliert bald zugunsten eines vollkommenen eigenständigen Vertriebsnetzes an Bedeutung (ebd., S. 34). Das neue

²⁶⁷ Schon JOHANNES FUST starb 1466 auf einer Geschäftsreise in Paris (STEINBERG 1988, S. 49).

Mediensystem spannt unter anderem zur Risikominimierung ein neues, detaillierteres beziehungsweise differenzierteres Netz von technischen und sozialen Faktoren zwischen Autor und Leser auf. Dazu zählen neben den Verlegern, Buchführern, Krämmern auch Bibliotheken, ausgebaute Verkehrswege und Fahrzeuge, die zusammen ein komplexes System ineinandergreifender Faktoren bilden und zusammen das neu entstandene Mediensystem von der Produktion über die Distribution bis hin zur Akkumulation ausmachen (GIESECKE 1994, S. 365).

Die Zahl der Buchhandlungen steigt jedoch zwischen den 1760er Jahren bis 1802 zum Beispiel in Preußen um das Dreifache und in ganz Deutschland bis auf 437 Unternehmen. Aufgrund des hohen Konkurrenzdrucks geben manche der Geschäfte, gerade in Sachsen und Preußen üppige Rabatte von 10 % bis 25 % und mehr (WITTMANN 2011, 142f.).²⁶⁸ Weiterhin führen ab 1811 die Schnellpresse und darauf aufbauend 1872 die dampfmaschinenbetriebene Rotationspresse zu einem weiteren Preisverfall und entscheidenden Veränderungen im Publikationsprozess. Zusammen mit der Weiterentwicklung in der industrialisierten Papiertechnik, wo man jetzt Rollen statt Bögen verwendet gelingen nicht nur eine schnellere und kostengünstigere Produktion, sondern auch höhere Auflagen.²⁶⁹

Kommen 1805 noch 4.181 Neuerscheinungen auf den Markt²⁷⁰, lassen die Napoleonischen Kriege die Zahl bis 1813 wieder zurückgehen²⁷¹ und erst mit dem Wiener Kongress von 1814 steigen die Zahlen wieder allmählich bis 1821 erstmals

²⁶⁸ Interessant ist in diesem Kontext auch, dass die Impresen im Verlauf des ersten Viertels des 18. Jahrhunderts nicht mehr für ein spezifisches Buchgeschäft werben, in dem bestimmte Bücher gekauft werden können, sondern es zu einer Selbstverständlichkeit wird, dass jede besser sortierte Buchhandlung auch die entsprechenden Bücher vorrätig hat (ebd., S. 244).

²⁶⁹ Weitere Erfindungen beziehungsweise relevante Weiterentwicklungen im Druck sind zum Beispiel die Verwendung von Leineneinbänden, die Verwendung von Papier aus Holzschliff anstatt des Hadernpapiers sowie des Lithographieverfahrens für den Druck von Illustrationen sowie ihre Nachfolger die Fotolithographie und der Offset-Druck. Ab 1882 kommt als neues Druckverfahren der Rasterdruck auf, der eine günstige und zeitnahe Reproduktion von Fotografien erlaubt. Weitere Erfindungen betreffen zum Beispiel auch die Bindungen wie zum Beispiel die Drahtheftmaschine von 1878 oder die Fadenheftmaschine von 1885 und die Falzmaschine von 1890 (WITTMANN 2011, S. 222).

²⁷⁰ Zahlen erneut gemäß der Messkataloge.

²⁷¹ Zu den Napoleonischen Zensurmaßnahmen siehe Kapitel 4.2.2.

wieder die Zahl von 1805 übertroffen wird. Bis Ende der 1820er nimmt die Zahl der produzierten Neuerscheinungen pro Jahr um circa 700 zu bis im Jahr 1843 mit 14.039 Novitäten eine Spitze erreicht wird. Daraufhin kommt es zu einer Stagnationsphase – wohl auch aufgrund der gleichzeitigen Wirtschaftsflaute – in der die Zahl der neuen Titel wieder leicht zurückgeht: 1845: 13.008 Titel; 1846: 10.536; 1848: sogar nur noch 8.197. 1860 sind es dann wieder 9.496, 1868: 10.563, 1874: 12.070 und erst 1878 wird wieder der Stand von 1843 erreicht (ebd., 218f.), der bis 1881 auf 15.191 steigt. Um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert hat die Kulturindustrie ihren ersten Höhepunkt. Für alle Geschmäcker werden massentaugliche Literatur und Nachrichten für nahezu alle Geldbeutel und Anlässe distribuiert. Deutlich wird dies auch an den Zahlen: 1889 gibt es circa 18.000 Novitäten, 1900: 24.792, 1910: 31.281 und 1914: 34.871 (ebd., S. 296).²⁷²

Obgleich insbesondere das Verlagswesen von großer Kontinuität geprägt ist, die Verlagshäuser sind zum Teil schon seit vielen Jahren im Besitz einer Familie ²⁷³, erlauben die neuen Maschinen eine derart günstige Produktion, dass die Preise häufig schon nach wenigen Monaten nicht mehr gehalten werden können und die Verlage die Bücher zu günstigsten Konditionen an Büchertrödler und Antiquariate abgeben. Über diese decken wiederum Leihbibliotheken und Privatsammler bevorzugt ihre Bedarfe (ebd., 262f.). Zu den erwähnten Antiquariaten und Leihbibliotheken müssen auch noch die mit der Zeit entstehenden Volksbibliotheken, Lesegesellschaften, Gewerbevereine und Privatbibliotheken hinzugefügt werden, die als neue Akkumulationsstandorte der Bevölkerung (in den Volksbibliotheken sogar kostenlosen) Zugang zu gedruckten Werken bieten und „um 1900 als weltanschaulich neutrale,

²⁷² Vergleicht man dies mit den Zahlen von 2013 erkennt man, dass der Prozess weiter anhält. Die 2.243 deutschen Verlage haben zusammen 81.919 Titel in Erstauflage veröffentlicht. Zusammen mit Neuauflagen beläuft sich die Zahl für 2013 auf 93.600 Titel (2012: 91.100) (BOERSENBLATT.NET 2015).

²⁷³ So gehören zu diesen Verlagen zum Beispiel der Kassel Verlag, Vandenhoeck & Ruprecht oder auch Herder (STEINBERG 1988, S. 370).

jedermann offene Büchersammlungen unterhaltender, informierender und bildender Art“ (ebd., S. 324) weit verbreitet sind.²⁷⁴

Das Klassikerjahr 1867 ist von besonderer Bedeutung für das gesamte Buchgewerbe, da mit dem Stichtag vom 09. November 1867 von allen Verlagen Ausgaben der größten klassischen Werke gedruckt und verkauft werden dürfen.²⁷⁵ Von diesem Tag an werden alle Schriften 30 Jahre nach dem Tod eines Autors gemeinfrei und können ohne Rücksicht auf Urheberschutzrechte produziert und distribuiert werden (STEINBERG 1988, S. 452). Nach einem kurzen Hoch lässt das Käuferinteresse an den Bänden aber wieder rasch nach – die einzige Ausnahme bildet hier die Universalbibliothek²⁷⁶ des Reclam-Verlags, die es bis heute gibt. Verlagen wie „Reclam“ ist es somit möglich auf einen Schlag JOHANN W. GOETHE, FRIEDRICH SCHILLER, GOTTHOLD E. LESSING, HEINRICH V. KLEIST oder ERNST T. A. HOFFMANN zu verlegen. Der Preis für die einzelnen Ausgaben der Universalbibliothek von 20 Pfennig bleibt bis 1917 gleich. Nachdem Reclam gezeigt hat, dass man mit derart günstiger Literatur auch Geld verdienen kann wird die Produktreihe von anderen Verlegern nachgeahmt, zum Beispiel ab 1912 durch den Insel-Verlag mit seiner „Insel-Bücherei“ (WITTMANN 2011, S. 269).

Um der Entwicklung des drohenden Massensterbens von Buchsortimentern durch den Preisverfall Einhalt zu gebieten beschließt der Börsenverein des deutschen Buchhandels am 25. September 1887 die sogenannte „Krönersche Reform“, die einen

²⁷⁴ Dabei gibt es häufig neben ganzen Werkausgaben großer klassischer Autoren sowie ihren Nachahmern, Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten, Liebesromane oder Familiendramen. Diese zum Teil veraltete Literatur ist je nach Bibliothek in nur wenigen Dutzend oder tausenden Bänden verfügbar (WITTMANN 2011, S. 213). In anderen Leihbibliotheken finden sich zudem fachwissenschaftliche Veröffentlichungen oder fremdsprachige Journale (STEINBERG 1988, S. 214).

²⁷⁵ Vergleichbar zum Ende der Privilegien ist auch die Einführung des Copyrightgesetzes in England. Dieses bestimmt, dass ein Werk 42 Jahre nach dessen Veröffentlichung oder sieben Jahre nach dessen Tod gemeinfrei werden soll, was um 1900 ebenfalls eine Welle von Veröffentlichungen der Autoren CHARLES DICKENS, ELIOT DISRAELI, THOMAS CARLYLE etc. auslöst (ebd., S. 453).

²⁷⁶ Einem ähnlichen Ursprung entstammen auch die günstigen Leseheftchen, die zunächst mit Ausgaben von WILLIAM SHAKESPEARE beginnen und eine Inspiration für „Reclams Universalbibliothek“ bilden, die 1864 mit JOHANN W. GOETHE'S „Faust“ beginnt und in die mit der Zeit Gedichte, Essays und Erzählungen aufgenommen werden (ebd., 446f.).

festen Ladenpreis für alle Mitglieder in Deutschland, Österreich und der Schweiz festlegt (ebd., S. 265). Hieran erkennt man die Bedeutung des Börsenvereins als professioneller Organisation des Buchhandels, die alle Akteure der Buchdistribution vernetzt. Ähnliche Vereine entstehen in allen europäischen Staaten, wie zum Beispiel die International Publishers Union oder die Printing and Kindred Trades Federation in Großbritannien, die das Buchgewerbe sowie die Autoren und das Publikum vereinen und zum Beispiel für gesetzliche Regelungen des Kopierschutzes eintreten (STEINBERG 1988, S. 370, 372). Insgesamt zeigt sich aber, dass die Publikationsprozesse der Drucktechnik und damit die Verfügbarkeit von Informationen zu einem neuen gesellschaftsrelevanten Faktor geworden sind.

4.2.2.2 Publikationsprozess der Presse

Aus der neuen Drucktechnik erwächst neben dem Buchdruck noch ein weiteres Mediensystem: die Presse. Die bis zur Verbreitung der Drucktechnik handgeschriebenen Zeitungen erscheinen fast ausschließlich, wenn es etwas Publikationswürdiges zu berichten gibt. Das heißt sie beinhalten hauptsächlich Meldungen über abgeschlossene aktuelle politische, wirtschaftliche oder kriegerische Ereignisse, Sensationen und Wunder in der jeweiligen Landessprache, aber auch Andachts- und Erbauungsinhalte (FAULSTICH 2006, S. 140). In den Zeiten der religiös-kriegerischen Auseinandersetzungen kommt es vor allem zur Verbreitung von Schmähchriften beziehungsweise Pamphleten über die jeweiligen Gegner. Sie dienen der Propaganda, Agitation, Persuasion und Indoktrination und sind geprägt von „Komik, Spott, Ironie und Schmähungen ebenso wie Pathos, Bissigkeit und Übertreibungen“ (FAULSTICH 2005). Unterstützt werden die Aussagen häufig durch großflächige Abbildungen von Monstern, wilden Tieren oder Mensch-Tier-Gestalten, die sich in ihren Darstellungsweisen vornehmlich an Liedern oder Redewendungen orientieren, mit denen auch der nicht-lesekundigen Bevölkerung die intendierten Botschaften vermittelt werden

sollen. Distribuiert werden die neuen Medien hauptsächlich über den Straßenverkauf (SCHRÖDER 1995, S. 16). Sie dienen der schnellen Unterrichtung, der Unterhaltung und Zerstreuung. Die handgeschriebenen Veröffentlichungen kursieren als Einzelercheinungen, die vor allem dem Wunsch eines kleinen Publikums entsprangen sich über aktuelle nationale und internationale Ereignisse zu informieren. Die geschriebenen Zeitungen bieten zahlreiche Vorteile gegenüber der gedruckten Konkurrenz: a) sie sind aktueller, aufgrund der einfacheren Produktionsweise, b) geschriebene Zeitungen unterliegen nicht im gleichen Maße der Zensur und können dadurch, c) wertvollere oder sogar geheime Informationen beinhalten und d) können individuell auf die Kunden zugeschnittene Nachrichten enthalten (ebd., S. 12).

Aus den geschriebenen Zeitungen werden ab der Mitte des 17. Jahrhunderts öffentliche Zeitungsbücher (STEINBERG 1988, S. 288). Es handelt sich dabei um die sogenannten „Messrelationen“, die schließlich bis in das 19. Jahrhundert produziert werden. Sie erhalten ihre Bezeichnung aufgrund ihres Erscheinungsintervalls zu den großen Messen in Leipzig, Frankfurt a. M., Nürnberg, Köln oder Magdeburg und sind die ersten periodischen Druckerzeugnisse.²⁷⁷ Die teilweise langen Abstände zwischen den Ausgaben erzwingen eine sorgfältige Auswahl der Themen und eine klare Struktur der Inhalte, die zumeist chronologisch erfolgt (SCHRÖDER 1995, S. 21). In diesem Kontext gilt es zu berücksichtigen, dass regelmäßig erscheinende Zeitungen von der Imprimatur der Obrigkeit abhängen, was sich im Vergleich zu den anderen Erscheinungsformen in einer neutraleren Berichterstattung niederschlägt (ebd., 16f.).

²⁷⁷ Während nur wenige der frühen Zeitungen bis heute erhalten geblieben sind, da die meisten von ihnen als Gebrauchsgegenstände für andere Zwecke (zum Beispiel zum Einpacken der Waren auf den Märkten der Städte) verwendet werden und damit unwiederbringlich für die heutige Forschung verloren sind, sind die Messrelationen bis heute erhalten geblieben und können käuflich erworben und eingesehen werden.

Daneben gibt es erste Flugblätter beziehungsweise Einblattdrucke, die auch mit dem Begriff „Newe Zeyttungen“ bezeichnet werden.²⁷⁸ Der Begriff taucht erstmalig 1502 in „Newen Zeyttungen von Orient und Auffgange“ auf und steht für „Neue Nachricht“ oder „Aktuelle Nachricht“ (ebd., S. 14). Insbesondere Flugblätter beziehungsweise Einblattdrucke bieten den Vorteil, dass sie weiträumig, im Sinne einer hohen Reichweite verbreitet werden können (FAULSTICH 2005).

Der Erfolg der Einblattdrucke und Neuen Nachrichten begründet sich wahrscheinlich auf mehreren Faktoren: Erstens erscheinen die Flugblätter in Folio- oder Großfolio-Formaten (STÖBER 2000, S. 32). Die neuen Zeitungen, wie zum Beispiel die „Leipziger Zeitung“ (ab 1660) oder die „London Gazette“ (ab 1665) erscheinen zweitens in einem neuen Layout beziehungsweise Satz und durch die Reduzierung der Produktionskosten sinken die Preise der Neuen Nachrichten beziehungsweise Einblattdrucke immer weiter, so dass sie im Vergleich zu den teuren Bücher immer günstiger werden.

Dies gestattet, dass sie auch von der weniger wohlhabenden Bevölkerung erworben und rezipiert werden können, denen wiederum die Anpassungen des Layouts und Formats geschuldet sind. Das Publikum setzt sich nun nicht mehr ausschließlich aus Gelehrten und hochrangigen Staatsbeamten zusammen, sondern nun kommen Geschäftsmänner und Bonvivants hinzu, die sich ebenfalls über Neuigkeiten und den politisch-gesellschaftlichen Wandel informieren wollen (STEINBERG 1988, S. 299). So unterliegt gerade das höfische Leben immer häufiger der Kritik und dem Spott, womit das politische Klima in der Klasse des „gemeinen Mannes“ (BLICKLE 2004, S. 192) beeinflusst wird. Von diesem gesellschaftlichen Prozess profitiert zunächst das langsam erstarkende Bürgertum, das sich zunehmend über die Bedeutung der Druckerzeugnisse als Wissensressource und Machtfaktor klar wird. Dies hat un-

²⁷⁸ Die Begriffe „Neu“ und „Zeitung“ sind redundant. Nachrichten werden früher als „Zeitung“ bezeichnet, weshalb also eine „Neue Zeitung“ eine „Neue Nachricht“ ist. Da Nachrichten aber notwendigerweise neu sein müssen, da sie sonst keine Nachrichten wären sind Zeitungen also ebenfalls neu (STÖBER 2000, 33f.).

ter anderem weitreichende Konsequenzen für die feudalen Herrschaftssysteme der nächsten Jahrhunderte und bedeutet eine Öffnung hin zur Forderung freiheitlich-demokratischer Praxen. Doch ist mit SCHRÖDER (1995, S. 29) festzustellen, dass die Einblattdrucke noch nicht günstig genug sind um eine soziale Selektion zu unterbinden:

„Der Handel mit Nachrichten bedeutet eine entscheidende Öffnung des älteren, in sich abgeschlossenen Kommunikationssystems, die prinzipielle Verfügbarkeit von Nachrichten findet ihre Grenze allerdings an den Preisen. Der Einsatz der Druckerpresse senkte die Kosten ganz erheblich, bedeutete also real eine weitere Öffnung des Nachrichtensektors. Vor allem aber verknüpfte sich aufgrund dieser Veränderung das Nachrichtenwesen zwangsläufig mit dem Ziel einer möglichst großen Reichweite und mit dem Prinzip einer Berichterstattung, die für alle gleich sein muß und die eine Geheimhaltung bestimmter Nachrichten endgültig ausschließt.“

Im 16. und 17. Jahrhundert nehmen die theologischen und Boulevardthemen zugunsten politischer Botschaften im Zuge der Gegenreformation und der damit in Verbindung stehenden Kriege, wie zum Beispiel dem Bauernkrieg²⁷⁹ (1524-1526) oder dem 30 jährigen Krieg (1618-1648) ab. Zusätzlich kommen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Nachrichtenblätter auf, deren Ursprünge sowohl auf den 1609 erschienen „Wolfenbüttler Avisio“ als auch die im gleichen Jahr herausgegebene

²⁷⁹ Gründe für die Erhebung der Bauern sind zum Beispiel: wirtschaftliche Not und soziales Elend, Ungerechtigkeit gegenüber den Grund-, Leib- und Gerichtsherren, Missstände in der Kirche und dem Klerus, Missernten, hohe Abgabenlast, Abschaffung der Allmenden – ihre Forderungen sind daher: die Wiederherstellung des „alten Rechts“, die Milderung der Lasten und die Aufhebung der Leibeigenschaft, die an den Grundfesten der Feudalgesellschaft rütteln; In den Zwölf Artikeln aus Memmingen werden die Forderungen der Bauern festgehalten: „Die Zwölf Artikel forderten die freie Pfarrerwahl (1), die Abschaffung des Kleinzehnten, kirchliche oder gemeinnützige Verwendung der Großzehnten (2), die Aufhebung der Leibeigenschaft (3), die freie Jagd und Fischerei (4), die Rückgabe der Wälder (5), die Reduzierung der Frondienste (6), Einhaltung bestehender Besitzbedingungen (7), Neufestsetzung der Abgaben an den Grundherren (8), feste statt willkürlicher Strafen (9).[sic] Rückgabe der Allmenden (10).[sic] Abschaffung des Todfalls (11). Der zwölfte Artikel nimmt den Gedanken der Präambel wieder auf und erklärt die grundsätzliche Bereitschaft, auf alle Forderungen zu verzichten, die dem Wort Gottes nicht gemäß sind.“ (ENGELHARD und BLICKE 2000) An diesen Themen lässt sich die gesellschaftsweite Diskursivierung existierender Werte und Normen deutlich erkennen, die sich nur in einem Klima relativer Öffnung entwickeln kann.

„Relation“ aus Straßburg zurückgeführt werden können. Innerhalb kürzester Zeit erscheinen auch in zahlreichen anderen europäischen Metropolen Blätter: „Basel (1610), Frankfurt a. M. (1615), Berlin (1617), Hamburg (1618), Stuttgart, Freiburg, Danzig (1619), Köln und Antwerpen (1620), London (1621), Wien (1622 [sic!; 1622]), Zürich, Königsberg (1623 [sic! 1623]), und Paris (1631)“ (PÜRER und RAABE 2007, S. 47). Blickt man auf die vorgängige Auflistung der Erscheinungsorte wird aber schnell klar, dass Zeitungen ein städtisches Phänomen sind.

So sind die ersten Nachrichtenblätter des 16. Jahrhunderts eher als Handelskorrespondenzen einzuschätzen, die zwischen den wirtschaftlichen Zentren Europas kursieren und somit zu Umschlagplätzen für Informationen werden. So bilden sich internationale Nachrichtenzentren zum Beispiel in Wien für Meldungen aus dem Balkan, Augsburg für Süddeutschland, Italien, Schweiz und in Venedig für Informationen aus dem Orient sowie in Köln für französische, spanische, niederländische Nachrichten. Antwerpen dient für die Verbreitung von Nachrichten aus England, Hamburg für Nordeuropa, Danzig und Breslau für den Osten des Kontinents. Ab 1691 wird zwischen Dover und London der erste regelmäßige beziehungsweise tägliche Nachrichtendienst eingerichtet, der neueste Informationen in die britische Hauptstadt liefert.²⁸⁰ Darüber hinaus liegt die Konzentration auf Städte im Reichsabchied von 1570 begründet, der nur in fürstlichen Residenzstädten sowie in Reichs- oder Universitätsstädten Zeitungen erlaubt. Bis 1640 gibt es bereits 40 Nachrichtenblätter und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in manchen Städten sogar zeitgleich mehrere Drucke (zum Beispiel erscheinenden in Hamburg fünf Zeitungen gleichzeitig).

²⁸⁰ Aus den akzelerierten internationalen Nachrichtennetzwerken ergibt sich schließlich zuerst in England eine Tagespresse, welche die zwei bis dreimal wöchentlich erscheinenden Publikationen zum Verschwinden bringt. Die ersten Tageszeitungen machen auch mit ihrem Namen auf ihre neue Erscheinungsweise aufmerksam, wie zum Beispiel „The Daily Courant“ (1702), „The Daily Post“ (1719) oder „The Daily Journal“ (1720) sowie in Paris, hier allerdings erst 1777 das „Journal de Paris“ (STEINBERG 1988, S. 307).

An der bis hier beschriebenen Presseentwicklung wird deutlich, dass die Menge an Informationen und der immer größere Informationsdurst die Veröffentlichungsabstände für Nachrichten immer kürzer werden lassen. Die „Rorschacher Monatschrift“ erscheint ab 1597 für die Dauer eines Jahres (ebd., S. 54). SCHRÖDER (1995, S. 24) mutmaßt, dass wohl inzwischen auch wöchentlich erscheinende Zeitungen (zum Beispiel „Relation“ und „Avisio“) der Grund für die kurze Lebensdauer sind und die monatliche Ausgabe den Aktualitätsanforderungen der Rezipienten einfach nicht mehr gerecht wird. So thematisieren die „Relation“ und der „Avisio“ auf ihren vier beziehungsweise acht Seiten unter Angabe der Quelle Korrespondenzen zum Beispiel zu politischen und militärischen Ereignissen, wie „Kriegsgeschehen, Waffenstillstands- oder Friedensverhandlungen, Ständekonflikte, Erbfolgestreite“ (ebd., S. 47). Bei den mehrseitigen Zeitungen handelt es sich aber zumeist um schlichte Wiedergaben der Ereignisse und noch nicht um eine kritische Berichterstattung. Dagegen sind nur die „Newen Zeyttungen“ noch aktueller, die aber eben sehr unregelmäßig erscheinen. Insofern bieten die wöchentlichen Zeitungen in jenen Jahren das größtmögliche Maß an Aktualität unter den periodischen Nachrichtenblättern (ebd.).

Wie bereits verdeutlicht sind diese Frühformen heutiger Zeitungen noch nicht für die breite Masse geeignet. Weder ist die Alphabetisierung weit genug fortgeschritten noch sind die Zeitungen ausreichend günstig, so dass die Leserschaft weiterhin auf die höheren Schichten begrenzt bleibt. Zum Niedergang der Einblattdrucke im späten 17. Jahrhundert tragen aber sowohl die inhaltliche Übertriebenheit und damit die Unglaubwürdigkeit der Flugblätter (STÖBER 2000, S. 43) als auch die fehlende Tiefe in der Berichterstattung bei, die eher von den mehrseitigen Medien geleistet wird.

Mit Blick auf die Distribution der Zeitungen und Zeitschriften verändert sich im 18. Jahrhundert nur wenig. Wie auch schon in den vorherigen Jahrhunderten kommen Ordinari-Boten oder private Botendienste wie von FRANZ VON TAXIS zum

Einsatz, die zum Beispiel schon um 1500 zwischen Wien und Brüssel pendeln (PÜRER und RAABE 2007, S. 49).

Die bereits angesprochenen mehrseitigen Mediengattungen, die in die modernen Zeitungen übergegangen sind, sind die gedruckten Zeitungen beziehungsweise Flugschriften. Sie umfassen zumeist mehrere Blätter, sind nicht gebunden und damit zwischen Flugblatt und Buch einzuordnen. Bald schon weisen sie zeitungstypische Eigenschaften auf, wie zum Beispiel eine regelmäßige Erscheinungsweise und Informationen zu unterschiedlichsten Themen.²⁸¹ Als eine der ersten periodischen Publikationen können in Straßburg herausgegebene Flugschriften gesehen werden, die bereits mit einer Nummerierung versehen ihre Periodizität andeuten (STEINBERG 1988, S. 289). Im 17. Jahrhundert gibt es bereits mehr als 7.000 regelmäßig erscheinende Flugschriften, die neben politischen Themen auch kulturelle und gesellschaftliche Berichte beinhalten. Die Flugschriften besitzen von ihrer äußeren Erscheinung seltener Bilder als die Neuen Nachrichten. Ebenso ist ihr Format kleiner als das der Flugblätter.

Die Themen der periodisch erscheinenden Zeitungen beruhen zwar teilweise auf denen der Neuen Nachrichten, doch eignen sich die Flugschriften und Zeitungen aufgrund der Tatsache, dass sie mehrere Seiten umfassen besonders gut zur politischen Argumentation beziehungsweise zur Darstellung komplizierterer Sachverhalte und damit zur Anregung von Diskursen (FAULSTICH 2006, S. 147).

Eine kritische Berichterstattung beginnt ab 1664 mit der in Nürnberg herausgegebenen Zeitschrift „Götter-Both Mercurius“. In der historisch-politischen Zeitschrift werden fiktive Reisen des Götterboten beschrieben, in deren Verlauf es zu einer kritischen Diskussion aktueller Themen kommt. Als eine Zeitschrift in ähnlich

²⁸¹ Mit der Zeit entfaltet sich auch mit der thematischen, geographischen oder zeitlichen Sortierung der Inhalte ein weiteres Charakteristikum moderner Zeitungen. Hervorgehoben werden kann hier der ab 1664 erscheinende „Nordische Mercurius“ von GEORG GREFLINGER, der seine Artikel nicht nur sortiert und chronologisch abdruckt, sondern zum Teil auch selbst schreibt, weshalb er als einer der frühen Journalisten bezeichnet werden kann.

kritischem Stil gründet ein ehemaliger Autor der „Acta Eruditorum“²⁸² die bereits erwähnten „Monatsgespräche“ (ab 1633). Sie wendet sich an ein gebildetes Publikum und bespricht wissenschaftliche und literarische Themen ihrer Zeit in einem unterhaltsamen und ironisch-kritischen Ton. Die „Monatsgespräche“ ebnen den Weg für weitere Zeitschriften²⁸³, die sich in fiktiven Gesprächen mit aktuellen kulturellen, gesellschaftlichen oder politischen Themen auseinandersetzen (PÜRER und RAABE 2007, 54f.). Neben ausführlichen Buchbesprechungen sind weitere Inhalte der Zeitschriften und Magazine²⁸⁴ zum Beispiel „Sittenlehren, Kommentare [...] zu literarischen und künstlerischen Gegenständen, verlässliche [...] Neuigkeiten und vergnügliche [...] Unterhaltung“ (STEINBERG 1988, S. 309). Im Allgemeinen werden diese Zeitschriften der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sowie im 18. Jahrhundert zur dominierenden Gattung.

Ein weiterer Erfolgsschlager werden die vergleichsweise gleichzeitig in ganz Europa erscheinenden Familienzeitschriften ab 1850, die sich in der Tradition der Moralischen Wochenschriften bewegen. Die Moralischen Wochenschriften²⁸⁵ orientieren sich an den britischen Vorbildern des „Tatler“ (1709), „Spectator“ (1711) oder „Guardian“ (1713).²⁸⁶ Sie thematisieren Familie, Erziehung, Sittlichkeit, Toleranz, Tugendhaftigkeit und das Leben am Hofe sowie wissenschaftliche, religiöse, philosophische oder politische Themen. Ihre erste Blüte erleben die Zeitschriften zur Zeit der beginnenden Aufklärung, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

²⁸² Um 1700 tritt mit der „Acta Eruditorum“ ein neues Medium auf den Plan der wissenschaftlichen Kommunikation, die Zeitschrift. Damit beschleunigt sich die Kommunikation, die bisher in individuellem Briefaustausch, seltenem Gespräch oder mittels Büchern stattfand (WITTMANN 2011, S. 115).

²⁸³ Hier können auch noch die „Erbauliche Ruh-Stunden“ ab 1676 aus Hamburg oder die „Gespräche in dem Reiche der Todten“ ab 1718 hinzugezählt werden.

²⁸⁴ Der Begriff „Magazin“ geht wahrscheinlich auf „The Gentleman’s Magazin“ zurück, der sich in der Folge ebenfalls in Europa etabliert (STEINBERG 1988, S. 310).

²⁸⁵ Hierzu gehören zum Beispiel Titel wie „Der Vernünftler“ (1713), „Der Patriot“ (1724) und „Der Biedermann“ (1727), die Themen der Aufklärung besprechen. Sehr bald erscheinen auch Zeitschriften, die nur Frauen als Zielgruppe ansprechen wie „The Ladys Mercury“ und „The Female Tatler“ (1693) sowie „Die vernünftigen Tadlerinnen“ (1725) (ebd., S. 302). Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gibt es zahlreiche Frauenzeitschriften (zum Beispiel zum Thema Mode) oder humoristische Zeitschriften.

²⁸⁶ Siehe in diesem Zusammenhang auch die Ausführungen in Kapitel 2.4.1.

In der Hochphase der Aufklärung kommt es allein zwischen 1741 und 1750 zu 260 Neugründungen und bis 1760 noch einmal zu 331 (WITTMANN 2011, S. 196). Sie heben sich von den Zeitungen durch längere Erscheinungszyklen ab, erörtern und reflektieren die wichtigsten Ereignisse und liefern Hintergrundinformationen. Eine eindeutige Trennung ist aber gerade in den Anfangsjahren sehr schwer. Zu erkennen ist dies unter anderem auch an der Verwendung des Begriffs „Zeitschrift“, der erst ab Mitte des 18. Jahrhunderts populär wird, bis dahin hießen Zeitschriften zum Beispiel „Journal, Magazin, Monatsschrift, Sammlung(en)“ (PÜRER und RAABE 2007, S. 53).

Den weiterhin entstandenen literarischen Zeitschriften kommt die Funktion zu, den stark wachsenden Literaturmarkt zu sichten und zu kanonisieren beziehungsweise Orientierung durch Selektion zu bieten. Herausragende Zeitschriften dieses Segments sind zum Beispiel die „Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache“, „Poesie und Beredtsamkeit“ (ab 1732) oder „Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste“ (ab 1745). Die literarischen Zeitschriften „spielten eine Vorreiterrolle im geistigen Kampf gegen den absolutistischen Staat sowie für die Erringung von Freiheitsrechten, so auch der Pressefreiheit“ (ebd., S. 57). Vor diesem Hintergrund lässt sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein inhaltlich-thematischer Wandel hin zu kulturpolitischen Aspekten erkennen. Schließlich entstehen aber auch Standes-, Verbands- und Berufszeitschriften sowie zunehmend politische Zeitschriften.

Eine besondere Entwicklung haben auch Kinderzeitschriften zurückgelegt, die zum Teil sogar in den Schulunterricht Eingang finden. Zeitschriften wie der „Kinderfreund“ (1775-1784) oder „Der Gute Kamerad“ sowie „Herzblättchens Zeitvertreib“ sind an dieser Stelle beispielhaft zu nennen (STEINBERG 1988, S. 413).

Bis zum Revolutionsjahr 1848 ist der Zeitschriftenmarkt von belletristischen Journalen gekennzeichnet, die auch als Kommunikationsplattformen des Bürgertums dienen. Ab Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts verändert jedoch das

Anzeigenwesen den Markt in Gestalt der Intelligenzblätter²⁸⁷ in Deutschland entwickelt. Die erste dokumentierte Anzeige stammt aus dem Jahr 1622 und ist eine in einer Nachricht verpackte Werbung für ein Traktat. Damit ist auch schon der zunächst wichtigste Anzeigegenstand angesprochen: neue Bucherscheinungen. In Deutschland versucht sich der Staat ein Monopol auf diese Blätter zu sichern. Gründe dafür liegen beispielsweise in dem Motiv der Wirtschaftsförderung, sowie in der Erwartung auf Profite und einer besseren Machtposition gegenüber den Zünften und Gilden (PÜRER und RAABE 2007, S. 51). Mit dem Fall des staatlichen Anzeigenmonopols jedoch (zuerst in Preußen 1850), kommt es zu einer Welle von Neugründungen von zumeist Generalanzeigen, die nun auch Romane in Fortsetzungsfolgen oder Feuilletons anbieten (WITTMANN 2011, 277f.).

JOACHIM KIRCHNER verzeichnet für die Zeit bis 1790 3.494 Zeitschriften, von denen aber die meisten mit Auflagen zwischen 500 und 1.000 Exemplaren nicht lange überleben. Mehr als die Hälfte der Titel muss schon nach maximal drei Jahren wieder aufgeben (KIRCHNER 1931, S. 323). Dennoch muss man sich wohl STEINBERG anschließen, der erkennt: „In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts war die periodische Presse, Zeitung wie Zeitschrift, zur festen Einrichtung geworden; von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewann sie immer mehr an Stärke.“ (STEINBERG 1988, S. 307)

Jedoch sind bisher die Preise für bestimmte soziale Schichten häufig ein Ausschlusskriterium im Zugang zu aktuellen Informationen. Im Vergleich zu der Zeitungs- und Zeitschriftenlandschaft in den USA haben die Zeitungen in England, Frankreich und Deutschland den zusätzlichen Nachteil einer besonderen Besteuerung, die sich zusätzlich auf den Preis niederschlägt. In England wird 1712 der Zeitungsstempel eingeführt, der von einem halben Pence pro Stück auf vier Pence bis 1815 steigt. Die Steuer führt aber nicht nur dazu, dass sich die Preise erhöhen, auch nutzen die

²⁸⁷ Der Begriff leitet sich von „intellegere“ ab, was so viel heißt wie „einsehen in“, „Einsicht nehmen in“. Intelligenzblätter werden hauptsächlich von gebildeten Amtspersonen, Pfarrern und Lehrern gelesen werden (PÜRER und RAABE 2007, S. 51).

Verleger jeden Zentimeter Papier maximal aus indem sie mit Titeln, Zwischentiteln, Umbrüchen und ähnlichem nur sehr sparsam umgehen, was für die Leser sehr anstrengend ist. 1855 wird die Steuer in England schließlich wieder abgeschafft, in Deutschland 1874 und in Frankreich 1881 (ebd., S. 404).

Mit dem Ende der Steuer ändert sich das Layout zwar nicht sofort doch ab 1888 wird der sogenannte „Neue Journalismus“ aus den USA nach England importiert, der auch das Layout auf dem Kontinent verändert. Die Zeitungen werden jetzt nicht mehr nur ausschließlich für das Bildungsbürgertum verfasst, sondern auch für die einfachere Bevölkerung. Neue Elemente sind nun zum Beispiel Schlagzeilen, Artikel mit Autorennamen, Kreuzwörterrätsel und zahlreichere Illustrationen (ebd., 404f.).

Einen besonderen Erfolg können die sogenannten „Penny-Magazine“ feiern, die als Lesestoff für die Massen neueste Erkenntnisse aus Wissenschaft und Technik vermitteln, während Politik und Religion vollkommen ausgespart werden. In den 20ern des 19. Jahrhunderts entstanden schwappen sie von England über Europa und stellen einen Modernisierungsschub für die Zeitschriftenlandschaft dar. Die „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse“ verkauft ab 1833 die „Penny Cyclopaedia“ mit 75.000 Exemplaren. Als sich der Preis 1834 verdoppelt (2 Pence) sinkt die Auflage auf 55.000 und mit der Erhöhung auf 4 Pence in 1843 werden nur noch 20.000 Abonnenten bedient (ebd., S. 408). Das erste Pfennig-Magazin Deutschlands ist die „Leipziger Illustrierte Zeitung“ (ab 1843) mit einer Auflage von 35.000 Stück. Eine weitere erfolgreiche deutsche Zeitschrift ist ab 1890 die „Berliner Illustrierte Zeitung“. Sie nutzt zunächst Holzschnitte, später auch Fotografien zur Illustration aktueller Ereignisse und erreicht 1914 bereits eine Millionenaufgabe, die bis 1933 sogar die zwei Millionen übersteigt. Schließlich wird sie im Zuge der Gleichschaltung von den Nationalsozialisten vereinnahmt (ebd., S. 410).

An den Entwicklungen bis zu diesem Zeitpunkt wird also deutlich, dass „das 18. Jahrhundert es auch auf diesem Gebiet [der Zeitungsproduktion] zu immer stärkerer Standardisierung gebracht“ (ebd., S. 309) hat. Die tägliche Erscheinungsweise erweist

sich für die Tageszeitung als die weitestgehend praktikabelste, während die Zeitschriften sich auf eine wöchentliche, oder je nach Inhalt auch auf eine monatliche oder vierteljährliche Herausgabe festlegen (ebd.). Deutlich wird an dieser Entwicklung aber auch, dass die neuen Pressemedien über die Möglichkeiten informationeller Öffnung zur Meinungsäußerung und -verbreitung beziehungsweise Diskursivierung existierender Normen, Gesetze und Werte entscheidend zum politischem Wandel und damit langfristig zur Öffnung der Gesellschaft beitragen.

4.2.2.3 Nationalsprachen und die Idee von der Nation

Im Kontext des Öffnungsprozesses durch Printmedien ist mit der Entstehung der Nationalsprachen auch die Entstehung der Idee von der Nation zu betrachten. Die deutsche Sprache ist mit dem Buchdruck und hier wiederum mit den reformatorischen und politischen Entwicklungen eng verknüpft, so dass sich auch hier wieder die enge Verzahnung der unterschiedlichen Gesellschaftssysteme zeigt.

Der akzelerierte Wandel hin zu nationalsprachlicher beziehungsweise deutscher Literatur ist vor allem mit der Person MARTIN LUTHER verknüpft (WITTMANN 2011, 48f.). Drei Viertel aller Drucke vor 1500 sind in Latein und nur circa ein Zwölftel in Deutsch oder mit anderen Worten, bis zum Jahr des Thesenanschlags 1517 durch LUTHER werden nur circa 40 Titel pro Jahr in Deutsch produziert. 1519 sind es dann schon 111, 1521: 211, 1522: 347, 1525: 498. Die Drucker und Verleger stoßen mit den volkssprachigen Titeln und derben, provokativen und polemischen Inhalten auf ein interessiertes Massenpublikum, das, wenn es nicht selbst lesen kann zumindest vorgelesen bekommt und dadurch an den gedruckten Medien partizipiert. Dabei ist bemerkenswert, dass unter den 498 Veröffentlichungen aus 1525 allein 183 von LUTHER stammen, 215 von weiteren Reformatoren, 20 von Reformationsgegnern und der Rest weltlichen Gegenständen gewidmet ist (STEINBERG 1988, S. 135). Die Schriften LUTHERS erfreuen sich, obwohl er in Acht und Bann steht großer

Beliebtheit und sind vielerorts verfügbar (SCHÜTZ 1990, 38f.). Nach den Prozessen bringt FRIEDRICH III. von Sachsen LUTHER bekanntermaßen auf die Wartburg (1521 - 1522)²⁸⁸, wo er das Neue Testament aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzt. Aufgrund des weit verbreiteten Analphabetentums²⁸⁹ ist es zwar auch dadurch nicht sehr viel mehr Menschen möglich die Bibel zu lesen, doch liegt sie jetzt in einer Volkssprache vor, die zumindest schon jeder spricht (von den Dialekten einmal abgesehen), weshalb das Erlernen des Lesens mit Hilfe der Bibel wahrscheinlich einfacher ist, als es mit Latein oder Griechisch der Fall gewesen wäre.

Für die Priester stellen die in den Landessprachen distribuierten Texte ebenso eine Erleichterung bei der bis dahin notwendigen Übersetzung der lateinischen Schriften für das einfache Volk dar. Doch zugleich treten sie in Konkurrenz zu den Texten, da diese in den Händen der gläubigen Laien die Transparenz bieten, den Priester als Übersetzer und Verkündiger der göttlichen Botschaft zu überprüfen (GIESECKE 1994, S. 251).²⁹⁰ Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang auch der langsame zahlenmäßige Anstieg der lesefähigen Bevölkerung von denen rund ein Drittel, so zeigt BERND MÖLLER (1999, S. 90), um circa 1530 wahrscheinlich die Bibel besitzt.²⁹¹ Diese Entwicklung entspricht zugleich der Lehrmeinung LUTHERS, nach der es jedem möglich sein soll die Bibel selbst zu rezipieren und auszulegen. Dies ist der Grund für folgende Aussage LUTHERS:

²⁸⁸ LUTHER schafft es also dank einflussreicher und mächtiger Helfer nicht als Ketzer zu sterben. Ein Schicksal das Anderen verwehrt bleibt: WILLIAM TYNDALE verwendet für seine Übersetzung des Neuen Testaments ins Englische ebenfalls einen sehr einfachen, leicht verständlichen Sprachstil. Er ist jedoch aufgrund der Übersetzung aber auch wegen weiterer Flugschriften gezwungen aus England zu fliehen, so dass er seine Übersetzung in Köln und Worms drucken und anschließend nach England bringen lässt. Auf seiner Flucht wird er schließlich 1536 gefasst, in der Nähe von Brüssel stranguliert und mit Exemplaren seiner Übersetzung verbrannt. Trotzdem ist die Übersetzung nicht mehr ausradierbar: Sie ist bis zu seinem Tod mit 50.000 Drucken bereits in der siebten Auflage erschienen (SCHÜTZ 1990, S. 42).

²⁸⁹ Siehe Kapitel 4.2.2.4.

²⁹⁰ Für die neuen Möglichkeiten der Überprüfung der Dozenten an den Universitäten siehe Kapitel 3.3.6.7.

²⁹¹ Darüber hinaus werden in den Schulen Deutschlands, Frankreichs, Spaniens und der Niederlande nicht mehr nur die heidnischen Latein-Autoren (HORAZ, CICERO, LIVIUS oder VERGIL) rezipiert, sondern auch Autoren des christlichen Mittelalters (STEINBERG 1988, S. 124).

„Der Buchdruck ist das letzte und zugleich größte Geschenk [Gottes]. Durch den Buchdruck nämlich sollte nach Gottes Willen der ganzen Erde die Sache der wahren Religion im Vergehen der Welt bekannt und in alle Sprachen ausgegossen werden. Es ist gewiß die letzte, unauslöschliche Flamme der Welt.“ (LUTHER zitiert nach GIESECKE 1994, S. 162)

Die Vertreter der protestantischen Kirche befürworteten die Möglichkeiten des Studiums der heiligen Schrift in der vertrauten Umgebung des eigenen Zuhauses oder in kleinen Bibelkreisen. Ihre Argumente für die Rezeption der kirchlichen Schriften im Selbststudium sind zum Beispiel die Vermeidung störender Effekte während der Predigt, Unruhe, Unverständlichkeit, Störungen durch Nachbarn oder die Vorgegebenheit der Auslegung (ebd., 163f.).²⁹²

Das neue lesende Publikum hat kein Interesse mehr an den lateinischen Schriften des Mittelalters, sondern bevorzugt Bücher in den jeweiligen Nationalsprachen. Das Verhältnis von latein-sprachigen zu deutsch-sprachigen Drucken auf den Frankfurter und Leipziger Buchmessen gestaltet sich daher in den folgenden Jahrhunderten, wie in Abbildung 8 zu sehen ist.²⁹³

Besonders bedeutsam ist die Buchproduktion auch für das Überleben von regionalen Sprachgebräuchen, denn da wo es keine Druckmaschinen gibt sterben Idiome aus und werden durch die verwendeten Drucksprachen ersetzt. Sehr deutlich hat in diesem Zusammenhang auch die Reformation gewirkt. Gerade die Bibelübersetzung LUTHERS entlang der in Sachsen gebräuchlichen deutschen Kanzleisprache

²⁹² Des Weiteren soll der Buchdruck dazu dienen, die mehr der Fleischeslust zugewandten Geistlichen wieder näher an das Wort Gottes zu bringen.

²⁹³ Weiter relevante Zahlen sind die zur beginnenden Verwendung der Nationalsprachen in der Literatur, die bereits im 16. Jahrhundert beginnt. Zwischen 1564 und 1579 stammen circa 38 % aller produzierten Bücher in den Messkatalogen aus dem Ausland. Bis 1615 reduziert sich die Menge auf circa 20 % von denen die Mehrzahl in Lateinisch gedruckt ist. Sind noch im Jahrzehnt vor dem Dreißigjährigen Krieg 58 % aller Neuerscheinungen auf Latein, sind die internationalen Beziehungen nach dem Krieg weitestgehend unterbrochen, so dass sich die Nationalsprachlichen weiter verbreiten können. Deutschsprachige Novitäten haben ab 1692 dauerhaft die Oberhand über lateinische Werke, 1714 sind es doppelt und 1735 sogar schon dreimal so viele (WITTMANN 2011, S. 84). Gleichzeitig wird die „lingua franca“ der wissenschaftlichen Kommunikation immer seltener benutzt. Werden 1740 noch 27,7 % der Novitäten auf den Messen in Latein angeboten sind es 1770 nur noch 14,25 % und 1800 nur noch 3,97 %.

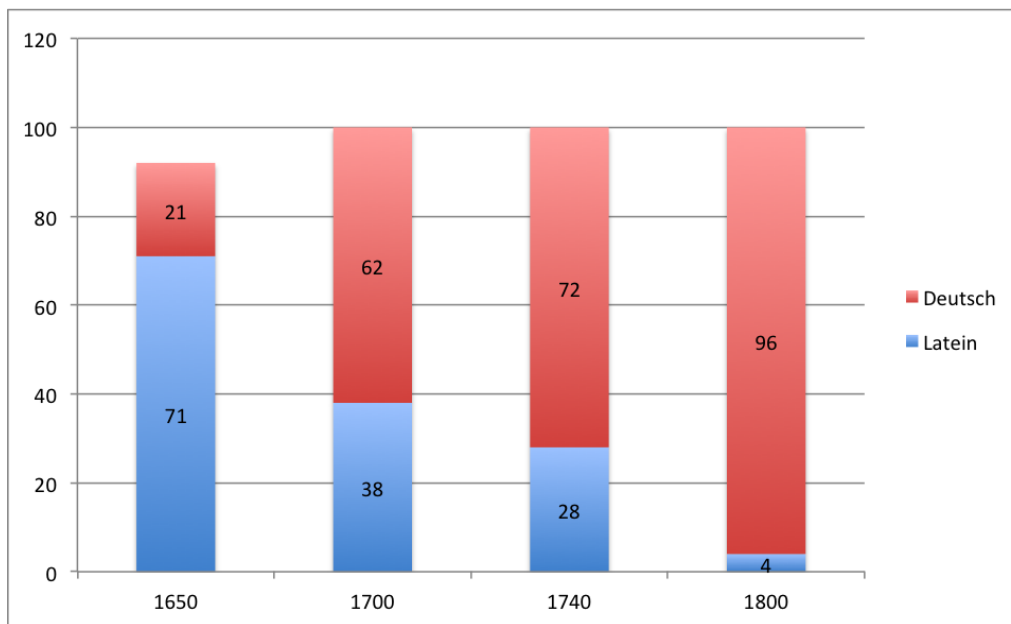


Abbildung 8: Verhältnis lateinisch-sprachiger zu deutschsprachigen Neuerscheinungen zwischen 1650 und 1800 (Quelle: STEINBERG 1988, S. 126).

und ihre Nachdrucke sind als Grundlage und Auslöser für die Verbreitung und Vereinheitlichung einer deutschen Sprache im 16. Jahrhundert anzusehen.

Ein weiteres, mit der Verbreitung nationalsprachlicher Schriften einhergehendes Phänomen jener Zeit, ist die Entstehung der nationalen Idee. Während der Verbreitungsraum des Buchdrucks im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert noch stark auf die Christenheit fokussiert ist und die Legitimation von Veröffentlichungen mehrheitlich religiösen Motiven folgt orientiert man sich schon ab Mitte des 16. Jahrhunderts eher an der regionalen Verbreitung beziehungsweise an den entsprechenden Verbreitungsgraden und spricht zunehmend von der Nation als Veröffentlichungssphäre (ebd., S. 337). Ab dem zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts ist sogar zunehmend vom „teutschen Vaterland“ oder der „teutschen Nation“ (ebd., S. 338) zu lesen. Das rasche Aufkommen des Nationalbewusstseins erklärt GIESECKE durch das Fehlen einer sinnstiftenden sozialen Ordnung. Die katholische Kirche „ist als politische Macht verhasst und die Städte setzen dem sozialpolitischen Handeln zu enge Grenzen“ (ebd.).

Sowohl der Verlust der seit Jahrhunderten tradierten religiösen Orientierung als auch die sich immer weiter vernetzende Marktwirtschaft machen neue Sozialkonzepte notwendig, die sich im Nationalbewusstsein wiederfinden. Als weiteres zentrales Moment für die Herausbildung nationaler Gedanken ist die Vereinheitlichung der Schrift- und Verbalsprache zu markieren: gleiche Rechtschreibung, Interpunktion und einheitlicher Satzbau führen zu einer ähnlichen Aussprache, die eine Identifikation gleicher Herkunft ermöglicht. Zudem erleichtern sie auch die Arbeit in den Druckereien.

Die Autoren jener Zeit sehen sich in wachsendem Maße als Bürger eines Landes, die die Informationen mit ihren Landsleuten teilen wollen. GIESECKE fügt aber hinzu, dass es sich bei den Nationalgedanken zunächst nur um die Ideen einiger Autoren handelt, die noch lange eine Utopie bleiben und sich erst im Laufe der nächsten Jahrhunderte konkretisieren und materialisieren (ebd., S. 386).

Festzuhalten ist, dass der Antiklerikalismus und das Autonomiestreben des Adels zu einer Heterarchisierung der Macht führen. Die inhaltliche Neuausrichtung und die sprachliche Standardisierung im Zuge der Reformation finden über das neue Druckverfahren ihre akzelerierte Verbreitung und schaffen so den Nährboden für eine nationale Identität, die einen Ersatz für das religiöse Wertesystem bildet (ebd., S. 378). Aus heutiger Sicht erscheint es merkwürdig sich auf eine deutsche Nation oder ein deutsches Vaterland zu berufen, wenn dieses de facto noch 300 Jahre braucht bis es tatsächlich existiert (ebd., S. 386). Gerade die Vereinheitlichung des Deutschen ist für den Öffnungsprozess von entscheidender Bedeutung, denn nur wenn die Bedingung der Möglichkeit der Verständigung erfüllt ist, können Daten beziehungsweise Informationen ausgetauscht werden.

4.2.2.4 Bildungswesen und Alphabetisierung

Die reformatorische Lehre MARTIN LUTHERS fördert nicht nur die Nationalsprachen und eine Idee vom Nationalen, sondern liefert auch für die Gründung neuer Bildungseinrichtungen zusätzlichen Antrieb. Um den Gläubigen das Lesen und Verstehen der Bibel beizubringen, richtet man Schulen und Universitäten ein. Beispielsweise führt man in Sachsen-Weimar als erstem Herzogtum 1619 die Schulpflicht ein und Preußen folgt 1717 (STEINBERG 1988, S. 280).²⁹⁴ Bis dahin ist das Analphabetentum weit verbreitet. ENGELSING (1973, S. 33) vermutet, dass im Verlauf des 16. Jahrhunderts die Zahl der Lesenden von circa 1 - 2 % auf 5 % oder mit anderen Worten von 400.000 auf 800.000 Menschen zunimmt. Jedoch sind die Analphabeten nicht vom Informationsfluss abgetrennt, da sie häufig vorgelesen bekommen. Ein noch für lange Zeit gültiger Grund für die zunächst nur langsame Verbreitung der Lesefähigkeit ist der Preis der Bücher und Presseerzeugnisse. Schon ein Flugblatt kostet noch am Anfang des 17. Jahrhunderts so viel wie ein Maurer in der Stunde verdient (WITTMANN 2011, S. 76).

Zur Bevölkerungsstruktur der gehobenen und oberen Mittelschicht, auf die sich die Bücherverkäufer konzentrieren, gehören die „Beamten, gelehrten Räte, Juristen, Mediziner, Hochschulangehörigen und [die] Geistlichkeit beider Konfessionen“ (ebd., S. 78), die ein Interesse an der Rezeption von Büchern haben und mit entsprechenden finanziellen Mitteln ausgestattet diesem auch nachkommen können. Mit ERICH TRUNZ (2011, S. 154) kann vermutet werden, dass es um 1600 circa 20 Millionen Einwohner in Deutschland gibt, von denen circa 50.000 Akademiker sind. Darüber hinaus ist von etwas mehr als 5 % nicht- oder halbakademischen lesefähigem Publikum auszugehen, dass zumindest eine Gelehrten- oder Lateinschule absolviert hat. Zu diesem Publikum zählen die „begüterten Patrizier, Handelsherren, Goldschmiede,

²⁹⁴ In England erfolgt die Einführung der Schulpflicht erst 1870. Die vergleichsweise späte Einführung bei den Engländern wird aber wett gemacht durch private Bildungseinrichtungen und Vereine von Armenschulen bis zu Akademien der Quäker und Methodisten, die Bücher zur Vermittlung des Lehrstoffes verwenden (STEINBERG 1988, S. 280).

Gastwirte, Zunftregenten und ihre Familien“ (ebd.). Vom Beginn bis zum Ende des 17. Jahrhunderts steigt die Zahl der Personen mit Universitätsabschluss von circa 50.000 auf circa 80.000 im deutschsprachigen Gebiet. Insgesamt können wahrscheinlich um 1700 circa 100.000 Menschen lesen (ebd., S. 115).

Die Schulen sollen den Umgang mit dem neuen Medium Buch lehren und die Emanzipation von der klösterlichen Monopolstellung in der Ausbildung einer geistigen Elite weiter vorantreiben. Maßgabe für das Verständnis sind die „zehn Gebote, die ‚Artickel vnsers Christlichen Glaubens‘, das Vaterunser, die heilige Taufe, das heilige Nachtmahl“ (GIESECKE 1994, S. 164). Damit im Zusammenhang steht aber auch der Wunsch vieler Menschen im Selbststudium Lesen zu lernen (ebd., S. 165). Diesen Wunsch können sich die Autodidakten jetzt auch leichter erfüllen, da es zu einer Öffnung der Klosterbibliotheken kommt, wodurch jahrhundertlang akkumulierte theologische, philosophische und andere wissenschaftliche Werke über die Klostermauern in die Öffentlichkeit gelangen.

Die nun transparent zur Partizipation und Diskursivierung distribuierten Werke und ihre nationalsprachlichen Übersetzungen führen zu den ersten großen Schritten der sogenannten Bildungsrevolution²⁹⁵ und damit des Öffnungsprozesses. Dadurch wird nach und nach eine umfangreichere Öffnung bei der Überprüfung der katholischen Bibelauslegung und Handlungsbegründung durch immer größere Teile der Gläubigen möglich, was auch eine Emanzipation von der Interpretationsmacht des gebildeten Klerus beziehungsweise der Kirche bedeutet sowie die Einbringung zentraler Werte und Normen in einen öffentlichen Diskurs.

Der Buchdruck ermöglicht aber auch, wie bereits oben bemerkt, die vermehrte Produktion lateinischer Handbücher für gebildete, bibliophile, lateinkundige und wohlhabende Gelehrte und Experten (ebd., S. 295). Das Motiv dafür ist, dass die Probleme und Interessen von Experten bekannt sind und die entsprechenden Texte bereits in handschriftlicher Form vorliegen. Auf die ökonomische Nutzung der

²⁹⁵ Siehe Kapitel 3.3.6.7 und 4.2.2.4.

vorhandenen Verbreitungsnetzwerke im Bildungsbereich wurde bereits hingewiesen. Diese sind hauptsächlich in Regierungskreisen, Kirchen beziehungsweise Klöstern und an den Universitäten zu finden sowie später im gebildeten Bürgertum (STEINBERG 1988, S. 45). Produziert werden zunächst weltliche und kirchliche Amtsdrucksachen, zum Beispiel Ablassbriefe, Donata, Messbücher, Breviere und sonstige Liturgica, also Schriften zur täglichen Religionsausübung, geistliche Lehr- und Handbücher sowie kirchenrechtliche Schriften. Man konzentriert sich bei der Produktion und Distribution also auf Wiegendrucke, die sich bereits in anderen Regionen erfolgreich verkaufen und daher als finanziell besonders lukrativ und sicher erscheinen.²⁹⁶ Die Nachdrucke sind jedoch häufig keine genaue Kopie des Originals, vielmehr kommt es zu Veränderungen der Inhalte, dass heißt zu Zusammenfassungen oder nur zu einer Wiedergabe in Auszügen und / oder einer Kombination mit anderen Texten (GIESECKE 1994, 374ff.). Grund für den Erfolg der Nachdrucke und Neuauflagen ist der Wettstreit der Sammler, konkurrierenden Klöster und Universitäten um die am Besten ausgestatteten Bibliotheken.

Mit der Zeit aber, findet das bereits oben angesprochene humanistische Denken seine Fortsetzung in der Renaissance, der „Wiedergeburt“ und Rückbesinnung auf die Antike. Zusammen mit der intensiven Bibelexegese heißt das Motto der Zeit „ad fontes“ oder auch „zu den Quellen“. Dies bedeutet zunächst eine wachsende Begeisterung für antike Ruinen und die Rezeption ihrer Inschriften zum Beispiel in Rom²⁹⁷ (ebd., S. 319) sowie die alten Klassiker, wie zum Beispiel PLATON, ARISTOTELES, LACTAN, PLINIUS oder CICERO. Dank der neuen medialen Möglichkeiten werden diese

²⁹⁶ Hier lässt sich eine kontinuierliche Linie seit der Antike zeichnen, in der die gleiche Praxis für die Abschriften einschlägiger Texte angewendet wird.

²⁹⁷ Eine Popularisierung des wissenschaftlichen Wissens beziehungsweise eine Öffnung der Wissenschaft erfolgt zum Beispiel anhand antiker Quellenanalyse, wie sie in der von MARTIN LUTHER autorisierten Gegenüberstellung im „Passional Christi und Antichristi“ aus dem Jahr 1521 aufgenommen wird. Hier wird inhaltlich unter anderem auf die angeblich urkundlich belegte Schenkung des Kirchenstaates durch Kaiser KONSTANTIN angespielt. Die erst zwischen 752 und 850 entstandene Schenkungsurkunde ist jedoch durch wissenschaftliche Untersuchungen schon um 1440 als Fälschung enttarnt worden. 1517 wird diese wissenschaftliche Erkenntnis im deutschen Sprachraum bekannt und im „Passional“ popularisierend aufgenommen und verbreitet (STÖBER 2000, S. 45). An

nicht nur in das neue Informationszeitalter überführt und damit vor dem Vergessen gerettet, sondern auch einer breiten Leserschaft zugänglich (ebd., S. 322). Mit ihrer Wiederentdeckung beginnt auch die Suche nach den Originaltexten beziehungsweise den am weitesten zurückdatierbaren Kopien. Um die Autoren und ihre Schriften zu unterscheiden wird ein neues System eingeführt, das eine Zuordnung nach Autor, Ort, Titel, Erscheinungsdatum, Drucker und Druckort ermöglicht.²⁹⁸ Später kommen noch Inhaltsverzeichnisse, Titelblätter und Seitenzahlen sowie Register hinzu. Diese Standardisierung in der Gestalt „ein Werk, ein Autor“²⁹⁹ ist eine neue Form der Informationsverarbeitung. Die Konzentration auf den Autor geht somit Hand in Hand mit der Entdeckung des Individuums. Es verwundert daher kaum, wenn SIEGFRIED WEISCHENBERG und ULRICH HIENZSCH (1994, S. 459) hervorheben, dass sich der Buchdruck auch für wissenschaftliche Zwecke nützlich erweist. Darüber hinaus werden die gedruckten Informationen auch bald in wissenschaftliche, religiöse, politische oder ästhetische etc. Genres unterschieden.³⁰⁰

Ebenso sind weitere entsprechende Rezeptionsgegenstände kurzweilige Werke, Historien und Ritterromane, die aufgrund ihres geringeren Umfangs und Alters wesentlich günstiger sind, als neuere Belletristik. Eine Untersuchung von MICHAEL HACKENBERG (1983) von 716 Nachlassinventaren aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeigt darüber hinaus, dass die Mehrzahl der in den sehr kleinen Sammlungen akkumulierten Werke religiös-erbauliche Inhalte umfasst. Ein weiteres interessantes Ergebnis

diesem Beispiel lässt sich eine Öffnung der Wissenschaft durch die vergleichsweise aktuelle Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse für das einfache Volk belegen.

²⁹⁸ Diese Angaben sind die gleichen, die im Zuge der Einführung der Präventivzensur zu Pflichtangaben werden (siehe Kapitel 4.2.2).

²⁹⁹ Durch die Zuordnung des Autors zu einem Text, wird die entstehende Beziehung zwischen Text und Autor nur noch weiter verstärkt. Die Angabe eines Autors gilt zudem als Ordnungskriterium – Texte können so nach Autoren sortiert und gespeichert werden. Autoren wehren sich auch zunehmend gegen die Verfremdung und Entstellung ihrer Texte und Dichtungen durch Kürzungen, Umformulierungen oder sonstige Maßnahmen, so dass auch hier zunehmend von einem Bewusstsein der Zusammengehörigkeit von Autor und Text gesprochen werden kann (GIESECKE 1994, 452ff.).

³⁰⁰ GIESECKE (1994, S. 384) hebt hervor, dass die Legitimation eines seit jener Zeit entstandenen Textes als eines wissenschaftlichen Werkes nur dann zustande kommt, wenn sich der Autor an die disziplinspezifischen Verfahren zu seiner Erstellung gehalten hat.

ist, dass sich die Verteilung von volkssprachlichen und lateinischen Ausgaben an den konfessionellen Grenzen unterscheiden lässt (WITTMANN 2011, S. 77). Gerade in den frühbürgerlichen Schichten steht der Besitz von Büchern für einen erreichten Status und bietet eine Handlungsorientierung nicht nur für die religiöse Praxis, sondern auch für Aufgaben des alltäglichen Lebens. Hierfür stehen die frühen Sachbücher, wie die „Reit- und Fecht-, Koch- und Arznei-, Rechen- und Sprach-, Hauswirtschafts- und Gartenbücher, [...] die] Anstandsbücher, der Briefsteller, [sowie die] erotischen und anderen Ratgeber“ (ebd., S. 78). Es ist gerade die Ratgeberliteratur, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts verstärkt distribuiert wird.

Die neuen, disparaten Publikumsgeschmäcker stellen das Buchgewerbe vor neue Herausforderungen (STEINBERG 1988, 192f.). Dies wird auch an der inhaltlichen Veränderung des Buchmarkts deutlich: Juristische Literatur pendelt zwischen 1625 und 1750 bei circa 7 - 8 %, historische Arbeiten bei circa 16 %, dominierend ist allerdings die Theologie mit circa 40 %, die in den nächsten Dekaden aber ihre Vormachtstellung einbüßt (1745: 31 %; 1775: 20 %; 1780: 18 %; 1800: 13,5 %). Dabei ist zu berücksichtigen, dass im Süden des Reiches theologische beziehungsweise religiöse Themen länger einen Schwerpunkt bilden als im Norden. Ihren Platz nehmen jetzt die moderneren Wissenschaften wie Philosophie³⁰¹, Geschichte³⁰², Geographie³⁰³ oder auch die Naturwissenschaften³⁰⁴ ein (ebd., 438f.). Gerade der Anteil der Letzteren steigt von 20 % in 1735 auf 30 % in 1745 und auf fast 40 % bis 1800.³⁰⁵ Daneben liefern aber auch noch immer Kalender mit unterschiedlichen Kurzgeschichten und moralisierendem Inhalt sowie philosophischen Gedanken, kleinen Gebeten oder frommen Sprüchen

³⁰¹ Zum Beispiel: HERMANN KEYSERLING: „Reisetagebuch eines Philosophen“.

³⁰² Zum Beispiel: OSWALD SPENGLER: „Untergang des Abendlandes“; ARNOLD J. TOYNBEE: „Study of History“.

³⁰³ Zum Beispiel: FRIEDRICH W. A. V. HUMBOLDT: „Examen critique de l’histoire de la géographie du Nouveau continent“; CARL RITTER: „Einleitung zur allgemeinen siehenden Geographie, und Abhandlungen zur Begründung einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde“.

³⁰⁴ Zum Beispiel: JOHN G. WOOD: „Common Objects of the Country“; MAURICE MAETERLINCK: „Leben der Bienen“.

³⁰⁵ Schöne Literatur nimmt im gleichen Zeitraum 3 - 5 % ein und steigt 1745 auf 6,4 %, 1775 auf 14,3 % und 1800 sogar bis auf 27,3 % (WITTMANN 2011, S. 85). Die schöne Literatur setzt sich 1800 aus

ertragreiche Verkaufszahlen. Einer der ältesten und heute noch gedruckten Kalender ist der „Goslarer Bergkalender“. Die Kalender enthalten aber auch Ratschläge und wissenschaftliche Erkenntnisse zu Themen in Landwirtschaft, Haus und Garten sowie Medizin und Tierpflege (ebd., S. 287).

Das Buch stellt auch eine neue Gedächtnisform dar, die die Art des Lernens mittels Disputation verschwinden lässt.³⁰⁶ Die Drucktechnik ermöglicht es jetzt den Schülern Bücher zu erwerben, die in ihren Händen zu einer unabhängigen Lehrinstanz werden. Darüber hinaus bieten sie noch mehr Informationen als der Lehrer überhaupt im Unterricht zur Verfügung stellen kann. Zudem bedeutet das Buch die Möglichkeit zur Überprüfung und Reflexion des vom Lehrer Gesagten durch die Schüler. Lehrer hingegen kaufen ein Buch, weil es eine zusätzliche Quelle zu den selbst angefertigten Handschriften darstellt und möglicherweise fehlende Mitschriften ergänzt sowie Probleme durch individuelle Abkürzungen und Unleserlichkeiten überwindet. Der vollständige Text stellt aber auch eine Richtschnur für die Struktur des Unterrichts dar. Zudem ist das gedruckte Buch eine Gedächtnisstütze, dass bei Vergessen immer wieder konsultiert werden kann. Das Buch ist somit die neue Unterrichtsgrundlage, die a) die Mitschriften und b) die Gedächtnisinhalte und damit die Kernelemente bisheriger Unterrichtsstruktur verändert. Die neuen Textgrundlagen führen also sowohl zu einer Vereinheitlichung der Texte und Lehrinhalte als auch zu einer Standardisierung des Unterrichts (GIESECKE 1994, 218ff.), nicht zu vergessen einer allmählichen Alphabetisierung der unteren Stände. Während zu Zeiten GUTENBERGS von etwa 13 Millionen Deutschen wahrscheinlich nur 0,5 % der Bevölkerung lesen können, sind es zu GOETHES Lebzeiten (1749- 1832) bereits ungefähr 15 %. Erst mit der Einführung der Schulpflicht durch die Preußen im Jahr 1717 wächst die Rate

neuen Romanen, Schauspielen und Gedichtbänden zusammen (ebd., S. 123). STEINBERG (1988, S. 440) hebt auch hervor, dass der Zeitgeist stark dafür verantwortlich ist, welche Bücher gerade rezipiert werden: So sind es zur Zeit der Sklavenbefreiung „Onkel Toms Hütte“, in der Phase des New-Deals das Werk „Vom Winde verweht“, während der Weimarer Republik und des Internationalismus „Im Westen nichts Neues“ oder in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg „Salomons Fragebogen“.

³⁰⁶ Siehe Kapitel 3.3.6.7.

der lesefähigen Bevölkerung stark an: um 1800 circa 25 %, um 1830 circa 40 % 1875 circa 75 % und um 1900 circa 90 %.³⁰⁷ Dies ermöglicht die allmählich wachsende Partizipation breiter Bevölkerungsschichten an den Vorteilen des Buchdrucks.

Wenn zuvor die Einführung der Schulpflichten Erwähnung findet, so bedeutet dies nicht, dass diese eine umgehende Wirkung nach sich ziehen. Was den Bildungsstand der unteren Bevölkerungsschichten anbelangt geschieht bis in das beginnende 19. Jahrhundert nur wenig. An den Elementarschulen nimmt wahrscheinlich nur ein Viertel der schulpflichtigen Kinder teil, von denen wahrscheinlich auch nur zwei Drittel bis zu einem Abschluss bleiben. Lesefähigkeit beschränkt sich daher eher auf die beständige Wiederholung der immer gleichen konfessionellen Lektüre (WITTMANN 2011, S. 113). Dies ist vor allem dem Schulsystem zuzuschreiben, das zwar in weiten Teilen des Reiches anzutreffen ist, in dem die Lehr- und Lernsituation aber als äußerst desolat beschrieben werden muss. Die Klassen bestehen zum Teil aus circa 50 Kindern unterschiedlicher Altersgruppen, die in einem Raum im Haus oder der Wohnung des Schulmeisters unterrichtet werden. Gelehrt werden Schreiben, Lesen und gegebenenfalls noch Grundkenntnisse in Rechnen. Abhängig ist der Lehrstoff von den Lehrern, die häufig selbst kaum des Lesens und Schreibens fähig sind, weil es sich um ehemalige Soldaten beziehungsweise Kriegsinvaliden, Schneider, Schuster oder Weber handelt. Ein weiterer Grund für die hohe Zahl der illiteraten Bevölkerung auf dem Land ist auch die Trennung in Sommer- und Winterschule. Gerade in der Phase der Sommerschule müssen viele Kinder ihre Eltern

³⁰⁷ Die Zahlen zum Grad der Alphabetisierung nach ROLF ENGELSING und RUDOLF SCHENDA sind zwar in der Wissenschaft weitestgehend akzeptiert, erscheinen WITTMANN aber zu optimistisch. Demnach sollen um die Mitte des 18. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum circa 10 % des Lesens und Schreibens mächtig gewesen sein. Bis 1770 wäre der Grad der Alphabetisierung auf 15 % gestiegen, bis 1800 auf 25 %, 1840 auf 40 % und 1870 auf 75 % und um 1900 sollen es bereits 90 % gewesen sein (ebd., S. 189). Das Problem dieser Zahlen ist nach WITTMANN jedoch, dass ihnen kaum empirische Daten zugrunde liegen. Er verdeutlicht, dass für weite Teile des 18. und auch noch 19. Jahrhundert große Differenzen der Literalität zwischen Stadt und Land festzustellen sind. Die Zahlen von ENGELSING und SCHENDA sind nach WITTMANN wahrscheinlich für die großen Residenz-, Universitäts- und Handelsstädte des Reiches gültig, aber für die weiten ländlich geprägten Regionen hält er diese Werte für nicht zutreffend (ebd., S. 190).

auf dem Feld als Arbeitskräfte unterstützen und können nicht in die Schulen gehen. Kommen sie dann im Winterhalbjahr wieder in den Klassenraum, ist zu vermuten, dass sie einen Großteil des vor einem Jahr Gelernten wieder vergessen haben (ebd., S. 191). Diese Art der Ausbildung der unteren Schichten ist aber auch im Interesse der herrschenden Klassen, die Angst vor einer gebildeten Bevölkerung haben. So sagt beispielsweise FRIEDRICH II. von Preußen 1779:

„Sonsten ist es auf dem platten Land genug, wenn sie ein bisgen lesen und schreiben lernen; wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte und wollen Sekretairs und so was werden; deshalb muß man auf'n platten Lande den Unterricht der so einrichten, daß sie das Notwendigste, was ihrem Wissen nötig ist, lernen, aber nach der Art, daß die Leute nicht aus den Dörfern weglaufen, sondern hübsch dableiben.“ (FRIEDRICH II 1779 in einem Kabinettschreiben an Etats-Minister VON ZEDLITZ zitiert nach ebd., S. 192)

Um den Wechsel zum 17. Jahrhundert erkennen das säkulare und monetär unabhängige Besitzbürgertum und die führenden Beamten in ihrem Streben nach Anerkennung und Befugnissen durch die oberen Schichten den Wert von Bildung (ebd., S. 188). Den Wunsch nach schneller und handlicher Rezeption von Bildungsliteratur erfüllt ab dem 17. Jahrhundert die Enzyklopädie, die ab dem 19. Jahrhundert zum festen Repertoire einer bildungsbürgerlichen Hausbibliothek gehört (STEINBERG 1988, S. 280): „Die Enzyklopädie war die schärfste Waffe der europäischen Aufklärung, und ihr Erfolg in der geistigen Verbreitung der französischen Revolution ist unbezweifelbar.“ (ebd., S. 282) Die Bürger und Beamten beginnen sich darüber hinaus allmählich von den höfischen Literaturvorlieben zu emanzipieren und neigen zu frühaufklärerischem und schöngeistigem Schrifttum beziehungsweise poetischen Werken. Der Roman wird die bedeutendste literarische Unterhaltungsform jener Zeit, wie bereits oben an den Verbreitungszahlen gezeigt.

Ist es im 17. Jahrhundert noch hauptsächlich die männliche Bevölkerung, die liest, kommen im 18. Jahrhundert verstärkt Frauen und Kinder hinzu. Die Entwicklung zur

lesenden Gesellschaft und des Buchmarktes fasst der Verleger JAMES LACKINGTON 1791 sehr gut zusammen:

„Der Verkauf von Büchern hat in den letzten zwanzig Jahren ganz erstaunlich zugenommen. Die ärmeren Bauern, ja sogar die ganz armen Landarbeiter, die sich früher die Winterabende mit dem Erzählen von Hexen-, Geister- und Koboldgeschichten und so weiter vertrieben, verkürzen sich jetzt die Winternächte, indem sie sich von ihren Söhnen und Töchtern Erzählungen, Romane und so weiter vorlesen lassen; [...] Kurz und gut, alle Stände und Klassen lesen jetzt.“ (LACKINGTON 1791 zitiert nach STEINBERG 1988, S. 284)

Den Männern, Frauen und Kindern der gebildeten Schicht steht jetzt auch mehr Zeit zur Verfügung. Die gesteigerten Bildungsvoraussetzungen lassen sie einerseits eigene Vorlieben für Themen und Informationen entwickeln und nachfragen und erlauben andererseits eigene Bibliotheken anzulegen. Rezipiert werden jedoch auch Zeitschriften, die im Falle der Frauen „selbstverständlich“ zur Unterweisung der hausfraulichen Pflichten anhalten³⁰⁸ sowie Reisebeschreibungen oder Fabeln enthalten. Die Belletristik wird ebenfalls zu einem weiteren Gegenstand für die weibliche Leserschaft, die man in der Gemeinschaft rezipiert (WITTMANN 2011, 198f.).

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts muss festgehalten werden, dass die Lese-revolution aber noch nicht in einem umfassenden Sinne stattgefunden hat (ebd., S. 216). Die unteren Schichten der Bevölkerung verharren noch immer in der Praxis des Wiederholungslesens von Bibeln, Erbauungsliteratur, Kalendern, Almanachen, Aderlaßtafeln, Prognostiken und Einblattdrucken (ebd., S. 217) und beziehen ihre Literatur von Hausierern oder auf Märkten (ebd., S. 114). Lesen hat sich zunächst erst einmal im Mittelstand ausgebreitet.

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt auch ein langsamer Wandel in der bäuerlichen Bevölkerung stattzufinden, ausgelöst durch eine weitere Ausbreitung der Säkularisierung, der beginnenden industriellen Revolution und der französischen

³⁰⁸ Siehe die Ausführungen zu den moralischen Zeitschriften in Kapitel 4.2.2.2.

Revolution. Die Landbevölkerung verlangt nach Informationen über die Vorgänge im revolutionären Frankreich. „Winkeladvokaten, entlaufene Schulmeister, aufsässige Studenten, reformfreudige Geistliche, Gastwirte und Posthalter“ (ebd., S. 194) lesen der analphabetischen Bevölkerung in Gasthäusern oder Schulstuben laut aus den Zeitungen vor.

Zwischen 1848 und 1880 gibt es nicht nur ein Bevölkerungswachstum von 33 auf 45 Millionen, sondern auch eine Wanderung von den armen ländlichen Regionen in die Städte, die in der aufkeimenden Industrie ihren Platz finden. Bis 1880 leben aber noch rund 60 % der Bevölkerung auf dem Land beziehungsweise in Gemeinden unter 2000 Einwohnern und circa 10 % in Großstädten. Mit dieser Binnenmobilisierung geht eine Auflösung der tradierten Ständegesellschaft in nun partikulare Interessengruppen einher, was auch zu einer Veränderung der Rezeptionsgewohnheiten führt (ebd., 285f.). Mit Beginn der Mobilisierung von der Landwirtschaftsgesellschaft zur Industriegesellschaft wird Lesen auch für die unteren Schichten immer wichtiger. Für die neuen Industriestandorte werden gebildete Arbeitskräfte immer bedeutsamer, so dass Bildung zur einer „gesellschaftlichen Produktivkraft“ (ebd., S. 251) wird und das Buch ein Alltagsgegenstand. Deutlich wird dies auch an der Erweiterung der Sortimente im Buchhandel, die jetzt auch vermehrt günstigere Artikel anbieten und so neue Kunden anlocken.

Trotz dieser Entwicklungen ist die Alphabetisierung noch lange nicht auf dem Entwicklungsstand, den man erwarten könnte. Für das Jahr 1800 rechnet WITTMANN (2011, S. 253) mit 10 % an Alphabeten ab einem Alter von über sechs Jahren in der Gesamtbevölkerung, die bis 1850 auf knapp ein Viertel in der Bevölkerung ansteigen. Er begründet seine Annahme mit der Hypothese, dass dies der Zahl des Mittelstandes entspräche. Auffällig aber ist, dass gerade die Alphabetisierung von Kindern wohlhabenderer Familien im Vormärz zunimmt, was an der Gründung zahlreicher Kinderbuchverlage beobachtet werden kann. Die Betonung der finanziellen Hintergründe ist von Bedeutung, weil diese für den Erwerb von Publikationen relevant

sind. So hätte ein Handwerksgehilfe um 1800 nur 3 - 12 % seines jährlichen Lohnes für ein Abonnement der Leihbücherei ausgeben müssen, 1850 sind es 3 - 8 % und um 1900 nur noch 2,5 %.

Ein Arbeiter mit einem Einkommen 1.200 Mark im Jahr kann nur maximal 10 Mark davon für Literatur ausgeben, was häufig schon mit einem Zeitungsabonnement³⁰⁹ und einem Kolportageroman aufgebraucht ist (ebd., 322f.). Ein weiterer Grund sind die schlechten Wohnverhältnisse beziehungsweise ein Mangel an Licht in vielen Wohnungen. Ebenso die mit dem Klassikerjahr 1867 erhoffte Ausdehnung des lesenden Publikums auf die unteren Bevölkerungsschichten bleibt aus, so dass die bürgerliche Presse zusammenfasst: „Man drehe sich wie man wolle: Die Kunst ist und bleibt ein Luxus.“ (ebd., S. 269)

Erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts macht die Alphabetisierung entscheidende Fortschritte. Der höhere Grad an Alphabetisierung wirkt sich jetzt auch auf die ländliche Bevölkerung aus, deren Lektüreauswahl sich allmählich zu differenzieren beginnt, auch wenn die konfessionell geprägten Regionen noch immer erkennbar sind. So werden im katholisch-ländlichen Süden eher Kalender, Gebetbücher und moralisierende Erzählungen rezipiert. Dieses Leseverhalten bleibt – ebenso in den gering industrialisierten katholischen Regionen im Norden – sogar bis zum ersten Weltkrieg beobachtbar (ebd., 287f.). Die industrialisierteren evangelischen Regionen, das heißt vor allem die arbeitende Bevölkerung ist schon ab 1848 besonders empfänglich für unterhaltend-belletristische Werke beziehungsweise Kolportagelektüre und Zeitungen. WITTMANN (2011, S. 275) stellt zu den Kolportageromanen fest, dass sie

„die Kaufkraft wichtiger lesefähiger und lektürehungriger Schichten bis hin zum unteren Mittelstand weitgehend absorbiert [haben], haben ihnen den Weg zum Angebot des herkömmlichen Buchhandels erschwert – aber sie haben

³⁰⁹ So bekommt man für den Preis eines Romans ein viertel Jahr lang eine Tageszeitung und ein Journal im Abonnement geliefert (ebd., S. 289).

als elementare Lebenshilfe zugleich die Gewohnheit des Lesens als tägliche lustvolle und tröstende Praxis für Hunderttausende, wenn nicht Millionen begründet und bewahrt“.

Sein Ende erfährt der Kolportageroman jedoch durch das Angebot an den Kiosken und Romanheftserien, die 1914 zu 25 bis 30 Millionen Exemplaren abgesetzt werden. Ab 1900 beginnt auch der Import amerikanischer Lektüreproduktionen wie „Buffalo Bill“ oder „Nick Carter“. Damit wird der Schritt zu einer internationalen Unterhaltungsindustrie vollzogen (ebd., S. 325). Häufig finden sich unter den erfolgreichsten Werken der Zeit aber auch nationalstolze und kriegerische Inhalte, die alle Schichten zugleich ansprechen. „Solche Hohelieder auf Nation und Natur bildeten jahrzehntelang die Hauptlektüre der sozialen Aufsteiger bis hin zum städtischen Mittelstand in einer sich industrialisierenden Massengesellschaft.“ (ebd., S. 327). Diese Art Literatur hat für die Rezipienten die Funktion sich in der stark veränderten Umwelt neu zu orientieren und sich einen entspannenden Kontrapunkt zum Alltag zu setzen. Andersherum gewendet könnte man auch sagen, dass sich das Publikum mit dieser Art von Lektüre nicht mehr aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit zu befreien versucht, sondern es vorzieht sich von der Unterhaltungsindustrie und ihren Massenprodukten vom Alltag und den Problemen ablenken zu lassen (ebd., 327f.).

Das Lesepublikum hat also ab Ende des 19. Jahrhunderts noch einmal stark zugenommen. Dies hängt sicherlich auch mit der Zunahme der Abiturienten zusammen, die für die anspruchsvolleren Aufgaben in den Industriebetrieben gebraucht werden. WITTMANN (2011, 322f.) geht davon aus, dass zu Beginn des Ersten Weltkrieges rund zwei Drittel der erwachsenen Bevölkerung lesen und das Gelesene auch verstehen können. Das Lesepublikum der Weimarer Republik ist weitestgehend alphabetisch geprägt. Dennoch wird von Verlegern und Sortimentern beklagt, dass das Finanz- und Zeitbudget durch die inzwischen unterschiedlichsten Freizeitbeschäftigungen (Film, Hörfunk, Tanz oder Sport) weitestgehend aufgebraucht sei, so dass sich für

einen literarischen Zeitvertreib keine Möglichkeit mehr böte (ebd., S. 353). Fragen nach der Lesefähigkeit in der deutschen Bevölkerung stellen sich seit 1945 kaum mehr. Nach einer Studie von 2003 können in Deutschland rund 99 % der Bevölkerung lesen und schreiben.

4.2.2.5 Wissenschaftliche Zeitschriften

Die Wurzeln der wissenschaftlichen Journale und Zeitschriften liegen in der schriftlichen wissenschaftlichen Kommunikation innerhalb und zwischen den Kollegien, Akademien, wissenschaftlichen Gesellschaften sowie im schriftlichen Briefaustausch. In den Sitzungen oder Briefen werden neueste Erkenntnisse und Forschungsmethoden oder Neuerscheinungen öffentlich vorgestellt und besprochen. Diese zum Teil sehr langwierige Kommunikation wird ab 1665 von dem in Paris erscheinenden „Journal de Sçavans“ sowie den ein Jahr später in London herausgegebenen „Philosophical Transactions“ und den 1668 in Italien „Giornale de' Letterati“ revolutioniert, die das Genre der Gelehrtenzeitschriften ins Leben rufen (KELLER 2005, S. 2). Das „Journal de Sçavans,“ berichtet über Neuerscheinungen, naturwissenschaftliche Forschungsergebnisse und technische Entwicklungen, bedeutende gerichtliche Entscheidungen und wichtige Ereignisse. Das Besondere am „Journal de Sçavans“ ist, dass es in Französisch und nicht mehr in der bis dahin üblichen Standardsprache Latein verfasst wird. Es enthält wissenschaftliche Abhandlungen, Berichte von Tagungen und Kongressen sowie hauptsächlich Buchbesprechungen. Deutschland braucht noch bis 1670 bis in Leipzig die „Miscellanea curiosa medico-physica Academiae Naturae Curiosorum sive Ephemeridum medico-physicarum Germanicarum curiosarum“ für Ärzte und Physiker veröffentlicht wird. Als Organ aller wissenschaftlichen Disziplinen dient die 1682 ebenfalls in Leipzig herausgegebene Zeitschrift „Acta Eruditorum“ (ebd.). Letztere kann, unter anderem weil sie in der damaligen Wissenschaftssprache Latein verfasst ist, in ganz Europa vertrieben werden. Aus

diesen ersten Wissenschaftsblättern entstehen mit der Zeit die Fachpublikationen und Literatur- und Rezensionszeitschriften (PÜRER und RAABE 2007, S. 54). Die ersten, noch sehr allgemeinen wissenschaftlichen Blätter werden also später durch Fachzeitschriften ersetzt. Die schon damals beginnende wissenschaftliche Differenzierung führt schließlich dazu, dass Fachzeitschriften auch für „philosophische, historisch-geographische, naturwissenschaftliche und medizinische, volkswirtschaftliche, kulturelle und pädagogische“ (ebd., S. 55) Fachbereiche produziert werden.

Die Zeitschriften verändern die Distribution wissenschaftlicher Erkenntnisse und Neuigkeiten in radikaler Form, indem sie als zentrale Publikationsorgane in regelmäßigen Abständen gesammelt alle relevanten Informationen veröffentlichen. Darüber hinaus werden somit Urheberschaften wissenschaftlicher Erkenntnisse dokumentierbar, nachvollziehbar und archivierbar. Die Aufgabe der Zeitschriften ist der „Aufbau einer kollektiven Wissensbasis, die Vermittlung von Information, die Qualitätsbewertung von Forschungsergebnissen durch bewährte Begutachtungsverfahren und der Aufbau wissenschaftlicher Gemeinschaften“ (KELLER 2005, 3f.). An diesen Beschreibungen der frühen Zeitschriften wird deutlich, dass sich im Wesentlichen an den Funktionen der Zeitschriften bis heute kaum etwas verändert hat. Lediglich die Kommerzialisierung der Zeitschriften ist hinzugekommen.

Für das Jahr 1700 können 30 Gelehrtenzeitschriften verzeichnet werden (LAMBERT 1985), deren Zahl und Umfang in den darauf folgenden Jahren beständig zunimmt. Erste Fachpublikationen, die einerseits den Trend zur zunehmenden Spezialisierung aufnehmen und zugleich verstärken entstehen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Eine der ersten Zeitschriften ist die „Annales de Chimie“ aus dem Jahr 1798 aus Paris (KELLER 2005, S. 3).

Sind die Zeitschriften bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs zumeist noch von den Gesellschaften herausgegeben und häufig wenig rentabel, wird mit dem explosionsartigen Wachstum der Wissenschaft und dem Beginn der „Informationsflut“ (TOFFLER 1970) auch der Zeitschriftenmarkt zunehmend interessanter für kommerzielle Akteu-

re beziehungsweise Verlage. Gerade der Aspekt der Publikationsflut wird von einer Reihe von Autoren anhand bibliometrischer Verfahren sehr anschaulich verdeutlicht. Einschlägige Werke in diesem Zusammenhang stammen zum Beispiel von GENNADIJ DOBROV (1969), DEREK DE SOLLA PRICE (1986), FRANZ STUHLHOFER (1983), WERNER MARX und GERHARD GRAMM (2011) sowie MARTIN HILBERT, PRISCILA LÓPEZ und CRISTIÁN VÁSQUEZ. Bei DE SOLLA PRICE zum Beispiel werden anhand von Daten über wissenschaftliche Veröffentlichungen, Zahlen von Wissenschaftlern, Zeitschriften, Büchern oder Zitationen unterschiedlicher Epochen zusammengeführt und untersucht um einen Eindruck über die Entwicklung der wissenschaftlichen Publikationsmenge zu bekommen.^{310, 311} Hinweise für eine Dokumentenexplosion finden sich zum Beispiel in der Zunahme der wissenschaftlichen Zeitschriften seit Mitte des 19. Jahrhunderts von circa 1.000 auf circa 300.000. Die Rate der wissenschaftlichen Artikel steigt auch von 1950 bis heute von 2.000 pro Tag auf circa 20.000 pro Tag. Insbesondere im Hinblick auf naturwissenschaftliche Erkenntnisse kann angeführt werden, dass zum Beispiel 1880 nur 20.000 chemische Verbindungen bekannt sind während man heute über 20 Millionen kennt. Weiterhin ist die Zahl der Wissenschaftler von 10 Millionen im Jahr 1950 auf circa 100 Millionen gestiegen (MARX und GRAMM 2011). Diese Entwicklung ist jedoch nur durch die Wechselwirkungen mit Entwicklungen in anderen Systemen möglich.³¹² Dieses Argument wird von STUHLHOFER gestützt, der die Wechselwirksamkeit verschiedener Systeme heraushebt, wenn er beschreibt, wie zum Beispiel die heutige Medizin und Astronomie von den Entwicklungen der Chemie und Physik partizipieren, während beide Wis-

³¹⁰ MARX und GRAMM (2011) beschreiben, dass die Entwicklung des Wissens häufig mit der gleichzeitigen Entwicklung von Nichtwissen einher geht. Siehe hierzu auch den Artikel von CHRISTOPH GRONEBERG und FLORIAN NEISSER (2015).

³¹¹ Bis heute bleiben aber Informationsbestände unberücksichtigt, die mit weiteren aktuellen Öffnungsprozessentwicklungen einhergehen (Open-Business, Open Education, Open Geography, etc.). Diese Lücke erscheint als ein weiteres potentielles Feld der wissenschaftlichen Beschäftigung zur Generierung von Wissen.

³¹² So sind neben der ökonomischen Situation, zur Finanzierung von Forschung zum Beispiel auch soziale Fragestellungen wichtig, wie die Anzahl des wissenschaftlichen Personals in Abhängigkeit von Geburtenraten sowie technischen Entwicklungen, die der Forschung dienlich sein können.

senschaftsdisziplinen noch im Mittelalter als Entwicklungstreiber anzusehen waren (STUHLHOFER 1980, S. 118).

Dieses exponentielle Wachstum der Informationsbestände ist aber nicht grenzenlos. Schon DE SOLLA PRICE hat von einer Sättigungsgrenze gesprochen, die auch von MARX und GRAMM unterstützt wird. Sie heben heraus, dass sowohl der finanzielle Aufwand für die Wissenschaft nicht in gleichem Maße gesteigert werden kann als auch nicht beliebig viele Wissenschaftler aus einer Gesellschaft gewonnen werden können, die eine Weiterentwicklung in gleichem Maße sichern könnten. Tatsächlich, so stellen MARX und GRAMM fest, lässt sich bereits eine Schwelle erkennen: So werden schon heute in einigen Disziplinen weniger wissenschaftliche Zeitschriften produziert, als noch vor wenigen Jahren. Was die Autoren jedoch nicht mit ins Kalkül zu ziehen scheinen, sind andere Publikationsformen, wie zum Beispiel digitale Veröffentlichungsweisen über das Internet, die nicht nur in der Wissenschaft zu einem Zeitschriften- beziehungsweise Zeitungssterben führen.

Zu Recht betonen MARX und GRAMM auch, die schwierige Bewertbarkeit der Qualität beziehungsweise Wertigkeit wissenschaftlicher Veröffentlichungen. Es kommt immer wieder vor, dass sich die Bedeutung einiger Werke erst nach Jahren oder gar Jahrzehnten herausstellt. Zudem kann auch ein Paradigmenwechsel³¹³ innerhalb der Wissenschaften für bestimmte Themen oder Fragestellungen eintreten, die die Zitierhäufigkeit bestimmter Werke beeinflusst – ganz abgesehen von ohnehin vorhandenen Zitiergewohnheiten bei Wissenschaftlern. Somit ist auch die Halbwertszeit einer Veröffentlichung nur äußerst schwer angebbbar. In jedem Fall stehen heutige Wissenschaftler einem schier nicht zu erklimmenden Berg wissenschaftlicher Veröffentlichungen allein aus den letzten Jahrzehnten gegenüber, die nicht mehr von einem Individuum überblickt werden können. Deutlich wird dies zum Beispiel an den Analysen des Ausleihverhaltens in der „Library of Congress“ in Washington oder der „British Lending Library“. In ersterer werden nach Kenntnisstand von 1987 von den 14 Millionen ver-

³¹³ Siehe zum Phänomen „Paradigmenwechsel“ THOMAS KUHN (1976).

fügbaren Büchern mehr als die Hälfte nie ausgeliehen. In der „British Lending Library“ werden von den vorhandenen 45.000 Zeitschriften 70 % nie oder selten verlangt, 80 % der ausgegebenen Zeitschriften belaufen sich auf nur 5000. An den Zahlen aus „Ulrich’s Periodicals Directory“ mit einem Verzeichnis von circa 300.000 regelmäßig und unregelmäßig erscheinenden Zeitschriften und Jahrbüchern in circa 950 Fachbereichen und ungefähr 200 Sprachen³¹⁴ zeigt sich ebenfalls, die Unmöglichkeit für einen Wissenschaftler alle Publikationen zu seinem Feld im Auge zu behalten, was zu folgenschweren Konsequenzen für den Wissenschaftsalltag führt. Diese zeigen sich zum Beispiel darin, dass gleiche oder sehr ähnliche Forschungen zeitgleich an unterschiedlichen Orten durchgeführt werden mit Folgen für die Konkurrenz knapper Forschungsbudgets und -stellen. Eine andere Folge kann sein, dass sich Wissenschaftler zur Komplexitätsreduktion auf einen reduzierten Informationsschatz berufen und diesen immer wieder durch Zitate aktualisieren.³¹⁵

Die Explosion wissenschaftlicher Veröffentlichungen lässt sich aber auch durch ein anderes Motiv erklären, dass aus dem erhöhten Konkurrenzdruck entsteht. So veröffentlichen viele Wissenschaftler Teil- oder Vorergebnisse aus ihren Arbeiten, ohne dass sie abwarten bis die Ergebnisse zu einem abschließenden Fazit überführt werden können oder sie publizieren doppelt, was ebenfalls zu dem Problem beiträgt. Diese Praxis kann zwar einerseits der wissenschaftlichen Reputation förderlich sein, führt andererseits aber auch zur Steigerung der Informationsflut.³¹⁶

Wie jedoch die Annahmen eines Maximums der Publikationen und die Ergebnisse der Publikationsforschung miteinander in Übereinstimmung gebracht werden können muss an dieser Stelle offen gelassen werden, denn nach dem bereits erwähnten

³¹⁴ Für die Zahlen siehe proquest.com (2014).

³¹⁵ In der Verfügbarkeit von Daten und Informationen für Jedermann steckt eines der Potentiale des Open, denn es ermöglicht das Heer der Analysten beziehungsweise des wissenschaftlichen Personals immens zu vergrößern. Probleme zeigen sich auf der anderen Seite aber anhand der Fragestellungen nach der Qualität der Analysen sowie der sich erneut daraus steigernden Informationsflut.

³¹⁶ STUHLHOFER kritisiert darüber hinaus die Analysepraxis von Wissenschaftler-, Veröffentlichungs- oder Zeitschriftenzahlen sowie Zitatangaben und dass diese nicht unbedingt auf einen Anstieg des Wissens hindeuten müssen. So können erhöhte Publikationszahlen auch auf das Aufstellen

DE SOLLA PRICE verdoppelt sich die wissenschaftlichen Publikationen alle 10-15 Jahre. Nach ANDREW M. ODLYZKO (1994) oder der „American Chemical Society“ (ACS) (GARSON 1999) ergeben sich ebenfalls Zeiträume von 10 Jahren zur Verdopplung des Publikationsaufkommens. Das Problem dieser Untersuchungen jedoch ist, dass die herangezogenen Daten nicht identisch sind, ebenso wenig wie die Untersuchungsmethoden, weshalb es kaum verwunderlich scheint, dass jeweils andere Ergebnisse produziert werden.³¹⁷

Aufgrund der zunehmenden Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems mit immer neuen Publikationsformen kann wohl davon ausgegangen werden, dass die „Informationsflut“ noch weiter zunehmen wird. Gerade auch industriell und wirtschaftlich aufstrebende Staaten wie China, Indien oder Brasilien werden zukünftig zur Intensivierung des wissenschaftlichen Informationsaustauschs beitragen.

4.2.2.6 Restriktionen der Publikationsprozesse

Der nun folgenden Betrachtung der Versuche den Prozess informationeller Öffnung mittels restriktiver Schließungen rückgängig zu machen oder doch wenigstens in seiner Wirkung einzuschränken muss die Schilderung der politischen Ausgangslage im Heiligen Römischen Reich vorangesetzt werden. Das Reich ist zersplittert in viele Kleinreiche, die alle, zwar unter der Kaiserkrone KARLS V. vereint, aber von jeweiligen Fürsten beherrscht werden und durch jeweilige sprachliche, politische

und Verwerfen von Hypothesen oder für ihn irrelevantere „Detail-Forschung“ zurückzuführen sein (STUHLHOFER 1983, S. 2). STUHLHOFER selbst untersucht zwar auch Wissenschaftlerzahlen fokussiert sich dabei aber auf diejenigen, die bis heute noch in Lexika und Wissenschaftsgeschichtsbüchern genannt werden, wodurch er davon ausgeht, dass diese einen deutlichen Einfluss auf die Entwicklung der Wissenschaft hatten. Seine Analyse führt ihn zu dem Ergebnis, dass es zu einer Verdopplung des Wissens circa alle 100 Jahre kommt. Die Wissenschaft von der Wissensmessung hat jedoch schon zahlreiche unterschiedliche Ergebnisse hervorgebracht. So deutet STUHLHOFER auch auf GENNADIJ DOBROV hin, nach dem der Inhalt der Wissenschaft sich alle 40-50 Jahre verdoppelt, der wiederum in Publikationen enthalten ist, deren Menge sich alle 10-15 Jahre verdoppelt (DOBROV 1969 zitiert nach STUHLHOFER 1983).

³¹⁷ So macht STUHLHOFER beispielsweise auf die Auslassungen bestimmter Daten bei DE SOLLA PRICE aufmerksam, durch deren Einbezug sich dessen Ergebnisse veränderten (ebd., S. 178).

und wirtschaftliche Eigenheiten geprägt sind (GIESECKE 1994, S. 386). Diese Regierungsorganisation kann mit dem Begriff „Dualismus“ beschrieben werden. Damit ist die wechselwirksame Beziehung zwischen dem Kaiser und den Reichsständen (Kurfürsten, Hochadel, Reichsstädte) gemeint. Der Kaiser wird von Kurfürsten gewählt und muss ihnen dafür die Wahrung ihrer territorialen Rechte zugestehen. Zudem benötigt der Kaiser für die Erlassung von Gesetzen die Einwilligung der Reichsstände. Schon an diesen Beispielen wird die Macht der Reichsstände gegenüber dem Kaiser erkennbar.

Trotz ihres Einflusses streben die Landesherren und Adligen nach mehr Autonomie vom Kaiser. Die Unterstützung der Reformation durch einzelne Fürsten kann daher auch als Streben gegen den Kaiser verstanden werden. Dieser kämpft jedoch zeitgleich gegen Frankreich und die Türken, weshalb er nicht in der Lage ist den Fürsten im Zuge der Reformation angemessen zu begegnen. Die Landesfürsten haben somit die Gelegenheit sich weiter vom Kaiser zu emanzipieren beziehungsweise distanzieren. Neben der Loslösung von der Kaisermacht streben die Fürsten auch nach mehr Unabhängigkeit von der katholischen Kirche. Ähnlich wie für LUTHER steht auch für die Fürsten der Kampf gegen die zunehmende Fiskalisierung der Kirche im Vordergrund. Das Reformationsstreben der Lutheraner kommt also vielen Adelsvertretern gerade recht, um sich von der Monetarisierung des Glaubens und damit der eigenen Abgabenlast gegenüber der Kirche zu befreien.

Dennoch arbeiten Kirche und Staat auch häufig zusammen, wenn es um die Verfolgung unliebsamer Autoren geht. Eine erste staatliche Regulationsmaßnahme erfolgt beispielsweise im Jahr 1512 mit dem Bücherverbot gegen JOHANNES REUCHLIN, der sich in einem Streit für die Verteidigung der Juden beziehungsweise jüdischen Schriften wie den Talmud einsetzt (STÖBER 2000, S. 96). Ein weiteres Beispiel ergibt sich im Jahr 1527, nachdem Studenten mit der Schrift „Von der newen wandlung eynes Christlichen lebens“ des Druckers und Buchführers HANS HERGOT erwischt werden. Sie sagen aus, dass sie die Schrift von ihm erworben hätten und er noch

weitere aufrührerische Schriften im Angebot habe. HERGOT wird daraufhin verhaftet und mit dem Schwert hingerichtet. Ein weiterer Fall ist der des SEBASTIAN FRANCK, ein bekannter Autor, der ab 1531 in Straßburg seine „Chronika, Zeitbuch und Geschichtbibell“ herausgibt. Diese wurde umgehend als aufrührerisch konfisziert und er aus der Stadt vertrieben. Daraufhin gab er 1533 in Ulm eine neue Ausgabe seiner „Chronika“ heraus, woraufhin er 1539, als Anarchist und Chiliast verfolgt, auch Ulm verlassen musste (WITTMANN 2011, S. 56). Diese beiden Lebenswege sind typisch für die Verfolgung oppositioneller Autoren und die Unterdrückung missliebiger Meinungen und Informationen durch eine herrschende Elite und sollen als erste Illustrationen für die im Folgenden ausgeführten restriktiven Maßnahmen kirchlicher und weltlicher Machthaber im Umgang mit der sich durch den Buchdruck ergebenden informationellen Öffnung stehen.³¹⁸

Zugang zu einer vollständigen Bibel haben bis zur Entwicklung und Verbreitung der neuen Drucktechnik nur die Wenigsten.³¹⁹ Sie ist lediglich in den Zentren des katholischen Glaubens, in Universitäten, Domkapiteln oder Klöstern zu finden. Der Mangel und die Einschränkungen werden wiederum als göttliche Vorsehung ausgegeben, denn diejenigen, die mit den Informationen zufrieden sind, die ihnen zur Verfügung stehen, gelten als selig nach dem Motto: „Seelig sind die Unwissenden“ (GIESECKE 1994, 246f.). Bücher oder Texte zu besitzen oder diese auch nur gelesen zu haben wird bis zur Neuzeit als nicht nötig erachtet, solange man an ihre Existenz und die verkündigten Inhalte glaubt.

³¹⁸ Das Problem mit dem Häresieverfahren in der Neuzeit beziehungsweise im Zusammenhang mit der Reformation besteht in einem Mangel an Erfahrung mit Häresieprozessen und Ketzerexekutionen. Dies führt zu einem radikalen Wandel in der Durchführung der Exekution, die jetzt säkularisiert wird. Eine erste gesetzgebende Maßnahme bildet das Gesetz von FERDINAND I. aus dem Jahr 1529, dass den Tod der Täufer durch Feuer oder Schwert fordert und dazu führt, dass in den nächsten Jahren verstärkt weltliche Einrichtungen die Häretikerverfolgung aufnehmen (WERNER 2007, 526f.). Sicherlich müssen nationale Differenzen in der Umsetzung angemerkt werden und auch, dass sich verschiedene kirchliche Einrichtungen, so unter anderem Rom, ihr Recht auf Verfolgung bewahren.

³¹⁹ Auf die Gründe (zum Beispiel langwierige und kostspielige Vervielfältigungsarbeit) für die Seltenheit des sakralen Textes wurde bereits im Kapitel 3.3.6 eingegangen.

Produzierte und distribuierte handschriftliche Textauszüge der Bibel sorgen jedoch für Auslegungsvarianten und damit verbunden differierende Praxen der Religionsausübung.³²⁰ Zeugnisse sind die zahllosen Versionen zum Beispiel von Brevieren, Epistularen, Evangeliaren, Psalterien, Missalen, Sakramenten, Stundenbüchern oder Kalendern in jeder Kirchenprovinz (ebd., S. 244). Gründe für die verschiedenen Ausführungen sind zum Beispiel, dass die Schreiber in den Scriptorien sowohl eigene Schwerpunkte in die Abschriften legen als auch Zusammenstellungen biblischer Textauszüge für spezielle Anwendungsfälle und Zielgruppen erstellen. Eine weitere Ursache dafür, dass die Bibel nicht in ihrer Gesamtheit distribuiert wird ist in inhaltlich problematischen Textstellen zu finden. Den Kirchenvertretern ist bewusst, dass die Texte zum Teil widersprüchliche Aussagen enthalten, die zu Verwirrungen oder gar „unzüchtigen Gedanken“ führen können. Dies zieht die Konsequenz nach sich, dass bestimmte Textteile gleich ganz ausgelassen werden. Die durch den Buchdruck massenhaft verbreiteten unterschiedlichen Versionen legen die Vielfalt der religiösen Praxen und Strömungen offen und sorgen bei den Rezipienten für Unzufriedenheit und Skepsis gegenüber der Institution der römisch-katholischen Papstkirche.³²¹

³²⁰ Deutlich werden die differenzierten Strömungen anhand der verschiedenen mystischen Bewegungen. Die Mystiker beabsichtigen die Abwendung von weltlichen Gelüsten sowie die „Überwindung des Diesseits“ (SCHÜTZ 1990, S. 62) und heben die Gleichheit der Menschen hervor. Es ist der Gleichheitsgedanke, der einen individuellen Zugang zu Gottes Wort vorstellbar macht, der aber in Widerspruch zu den dogmatischen Lehrmeinungen der Kirche steht, weshalb Mystiker häufig verfolgt werden. Eines der bekanntesten Beispiele ist QUIRINIUS KUHLMANN. KUHLMANN zieht zum Beispiel durch die Niederlande, die Schweiz, England, das deutsche Reich oder die Türkei und tritt als Prophet auf. In seinen Schriften, so unter anderem in dem um 1684 erschienen „Kühlpsalter“ tritt er als „Kühlmonarch“ in einem Friedensreich auf, dass alle Kaiser und Könige überflüssig erscheinen lässt. Bei einem Besuch in Russland, der der Bekehrung der russischen Zarenfamilie dienen soll, wird er wegen Ketzerei, Blasphemie und Verschwörung angeklagt. Die Überprüfung seiner Schriften durch russisch-orthodoxe Prüfer bestätigt den Vorwurf der Ketzerei. Doch auch während der Folter gibt KUHLMANN seine Absichten nicht auf, weshalb er am 04. Oktober 1689 als Ketzler verbrannt wird.

³²¹ Zur skeptischen Haltung der Bevölkerung gegenüber der katholischen Kirche führt neben dem Schisma auch der Lebensstil der Kirchenvertreter. Kirchenämter sind käuflich und so erwerben sich Adlige hohe Kirchenämter, überlassen die seelsorgerischen Tätigkeiten schlechter bezahlten Kirchenmännern und widmen sich selbst nur den angenehmen Amtstätigkeiten. Hinzu kommt, dass die einfachen Priester zum Teil sehr schlecht ausgebildet und weltlich orientiert, das heißt zum Beispiel nicht selten sogar verheiratet sind. Diese Entwicklungen fördern zusätzlich den Antiklerikalismus in der Bevölkerung, wie auch in Teilen des Adels.

Um diesen Strömungen Einhalt zu gebieten stellt JOHN WYCLIF 1383 aus verschiedenen und durch ihn überarbeiteten Fragmenten eine englischsprachige Bibel zusammen. Seine Version ist von einer sehr deutlichen beziehungsweise kräftigen Sprache geprägt, wie sie später auch in der deutschen Übersetzung MARTIN LUTHERS zu finden ist. Der Reformator WYCLIF argumentiert darin gegen die römisch-katholische Autorität, das heißt die weltliche und politische Macht des Papstes. Für ihn gehe kirchliche Macht nicht von menschlichen Autoritäten, sondern nur von der Bibel aus.³²² Der Besitz und die Produktion beziehungsweise Abschrift einer Bibel in englischer Sprache wird daraufhin verboten und konfiszierte Exemplare werden verbrannt. Als weitere Strafe werden WYCLIFS Gebeine 1415 ausgegraben und „post mortem“ zusammen mit dem als Ketzer verurteilten JAN HUS aus Prag verbrannt (SCHÜTZ 1990, 34f.).³²³ Beide gehören zu den Vorreitern einer Gruppe von Individuen, die eine Reflexion und Diskursivierung zentraler Glaubens- und Strukturfragen an die Eliten der römisch-katholischen Kirche herantragen und dafür mit ihrem Leben bezahlen.

Ebenso hängen die Reformationsbestrebungen in Deutschland eng mit den hier geschilderten Problemen zusammen, aber auch zum Beispiel mit der Allgegenwärtigkeit des Todes durch die Pest und die hohe Kindersterblichkeit, die die Menschen um ihr Seelenheil fürchten lassen. Die Kirche bietet zu ihrer Rettung Seelenmessen, Wallfahrten, Prozessionen und Ablassbriefe gegen Geld an (GIESECKE 1994, S. 234). Gerade am Beispiel der Ablassbriefe kann der mit dem Buchdruck verbundene positive (ökonomische) Effekt für die Kirche deutlich gemacht werden. Bis dato wird der Ablasshandel von einem Generalbevollmächtigten initiiert, der jeweils Stellvertreter bestellt. Diese beauftragen wiederum Agenten und diese sogar zum Teil noch Unteragenten, die die Ablassbriefe verkaufen. Bis zum Buchdruck

³²² Viele der inhaltliche Forderungen WYCLIFS finden sich später bei LUTHER wieder.

³²³ Auf die Gründung der Inquisition im Mittelalter wurde bereits hingewiesen (siehe Kapitel 3.3.6). Mit dem Aufkommen des Buchdrucks bekommt die Inquisition neuen Aufwind und es werden jetzt verstärkt vermeintliche Ketzer, Hexen und Häretiker auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

wird jedem Agenten ein Schreiber zur Seite gestellt, der den Ablassbrief in dem Moment schreibt, in dem er notwendig wird. Das neue Druckverfahren ermöglicht auch hier die Akzeleration, Zentralisierung und Standardisierung des Prozesses: So werden einerseits Druckereien damit beauftragt die kirchlichen Dokumente, wie zum Beispiel Ablassformulare, Listen oder Messbücher vorzudrucken. Man lässt die Dokumente also an wenigen Orten produzieren oder druckt selbst³²⁴ und distribuiert die Texte anschließend, so dass auch die kostenintensive Beschäftigung vieler Druckereien entfällt (ebd.).

Diese Fiskalisierung der Religion veranlasst 1517 MARTIN LUTHER 95 Thesen an die Kirche zu Wittenberg anzuschlagen. LUTHER erkennt ebenso, wie zuvor WYCLIF, nur die heilige Schrift als Autorität an („sola scriptura“), weshalb auch er die Meinung vertritt, dass die Reflexion und Auslegung der Bibel individuell offen sein müsse. Seine Thesen verbreiten sich durch das neue Buchdruckverfahren äußerst rasant im deutschsprachigen Raum. LUTHER wird im Zuge des daraufhin folgenden Prozesses zunächst die Bannbulle angedroht. Er ruft jedoch 1520 seinerseits zur Vernichtung der päpstlichen Schriften auf, die am 10. Dezember 1520 vollzogen wird.³²⁵ 1521 wird LUTHER dann durch das „Decret Romanum Pontificem“ exkommuniziert, was die automatische Verhängung der Reichsacht nach sich zieht. Zusätzlich wird im gleichen Jahr über ihn im Prozess vor Kaiser KARL V. nochmals die Reichsacht im Wormser Edikt verhängt. Darin heißt es, dass seine Schriften weder gekauft, verkauft, gelesen, abgeschrieben oder gedruckt werden dürfen und existierende Schriften zu verbrennen beziehungsweise zu vernichten seien (SCHÜTZ 1990, S. 37).³²⁶ Weiterhin

³²⁴ Einige Klöster richten bald eigene Druckereien ein, doch ist ihr dauerhafter Erhalt und Unterhalt für viele Klöster zu kostspielig, so dass sie die erforderliche Drucktechnik und dazugehörigen Experten nur für einen begrenzten Zeitraum in die Klosterstrukturen integrieren.

³²⁵ Die Schriften der Kirchenvertreter THOMAS VON AQUIN und JOHANNES D. SCOTUS werden bei dieser Verbrennung jedoch verschont.

³²⁶ Hierin zeigt sich ebenso die bereits aus der Antike übliche Praxis der Strafandrohung nicht nur gegenüber den Autoren, sondern auch gegen alle die an der Verbreitung eines Textes beteiligt sind. Darüber hinaus kann das Wormser Edikt als erstes Gesetz zur Präventivzensur verstanden werden (PÜRER und RAABE 2007, S. 58). Mit Blick auf die Publikationsprozesse des Öffnungsprozesses zeigt sich hier deutlich die Anwendung konkreter Schließungsmaßnahmen auf mehrere Prozesse gleichzeitig

werden mit den darauf folgenden Edikten, Bestimmungen, Erlassen, Mandaten und Reichsabschieden³²⁷ die Zensurbestimmung immer weiter verschärft, die in ihren Wirkungen gegen die Texte LUTHERS jedoch weitestgehend ohne Erfolg bleiben, was sich daran zeigt, dass Gesetze immer wieder wiederholt und aktualisiert werden müssen.

Folgende Gründe für die Wirkungslosigkeit der Gesetze lassen sich identifizieren: Einerseits scheint es, dass sich die Bevölkerung – zumindest nach heutigen Maßstäben – nicht an die Gesetze hält, da die gesellschaftlichen Systemfunktionen und -operationen sonst massiv beeinträchtigt gewesen wären (STEINBERG 1988, S. 339). Ebenso verhindert der Wandervertrieb die Durchsetzung der Gesetze. Zum Teil wird auch versucht die Privilegienerteilung zu umgehen, indem man erfundene Privilegien druckt oder Blätter mit ähnlichen bis hin zu identischen Privilegien veröffentlicht (PÜRER und RAABE 2007, S. 60). Andererseits fehlen den staatlichen Behörden auch die Mittel (Verwaltungsapparat, entsprechend ausgebildete Fachkräfte etc.) zur Durchsetzung der Zensurbestimmungen. Hinzu kommt die Durchsetzungsschwäche der im Reichstag erlassenen Reichsgesetze in den jeweiligen Landesteilen aufgrund der Zersplitterung des Reiches, die es den Regionalherrschern erlaubt eigene Gesetze zu erlassen, die der kaiserlichen Gesetzgebung auch diametral entgegenstehen können (WITTMANN 2011, S. 59), was in der Konsequenz zu einer Stärkung der Landesgesetze beiträgt (STÖBER 2000, S. 98).³²⁸ Zum Beispiel sind die Sachsen gegenüber der Zensur skeptisch und handhaben sie eher großzügig.³²⁹ Das liberalere Zensurverhalten in einigen Landesteilen, der sich allmählich reduzierende internationale und sich im

aber nur mit Bezug auf die Schriften eines Autors. Insofern sind die Schließungsmaßnahmen auch hierdurch in ihrer Wirkung begrenzt.

³²⁷ Zum Beispiel in den Jahren 1524, 1526, 1529, 1530, 1541, 1548 und 1570.

³²⁸ Erst im Zuge der Französischen Revolution wird die staatliche Zensur entscheidend verfeinert. Während der Revolution werden über 4 Millionen Bücher vernichtet, davon 26.000 antike Manuskripte. Dabei werden zahlreiche Bücher mutwillig durch Feuer zerstört. Auch 1792 werden auf einem Feuer hunderte Bücher auf dem Place Vendôme verbrannt sowie die 1794 die Abtei Saint-Germain-des Prés, in der nur wenige der fast 50.000 Bücher und rund 7.000 Manuskripte gerettet werden können (BÁEZ 2008, 160f.). Verfolgt werden zum Beispiel auch immer wieder die Werke von HONORÉ DE BALZAC.

³²⁹ Siehe zur Buchhandelspraxis der Sachsen Kapitel 4.2.2.1.

Gegenzug verstärkende nationale Buchhandel, die konfessionelle Spaltung und ihre literarischen Auseinandersetzungen und das etwas verspätet erwachende kulturelle Leben in Ost- und Norddeutschland verdeutlichen (WITTMANN 2011, S. 68), dass die gesetzlichen Schließungsmaßnahmen als eher hilflose Versuche anzusehen sind unerwünschte Inhalte vom Markt verschwinden zu lassen.

Auf dem Reichstag in Augsburg im Jahr 1530 wird weiterhin die Angabe des vollen Namens des Druckers sowie der Stadt gefordert und ab 1548 muss auch der Autor oder Dichter hinzugefügt werden – damit wird das Impressum beschlossen und die Beteiligten an der Buchproduktion werden identifizierbar (GIESECKE 1994, S. 442). Die Drucker und Herausgeber beziehungsweise Verleger versuchen die Zensur zu umgehen indem sie ein gefälschtes Impressum drucken oder es sogar ganz weglassen. Diejenigen, die sich trauen wahrheitsgetreue Angaben zu machen enden nicht selten auf dem Scheiterhaufen (STEINBERG 1988, S. 329).³³⁰

In der Polizeiordnung des Augsburger Reichstags (1547-1548) werden auch erstmals Strafen für den Druck unzensurierter Bücher angekündigt. Sie gelten für den Druck von Schriften ohne Impressum und reichen von Gelbbußen bis hin zum Berufsverbot für den Drucker. Dieses Kontrollsystem hatte bis 1806, bis zur Auflösung des Heiligen Römischen Reiches bestand. Bis dahin blieb das Ziel der staatlichen Behörden innenpolitische Nachrichten aus dem jeweils eigenen Herrschaftsbereich zu unterbinden und nur Nachrichten aus den anderen Ländern zuzulassen. Deshalb spielten politische Themen des eigenen Landes in den Zeitungen und Zeitschriften nur eine untergeordnete Rolle. Bewertungen von Situationen waren ebenfalls nicht zulässig, so dass viele Blätter bis zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert nur unparteiisch reportierten. Als eine weitere staatliche Schließungsmaßnahme ist die Begrenzung der Anzahl der Druckereien auf bestimmte Reichsstädte zu nen-

³³⁰ Gerade auch die französischen Literaten des 18. Jahrhunderts müssen im europäischen Ausland oder unter Angabe eines falschen Impressums gedruckt werden (STEINBERG 1988, S. 329).

nen, mittels derer man versucht die beschleunigte Verbreitung von Druckereien einzuschränken (GIESECKE 1994, 442f.).

Das es innerhalb des Reiches sehr verschiedene Ansichten zur Durchsetzung der Zensur gibt zeigt auch das Beispiel der Kontrolle der Frankfurter Buchmesse. Weder der Magistrat von Frankfurt a. M. noch seine Ratsherren zeigen 1569 eine besondere Motivation sich um die Zensur zu kümmern. Daraufhin richtet Kaiser MAXIMILIAN II. 1579 Bücherkommissionen in Frankfurt a. M. und Wien ein, die während der Messen die Bücher, Kataloge und Privilegien³³¹ kontrollieren. Parallel dazu gibt es den Reichshofrat zu Wien, dem als kaiserliches Regierungs- und Gerichtsinstrument im Vergleich zur Bücherkommission in Frankfurt a. M. eine herausragendere Stellung zukommt. Deutlich wird dies daran, dass die Frankfurter Bücherkommission dem Reichshofrat untersteht. Er kontrolliert nicht nur die Kommunikation, sondern auch politische Veröffentlichungen. Trotzdem ist der Reichshofrat liberaler, da er aus einem paritätisch besetzten Plenum aus Protestanten und Katholiken zusammengesetzt ist und Entscheidungen mehrheitlich fällt. Die Frankfurter Kommission besteht im Vergleich dazu zunächst nur aus einer Person. Gerade die Maßnahmen in Frankfurt a. M. verdeutlichen aber auch, welche Auswirkungen die Zensurmaßnahmen auf

³³¹ Zu den kaiserlichen Rechten zählt auch die Erteilung von Druckprivilegien, die sich aber zunehmend in ein Konzessionsgeschäft verwandelt, um überhaupt eine Druckgenehmigung zu erhalten. Dies spült nicht nur Geld in die Kassen des Staates, sondern bringt noch zwei weitere positive Effekte für den Staat mit. Da das Geld bei einer Strafe einbehalten wird verhindert dies einerseits eine allzu kritische Berichterstattung. Andererseits kann man damit den Zugang zum Druckgewerbe regeln, da sich die erforderlichen Summe ohnehin nur wohlhabendere Gesellschaftsmitglieder leisten können (PÜRER und RAABE 2007, S. 60).

Die Privilegien gestatten es wiederum dem Antragsteller für eine Dauer von zehn Jahren bis auf Lebenszeit als alleiniger Drucker ein bestimmtes Werk zu vervielfältigen. Darüber hinaus können die Privilegien auch an Nachkommen vererbt werden. Gleichzeitig sollen die Privilegien wirtschaftliche Sicherheit geben, da sie unrechtmäßigen Nachdruckern Strafen androhen. Druckt ein anderer Drucker dennoch bestimmte, ihm eigentlich nicht gestattete Werke, muss er mit der Konfiszierung des Nachdrucks und weiteren Strafen rechnen (GIESECKE 1994, 449f.).

Die Druckprivilegien sind eine Vorform des heutigen Urheberrechts (STÖBER 2000, S. 109). Privilegienrechte zu besitzen bedeutet aber auch die Pflicht Belegexemplare (bis zu fünf Buchexemplare, 18 Zeitungen) beim Reichshof oder der Bücherkommission abzuliefern. Diese dienen nicht nur der Archivierung, sondern vielmehr der Nachkontrolle (ebd., 110ff.). Es kann zwischen den Reichsprivilegien (Druckerlaubnis für das gesamte Reich) und den Landesprivilegien (Druckerlaubnis für ein Land) unterschieden werden.

den Prozess informationeller Öffnung haben. Als 1579 die Messe unter Aufsicht der kaiserlichen Zensurkommission unter Leitung der Jesuiten gestellt wird, wird das Buchgewerbe in Frankfurt a. M. nach und nach völlig ruiniert. Der letzte Buchkatalog enthält insgesamt 72 Bücher von insgesamt circa 1.350 Titeln in ganz Deutschland (STEINBERG 1988, S. 326). Ab 1596 werden zudem Bücherkontrollen außerhalb der Messe praktiziert und ab 1608 kommt ein zweiter Kommissar hinzu. Ab 1597 wird die eigentlich temporäre Kontrollinstanz zu einer ständigen Kommission ausgebaut, die von nun an die kaiserlichen Gesetze durchsetzen soll (STÖBER 2000, S. 100). Alle Maßnahmen zusammen führen dazu, dass ab Mitte des 18. Jahrhunderts nicht mehr von einem Buchmarkt in Frankfurt a. M. gesprochen werden kann und die Frankfurter Buchkataloge immer weniger neue Titel auflisten (WITTMANN 2011, S. 68).

Als problematisch erweisen sich für die Kommissare immer wieder die nicht eindeutig definierten Aufgaben. Neben den Besuchen der Messestände und der Überprüfung der Verzeichnisse und Druckerlaubnisse, gehören die Erstellung von Messekatalogen, die „Durchsetzung der kaiserlichen Druckprivilegien, die Konfiszierung verbotener Schriften und die Nachkontrolle der erschienen Schriften, jedoch nicht die Vorzensur“ (STÖBER 2000, S. 100) dazu. Besonders pikant ist die häufige Doppelfunktion der Bücherkommissare. Nahezu alle Bücherkommissare sind katholischer Konfession und vereinen in sich die Ämter des staatlichen sowie päpstlichen Bücherkommissars. Beide Ämter sind jedoch nur schwer miteinander vereinbar, da die staatliche Funktion der Unparteilichkeit verpflichtet ist, während sich die kirchlichen Pflichten an der Wahrung der vatikanischen Bestimmungen orientieren (ebd., S. 101).

Als Begründung für die Etablierung der Schließungspraxen, werden die Notwendigkeit der Kontrolle der verbreiteten Informationen über Prozesse oder Vertreter des politischen Systems, die Einschränkung staatsgefährdender Meinungen und der Schutz vor übler Nachrede genannt. Ein weiteres, immer wieder in der Zensur-

geschichte genutztes Argument, ist der Schutz der Jugend vor sittengefährdenden Inhalten (GIESECKE 1994, S. 444).³³²

Vor dem Hintergrund der massenhaften Produktion und Distribution unterschiedlicher Texte durch das neue Druckverfahren, der verschiedenen religiösen Strömungen, der Reformation und den damit in Verbindung stehenden nationalsprachlichen Übersetzungen sakraler Texte sieht sich die katholische Kirche gezwungen standardisierende beziehungsweise selbstzensierende Maßnahmen zu ergreifen.³³³

Die Papstkirche, so fasst GIESECKE (1994, S. 253) zusammen, nutzt den Buchdruck primär für die Vereinheitlichung der Ausbildung des Klerus, zur Rationalisierung der Verwaltung, zur Standardisierung ihrer Selbstbeschreibung und zur Simplifizierung der Verkündigungsaufgaben. Dass heißt auch, dass die zum Teil fehlerhafte und zeitaufwändige Reproduktion von Büchern durch Abschreiben ein Ende findet, denn der Buchdruck ermöglicht jetzt die massenhafte Produktion einheitlicher (später auch volkssprachiger) Bibeln und anderer sakraler Schriften (ebd., 197f.).

„Wichtiger jedoch als die publizistische Gegenoffensive war es, das Umsichgreifen der neuen Lehre mit allen Mitteln zu verhindern oder wenigstens zu behindern. Die kirchlichen und staatlichen Reglementierungsversuche des Buchmarktes fügen sich insgesamt in den übergeordneten Prozess der Verrechtlichung und Disziplinierung der frühneuzeitlichen Staaten ein.“ (WITTMANN 2011, S. 58)

Argumente für die schließenden Maßnahmen sind zum Beispiel die Entstehung möglicher Fehler und zunehmendes Halbwissen bei der individuellen Auslegung der Bibel, die, wenn man sie auch noch veröffentlichte, eine zusätzliche Schwächung des Glaubens bedeuten beziehungsweise die Trennung der Kirche weiter vorantreiben (GIESECKE 1994, 170f.). Die Auslegungshoheit über die biblischen Texte soll also weiterhin in den Händen der römisch-katholischen Autorität bleiben und die religiöse

³³² Auf dieses bereits gegen ARCHILOCHOS angewendete Zensurargument wurde schon in Kapitel 3.3.4 hingewiesen.

³³³ Im Zuge dieses Prozesses kommt es zum Beispiel zu einer Verringerung der Sakramente und damit zu einer Reduzierung der Aufgaben für die Priester (GIESECKE 1994, S. 251).

Wahrheit mündlich tradiert werden (ebd., 163f.). Ein weiteres Argument gegen die massenhafte Produktion und Verbreitung von Bibeln und sakralen Texten liegt darin, dass sich Fehler, die im Buchdruck passieren, sehr einfach in der ganzen Kirche ausbreiten könnten. Die ablehnende Haltung der Kirche gegen eine Öffnung bringt beispielsweise der Bischof von Mainz BERTHOLD VON HENNEBERG zum Ausdruck, der schon 1485 meint, dass die neue Medientechnik auch missbraucht werden könne. „Missbrauch“, so stellt HÖRISCH heraus, meint in diesem Zusammenhang, dass „theologisches Arkanwissen“ durch Übersetzungen „nicht ohne Schande für die Religion durch die Hand des Volkes“ verbreitet werde (BERTHOLD VON HENNEBERG zitiert nach HÖRISCH 2004, S. 145). So erlässt der Mainzer Erzbischof ein Zensuredikt, dass er mit der mit dem Druck aufgekommenen Ruhmsucht und Geldgier rechtfertigt, die das das Leben bereichernde „Gottesgeschenk“ in sein Gegenteil verkehren. Dies hat zur Folge, dass sämtliche volkssprachlichen Schriften durch Mainzer und Erfurter Professoren beziehungsweise alle Bücher der Frankfurter Frühjahrsmesse in Kooperation mit den kirchlichen Institutionen überprüft werden müssen, um „gefährliche“ Publikationen zu unterbinden. Die Päpste INNOZENZ VIII. und ALEXANDER VI. versuchen ebenfalls 1487 und 1501 mit mehreren päpstlichen Bullen, Exkommunikationen anzudrohen und die Vorzensur zu befehlen. Papst LEO X. versucht auf dem Laterankonzil 1515 gleich ganz Übersetzungen biblischer und theologischer Schriften zu verbieten indem er Durchführungsbestimmungen für die Zensur vorschlägt und 1520 durch eine weitere Bulle nochmals verstärkt (WITTMANN 2011, S. 58).³³⁴

Neben dem Prestigeverlust wird aber auch der Machtverlust beklagt. Die heiligen Schriften seien nicht mehr länger heilig, da mit der Standardisierung und massenhaften Existenz religiöser Schriften ihnen der Status einer Reliquie verlustig gehe, was die Einbuße der identitätsstiftenden Funktion bedeute. Es bleibt festzuhalten,

³³⁴ LUTHER selbst jedoch spricht sich nicht für dieses Programm aus und propagiert stattdessen den öffentlichen Diskurs über die Bibelinhalte, insbesondere auch unter den Deutschen, die sich so in Konkurrenz zu den Leistungen der anderen Nationen positionieren sollen (ebd., S. 202).

dass die Kirchenvertreter allmählich nicht nur die Kontrolle über die Distribution der heiligen Schriften verlieren, sondern auch über ihre Auslegungshoheit. Sie gewinnen die Erkenntnis, dass der Buchdruck ein Medium ist, dass das „Prinzip der ‚Freiheit‘“ (GIESECKE 1994, S. 188) unterstützt und jeder Wissen, politische oder weltanschauliche Informationen darin einspeisen kann.

„In den Lobreden auf Gutenberg und seine Erfindung wird diese immer wieder als eine ‚freye‘ Kunst beschrieben. [...] Nicht nur mit der Benutzung der neuen Technologie, auch mit ihrem Betrieb assoziierte man ‚Freiheit‘. Von den Fesseln traditioneller Hierarchien sollten diese Kunst und ihre Produkte ‚befreit‘ sein“ (ebd., 188f.).

Als Konsequenz aus dieser Erfahrung versuchen die Obrigkeiten schließlich eine präventive Zensur einzuführen. Damit versucht man nachträglich das Herrschaftsmonopol und die Deutungshoheit über die theologischen Schriften zurückzuerlangen (WITTMANN 2011, 29f.). Kardinal CARAFFA schlägt sogar vor, dass kein Buch mehr – egal ob alt oder neu – ohne ausdrückliche Genehmigung der Kirche produziert werden dürfe. Er lässt daraufhin eine erste Liste mit 70 verbotenen Büchern erstellen. Zentrales Kontrollelement bleibt jedoch die Nachzensur und der damit in Verbindung stehende Index (STÖBER 2000, S. 96).³³⁵ Wie aber auch schon im Mittelalter kann die Zensur nicht ohne die Hilfe staatlicher oder anderer Institutionen realisiert werden. So üben häufig die Universitäten die Zensur aus. Die Universität Köln hat schon 1479 ein päpstliches Privileg beziehungsweise eine Zensurbefugnis für Bücher erhalten. Im Zentrum der Zensur stehen aber weniger Inhalte, die sexueller oder obszöner Thematik sind, sondern ketzerische oder schismatische Inhalte, wie zum Beispiel Bibelübersetzungen (STEINBERG 1988, S. 323). Unter anderem aufgrund des Buchdrucks erfahren die reformatorischen Bestrebungen und Ideen eine ungeahnt schnelle Verbreitung, die schließlich zu zwei Trennungen führen: Erstens findet die

³³⁵ Aber auch schon vor dem Index gibt es derartige Listen wie zum Beispiel an der Sorbonne (1544 / 1547), an der Universität Louvaine (1546, 1550), in Lucca (1545), Sienna (1548) oder Venedig an der 1543 erstmals der „Index Generalis Scriptorum Interdictorum“ veröffentlicht wird (BÁEZ 2008, S. 146).

Aufspaltung in eine katholische und eine protestantische Kirche statt und zweitens beginnt die Trennung von Kirche und Staat, die 1803 im Reichsdeputationshauptschluss kulminiert.³³⁶

Blickt man mit WITTMAN (2011, S. 153) beispielsweise auf Preußen im 18. Jahrhundert stellt man fest, dass dort die Pressefreiheit weitaus strenger durchgesetzt wird als weithin angenommen. So hat FRIEDRICH II. (1712-1768) Gesetze erlassen, die die Vorzensur für politische und religiöse Texte ermöglichen. Sein Nachfolger FRIEDRICH WILHELM II. – wie auch andere europäischer Herrscher – führen aus Sorge vor den Konsequenzen der französischen Revolution sogar noch restriktivere Kontrollmechanismen ein (ebd., S. 336). In Österreich werden unter MARIA THERESIA (1717-1780) ebenfalls Bücher zensiert. Ab 1754 gibt es sogar eine Liste mit verbotenen Büchern, die aber ab 1777 selbst verboten ist, da sie als Hinweisgeber für interessante Literatur dient (WITTMANN 2011, S. 151). Daran sieht man die Paradoxie der Zensur: Sie treibt eine Öffnung weiter an, denn gerade die verbotenen „Früchte“ sind häufig die spannendsten, dass heißt, dass gerade die zensierten oder sogar die gänzlich verbotenen Bücher in der Folge am stärksten nachgefragt werden (STEINBERG 1988, S. 330).

Den restriktiven Schließungsmaßnahmen stehen aber auch Bestrebungen entgegen, wie sie im Augsburger Religionsfrieden (1555) und dem Westfälischen Frieden (1648) zu beobachten sind, in denen sich das „Prinzip religiöser Toleranz“ (STÖBER 2000, S. 97) durchsetzt. Weiterhin erkennt als erster Kaiser FERDINAND IV. 1653 die Pressebestimmungen an und verpflichtet sich ihnen Geltung zu verschaffen. Seit diesem Zeitpunkt sind die Pressebestimmungen Bestandteil der Wahlkapitulationen (ebd., 98f.).

Zu weiteren Lockerungen der restriktiven Schließungsmaßnahmen und damit zum Beginn eines offeneren Umgangs mit gedruckten Informationen kommt es erst am Ende des 18. Jahrhunderts, wo die Zensur in England (1695), Frankreich (1789),

³³⁶ Bis dahin sind viele Fürsten auch weiterhin gleichzeitig Bischöfe.

Schweden (1766), Dänemark (1770) und den USA (1776, in Virginia) abgeschafft wird (STEINBERG 1988, S. 322). Innerhalb Frankreichs führt die Französische Revolution – wie schon erwähnt – zunächst zu einer Öffnung beziehungsweise Abschaffung der Zensur.³³⁷ Eine nivellierende Entwicklung für Deutschland beginnt erst mit den rechtlichen Zugeständnissen zur Pressefreiheit im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Zum Beispiel gibt es in den Herzogtümern Schleswig und Holstein zwischen 1775 und 1799 ein Gesetz des dänischen Königs zur „uneingeschränkten Freyheit der Presse“ (Königlicher Erlass vom 14. September 1770 zitiert nach PÜRER und RAABE 2007, S. 60), während in den übrigen Teilen vor dem Hintergrund der französischen Revolution eher regulative Tendenzen vorherrschen.

Ein weiterer aufgeklärter Kaiser ist JOSEF II. (1741-1790), der eine Öffnung für literarische Werke einführt, auch wenn ihm eine vollkommene Zensurfreiheit aufgrund der Gefährdung des Staates noch unmöglich erscheint. Er gewährt aber der protestantischen Literatur sowie politikkritischen und satirischen Werken eine vergleichsweise Freiheit:

„Kritiken, wenn es nur keine Schmähchriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an, bis zum Untertan, sind nicht zu verbieten, besonders, wenn der Verfasser seinen Namen darzu drucken läßt, und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürge darstellt. Für jeden Wahrheitsliebenden muß es eine Freude sein, wenn ihm dieselbe auf diese Art zukommt.“ (zitiert nach WITTMANN 2011, S. 153)

JOSEF II., der erst 1765 den Thron als römisch-deutscher Kaiser besteigt, stirbt jedoch schon 1790, was unter seinem Nachfolger LEOPOLD II. zu einer Wiedereinführung der strengen Zensurregeln, insbesondere für poetische Werke führt, „weil diese geeignet seien, die Einbildungskraft der Leser zu verwirren, ihre Phantasie zur

³³⁷ Die Abschaffung der Zensur wird mit den folgenden Sätzen in der französischen Menschenrechtserklärung festgehalten: „La libre communication des pensées et des opinions est un des droits les plus précieux de l’homme; tout citoyen peut donc parler, écrire, imprimer librement“ (zitiert nach STEINBERG 1988, S. 337). Dieser Satz ist in vielen Verfassungen wiederholt worden und um den Satz „La censure ne pourra jamais être rétablie“ (zitiert nach ebd., S. 339) ergänzt.

Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen zu reizen“ (ebd.). Dennoch gibt es für die unterschiedlichen Gewerbe des Buchhandwerks zahlreiche Möglichkeiten auch verbotene Bücher herzustellen, zu transportieren, sammeln sowie für die Kunden zu lesen.

Dabei werden die staatlichen Behörden auch nicht immer sofort durch eigene Initiative auf Werke aufmerksam wie der Fall ANDREAS ZAUPSER zeigt: ZAUPSER, Beamter in Diensten des Kurfürsten CARL THEODOR, veröffentlicht 1780 eine „Ode auf die Inquisition“. Erst nachdem die Kirche sich bei den staatlichen Behörden über dieses Werk beschwert wird der Kurfürst aktiv. ZAUPSER wird einerseits auferlegt seine Rechtgläubigkeit zu bezeugen, andererseits darf er nichts mehr veröffentlichen. Zugleich soll er so viel Arbeit von seiner Behörde bekommen, dass er keine Zeit mehr für „derartige“ Schreibereien habe (ebd., S. 154).

NAPOLEON etabliert ein zentralistisches und gut wirksames Pressewesen.³³⁸ Er verbietet in Deutschland jede Zeitung, bis auf eine in einem jeweiligen Departement, die dann ausschließlich Artikel des Pariser „Moniteur“ nachdrucken darf. Während seiner Herrschaft über das deutsche Reich halten es die Herrscher der Teilreiche nicht sonderlich streng mit der Zensur, da sie dazu dient die Bevölkerung gegen die französische Besatzung opponieren zu lassen. Ab 1813 – während sich NAPOLEON bereits auf dem Rückzug befindet – lässt man eine Welle von Zeitungsneugründun-

³³⁸ Aus der Perspektive des Prozesses informationeller Öffnung wäre eine detaillierte Betrachtung des französischen Pressemarktes rund um die Französische Revolution interessant. Kurz nach der Revolution gibt es einen sprunghaften Anstieg auf circa 350 Journale in Paris, die aber im Zuge von Schließungsmaßnahmen während des Konsulates auf 13 und während der Kaiserzeit sogar auf nur vier sinken (ebd., S. 308). So ersetzt NAPOLEON 1810 in Frankreich die Pressefreiheit durch gezielte Propaganda. Zudem gehen im Zuge der napoleonischen Eroberungsfeldzüge und Besetzungen zum Beispiel in Spanien zahlreiche Werke verloren. Französische Truppen setzen beispielsweise 1811 die Abtei Montserrat in Flammen und damit eine vollständige Bibliothek, damit diese nicht mehr als Festung missbraucht werden kann. Neben ein paar Werken, die gerade von der Abtei an andere Bibliotheken ausgeliehen sind, verbrennen alle Texte, auch die eigenen, denn die Abtei besitzt seit 1499 eine eigene Druckerpresse. Mit dem Brand verschwindet auch das wahrscheinlich älteste Musikarchiv Europas mit zahlreichen mittelalterlichen Stücken. Das Verbrennen von Palästen, Bibliotheken und Klöstern durch die Franzosen nimmt zeitweise derart überhand, dass der Bruder NAPOLEONS JOSÉ BONAPARTE, den NAPOLEON zum König von Spanien ernannt, das Verbrennen verbietet und stattdessen befiehlt die Kulturschätze nach Frankreich bringen zu lassen (BÁEZ 2008, S. 167).

gen und einen lockereren Umgang mit der Zensur zu, was zur Entstehung einer anti-napoleonischen Stimmung beitragen soll (PÜRER und RAABE 2007, S. 61). Die nationalistisch geprägte Geistesfreiheit endet aber mit dem Wiener Kongress (1814 / 15), der mit CLEMENS W. N. L. METTERNICH in eine weitreichende Meinungs- und Geistesüberwachung mündet (WITTMANN 2011, S. 226). Nur einige deutsche Staaten (Nassau, Sachsen-Weimar-Eisenach, Württemberg, Bayern) beginnen eine sogenannte „vernünftige Preßfreiheit“ (PÜRER und RAABE 2007, S. 61) zu etablieren, die und das muss an dieser Stelle betont werden, die grundsätzliche Forderung nach Pressefreiheit anerkennt beziehungsweise nicht mehr umhin kommt sie nicht zu akzeptieren, doch weiterhin deutliche Einschränkungen vornimmt.

Zu einer weiteren Verschärfung der Pressezensur kommt es 1819 aus Sorge vor umstürzlerischen Ereignissen aufgrund des Mordes an dem Autor und russischen Staatsrat AUGUST VON KOTZEBUE sowie den sogenannten Hep-Hep-Unruhen in Gestalt der Karlsbader Beschlüsse. Mit ihnen wird eine Vorzensur aller Zeitungen und Bücher bis 20 Bogen (dass heißt je nach Format 160–320 Seiten) beschlossen. Der Zensor hat das Recht einzelne oder mehrere Passagen zu streichen oder verändern oder ganze Kapitel zu entnehmen. Das zensiert wird können die Leser an den Zensurlücken erkennen, die HEINRICH HEINE als Kritik an der Zensur als Stilmittel einsetzt, die daraufhin ab 1837 verboten werden (WITTMANN 2011, S. 227). Darüber hinaus werden viele Zeitungen ganz eingestellt, Verleger verfolgt, verhaftet und mit Berufsverbot belegt. Ereignisse wie die Pariser Julirevolution (1830) und das Hambacher Fest (1832) führen bei den Herrschern zu einer Verstärkung der Sorgen über einen drohenden Machtverlust, was zum Beispiel 1835 / 36 zu einem generellen Verbot der Schriften des Jungen Deutschland führt. Ab 1843 konzentriert sich die Zensur auch auf die Rezeption und kontrolliert in verstärktem Maße konfessionelle und staatliche Volksbildungsbestrebungen, die sogenannten Volksbüchereien sowie Vereine (ebd., S. 228). Diese maßgeblich auch durch METTERNICH geförderten Entscheidungen besitzen bis zum Revolutionsjahr 1848 ihre Gültigkeit.

Trotz der strengen Zensurpolitik im Reich schaffen es einige Verleger und Autoren immer wieder auch kritische Werke zu veröffentlichen, indem sie die Regeln umgehen und zum Beispiel Schriften bis 320 Seiten einfach auf kleinem Papier und mit großen Typen drucken, so dass sie über 320 Seiten kommen und damit nicht mehr der Vorzensur unterliegen (STEINBERG 1988, S. 340). Publikationen mit dieser Seitenanzahl werden aber dennoch als staatsgefährdend betrachtet und daher einer nicht minder strengen Nachzensur unterworfen (WITTMANN 2011, 226f.). Andere veröffentlichen unter Pseudonymen, anonym oder geben ihren Werken immer neue Titel und nennen fiktive Verlagsorte. Andere Maßnahmen sind die Verpackung der Systemkritik in Parabeln, erfundenen Erzählungen oder Essays. Publiziert werden auch wieder politische Flugschriften, die eine Renaissance erleben.

Umgesetzt werden die Karlsbader Beschlüsse in den Staaten sehr unterschiedlich: Während beispielsweise Preußen und Österreich diese sehr streng durchsetzen gelten Sachsen und Württemberg als Zentren der oppositionellen Literatur gegen METTERNICHs neoabsolutistische Politik (ebd., S. 228). Der immense Kontrollaufwand an den Grenzen oder in den Bibliotheken sowie bei Privatpersonen kann es auch nicht verhindern, dass sich diese Werke verbreiteten (ebd., 243f.). Verlage mit liberaler Tradition sind vor allem Reclam oder auch die der Brüder GEORG und OTTO WIEGAND, deren gesamte Produktion 1846 von METTERNICH verboten wird. An ZACHARIAS LÖWENTHAL statuiert die Zensur ebenfalls ein Exempel, der beabsichtigt diverse Dissidentenwerke und die Oppositionszeitschrift „Deutsche Revue“ herauszugeben. Doch noch bevor es dazu kommt werden die Werke und die Zeitschrift verboten, was dazu führt das LÖWENTHAL 1835 Bankrott anmelden muss (ebd., S. 244). Wer sich vor der Zensur schützen will gründet einen Verlag im grenznahen Exil wie zum Beispiel in Paris, in Straßburg oder in der Schweiz (ebd., S. 245), weshalb es zu einer verstärkten Distribution französischer Zeitungen in Deutschland kommt (PÜRER und RAABE 2007, S. 62).

Die Revolution von 1848 bringt schließlich eine Veränderung. Die 1819 installierte Ausnahmegesetzgebung wird aufgehoben und die Präventivzensur findet ein Ende (ebd.). Die Politik nach 1848 verabschiedet in Artikel 4 der Grundrechte des deutschen Volkes zunächst umfassende Rechte zur Pressefreiheit, kassiert diese jedoch umgehend wieder mit den speziellen Pressegesetzen. Vorzensur lässt sich zwar nicht mehr einführen,

„doch enthielten die Gesetze erneut präventive und repressive Bestimmungen wie Konzessions- und Kautionszwang, fiskalische Maßnahmen (Stempelsteuer), Eingriffe der Post beim Zeitungsvertrieb und – in der Ära Bismarck (1815-1898) – verstärkt inhaltliche Einflussnahmen, die sich allerdings unter strenger Geheimhaltung vollzogen, da behördliche Einflussnahmen auf die Presse in der aufkommenden liberalen Ära als nicht opportun galten“ (ebd., S. 63).

Ab 1849 wird aber schon wieder eine verschärfte Zensur praktiziert. Mit den Strafmaßnahmen konzentriert man sich jetzt eher auf den Autor und damit auf die „Schere im Kopf“. 1874 führt man ein reichsweit einheitliches Pressegesetz ein, das eine erneute Verschärfung der Situation bedeutet (WITTMANN 2011, S. 257). Das Reichspressegesetz bringt die Aufhebung der landesrechtlichen Vorgaben zur Pressefreiheit, gestattet aber gesetzliche Bestimmungen in Zeiten des Aufruhrs und der Kriegsgefahr. OTTO v. BISMARCK nutzt dieses Schlupfloch im Zuge seines Sozialistengesetzes von 1878. Dieses Gesetz erlaubt die Konfiszierung von Schriften

„in welchen socialdemocratische, socialistische oder communistische auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zu Tage treten [...; Man konzentrierte sich laut Gesetz auf] Gastwirthe, Schenkwirthe mit Branntwein oder Spiritus Kleinhandel treibende Personen, Buchdrucker, Buchhändler, Leihbibliothekare und Inhaber von Lesecabinetten“ (zitiert nach ebd., S. 258).³³⁹

³³⁹ Siehe zu diesem Thema auch die Ausführungen in Kapitel 2.4.1.

Auf Grundlage des Gesetzes müssen 42 Zeitungen ihre Produktion vorübergehend einstellen. Ab 1901 zieht die Zensur noch weiter an, deren Hauptaugenmerk auf Versammlungen, Theaterstücken, Presseerzeugnissen und Flugschriften liegt. Dies gründet in der zunehmenden Spannung zwischen einem selbstbewusster werdenden Bürgertum und der herrschenden Aristokratenschicht. Letztere und ihre Exekutivkräfte sehen es als ihre Pflicht an die Normen des Kaisers kompromisslos durchzusetzen (ebd., S. 299). Die Anklagen argumentieren häufig mit Gotteslästerung³⁴⁰, Majestätsbeleidigung³⁴¹ oder Anleitung zur Unzucht. Das Argument des Jugendschutzes dient zudem der Unterbindung des Kolportagehandels, entpuppt sich aber auch als wirksames Mittel gegen alle Formen unliebsamer Literatur (ebd., S. 300). Mit Beginn des ersten Weltkrieges nimmt die Nachrichten- und Meinungskontrolle, jetzt durch die Militäradministration, mit dem Argument der Bewahrung der nationalen Harmonie nochmals zu (ebd., S. 301).

In der Weimarer Republik garantiert Artikel 118 der Weimarer Verfassung dann aber ausdrücklich die Meinungsfreiheit und spricht ein Zensurverbot aus, die jedoch durch Notverordnungsgesetze des Reichspräsidenten wieder eingeführt werden kann. Das die Meinungsfreiheit und das Zensurverbot den Prozess informationeller Öffnung zur Zeit der Weimarer Republik fördert lässt sich beispielsweise durch folgende Neuerscheinungszahlen belegen: Sind vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 noch 34.871 Neuheiten erschienen, sind es 1918 nur noch 14.743. Die Zahlen erholen sich aber sehr rasch da 1920 schon wieder 32.245 und 1927 37.886 Novitäten herausgegeben werden und sich die Zahl in den Folgejahren um circa 34.000 konstant hält. Ebenso wächst die Zahl der Zeitschriften: liegt sie 1920 noch bei 4.552 sind es zehn Jahre später schon 7.303, was auch mit der Ausdifferenzierung der Wissenschaften zu tun hat (ebd., S. 329).

³⁴⁰ Siehe zum Beispiel den Fall OSKAR PANIZZA, der 1895 für sein Stück „Das Liebeskonzil“ ein Jahr in Haft muss.

³⁴¹ Siehe zum Beispiel den Fall FRANK WEDEKIND, der für seine Satire einer „Morgenlandfahrt“ WILHELMUS II. sieben Monate in Festungshaft muss.

Dennoch muss man in die Wirksamkeit des Öffnungsprozesses einbeziehen, dass die 1920er insbesondere durch Faktoren wie die Wirtschaftskrisen, den Währungsverfall und Kaufkraftverlust und sich gegenüberstehende politisch-ideologische Gruppierungen geprägt sind. Hinzu kommt, dass im Zuge des Krieges die Zahl der Einwohner stark zurückgeht und auch der Staat als Abnehmer weniger Geld ausgibt (ebd., S. 330). Dies führt unter anderem zu schwierigen finanziellen Situationen bei einigen Verlagen, so dass es zu Konzentrationsprozessen kommt und dem Aufkommen einer nicht ganz neuen, sich aber jetzt erst wirklich erfolgreich präsentierenden Distributionsform, der Buchgemeinschaft. Bis 1933 gibt es über 30 Buchgemeinschaften, die mit dem Ziel auftreten, die Anschaffung von Büchern zu verbilligen, den Markt der Neuerscheinungen transparenter zu machen und eine Gemeinschaft von Gleichgesinnten zu bieten. Entsprechend gibt es sowohl politisch als auch konfessionell geprägte Buchgesellschaften, die insgesamt circa 1,5 Millionen Leser vereinen, zumeist niedrigere Beamte, Angestellte und Facharbeiter (ebd., 334f.).

Als es gegen Ende der 1920er zu einer Bücherkrise kommt, beschuldigen sich die Autoren, Verleger und Sortimentler jeweils gegenseitig, sowie das Publikum, dass nur noch nach Neuheiten verlangt und durch die Konkurrenz zu den Medien Rundfunk und Film das Interesse an der Literatur verliert (ebd., 336f.). Dass das Geschäft härter wird lässt sich auch an der Einführung der Bestsellerlisten ab 1927 ablesen, die die Konkurrenz nur noch weiter befeuert und die Verlage dazu anstiftet nur noch über einen möglichst erfolgreichen Verkauf in den Bestsellerlisten aufzutauchen (ebd., S. 337).

Auf die bereits angespannte politische Situation wurde bereits hingewiesen. Diese spiegelt sich auch in den Verlagen wider. So ist der Langen-Müller-Verlag eher dem rechten Spektrum zuzuordnen. Zunächst kann der Verlag seine Arbeit ab 1933 noch ohne größere Veränderungen fortsetzen, doch wird er 1936 in den Besitz der Deutschen Arbeitsfront eingegliedert (ebd., S. 342). Der Ullstein-Verlag hingegen verlegt zum Beispiel „Im Westen nichts Neues“ von ERICH M. REMARQUE, was vier

Jahre später auf den Scheiterhaufen der Nationalsozialisten landet (ebd., S. 343). Die unterschiedlichen politischen und konfessionellen Gruppen in der Weimarer Republik versuchen also jeweils ideologisch auf ihr Publikum einzuwirken, was sich davon aber nur wenig beeinflussen lässt und weiterhin den bekannten Lesemustern folgt oder verstärkt trivialere Lektüre bevorzugt (ebd., S. 354).

Auf dieses Kapitel zurückblickend lassen sich also als restriktive Maßnahmen, die im Verlauf der Jahrhunderte seit der Erfindung des modernen Buchdrucks bis zum ersten Weltkrieg aufkommen, zum Beispiel folgende benennen:

- „– die Schaffung von Zensurkommissionen,
- Verzeichnisse verbotener Bücher,
- Vorzensur [...],
- Nachzensur [...],
- Impressumspflicht zur Identifikation von Druckwerken,
- Bindung der Herausgabe von Zeitungen und Zeitschriften an Konzessionen und Privilegien, die auch wieder entzogen werden konnten,
- Kautionszwang, das heißt die Verpflichtung, Geld bei der Zensurbehörde zu hinterlegen,
- Zeitungssteuern (die sogenannte Stempelsteuer),
- Beschränkungen von Berufszulassungen für Drucker,
- Berufsverbote für Drucker und Entzug von Druckkonzessionen,
- Geldbußen, Kerkerstrafen sowie schließlich der Landesverweis,
- Untersagung bestimmter Inhalte und Aussageformen,
- Einziehen einzelner Ausgaben von Zeitungen und Zeitschriften,
- Beschränkungen der Erscheinungshäufigkeit periodischer Druckwerke,
- Verbot von Zeitungen und Zeitschriften,
- Beförderungs-, Verkaufs-, und Erwerbsverbote von Druckwerken,
- Verbot des Besitzes periodischer Druckwerke („Indices“),

- erhöhte Beförderungsgebühren für Druckschriften“ (PÜRER und RAABE 2007, S. 59).

4.2.3 Im Dritten Reich

Schon vor der Machtergreifung verfolgen die Nationalsozialisten ihnen missliebige Autoren wie zum Beispiel ERICH M. REMARQUE, THOMAS MANN, ARNOLD ZWEIG, LION FEUCHTWANGER oder CARL VON OSSIETZKY (BÁEZ 2008, S. 206). Der eigentliche Kampf gegen die Bücher aber beginnt mit der Machtergreifung 1933. JOSEPH GOEBBELS und die „Sturmabteilung“ (SA), „Schutzstaffel“ (SS) und „Geheime Staatspolizei“ (Gestapo) sowie die Jugend- und Studentenorganisationen helfen bei der Vernichtung von Büchern, ebenso wie Intellektuelle und Professoren (zum Beispiel MARTIN HEIDEGGER) (ebd., S. 208). Am 11. April 1933 brennen zunächst in Düsseldorf Bücher. Am 05. Mai gehen Studenten in die Kölner Bibliothek und entnehmen alle Bücher von jüdischen Autoren und verbrennen sie. Danach gehen sie durch Privat- und Verlagshäuser und konfiszieren weitere Bücher. Am Tag darauf gehen junge Mitglieder der „Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei“ (NSDAP) und anderer Organisationen in das Institut für Sexualwissenschaft in Berlin und ziehen 10.000 Bücher, Briefe, Berichte und andere Papiere ein (ebd., 208f.). Zusammen mit Büchern aus jüdischen und anderen Bibliotheken werden diese am 10. Mai zu 25.000 auf dem Opernplatz aufgestapelt und über Stunden verbrannt. Am gleichen Tag werden in 21 weiteren deutschen Städten (zum Beispiel Frankfurt a. M., München, Dresden, Bonn) Bücher mit zum Teil angekündigtem Rahmenprogramm (zum Beispiel in München) verbrannt (ebd., S. 210).

Aber auch in den okkupierten Staaten verfolgen die Nationalsozialisten Bücher und Autoren. So werden in den Niederlanden³⁴² die Freimaurerbibliothek, die Bibliothek des Instituts für Sozialgeschichte, die Rosenthal-Bibliothek, die 1740 gegründete

³⁴² Ähnlich erging es auch belgischen Bibliotheken.

Beth Hamidrash Etz Chaim Bibliothek oder die Gesellschaft für jüdische Literatur mit Manuskripten aus den Jahren 1480 bis 1560 zerstört oder konfisziert (ebd., 212f.). Man nimmt an, dass es zwischen 1940 und 1943 800 Büchersendungen nach Berlin gibt und circa 120.000 Bücher allein aus Belgien gestohlen werden. In Frankreich werden unzählige Bücher vernichtet oder nach Deutschland verbracht. Allein in Paris konfiszieren die Nationalsozialisten 723 Bibliotheken und 1.767.108 Bücher, darunter aus zahlreichen jüdischen Gesellschaften und Privatsammlungen, aber auch der Turgenev Bibliothek, in der russische Emigranten studieren (ebd., 213f.). Nicht anders ergeht es den Bibliotheken in Österreich, von wo die Bücher entweder ebenfalls nach Deutschland zur weiteren Untersuchung geschickt, direkt in der Donau versenkt oder verbrannt werden. Polen hat ebenso schwer unter der Büchervernichtung zu leiden. Im Rücken der kämpfenden Truppen schreiten die Vernichtungskommandos für Bücher voran. Die Raczyński Bibliothek, die Bibliothek der wissenschaftlichen Gesellschaft, die Bibliothek der Warschauer Kathedrale oder die Nationalbibliothek in Warschau werden in Brand gesteckt oder geplündert und die Werke auf offener Straße verbrannt (ebd., 215f.). Es wird angenommen, dass allein in Polen 15 Millionen Bücher durch die Nationalsozialisten verloren gegangen sind. Die Säuberungskommandos sind bei ihren Aktionen mit Listen von circa 3.200 verbotenen Autoren äußerst gut vorbereitet (ebd., S. 217). Das Sudetenland, die Tschechei oder auch Russland haben vergleichbare Bücherverfolgungen durchzuführen. Sogar in England sind zahlreiche Bibliotheken durch die Bombardements zerstört worden. Weiter schätzt man, dass das Werk von circa 5000 Autoren zerstört ist – hauptsächlich auch Autoren des frühen zwanzigsten Jahrhunderts. Die Besitzer der Sammlungen, vor allem der jüdischen Sammlungen werden deportiert (ebd., 218f.). Damit ist aber die Vernichtung von Büchern noch nicht beendet, denn auch

noch beim Rückzug werden Bibliotheken zerstört (zum Beispiel die Kammer von Saint-Quentin).³⁴³

Mit Blick auf die Presse zeigen sich ebenfalls die restriktiven Maßnahmen der Nationalsozialisten. Neben dem Radio³⁴⁴ nutzen sie verstärkt die Presse zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung im In- wie Ausland. Das heißt nichts anderes, als das die existierenden Presse- und Medienstrukturen zerstört und auf das rassistische Ideal einer judenfreien Gesellschaft ausgerichtet werden (SACHSSE 2003, S. 18).³⁴⁵ Der Fokus der Nationalsozialisten liegt dabei auf drei Presseformen: der Heimatpresse, den Parteizeitungen und der Qualitätspresse, die in den Händen der Großindustrie liegen (PÜRER und RAABE 2007, S. 81). Sie haben das Ziel alle gesellschaftlichen Gruppen in ihre Bewegung zu integrieren. Zu diesem Zweck setzen sie auf die Gleichschaltung der Presse auf vier Ebenen: institutionell, ökonomisch, inhaltlich und rechtlich³⁴⁶ (ebd., S. 82), die im Folgenden nachvollzogen werden sollen, da sich an ihnen ein systematisiertes Bild der Schließungen zeichnen lässt.

Direkt nach der Machtübernahme werden MAX AMANN zum Reichsleiter für Presse, OTTO DIETRICH zum Reichspressechef der NSDAP und JOSEPH GOEBBELS zum Reichspropagandaleiter der Partei ernannt – letzterer als Leiter des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda. Zusätzlich wird unter Leitung von GOEBBELS 1933 die Reichspressekammer gegründet, der alle 13 Fachverbände der deutschen Presselandschaft untergeordnet sind. Die Reichspressekammer ist unterteilt in sieben Abteilungen, jeweils eine für „Presse, Rundfunk, Film, Theater, Musik, Bildende Künste und Schrifttum“ (ebd., S. 83). Die Abteilungen sorgen beispielsweise durch eine äußerst rigide Kontrolle der journalistisch Tätigen dafür, dass

³⁴³ Durch die massiven Bombardements deutscher Städte sowie in Hiroshima und Nagasaki werden auch hier Bibliotheken zerstört (ebd., 220ff.).

³⁴⁴ Siehe Kapitel 5.4.3.

³⁴⁵ Damit geht einher, dass viele der jüdischen Verleger, Journalisten und Autoren aus ihren Positionen verdrängt und durch willige Helfer ersetzt werden.

³⁴⁶ Die Unterteilung, auf die sich HEINZ PÜRER und JOHANNES RABE hier beziehen stammt im Original von KARL D. ABEL (1986).

es nicht zu einer offenen regulativen Pressepolitik kommen muss, die unter anderem im Ausland zu weiteren Negativschlagzeilen geführt hätten. 1939 wird schließlich noch der Zeitschriften-Dienst gegründet, der für die Kontrolle und Lenkung der deutschen Zeitschriftenlandschaft verantwortlich ist (ebd.).

Schon seit 1922 gibt es in der Weimarer Republik das „Gesetz zum Schutz der Republik“, das es erlaubt gegen Parteipresse vorzugehen. Darüber hinaus gibt es aber auch die in den Jahren 1931 / 32 erlassenen Pressenotverordnungen, mittels derer Zeitungen bis zu acht Wochen verboten werden können, wenn sie die öffentliche Ordnung und Sicherheit gefährden. Die Gesetze werden dann auch auf Fälle der Verleumdung und Beschimpfung von Staatsbeamten, hoheitlichen Symbolen oder öffentlichen Einrichtungen ausgeweitet (ebd., S. 85). Nach der Machtergreifung durch ADOLF HITLER werden am 04. Februar 1933 die Verordnung „Zum Schutze des deutschen Volkes“ und am 28. Februar 1933 die Verordnung „Zum Schutz von Volk und Staat“ erlassen. Erstere erlaubt den Nationalsozialisten die Presse- und Versammlungsfreiheit massiv einzuschränken und politische Gegner zu verfolgen und die Zweite setzt alle Grundrechte („Freiheit der Person, das Recht auf freie Meinungsäußerung, aber auch Presse- und Versammlungsfreiheit sowie die Unverletzlichkeit des Brief und Post- und Fernsprechgeheimnisses“ (ebd.)) außer Kraft. Weiterhin und wahrscheinlich am wichtigsten ist aber das sogenannte Schriftleitergesetz, das am 01. Januar 1934 in Kraft tritt: Es sorgt für die Bindung der Journalisten an die nationalsozialistische Ideologie und Parteilinie. Man macht sie zu beamtenähnlichen Akteuren, ohne das Recht auf freie Meinungsäußerung, denen im Falle eines Verstoßes Berufsverbot oder die Schließung der ganzen Zeitung droht.

Zugelassen werden auch nur noch Journalisten mit arischer Abstammung sowie jene, die nicht mit Personen nicht-arischer Abstammung verheiratet sind. Redakteur darf nur noch werden, wer mindestens 21 Jahre alt ist und sowohl eine entsprechende Ausbildung vorweisen kann als auch geeignet ist, „die Aufgabe der geistigen Einwirkung auf die Öffentlichkeit“ (zitiert nach ebd., S. 86) zu erfüllen.

Es wird auch der Zugang zur Presse strikt kontrolliert. So erhalten nur diejenigen eine Berufszulassung, die persönlich einen Antrag stellen und vom Leiter der Presse-Landesverbände und später vom Gauleiter in die Berufsliste der Schriftleiter eingetragen werden. Damit einher geht auch die Zwangsmitgliedschaft im Reichsverband der deutschen Presse.

Verleger dürfen zwar noch ihren Schriftleiter bestimmen, haben aber darüber hinaus zumeist nur noch technische und finanzielle Aufgaben. Verleger, die mit den neuen Regeln nicht einverstanden sind, werden mit einem Berufsverbot bestraft.

Es wird weiterhin festgelegt, dass Inhalte, die weder der Ideologie noch der politischen Richtung genehm sind nicht mehr publiziert werden dürfen. Zudem richtet man Berufsgerichte ein, die Fälle der Widersetzung gegen die Regeln mit Abmahnungen, Ordnungsstrafen oder Streichungen aus der Berufsliste ahnden. Darüber hinaus können Schriftleiter und Verleger mit mehrmonatiger Haft bestraft werden (ebd., S. 87).

Ab 1934 werden Listen veröffentlicht, in denen die zugelassenen und ausgeschlossenen Pressevertreter aufgeführt sind. Ab 1935 werden die Listen der Ausgeschlossenen aber immer kürzer und ab 1936 verschwinden sie fast völlig. Der Grund dafür ist vergleichsweise einfach: Die regimekritischen Journalisten sind entweder ausgeschlossen, vertrieben oder getötet (SACHSSE 2003, S. 164). Die übrig gebliebenen Journalisten machen sich zu willfährigen Vollstreckern des Regimes.

Aber auch auf die Ausbildung der Journalisten nehmen die Nationalsozialisten Einfluss, indem sie die Betriebe bestimmen in denen ausgebildet werden darf, welche Inhalte thematisiert werden und dass alle Ausbildungsverträge erst durch den Reichsverband der Deutschen Presse zu genehmigen sind (PÜRER und RAABE 2007, S. 87).

Die Nationalsozialisten versuchen langfristig alle deutschen Presseverlage unter ihre Kontrolle beziehungsweise in ihren Besitz zu überführen. Dies tun sie zum Beispiel durch Vertreibung und Enteignung, die mittels der Notverordnungen und

des Reichskulturkammergesetzes legitimiert sind. Die somit geschlossenen Verlage werden in der Folge zu billigsten Preisen an die eigene Gaupresse verkauft, die die Technik, Gebäude oder Grundstücke übernimmt. Zur Tarnung werden die Ent eignungen von speziell gegründeten Holdings oder Finanzierungsgesellschaften übernommen. Bei den noch übrig gebliebenen Verlagen wird schließlich der NSDAP-Zentralverlag zu einem 51 prozentigen Anteilseigner gemacht, da andernfalls die Schließung droht. Ein weiteres Schließungsmittel ist die Papierrationierung sowie das Verbot der Auflagensteigerung sowie die Begrenzung der Seitenzahl auf höchstens vier (August 1944) beziehungsweise zwei Seiten (März 1945) (ebd., 88f.).

Werden nach der Machtübernahme zunächst noch einzelne Pressekonferenzen mit HITLER abgehalten, wird das System ab 1934 verändert: Auf der täglich einberufenen Pressekonferenz³⁴⁷ der Reichsregierung beziehungsweise des „Deutschen Nachrichten Büros“, zu der nur ausgewählte Regierungsvertreter und Journalisten aus Redaktionen mit Sitz in Berlin kommen dürfen werden sehr genaue inhaltliche Vorgaben gemacht. Diese reichen von erstens wörtlich zu übernehmenden Meldungen über zweitens Material, das als Hintergrundinformation dient, aber nicht als Quelle benannt werden darf bis hin zu drittens streng vertraulichen Inhalten, die bei Veröffentlichung als Landesverrat geahndet werden. Weiterhin werden Sprachregelungen getroffen oder Layoutvorgaben zur Größe der Überschrift und Platzierung von Inhalten gemacht (ebd., S. 89). Anweisungen über welche Themen es keine eigene Recherche geben darf beziehungsweise welche Themen nicht angesprochen werden dürfen sind ebenso an der Tagesordnung. Zudem müssen vertrauliche Anweisungen unter Verschluss gehalten und einmal monatlich vor Zeugen und protokolliert vernichtet werden. Mit dieser Standardisierung des Nachrichtenwesens gelingt es die deutsche Presse zentral zu steuern.

³⁴⁷ Daneben gibt es auch noch Tages- oder Wochenparolen, die aufzunehmende Themen bestimmen. Neben der Pressekonferenz der Reichsregierung gibt es aber auch noch Ministerkonferenz, Sonderkonferenzen und Auslandspressekonferenzen (PÜRER und RAABE 2007, S. 90).

Schließlich werden auch die großen Nachrichtenbüros (das Wolffsche Nachrichten-Bureau, Telegraphen Union) zusammengeführt und daraus das Deutsche Nachrichtenbüro (DNB) gemacht, das offiziell zwar privatwirtschaftlich organisiert aber direkt dem Staat unterstellt ist und an der Gestaltung der Nachrichten und Formulierungen aktiv mitgewirkt (ebd., S. 90). Zentral ist auch die Nachrichtenagentur Transocean, die dem Propagandaministerium unterstellt ist und für Meldungen in ausländischen Medien verantwortlich ist, ohne dass nationalsozialistische Terminologien darin vorkommen dürfen (ebd., S. 91).

Vor Beginn des Krieges – am 26. August 1939 wird auch noch die Militärzensur eingeführt. Weiterhin besitzt die Wehrmacht das Monopol für die Kriegsberichterstattung und erstmals kommen Propagandakompanien als militärische Spezialeinheiten zum journalistischen Einsatz (ebd.).

Neben all den benannten Schließungsmaßnahmen gelingt es aber auch einigen Dissidenten klandestine Publikationen zu produzieren und distribuieren. Zwischen 1940 und 1945 erscheinen in den Niederlanden 1.193 illegale Veröffentlichungen in Gestalt von Kettenbriefen. Die Kettenbriefe werden handschriftlich vervielfältigt und so von Leser zu Leser weitergegeben (HORN 1984, S. 35). Der erste dieser Untergrund-Kettenbriefe stammt von BERNARD IJZERDRAAT vom 15. Mai 1940, dem Tag der niederländischen Kapitulation. IJZERDRAAT, der noch einen weiteren Brief veröffentlicht, wird aber Ende 1940 von den Nationalsozialisten verhaftet und zusammen mit 17 Freunden im März 1941 ermordet (ebd., S. 13).

Die ersten Auflagen der Untergrundliteratur sind meist nicht sehr hoch, doch ist die Weitergabe der Flugschriften zu berücksichtigen, die ihre Reichweite entscheidend erhöht. Schätzungen gehen davon aus, dass gegen Ende 1940 in der Summe circa 50.000 Blätter im Umlauf sind. Diese Zahl erhöht sich bis 1943 schließlich um das Zehnfache. Diese Zahlen erscheinen sehr hoch, doch steigt ihre angenommene Reichweite noch einmal durch das Weiterreichen der Untergrundschriften durch die Rezipienten. Schätzungen, auf die sich HANS-DIETER HORN (1984, S. 63) bezieht,

gehen mit Blick auf die Rezeption von circa 100 bis 200 Lesern für ein Exemplar aus. Der Grund für den Erfolg ist die Beschlagnahmung aller Radiogeräte durch die Nationalsozialisten, so dass die sogenannten „Nachrichten-Bulletins“ beziehungsweise klandestinen Schriften häufig die einzige Quelle für tagesaktuelle Informationen sind (ebd., S. 37). Die Erscheinungshäufigkeit ist auch stark verschieden. Einige Blätter können täglich erscheinen, andere regelmäßig mit längeren Abständen und manche auch nur für eine kurze Zeit oder sogar nur einmalig (ebd., S. 41).

Als gegen Kriegsende zunehmend die Transportmittel für die Distribution der Schriften in die Fläche des Landes ausfallen, stellen die Autoren und Distribuenten auf lokale Themen um, was schließlich sogar zu einer millionenstarken Auflage der Nachrichten-Bulletins führt (ebd., S. 37). HORN (1984) erfasst als informationelle Ziele der niederländischen Untergrundliteratur jener Jahre einerseits die Absichten den Widerstandswillen gegen die nationalsozialistischen Unterdrücker lebendig zu halten und andererseits die Bevölkerung über aktuelle Entwicklungen zu informieren, „die jeweilige Situation zu kommentieren und die unterschiedlichsten Problemkreise zur Diskussion zu stellen“ (ebd.). Entsprechend groß ist auch das Spektrum der behandelten Themen: Politische Themen, aktuelle Ereignisse, die Zukunft der Kolonien oder Aktivitäten der Besatzer gehören zu den behandelten Gegenständen. Darüber hinaus wird aber auch der Nationalsozialismus im eigenen Land oder die Situation in den Konzentrationslagern erörtert (ebd., S. 39). Als Formen der niederländischen Untergrundpresse hält HORN (ebd.) folgende fest:

- „a) Die großen meinungsbildenden überregionalen Zeitungen,
- b) die kleinen Blätter, die sich vor allem an bestimmte Gruppen in der Bevölkerung wandten,
- c) die große Zahl der reinen Nachrichtenblätter, die der täglichen Information dienten,

- d) die gefälschten Zeitungen, welche als einmalige Sonderausgaben Aufsehen erregten und
- e) die Flugschriften und Zeitungen aus London, die aus der Luft abgeworfen wurden“.

Des Weiteren werden neben „Handzetteln, Offenen Briefen, Spottgedichten“ (ebd.) zahlreiche weitere Publikationen produziert.³⁴⁸ Als bedeutende überregionale Zeitungen in den Niederlanden benennt Horn (1984) unter anderem „Vrij Nederland“, „Heet Parool“, „Trouw“ oder auch „Je Maintiendrai“ (ebd., 41f.). Exemplarisch soll hier nur kurz auf die „Vrij Nederland“ eingegangen werden. Sie, von Calvinisten aus Amsterdam gegründet, ist die älteste Untergrundzeitung und erscheint erstmals am 31. August 1940. Die erste Auflage umfasst 130 Exemplare und wächst bis zum Kriegsende auf circa 100.000 Exemplare an. Bis dahin wird die Zeitung stets durch die Nationalsozialisten verfolgt, die zwischen 1940 und 1945 70 Mitarbeiter töten. Dies hält die Macher aber nicht davon ab mit den Veröffentlichungen bis Kriegsende und sogar bis heute fortzusetzen (ebd., S. 41).

Besondere Aufmerksamkeit, sowohl bei der eigenen Bevölkerung als auch bei den deutschen Besatzern erlangen die Zeitungsfälschungen. Hierbei handelt es sich um normale Tageszeitungen, die einmalig von den Widerständlern erstellt und über den Handel verkauft werden. So besetzt eine Gruppe Widerstandskämpfer am 14. April 1944 die Druckerei des „Schoonhovenschen Courant“. Gemeinsam mit den Mitarbeitern der Druckerei wird eine Ausgabe hergestellt und mit einer Auflage von 12.000 Stück verkauft. Kurze Zeit darauf am 05. Juni 1944 wird eine vergleichbare Ausgabe des „Haarlemsche Courant“ hergestellt und distribuiert. Schließlich sorgt diese Ausgabe für besondere Aufmerksamkeit bei den Deutschen, weil sie am Vortag

³⁴⁸ Die publizierten Schriften richten sich beispielsweise an „Ärzte, Hochschullehrer und Studenten, Künstler oder ethnische Minderheiten“ (HORN 1984, S. 47). Einige dieser Blätter heißen zum Beispiel „De Vonk“, „De Vrije Katheder“ oder „De Vrije Kunstenaar“ (ebd.). Die „Nieuws-Bulletins“ werden von den großen Untergrundzeitungen herausgegeben.

der alliierten Landung erscheint und die Sicherheitspolizei annimmt, dass die Macher der Zeitung bereits über die Landung informiert sind (ebd., S. 53). Ein Meisterstück der gefälschten Zeitungen ist den Dissidenten mit der „De Gil“ gelungen. Hierbei handelt es sich eigentlich um ein Propagandainstrument der Nationalsozialisten, dass in großen Auflagen erscheint. Die als Spezial-Ausgabe gekennzeichnete Version ist innerhalb kürzester Zeit verkauft (ebd., 53f.).

Zu den niederländischen Untergrundveröffentlichungen kommen auch noch britische hinzu, die beim Überflug von den britischen Flugzeugen abgeworfen werden. Die „Vergaat Niet“, „De Luchtpost“, „De Wervelwind“ und andere sind Flugschriften der britischen Abteilung für „Psychologische Kriegsführung“.³⁴⁹ Durch den zum Beispiel regelmäßig abgeworfenen „De vliegende Hollander“ „sollte die Bevölkerung mit aktuellen Nachrichten versorgt werden“ (ebd., S. 57). Ab dem 02. Oktober 1944 wird der eigentlich als wöchentliche Erscheinung konzipierte „De vliegende Hollander“ täglich gedruckt und in Auflagen zwischen drei und sechs Millionen distribuiert (ebd.).

Über die bisherigen Schriften hinaus gibt es auch Offene Briefe, Hirtenbriefe und Pamphlete. Offene Briefe sind zumeist von Einzelpersonen oder Gruppen für Berufsstände oder mit Beschwerden an die Besatzer gerichtet (ebd.). Die von Bischöfen verfassten Hirtenbriefe oder Predigten sind ebenfalls für den Widerstand der Niederlande symptomatisch. Zahlreiche Geistliche werden aber auch von den Nationalsozialisten verhaftet, in Konzentrationslager deportiert und nicht selten ermordet (ebd., S. 59). Schließlich sind noch die Pamphlete zu nennen, die aus theoretischen Abhandlungen, „Spottgedichten, Karikaturen und Handzetteln“ (ebd.) bestehen.

Die Akteure des Widerstands stammen aus allen Bevölkerungsschichten und ihnen ist klar, dass sie ihr Leben riskieren. Die größten Schwierigkeiten aber sind technischer und organisatorischer Natur. So muss Drucktechnik und Papier be-

³⁴⁹ Aber auch die Nationalsozialisten versuchen Informationen via Flugzeug zu verbreiten, von denen die Niederländer denken sollen, dass sie von britischen Fliegern stammen (ebd., S. 55).

schaft werden, es muss Personal für die Nachrichtenbeschaffung, den Druck und die Vervielfältigung geben und schließlich auch für die Distribution der Informationen. Die Leistung der Drucker und Verlage ist umso höher einzuschätzen, da die Produktionsverhältnisse äußerst schwierigen Bedingungen (vor allem der Materialbeziehungsweise Papierbeschaffung) ausgesetzt sind. Die Schriften erscheinen in unterschiedlichsten Größen und Formen und in unterschiedlichster Qualität, einige von ihnen sogar auf rosa Löschpapier (ebd., S. 41).

Kurz zusammengefasst zeigt sich hier bereits eine nahezu totale Schließung der Informationsproduktion, -distribution, -akkumulation und -rezeption. Die institutionellen, ökonomischen, inhaltlichen und rechtlichen Schließungsmaßnahmen der Nationalsozialisten verhindern einen offenen Informationsaustausch sowohl und insbesondere nach innen aber auch nach außen, mit Blick auf die internationale Gemeinschaft. Nur im Untergrund oder von außen ist wie gezeigt werden konnte noch eine minimale informationelle Öffnung möglich. Die informationellen Schließungspraxen der nationalsozialistischen Diktatur sowie die Gegenströmungen lassen sich in Teilen mit den Herangehensweisen der politischen Verantwortlichen der DDR und der Samisdatkultur vergleichen, wie im weiteren Verlauf beschrieben werden sollen.

4.2.4 In der Deutschen Demokratischen Republik

Lizenzen werden von den russischen Besatzern nur an Parteien oder Massenorganisationen ausgegeben (PÜRER und RAABE 2007, S. 185). Das erste neue Presseorgan der Nachkriegszeit ist die Besatzungszeitung „Tägliche Rundschau“. Daraufhin kommt es zur Gründung der Parteizeitungen der „Kommunistischen Partei Deutschlands“ (KPD, „Deutsche Volkszeitung“), der „Sozialdemokratischen Partei Deutschlands“ (SPD, „Das Volk“) oder auch der „Christlich Demokratischen Union“ (CDU, „Neue Zeit“). Ebenfalls noch im Oktober erhalten sowohl die „Freie Deutsche Jugend“ (FDJ) als

auch der „Freie Deutsche Gewerkschaftsbund“ (FDGB) Lizenzen für eigene Zeitschriften. Ab dem 23. April 1946 erscheint das neue Zentralorgan der ebenfalls neu gegründeten „Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“ (SED; ein Zusammenschluss aus KPD und SPD), die Zeitung „Neues Deutschland“, deren Auflage bis 1989 über eine Million beträgt. Mit der strukturellen Veränderung zu einer Bezirksstruktur des DDR-Territoriums mit 14 Einzelbezirken kommen auch für jeden Bezirk einzelne Zeitungen heraus mit jeweiligen Lokalteilen (ebd., 188f.). Bis 1988 sieht der Zeitungs- und Zeitschriftenmarkt der DDR wie folgt aus:

- „– 39 Tageszeitungen (9,7 Mio Auflage),
- 30 Wochen- und Monatszeitungen (9,5 Millionen Auflage),
- 667 SED-Betriebszeitungen (2 Millionen Auflage),
- 508 Zeitschriften (21,4 Millionen Auflage, davon 321 Fachzeitschriften),
- 176 zentrale Mitteilungsblätter,
- 4 Kreiszeitungen,
- 354 regionale Mitteilungsblätter,
- 34 Wochenzeitungen und Zeitschriften der Kirche und religiöser Gemeinschaften“ (ebd., S. 189).

Die SED-Zeitungen dominieren deutlich den Zeitungsmarkt der DDR: Sie erreichen mit den Zeitungen der Massenorganisationen 1988 eine Gesamtauflage von 8,8 Millionen Exemplaren. Den 18 Zeitungen der Blockparteien bleibt nur eine Auflage von 843.800 Exemplaren, so dass sich eine Gesamtauflage von circa 9,7 Millionen Exemplaren ergibt.

Die Zentrale zur Steuerung der Presse und des Rundfunks der DDR ist die Abteilung für Agitation und Propaganda beim Zentralrat der SED. Diesem ist das Presseamt beim Vorsitzenden des Ministerrates untergeordnet, dass wiederum unter sich das Staatliche Komitee für Rundfunk und das Staatliche Komitee für Fernsehen,

sowie den Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienst (ADN) vereint. Der ADN wird 1948 gegründet, 1953 in eine staatliche Organisation umgewandelt und 1956 mit dem Bildarchiv Zentralbild zusammengeführt. Die Aufgabe des ADN ist die DDR-Medien über alle relevanten gesellschaftlichen Ereignisse „parteilich in Wort und Bild“ (ebd., S. 187) zu informieren. Der ADN ist somit das eigentliche Kommunikationsorgan der SED ins In- und Ausland. Einfluss übt der ADN über verschiedenste Maßnahmen aus: So wird mittels verschiedener sprachliche Wendungen oder Auslassungen eine Meldung geschickt dem ideologischen Sprachduktus und der Parteilinie angepasst. Jeden Morgen werden via Fernschreiber die zu integrierenden Beiträge an die jeweiligen Redaktionen, sowie Empfehlungen an die Chefs vom Dienst zur inhaltlichen und gestalterischen Aufbereitung der Artikel gesendet (ebd., 186f.). Darüber hinaus gibt es zur Kontrolle der Presse wöchentlich vom Zentralkomitee (ZK) obligatorische Sitzungen aller Chefredakteure in denen Anweisungen zur Priorisierung von Themen³⁵⁰, zu zu verwendenden sprachlichen Wendungen, Aufmachung und Positionierungen ausgegeben werden, die zu nur geringfügig unterschiedlich produzierten Presseerzeugnissen führen (ebd., S. 183). Weitere Pressekonferenzen und -besprechungen sowie wöchentliche Presseinformationen dienen dazu die Politik des ZK zu erläutern und die Medien zu lenken. Diese Maßnahmen machen somit eine Vorzensur überflüssig, doch gibt es noch immer eine ausgiebige Nachzensur. Zusätzlich werden die Mitarbeiter durch „Inoffizielle Mitarbeiter“ der Staatssicherheit überwacht, wodurch kritische Artikel schon frühzeitig verhindert werden (ebd., 182f.). Halten sich Chefredakteure nicht an die Vorgaben drohen auf Grundlage der Vereinbarungen in den gewährten Lizenzen hohe Geldstrafen oder der Entzug der Lizenz (ebd., S. 184). Die Papier- und Farbbrationierung dienen ebenso der Pressekontrolle (ebd., S. 188). Die Ziele dieser massiven Presselenkung bestehen einerseits darin die Bevölkerung auf

³⁵⁰ Die Festlegung der Prioritäten wiederum ist bestimmt durch langjährige oder auch vierteljährliche Pläne, die für jeden Monat bestimmte Themen und Agitationsmaßgaben vorsehen. Weiterhin sei an dieser Stelle auf die große Parallelität beziehungsweise Vergleichbarkeit zu den schließenden Pressemaßnahmen der Nationalsozialisten hingewiesen.

die kommunistischen Ideale des Marxismus-Leninismus einzustellen und von möglicherweise „konterrevolutionären“ Ideologien fernzuhalten. Andererseits dient es dazu die Ziele und deren vorgebliche Erreichung beziehungsweise (Über-)Erfüllung zum Beispiel im Bereich der Planwirtschaft³⁵¹ darzustellen (ebd., S. 185).

Wesentlich für das Aufrechterhalten des Bildes einer volksnahen DDR-Presse ist das Prinzip der „Massenverbundenheit“³⁵², dass ELLEN BOS (1988) näher betrachtet. In ihrer Untersuchung teilt sie die Entwicklung und Etablierung des Prinzips der Massenverbundenheit in vier Phasen ein: Die erste Phase beginnt mit der ersten Pressekonferenz des SED-Zentralvorstandes am 9. und 10. Februar 1950. Dabei wird einerseits das sowjetische Pressesystem als Vorbild übernommen und andererseits die enge Verbundenheit zwischen Presse und Volk hervorgehoben. Als Auswirkungen zeigen sich ein verstärktes Aufnehmen und Bearbeiten von Leserbriefen³⁵³ und das Aufkeimen der Volkskorrespondenten³⁵⁴ ab 1948 (Bos 1988, S. 155).

In den ab 1950 herausgegebenen pressepolitischen Stellungnahmen der DDR werden „Zuständigkeits- und Organisationsfragen, Probleme der Auswahl, Anlei- tung und Qualifizierung der Korrespondenten sowie Bearbeitung der Korresponden-

³⁵¹ Wie alles in der DDR folgen auch der Buch- und Pressemarkt planwirtschaftlichen Zielvorgaben. Geben die offiziellen Statistiken für das Gründungsjahr der DDR (1949) 1.998 Novitäten an, sollen es in den 1960ern schon 6.093 Titel gewesen sein – eine Zahl, die in etwa bis 1989 konstant bleibt (WITTMANN 2011, S. 395).

³⁵² Es ruht auf VLADIMIR I. LENINS „Brief an die Genossen“, in dem er erklärt, dass es für eine sozialistische Zeitung unbedingt notwendig sei, dass sich die arbeitende Bevölkerung aktiv an ihrer Gestaltung beteilige, indem sie über ihre Arbeit, ihre Interessen oder ihren Alltag schreibe. LENIN bezog seine Äußerungen jedoch auf Exilzeitungen, die auf die Mitwirkung ihrer Zielgruppe dringend angewiesen sind und nicht auf die Alltagspresse, auf die die Aussagen Lenins nun übertragen werden (Bos 1988, S. 152).

Auslöser der Diskussion über die „Massenverbundenheit“ in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) ist der Brief des Generals S. TIMOFEJEW, der ein Fehlen derselben in der Ostpresse feststellt. Neben einer lebhaften öffentlichen Diskussion zu diesem Brief entwickeln sich auch langsam erste Versuche einer Zusammenarbeit zwischen Presse und Lesern.

³⁵³ Schon in ihrer ersten Ausgabe von 1945 ruft beispielsweise die „Deutsche Volkszeitung“ zur Mitwirkung auf. Das „Neue Deutschland“ veröffentlicht auch bereits seit 1946 Leserbriefe.

³⁵⁴ Dabei tritt für die politische Führung das Problem einer noch mangelnden politisch-ideologischen Orientierung der Volksjournalisten auf, deren kritische und kontrollierende Tätigkeit es noch zu unterbinden gilt. Gleichzeitig ist weder geklärt wer für die neuen Journalisten zuständig ist noch wie das Verhältnis zu den freien Mitarbeitern der Redaktionen aussehen soll, zu denen sie zunehmend in Konkurrenz treten (Bos 1988, S. 156).

zen“ (ebd., S. 157) angesprochen und geregelt.³⁵⁵ Demnach kommt den Redaktionen die Verantwortung im Umgang mit den Freizeitkorrespondenten zu.

Bis 1958 aber bleibt die Entwicklung der Volkskorrespondenten in den Augen der politischen Führung ungenügend, denn weder beteiligen sich ausreichend viele Personen noch sind ausreichend Arbeiter und Bauern unter ihnen. Ein weiteres Faktum, dass die Entwicklung der Volkskorrespondenten erschwert, ist die kritische Haltung der etablierten Redakteure. Für die Bearbeitung der Leserbriefe werden spezielle Redaktionen aufgebaut, die eingegangene Briefe an Fachredaktionen zur Beantwortung weiterleiten und regelmäßige Analysen für die Parteileitung erstellen (ebd., 158f.). Lesersprechstunden und Pressefeste werden ebenfalls organisiert um Kritik, Vorschläge und Hinweise zur Verbesserung aus der Bevölkerung zu sammeln (ebd., S. 160).

Die zweite Phase beginnt mit dem V. Parteitag der SED 1958³⁵⁶, der beschließt, dass Funktionäre (beziehungsweise Journalisten) einmal im Jahr in der Produktion arbeiten sollen, um aus diesen Erfahrungen lebendige Berichte über die Arbeit der Werktätigen zu generieren (ebd.).

Auf der dritten Pressekonferenz des Zentralkomitee der SED (1959) wird unter anderem der Beschluss gefasst dauerhafte oder zeitlich begrenzte Brigaden freiwilli-

³⁵⁵ Zur weiteren theoretischen Klärung der „Massenverbundenheit“ soll in dieser Phase auch das 1951 gegründete Institut für Publizistik und Zeitungswissenschaft in Leipzig beitragen. Dort wird unter „Massenverbundenheit“ ein wechselwirksames Prinzip verstanden: Einerseits sollen die Massen durch die Partei entsprechend geführt werden, um diese zu mobilisieren und zu führen und andererseits sollen die Leser aktiv an der Gestaltung der Zeitungen mitwirken (ebd., S. 159).

³⁵⁶ Grundlage hierfür bildet Artikel 103 der Verfassung der DDR, der den Bürgern Eingaben, Vorschläge, Hinweise, Anliegen oder Beschwerden bei den Vertretern der Volksvertretung oder bei staatlichen Organen einzureichen gestattet. Zuschriften an Zeitungen, Fernsehsender oder Hörfunksender werden auch als Eingaben betrachtet und entsprechend behandelt (HOLZWEISSIG 1991, S. 341). Für die Presse- und Meinungsfreiheit bildet offiziell der Artikel 27 der (zweiten) Verfassung von 1968 eine weitere Gesetzesgrundlage:

„1. Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat das Recht, den Grundsätzen dieser Verfassung gemäß seine Meinung frei und öffentlich zu äußern. Dieses Recht wird durch kein Dienst- oder Arbeitsverhältnis beschränkt. Niemand darf benachteiligt werden, wenn er von diesem Recht Gebrauch macht.

2. Die Freiheit der Presse, des Rundfunks und des Fernsehens werden gewährleistet.“ (Grundgesetz der DDR zitiert nach PÜRER und RAABE 2007, 173f.).

ger Korrespondenten zu ehrenamtlichen Redaktionen zusammenzuführen, um sich gemeinsam der Bearbeitung eines von einer professionellen Redaktion gesetzten Themas zu widmen. Diese Maßnahmen führen zwar zu einer positiven Entwicklung der Korrespondentenzahlen, doch zeigt sich, dass die Erwartungen an die ehrenamtlichen Redaktionen zu hoch sind und eher eine zusätzliche Belastungen für die Zeitungsredaktionen darstellen als eine Arbeitserleichterung (ebd., 162f.). Bei der Bearbeitung der Leserbriefe bleibt in der Zeit zwischen 1950 und 1959 alles weitestgehend gleich. Neu hinzu kommt lediglich die rechtliche Regelung, dass Leserbriefe jetzt als Eingabenerlasse gelten, die zu neuen Fristen für deren Bearbeitung führen.³⁵⁷

Die dritte Phase beginnt mit dem VI. Parteitag der SED im Jahr 1963. Ihr folgt die vierte Journalistenkonferenz im Dezember 1964. In den Stellungnahmen äußerte man sich zufrieden mit dem Erreichten im Hinblick auf die Volkskorrespondentenbewegung und das Prinzip der Massenverbundenheit. Daher sah man auch von der Verlautbarung neuer Grundsätze und Richtlinien ab.

Schließlich beginnt mit dem VIII. Parteitag der SED (1971) die vierte Entwicklungsphase der „Massenverbundenheit“. Sprachlich werden zwar fast die wortgleichen Argumente wie schon zuvor verwendet, was sie als ritualisierte, bedeutungsleere Worthülsen entlarvt, doch bewirken sie so etwas wie eine Wiederbelebung der Volkskorrespondenten (ebd., 164f.). Die zwischen 1972 und 1973 intensivierte Be-

Grundsätzlich ist also informationelle Freiheit der einzelnen sowie der Massenmedien garantiert, doch steckt der Teufel im Detail, denn es wird hier von den „Grundsätzen der Verfassung“ gesprochen. „Zu diesen verfassungsmäßig verankerten Grundsätzen gehörten unter anderem ‚die führende Rolle der Partei, der ‚demokratische Zentralismus‘, die Ausübung der politischen Macht durch die ‚Werk tätigen‘ sowie das unwiderrufliche Bündnis mit der UdSSR‘“ (ebd., S. 174). Damit kann die Pressefreiheit nicht als eine Freiheit vom Staat verstanden werden, sondern als „Freiheit“ entlang der marxistisch-leninistischen Leitlinien. Verstöße werden hart geahndet insofern einer der folgenden Bereiche durch Presseerzeugnisse berührt wird: Kriegshetze und Kriegspropaganda, faschistische Propaganda, Völker- und Rassenhetze, staatsfeindliche Hetze, öffentliche Herabwürdigung, Beeinträchtigung staatlicher oder gesellschaftlicher Tätigkeit. Das eigentliche Gesetz zur Kontrolle der Presse ist also das Strafgesetzbuch (ebd., S. 175).

³⁵⁷ Nach 1958 ist auch ein verstärktes Aufkommen von Leserbriefen zu verzeichnen. So haben sich beispielsweise die Leserbriefe beim „Neuen Deutschland“ von 15.000 in 1959 auf 27.000 in 1964 erhöht. Der Grund dafür kann aber auch in den „organisierten“ Leserbriefen gesehen werden.

schäftigung mit der Arbeit der Volkskorrespondenten in den Zeitungsredaktionen führt zu einem nachhaltigen Anstieg ihrer Zahl. Hierzu tragen schließlich wohl auch die immateriellen und materiellen Anerkennungen der Mitwirkenden bei wie zum Beispiel Auszeichnungen. Das Engagement für die ehrenamtlichen Redaktionen hingegen wird reduziert, so dass ihnen nicht mehr die gleiche Bedeutung zukommt wie noch in den 1960er Jahren. Sie gestalten jetzt keine Zeitungsseiten mehr, sondern stehen den Redaktionen nur noch beratend zur Seite. Der Umgang mit Leserbriefen verändert sich auch nicht mehr wesentlich. Ihre Zahl steigt zwar noch, doch ist zu vermuten, dass dies erneut auf „organisierte“ Briefe zurückzuführen ist (ebd., S. 166).

Betrachtet man rückblickend die Aktivitäten um die „Massenverbundenheit“ so ist zwischen den Volkskorrespondenten, den ehrenamtlichen Redaktionen und dem Engagement um die Leserbriefe zu unterscheiden. Die Arbeit der Volkskorrespondenten ist in ihrer Wirkung nur vor dem Hintergrund ihrer Einbindung in die agitatorische³⁵⁸ Struktur der SED-Politik zu verstehen. Zudem wird die Mitarbeit der Volkskorrespondenten und ehrenamtlichen Redaktionen von den professionellen Medienschaffenden immer kritisch betrachtet. Die Zahl der Leserbriefe steigt zwar in den von Bos untersuchten Zeiträumen, doch betont sie auch den beständigen Zuwachs an „organisierten“ Briefen (ebd., 167f.). Leserbriefe bilden aber häufig die einzige Möglichkeit für den Bürger sich aktiv am Presseleben zu beteiligen. Aus parteipolitischer Sicht erfüllen sie im Wesentlichen drei Funktionen:

- Sie dienen als Stimmungsbarometer,
- sie können als geplante Veröffentlichungen zur Bestätigung der eigenen Politik instrumentalisiert werden,

³⁵⁸ Als weiteres Ergebnis lassen sich als zentrale Funktionen der Presse Propaganda, Agitation und Organisation benennen. Mit Propaganda ist die über lange Zeithorizonte vollzogene Erziehung nach marxistisch-leninistischer Ideologie sowie Erklärung der sozialistischen Ideale und Theorien gemeint. Es geht bei Propaganda also darum eine Einsicht in die „Theorie und Grundwahrheiten des Marxismus-Leninismus sowie Strategien und Taktiken ihrer Durchsetzung“ (ebd., S. 176) zu erzielen. Mit Agitation ist eine besondere Form der Berichterstattung gemeint, die eine Auslegung ausgewählter Ereignisse gemäß der sozialistischen Ideologien durch die SED-Spitze bedeutet. Somit werden

- sie erlauben in sehr beschränktem Maße Kritik an bestimmten Zuständen.

Dabei betrifft die Kritik niemals politische oder gesellschaftliche Themen, sondern fast ausschließlich konkrete lebensweltliche Probleme des Alltags (PÜRER und RAABE 2007, S. 178). Kommt es jedoch in anonymen Leserbriefen zu offener Kritik über Tabuthemen wie zum Beispiel Umweltverschmutzungen, Ausreisen, das Leistungsprinzip, die zentralistische Staatsform, Mauer und Stacheldraht, Entscheidungen der Strafjustiz oder internen Entscheidungen der politischen Kaste werden diese an die Staatssicherheit weitergegeben (Bos 1988, 179, 185f.). Kritik ist also nur dann möglich, wenn sie nicht systemisch orientiert, sondern auf individuelles Fehlverhalten bezogen ist (PÜRER und RAABE 2007, S. 186). Die größten Freiheiten haben also diejenigen Journalisten, die in ihren Artikeln fern von tagespolitischen Themen agieren, wie sie zum Beispiel in den Zeitschriften verhandelt werden.

Die Zeitschriften bieten im Vergleich zu den stark vereinheitlichten Zeitungen ein etwas anderes Bild. Sicherlich sind die Inhalte und Aufmachungen auch stark reguliert, doch versuchen die Macher der Zeitschriften durch Variationen eine breite Leserschicht anzusprechen. Die auflagenstärksten Zeitschriften sind zum Beispiel die Funk- und Fernseh-Programmzeitschrift „FF-dabei“ sowie die Frauenzeitschrift „für-Dich“. Aber auch die „Neue Berliner Illustrierte“, „Das Magazin“, „Wochenpost“ oder das Satiremagazin „Eulenspiegel“ gehören zu den auflagenstarken Blättern (Bos 1988, 196f.).

Mit Blick auf die Fachzeitschriften liegt die Kontrolle nicht beim Presseamt, da es nicht die notwendige Fachkenntnis zur Beurteilung der Inhalte hat, sondern bei wissenschaftlichen Instituten oder einzelnen Ministerien. Deshalb beschränkt es sich auf die Kontrolle und Auswertung mit Blick auf die „außen und deutschland-

politische Beschlüsse, diese untermauernde Normen sowie daraus resultierende Handlungsvorgaben entsprechend an die Bevölkerung distribuiert. Schließlich braucht die Organisation als dritte Funktion die Propaganda und die Agitation als Vorläufer um wirken zu können. Die Organisation zielt auf die Mobilisierung der Bevölkerung durch journalistische Inhalte in den DDR-Medien am Aufbau der sozialistischen Wirklichkeit weiter aktiv mitzuwirken (ebd.).

politischen Prinzipien der SED“ (HOLZWEISSIG 1991, S. 235). Gemeint ist damit die Überprüfung von Danksagungen an westdeutsche Institute oder auch die Abbildung möglicherweise ideologisch problematischer Fotos oder Grafiken.

Ein weiterer Bereich der ostdeutschen Presse ist der Buchmarkt. Schon im Juli 1945 kommt es zur Gründung drei neuer Buchverlage in der SBZ: der Verlag Dietz der Partei, der Aufbau-Verlag sowie der Volk und Wissen Verlag für Schulbücher.³⁵⁹ Die alten zum Beispiel in Leipzig ansässigen Traditionsunternehmen werden zwar ab 1946 lizenziert, doch in der Folgezeit in ihren Möglichkeiten immer weiter begrenzt, zu volkseigenen Betrieben erklärt, der Leitung der Partei unterstellt oder nach dem Mauerbau 1961 zusammengelegt. Dies hat den Effekt, dass die Zahl der Verlage von 160 im Jahr 1949 bis auf 78 im Jahr 1989 zurückgeht, von denen sich 1989 nur noch 17 in „privatem“ beziehungsweise kirchlichem Besitz befinden (WITTMANN 2011, S. 394). Die rigorose Präventivzensur durch die höchste Kontrollinstanz, die Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel des Ministeriums für Kultur wird im Verlauf der DDR-Geschichte zu einem komplexen System³⁶⁰ ausgebaut, in dem manche Werke mehrere Jahre bis zu ihrer Veröffentlichung benötigen. Trotz der strengen Zensur werden ab und zu auch kritische Werke veröffentlicht, die zur Illustration eines nach außen offenen und liberalen Staates erhalten müssen. Diese Bücher werden jedoch in so geringer Stückzahl produziert sowie nur an ausgewählte Empfänger und Buchhandlungen distribuiert, dass die Bevölkerung keine Kenntnis von ihnen bekommt (ebd., S. 397). Alle diese Maßnahmen beschleunigen einerseits die Flucht der Traditionsverlage (zum Beispiel Brockhaus, Insel, Reclam³⁶¹, List oder auch Meyer) in die westlichen Besatzungszonen (ebd., S. 416) und andererseits, dass

³⁵⁹ Die Verlage gehören, ähnlich wie schon zur Zeit der Nationalsozialisten, der Partei oder ihren Unterorganisationen.

³⁶⁰ Hierzu gehören neben der langfristigen Jahresplanung auch gezielte Materialkontingentierungen.

³⁶¹ Nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen zieht zum Beispiel der Reclam-Verlag 1947 nach Stuttgart um, wo er wieder von Neuem beginnen muss. Dies gelingt auch, da der Verlag bis 1958 schon wieder 900 Titel im Programm hat (STEINBERG 1988, 446f.).

die planwirtschaftliche Buchproduktion die Bedarfe der Bevölkerung in keiner Weise befriedigen kann, so dass die meisten Werke unter der Hand verkauft werden (ebd., S. 401).

Die privaten und antiquarischen Buchhandlungen werden weitgehend durch einen staatlich kontrollierten Volksbuchhandel ersetzt, der bis 1989 aus 710 Einzelbetrieben³⁶² besteht. Daneben existieren noch circa 400 nichtstaatliche Buchhandlungen, die aber auch zum Teil in kirchlicher Hand liegen. Versuche zur Übernahme der Kontrolle über die selbstständigen Geschäfte bestehen zum Beispiel in immens hohen steuerlichen Abgaben, in der Benachteiligung bei der Auslieferung von neuen Werken, im Einzug von Gewinnen oder auch im Bedrängen der Eigentümer ihren Betrieb in eine Kommanditgesellschaft umzuwandeln, bei der der Staat zu einem Partner wird (ebd., S. 400).

Ebenso wird von den Autoren Linientreue verlangt, die durch inoffizielle Mitarbeiter der Staatssicherheit streng überwacht werden. Der Höhepunkt der repressiven Maßnahmen gegen Dissidenten ist mit der Ausbürgerung WOLF BIERMANNs im Jahr 1976 erreicht. Werden in der DDR verbotene Bücher in der Bundesrepublik veröffentlicht drohen den Autoren Verfahren wegen Devisenvergehen oder des Verstoßes gegen die Anordnung über die Wahrung der Urheberrechte. Vielen Autoren bleibt unter diesen Bedingungen nur die Flucht in den Westen (ebd., S. 403).

Während sich ostdeutsche Journalisten in der Bundesrepublik weitgehend ungehindert bewegen und recherchieren können müssen sich ihre westlichen Kollegen in der DDR an strenge Regeln halten. Wichtig für die Arbeitsmöglichkeiten ist vor allem der sogenannte Grundlagenvertrag³⁶³, der den Auslandsjournalisten beider Länder jeweils die Ausübung ihrer Tätigkeiten und die „freie [...] Information und Berichterstattung“ garantierten soll. Diese Einigung führt dazu, dass 1989 circa 20

³⁶² 17 Bezirkshäuser, 239 Kreisbuchhandlungen, 316 Stadtbuchhandlungen, 87 Spezialbuchhandlungen (WITTMANN 2011, S. 399).

³⁶³ Der „Vertrag über die Grundlagen der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik“ wird im Dezember 1972 geschlossen.

ständige Vertretungen westdeutscher Medien in der DDR und sechs ostdeutsche Vertretungen in der Bundesrepublik existieren. Dennoch ist jedes Interview und jede Reise westlicher Journalisten in „staatliche Einrichtungen, Genossenschaften und volkseigenen Betriebe“ (PÜRER und RAABE 2007, S. 207) innerhalb und außerhalb Berlins genehmigungspflichtig. Die Regeln werden 1979 sogar noch verschärft, indem jetzt alle Recherchen, Befragungen, Interviews und Berichtstätigkeiten in Einrichtungen und Institutionen genehmigungspflichtig werden. Damit will man Interviews mit Oppositionellen verhindern, die sich im Verlauf der 1980er zunehmend öffentlich kritisch über die Verhältnisse in der DDR äußern. Mehrfach führen auch Recherchen westdeutscher Medien zu Sanktionierungen, wie zum Beispiel gegen den „Spiegel“ (1975), die ARD (1976), das ZDF (1979) oder den „Stern“ (1983) oder zu Übergriffen durch Mitarbeiter der Staatssicherheit gegen westdeutsche Medienvertreter. Insgesamt setzt sich der Katalog restriktiver Maßnahmen gegen missliebige Auslandskorrespondenten wie folgt zusammen:

- Es werden Verwarnungen für leichte Verstöße ausgesprochen,
- gezielte Pressekampagnen gegen westdeutsche Journalisten und ihre Arbeit und ihr Selbstverständnis lanciert,
- ausländische Journalisten von Pressekonferenzen ausgeschlossen,
- Vorzensur ausgeübt, indem bestimmte Themen nicht aufgenommen oder Personen nicht interviewt werden dürfen,
- Korrespondenten ausgewiesen („Spiegel“, ARD, ZDF, „Stern“),
- und Büroräume wie beispielsweise des „Spiegel“ 1978 geschlossen (ebd., 205ff.).

Die Bürger der DDR sind darüber hinaus nahezu hermetisch von Einflüssen von außen abgeschottet. Lediglich einzelne Presseprodukte aus den befreundeten Staaten des Ostblocks können rezipiert werden. Westdeutsche Zeitungen und Zeitschriften sind verboten. Dies ändert sich geringfügig erst ab 1987, als ERICH HONECKER

die Bundesrepublik besucht. Ab diesem Zeitpunkt ist die Einfuhr oder auch der postalische Empfang westlicher Presseprodukte gestattet. Jedoch dürfen diese lediglich Themen Mode, Sport und Hobby betreffen beziehungsweise unter dem Label der (Fach-)Zeitschriften laufen. Doch auch diese Maßnahme kann den Bedarf an Zeitungen und Zeitschriften in der DDR nicht decken (ebd., 204f.).

Ein interessantes Phänomen sind in diesem Zusammenhang die Entwicklungen in den Kirchen. „Die Kirchen wurden seit den sechziger Jahren auch zum letzten, relativ freien öffentlichen Kulturraum.“ (NEUBERT 2000, S. 175) Sie bieten zahlreichen Liedermachern, bildenden Künstlern oder Autoren eine Bühne und gesellschaftlichen Randgruppen ein Refugium ihre Texte und Werke (ebenso wie die Reden herausragender Kirchenvertreter) zu produzieren und innerhalb bestimmter Zirkel zu distribuieren (ebd.). Dabei ist diese oppositionelle Rolle innerhalb der Kirche äußerst umstritten. So gibt es zahlreiche Vertreter, die es vorziehen mit der politischen Ideologie der DDR konform zu gehen und andere, die in ihren Reden und ihrer Unterstützung der Dissidenten bewusst gegen das Regime auftreten.³⁶⁴

Rechtlich sind die Kirchen gemäß Artikel 39 der DDR-Verfassung die einzigen staatsfreien Organisationen der DDR und dürfen deshalb auch Zeitungen ohne DDR-Propaganda herausgeben. Ebenso ist es der Kirche gestattet die Ausbildung eigener Redakteure selbstbestimmt vorzunehmen, die jedoch häufig aus nicht mehr als ein paar Grundkursen besteht. Trotz der zugestandenen Freiräume wird die konfessionelle Presse aber ebenso streng überwacht und reguliert. So gibt es Beschränkungen der Auflagenzahlen oder Papiermengen. Gleichzeitig sind die Zeitungen in ein staatliches Subventionssystem eingebunden, das politische Gefolgsamkeit bewirken soll. Die Distribution ist ebenfalls streng reglementiert: Exemplare dürfen weder an Kiosken verkauft noch an Kirchentüren verteilt werden. Sehr wohl aber übernimmt die Post

³⁶⁴ Genannt werden kann hier beispielsweise Bischof WERNER LEICH der anlässlich der Verhaftung von Oppositionellen 1983 sagt: „Die Kirche ist weder eine getarnte Regierungspartei noch getarnte Oppositionspartei.“ (zitiert nach NEUBERT 2000, S. 175) Auf der anderen Seite steht beispielsweise HEINO FALCKE, dessen Reden häufig abgeschrieben und verbreitet werden (ebd., S. 174).

den Vertrieb an Abonnenten, was der Staatssicherheit Einsicht in die Adressatenlisten gestattet. Darüber hinaus wird jede Ausgabe vor der Verbreitung zensiert und bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Vorsitzenden des Ministerrates. Gestattet sind ohnehin nur Inhalte zu streng christlichen beziehungsweise kirchlichen Themen. Wird gegen die Regeln verstoßen müssen bestimmte Stellen korrigiert werden oder die gesamte Auflage wird beschlagnahmt (PÜRER und RAABE 2007, S. 199).

Häufig entstehen unter anderem im geschützten Kirchenraum weitere Zeitschriften, die unter der Sammelbezeichnung „Samisdat“ zusammenzufassen sind: „Samisdat ist letztlich nichts anderes als eine spezifische gesellschaftliche Reaktion auf Herrschaftspraxen, die mit Mitteln von Unterdrückung, geistiger Enge und Verfolgung arbeiten. Er reagiert auf staatliche Zensur und staatlich gelenkte Öffentlichkeit.“ (KOWALCZUK 2007, S. 59)³⁶⁵ Samisdat meint aber mehr als nur den Selbstverlag eigener Schriften; Es geht um den gesamten Publikationsprozess, darum „Manuskripte selbst zu verfassen, selbst abzuschreiben, selbst zu vervielfältigen, selbst zu verbreiten – dafür zuweilen auch selbst im Gefängnis eine Strafe abzusitzen“ (ebd., S. 61).

Die ersten Samisdat-Veröffentlichungen werden in den 1950er Jahren in der Sowjetunion produziert. Erste organisierte Weitergabestrukturen entwickeln sich im Zuge der Schriftstellerprozesse in den 1960ern und verbreiten sich von dort nach Polen, Ungarn und die Tschechoslowakei (EICHWEDE 2000, S. 9). Der sowjetische Samisdat ist die zentrale Ausdrucks- und Kritikform der Opposition und orientiert sich an den Idealen individueller Freiheit, öffentlicher Kritik, Dialog und Friedfertigkeit (DANIEL 2000, S. 38).

³⁶⁵ Der Begriff „Samisdat“ stammt von dem russischen Schriftsteller NIKOLAI GLASKOW, der 1952 seine Gedichte selbst zusammenheftet und verteilt. Auf dieses Dokument schreibt er „Sam-sebja-isdat“ („Verlag für sich selbst“) und später als „Samisdat“ („Selbstverlag“) abgekürzt (KOWALCZUK 2007, S. 60). Damit reagiert GLASKOW auf die abgekürzten Begriffsmonster der sowjetischen Herrscher: zum Beispiel Parteiverlag „partijnoje isdatelstvo“ sowie für ökonomische und sozialwissenschaftliche Werke „sotsialno-ekonomitscheskoje gosudarstvennoje“ (DALOS 2007, S. 56). „Samisdat“ bezeichnet aber nicht nur Schriftstücke, sondern kann auch Tonbandkassetten beziehungsweise Musik, Film oder

Der Samisdat in der DDR beginnt bereits mit der Gründung des Staates und umfasst „Flugblätter, Aufrufe, Manuskripte oder Handzettel“ (KOWALCZUK 2007, S. 61).³⁶⁶ Sind jedoch bis in die 1980er noch westdeutsche Tamisdat-Produkte für die ostdeutsche Opposition prägend beginnt sich in den frühen Jahren der Dekade eine eigene Samisdat-Szene zu entwickeln. Diese umfasst einerseits einen künstlerisch geprägten als auch einen politisch motivierten Samisdat. Die Auflagenzahlen schwanken zwischen circa 25 bis 40 beim „Anschlag“ und reichen bis zu 300 Exemplaren im Fall der „Streiflichter“.³⁶⁷

Technisch nutzt man für die Produktion alles, was man für die Herstellung bekommen kann – angefangen von Schreibmaschinen, Kohle- und Fotopapier, Wachsmatrizenengeräten bis zu einfachen Stempeln. Dabei stellt die Beschaffung der Materialien die Macher stets vor die größten Herausforderungen. Wiederum sind es häufig die Kirchen, die Computer, Drucker und andere Vervielfältigungsmaschinen im Ausland kaufen oder von Partnergemeinden aus dem Ausland gestellt bekommen (NAUMANN et al. 2001, S. 50).³⁶⁸ Dies sorgt wiederum dafür, dass mehr beziehungsweise häufiger Ausgaben hergestellt werden können (KOWALCZUK 2007, S. 64). Teilweisen Schutz bietet die Kirche auch durch die Möglichkeit die Publikationen durch die Sätze „Nur für den innerkirchlichen Dienstgebrauch“ oder „Nur zur innerkirchlichen Information“ gegen direkte Eingriffe der Staatsmacht zu immunisieren (ebd., S. 66). Zum Teil wirken die Kräfte des Staates aber derart stark auf die Kirchenoberen und Autoren, dass es zu Einstellungen von Samisdat-Veröffentlichungen kommt, wie zum Beispiel 1985 im Fall der Berliner Publikation „Schalom“ oder der Zeitschriften

fotografische Reproduktionen einbeziehen (EICHWEDE 2000, S. 9). Darüber hinaus gibt es den Begriff „Tamisdat“ („tam“ steht für „dort“), der im Vergleich dazu den Verlag im westlichen Ausland bezeichnet.

³⁶⁶ Eines der ersten halbjährlich erscheinenden Dokumente sind die „Briefe zur Orientierung im Konflikt Mensch-Natur“. Das im „Kirchlichen Forschungsheim Wittenberg“ produzierte Schriftstück erscheint bis 1989 zwanzig mal.

³⁶⁷ Die im Stadtjugendpfarramt Leipzig hergestellten „Streiflichter“ erscheinen zwischen 1981 und 1989 in 56 Ausgaben. „Glasnost“ beginnt mit nur 12 bis 15 Exemplaren und steigert sich bis 50, die „Kontakte“ kommen Anfangs auf circa 120 bis 150 Exemplare, später auf circa 200.

³⁶⁸ Diese Geräte müssen zum Teil erst aus West-Deutschland in den Osten geschmuggelt werden. Hätte man sie offiziell beschafft, hätte man sie bei den staatlichen Behörden registrieren müssen.

„Kontext“ und „Aufbruch“ 1988 (NEUBERT 2000, S. 177). Die Maßnahmen und Strafen gegen Autoren, Drucker, Distribuenten und Rezipienten reichen von Hausdurchsuchungen, Konfiszierungen von Büchern, Texten und Geräten bis zu Festnahmen, Gefängnis- oder Geldstrafen (DALOS 2007, S. 56).³⁶⁹ Zumeist geht die Staatssicherheit aber subtiler vor, indem sie inoffizielle Mitarbeiter einschleust, die für Konflikte in den Redaktionen sorgen, um die Produktion und Veröffentlichung zu stören, behindern und schließlich ganz zu beenden. Andere Maßnahmen betreffen Verhöre von Autoren, die sich für ihre Publikationen rechtfertigen sollen. Darüber hinaus wird das Privatleben der Autoren ausspioniert und massiv darin eingegriffen: Studierende, die unerlaubt publizieren, werden exmatrikuliert, Wissenschaftler oder Andere in produzierende Betriebe versetzt oder auch Angehörige sanktioniert (NAUMANN et al. 2001, S. 55).

Thematisch umfassen die ersten Ausgaben Terminankündigungen und Selbstdarstellungen der religiösen Gruppen und ihrer Themen. Erst gegen Mitte des Jahrzehnts finden auch politische Inhalte zunehmend Eingang in die Blätter, das heißt Themen wie „Frieden, Umwelt, ökologische Lebensweise, Auseinandersetzungen mit dem SED-Staat und der Kirche, Menschenrechte, Demokratisierung, gesellschaftliche Reformen, Glasnost und Perestroika, Mittel- und Osteuropa, Solidarität mit der ‚Dritten Welt‘ und politischen Inhaftierten sowie Umgang mit der Vergangenheit“ (KOWALCZUK 2007, S. 65). Der propagandistische Allgemeinplatz einer „sozialistischen Demokratie“ wird von den oppositionellen Blättern negiert. Vielmehr orientiert man sich an den Idealen der westdeutschen Demokratie mit Meinungs- und Redefreiheit, Versammlungsfreiheit und Pressefreiheit, sowie den Möglichkeiten

³⁶⁹ Grundlage für die Maßnahmen bildet das Strafgesetzbuch der DDR, demnach bestraft werden kann, „[w]er die verfassungsmäßigen Grundlagen der sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung der Deutschen Demokratischen Republik angreift oder gegen sie aufwiegelt, in dem er [...; i.O.] 2. Schriften, Gegenstände oder Symbole zur Diskriminierung der gesellschaftlichen Verhältnisse, von Repräsentanten oder anderen Bürgern herstellt, einführt, verbreitet oder anbringt; [...; i.O.], wird mit Freiheitsstrafe von einem bis zu acht Jahren bestraft“ (Strafgesetzbuch der DDR zitiert nach NAUMANN et al. 2001, 49f.).

zur Bildung von Parteien und freien Wahlen (ebd., S. 64). Ab 1986 erscheinen der „Grenzfall“ und die „Umweltblätter“ – zwei der bedeutendsten Zeitschriften, zu denen sicherlich auch die „radix-Blätter“ gezählt werden können.³⁷⁰

Blätter wie „Anschlag“, „Glasnost“ oder „Sno'Boy“ verfolgen eine andere Strategie, indem sie auf künstlerische Positionen Bezug nehmen. Zudem senden Sie Exemplare an das Deutsche Buch- und Schriftmuseum, an die Deutsche Bücherei in Leipzig sowie an die Fachhochschule für Bibliothekare und Buchhändler oder an die sächsische Landesbibliothek. Das hinter dieser Praxis liegende Argument lautet schlicht, dass Texte, die sogar offizielle Stellen akkumulieren, nicht staatsfeindlich seien können (NAUMANN et al. 2001, S. 51).

Der Vertrieb erfolgt zunächst nur in der Gruppe der Produzenten und einiger weniger ausgewählter Personen in anderen Städten, denen einzelne Exemplare zugesandt werden. Später liegen die Schriften immer häufiger bei Veranstaltungen und Treffen aus oder werden in Einzelfällen auch über Abonnements distribuiert (KOWALCZUK 2007, 64f.).

Im Zuge der Samisdat-Publikationstätigkeiten entstehen so allmählich Informationsflüsse zwischen den Dissidenten der DDR sowie darüber hinaus zwischen ihnen und Akteuren in der Bundesrepublik. Von besonderer Bedeutung für den Austausch erweist sich ein in der Berliner Umweltbibliothek aufgestelltes Holzregal mit 150-200 Fächern. In diesem können sich die Redaktionen oder Einzelpersonen ein Fach reservieren, in das aktuelle Ausgaben, Terminankündigungen, Flugschriften und ähnliches abgelegt werden können. Jeder der Fachinhaber leert innerhalb weniger Tage oder Wochen sein Fach und bestückt jeweils die anderen Fächer mit eigenen Werken – so entsteht ein automatisches Distributionssystem für Samisdat-Publikationen (NAUMANN et al. 2001, 64f.).

³⁷⁰ Darüber hinaus entstehen 1987 zum Beispiel der „Friedrichsfelder Feuermelder“, der „mOAning Star“ und „Wendezeit“.

Die Verbindungen zwischen Ost und West, die entweder auf verwandtschaftlichen oder quasi professionellen Kontakten beruhen sind dagegen von unterschiedlichen Interessen geprägt. Den Leipziger Aktivisten kommt zu Gute, dass es zwei Mal im Jahr eine internationale Messe in ihrer Stadt gibt, die zahlreiche Bundesbürger und Pressevertreter in die Stadt bringt. Die Kontakte stellen aus ostdeutscher Sicht eine Art Lebensversicherung gegen Übergriffe der Staatsmacht dar. Aus bundesdeutscher Perspektive sind die Akteure im Osten für eine Story interessant, wie im Fall des Übergriffs auf die Umweltbibliothek 1987.³⁷¹ Ausgewiesene ehemalige DDR-Bürger oder der Deutsche Bundestag halten Kontakt zu Machern der Zeitschriften und helfen sowohl die Samisdat-Publikationen aus dem Land zu schaffen als auch Druckmaschinen, Ersatzteile oder Farben sowie Bücher in die DDR zu schmuggeln (ebd., 67ff.). Interesse an den Publikationen aus dem Osten haben zum Beispiel der „Bundesnachrichtendienst“ (BND), die Forschungsstelle Osteuropa der Universität Bremen oder auch das Deutsche Literaturarchiv in Marbach (ebd., 69ff.). Alle diese Unterstützungsmaßnahmen haben dazu beigetragen, den Kampf gegen die Trennung des deutschen Staates fortzusetzen. Der Mauerfall bedeutet schließlich für die Samisdat-Akteure das Erreichen eines wesentlichen Ziels „die Etablierung einer offenen Gesellschaft“ (KOWALCZUK 2007, S. 67).

4.2.5 In der Bundesrepublik 1945-1989

Zwischen 1945 und 1949 haben zunächst die alliierten Truppen die Gewalt über den Buch und Zeitungsmarkt in Deutschland, die im Zuge der „reeducation“ eine strenge

³⁷¹ Im Jahr 1987 kommt es zu einem folgenschweren Ereignis für den DDR-Staat. In der Nacht vom 24. auf den 25. November stürmen Kräfte der Staatssicherheit die Räume der Umweltbibliothek, um die Verantwortlichen der Zeitschrift „Grenzfall“ beim Drucken ihrer Zeitschrift zu erwischen. Die Aktion erweist sich jedoch als Reinform und die festgenommenen Personen müssen wieder freigelassen werden, die sich umgehend daran machen neue Ausgaben der „Umweltblätter“ und des „Grenzfalls“ zu drucken und zu veröffentlichen. Die damit erfolgte Verteidigung gegen die Staatsmacht bedeutet den Startschuss für weitere „Samisdat“-Publikationen (ebd., S. 53). Die Zahl der unterschiedlichen Zeitschriften steigt in den Folgejahren 1987 auf 20, 1988 auf über 30 bis 1989 auf 39. Als Zentren des „Samisdat“ können sowohl Berlin als auch Leipzig angesehen werden (KOWALCZUK 2007, S. 62). Zudem

Überwachung des Gewerbes an den Tag legen. Am 12. Mai 1945 wird „das Drucken, Erzeugen, Veröffentlichen, Vertreiben, Verkaufen und gewerbliche Verleihen von Zeitungen, Magazinen, Zeitschriften, Büchern, Broschüren, Plakaten, Musikalien und sonstigen gedruckten oder mechanisch vervielfältigten Veröffentlichungen“ (Gesetz Nr. 191 zitiert nach WITTMANN 2011, S. 392) verboten. Weiterhin bestimmt man, dass keine Personen mehr in der Presse tätig sein darf, die zwischen 1933 und 1945 Verantwortung getragen hat.

In der britischen und amerikanischen Zone gibt es aber unter Beteiligung von Deutschen bald wieder erste Heeresgruppenzeitungen und Besatzungsblätter. Die Amerikaner geben ab 17. Oktober 1945 „Die Neue Zeitung“, die Briten ab 02. April 1946 „Die Welt“ und die Franzosen ab 26. September 1945 die „Nouvelles de France“ heraus, die jedoch bis 1947 nur in Französisch erscheint (PÜRER und RAABE 2007, S. 106). Produziert werden auch zahlreiche Kulturzeitschriften wie zum Beispiel „Merkur“, „Die Sammlung“ oder die „Frankfurter Hefte“ (WITTMANN 2011, S. 407). Sie enthalten neben bebilderten Berichten über hochrangige alliierte Militärs, von Demontagen nationalsozialistischer Symbole oder „Displaced Persons“ (HARTEWIG 2010, S. 48), Informationen über neue Gesetze oder Verlautbarungen und Anweisungen für die deutsche Bevölkerung. Die Währungsreform vom 21. Juni 1946 führt jedoch gleich wieder zu einem Zeitschriftensterben, da die Leser nun sehr viel kritischer mit ihrem Geld umgehen und so zu einer ersten Absatzkrise beitragen (WITTMANN 2011, S. 412).

Für eine Wieder- oder Neueröffnung eines Verlages, einer Buchhandlung oder einer Leihbücherei bedarf es bis 1949 einer Genehmigung durch die Alliierten, die jedoch in den Zonen sehr verschieden gehandhabt werden, was als ein Hinweis auf unterschiedliche Öffnungsverständnisse und -ansätze schließen lässt. So neigen die Amerikaner zu größeren überparteilichen Blättern für die sie Lizenzen an eine

führen derartige Maßnahmen auch eher zu einer Solidarisierung unter den „Samisdat“-Produzenten und einer wachsenden Konfliktbereitschaft (ebd., 66f.).

Gruppe von Personen herausgeben, die auch nur in einem zuvor bestimmten Gebiet erscheinen dürfen. Das Modell der Gruppenlizenzen führt aber immer wieder zu Problemen, so dass die Amerikaner teilweise sogar gezwungen sind die Streitigkeiten zwischen den Partnern zu schlichten. Erst ab 1946 werden zweite Zeitungen in den Großstädten ihres Sektors zugelassen. Die ersten Zeitungen sind die „Frankfurter Rundschau“ und die „Süddeutsche Zeitung“.

Die Briten genehmigen im Vergleich dazu Parteirichtungszeitungen. Dahinter verbergen sich Zeitungen, die zwar die Meinung einer Partei vertreten, von dieser jedoch nicht abhängig sind. Im Unterschied zur amerikanischen Praxis aber lassen die Briten sofort Konkurrenz zu und vergeben Lizenzen nur an Einzelpersonen. Es entsteht so die „Westfälische Rundschau“, die „Kölnische Rundschau“ oder die „Rheinische Post“. Eine weitere Besonderheit des britischen Sektors ist, dass sich die Papierzuteilung an den Wahlergebnissen orientiert, so dass auch hier Ungerechtigkeiten herrschen. Darüber hinaus zeigen Befragungen aus dem Jahr 1947, dass die Parteirichtungszeitungen bei der deutschen Bevölkerung nicht sonderlich beliebt sind, weshalb man dazu übergeht ab 1948 unabhängige Zeitungen zu lizenzieren (PÜRER und RAABE 2007, 109f.).

Die Franzosen lassen sowohl unabhängige Lokalzeitungen als auch politisch orientierte Zeitungen zu, die aber zu klassischen Parteiorganen werden. Die Franzosen reagieren jedoch sehr rigide auf Kritik zum Beispiel mit Maßnahmen der Papierzuteilung und beschweren sich wiederholt bei ihren westlichen Besatzungskollegen über kritische Artikel zum Beispiel in der „Süddeutschen Zeitung“ oder „Die Zeit“ (ebd., S. 110). Erste Zeitungen im französischen Sektor sind das „Badener Tageblatt“, die „Allgemeine Zeitung“ aus Mainz oder die „Neue Saarbrücker Zeitung“.

Ab 1947 kommt der „Spiegel“ hinzu, der zum Beispiel durch die Aufdeckungen politisch-ökonomischer Aktivitäten ehemaliger Nationalsozialisten (HARTEWIG 2010,

S. 51) eine schnelle Steigerung der Auflagenzahlen³⁷² und eine breite Leserschicht hinter sich vereinen kann. Im Sommer 1946 existieren in den unterschiedlichen Sektoren bereits 151 neue Zeitungen und 99 Zeitschriften (ebd., S. 49). Die „Quick“ ist eine ebenso schnell wachsende Zeitschrift, deren Auflage von 110.000 auf 500.000 im ersten Jahr bis zu einer Million im Sommer 1955 steigt. Sie ist zudem Heimat für viele ehemalige „Signal“-Mitarbeiter (ebd., 52f.) und Fotografen, die im Zuge der Entnazifizierung als minder belastet eingestuft werden. Dass heißt sie werden von denen, die die Bilder verwerteten und in Kontexte einbetteten unterschieden und können damit wieder Fuß fassen (ebd., S. 60).³⁷³

Die von den westlichen Alliierten installierte Presse ist jedoch nicht so offen wie es den Anschein hat: Die Kontrolle der Papierzufuhr wurde schon angesprochen, doch darüber hinaus müssen die Zeitungen zur Nachzensur.³⁷⁴ Weiterhin stammt das Nachrichtenmaterial hauptsächlich aus militärnahen Nachrichtenagenturen. Eine freie Berichterstattung über die Politik der Besatzungsmächte ist ebenso nicht gestattet. Eine informationelle Schließung gibt es auch zwischen den Besatzungszonen: So funktioniert der vereinbarte Zeitungsaustausch zwischen den Besatzungszonen nur zwischen den westlichen Sektoren, da sich die Sowjets dem Programm verweigern (PÜRER und RAABE 2007, 111f.).

Schon in den ersten Jahren nach dem Krieg zeigen sich die ideologischen Unterschiede zwischen den Besatzungszonen, wenn man zum Beispiel die Berichte über Heimkehrer aus der sowjetischen Gefangenschaft im „Stern“³⁷⁵ und der „Neuen

³⁷² Die Steigerung der Auflagenzahl begann 1947 mit 15.000, 1956 mit 270.000 und 1961 bereits 490.000 Exemplaren.

³⁷³ Diejenigen Fotografen, die nicht mehr in der Nachkriegspresse arbeiten dürfen, versuchen häufig mittels touristischer Aufnahmen Geld zu verdienen, indem sie Soldaten vor markanten Sehenswürdigkeiten für die Familien daheim ablichten oder sie fertigen Passfotos für die obligatorische Kennkarte an (HARTEWIG 2010, 40f.).

³⁷⁴ Gleichzeitig hätten die Alliierten aber auch von ihrem Recht zur Vorzensur Gebrauch machen können.

³⁷⁵ Siehe die Ausgabe vom 12. Februar 1950.

Berliner Illustrierten“ (NBI)³⁷⁶ miteinander vergleicht (HARTEWIG 2010, 81f.). Darüber hinaus zeigen die ostdeutschen Illustrierten vor allem Bilder mit Freude und Zuversicht ausstrahlenden Menschen bei der Trümmerbeseitigung, die als „Akt der Solidarität und zum Beweis kollektiver Friedfertigkeit“ (ebd., S. 85) interpretiert werden. Während die „Schwäbische Illustrierte“ bereits 1947 sehr kritisch über die Entwicklungen in der Sowjetzone berichtet sind die Darstellungen in der französischen „Die neue Demokratie im Bild“ noch positiv. Die NBI kritisiert im Gegensatz zum Beispiel die zu gute Gefängnissituation in der amerikanischen Zone, berichtet über Proteste, Notwohnungen und Hungermärsche im Ruhrgebiet und hebt die Lebenssituation im eigenen Sektor lobend hervor (ebd., S. 88).

Deutlich wird der ideologische Unterschied auch am „Börsenverein“. Dieser sieht in der SBZ keine Zukunft mehr für sich und gründet sich 1948 in Wiesbaden als „Arbeitsgemeinschaft Deutscher Verleger- und Buchhändler-Verbände“ neu und benennt sich schließlich in „Börsenverein des Deutschen Buchhandels“ um. Bis 1998 sind insgesamt 7.034 Unternehmen Mitglied des Vereins (WITTMANN 2011, S. 413). Der „Börsenverein“ wehrt sich für seine Mitglieder gegen Versuche der Unterdrückung durch den Staat, zum Beispiel für politische und erotische Arbeiten, getreu Artikel 5 des Grundgesetzes. Dennoch gibt es auch in der Bundesrepublik immer wieder Verbote von Schulbüchern oder für Schriften, wie sie beispielsweise später aus dem Spektrum der „Rote Armee Fraktion“ (RAF) entstammen (ebd., 415f.).

Das Ende der Lizenzierungspflicht wird Ende September 1948 angekündigt und eigentlich mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland am 29. Mai vollzogen, doch erst am 21. September 1949 durch das Gesetz Nr. 5 der „Alliierten Hohen Kommission“ vollkommen aufgehoben (SCHÜTZ 1995). Mit dem Ende der Lizenzpflicht kommt es zu einer Flut neuer Zeitungen und Verlage, die verstärkt von den Altverlegern, jenen, die schon vor 1933 tätig waren, gegründet werden. So stehen

³⁷⁶ Die NBI gehört ab 1945 zusammen mit der „Zeit im Bild“ ab 1946 zu den ersten Lizenzblättern in der Ostzone.

innerhalb weniger Wochen den 165 Lizenzzeitungen rund 600 Altverlegerzeitungen gegenüber (PÜRER und RAABE 2007, S. 117). Die Lizenzpresse behauptet sich aber gegen die Emporkömmlinge am Markt. Durch den Vorteil sich schon eine treue Leserschaft erarbeitet zu haben überleben viele der neuen Zeitungen nur Monate oder gar Wochen. Die Phase des Neuaufbaus des deutschen Pressewesens dauert bis circa 1954. Im gleichen Jahr gründet sich auch der „Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger“ (BDZV) als Gesamtverband der Lizenz- und Altverleger, die bis dahin in konkurrierenden Verbänden organisiert sind (ebd., S. 118).

Mit dem Jahr 1954 kommt es des Weiteren zu strukturellen Veränderungen in der deutschen Presselandschaft, ausgelöst durch eine Konzentrationsphase, die zwar Mitte der 1970er abflaut, sich aber bis heute in einer Konzentration in nationale und internationale Medienkonzerne fortsetzt. Deutlich wird die Entwicklung am Rückgang der publizistischen Einheiten zwischen 1954 und 1976 von 225 auf 121. Besonders trifft dies die kleineren Lokalzeitungen mit circa 40.000er Auflage. Ihre Zahl verringert sich von 121 auf 30. Zur gleichen Zeit steigt die Zahl der publizistischen Einheiten mit einer Auflage von circa 150.000 von 18 auf 42. Die Zahl der Verlage, die als Herausgeber auftreten geht ebenfalls von 624 auf 403 zurück (ebd., 123f.). Dabei können sich im Zuge dieser Entwicklungen sowohl der Springer-Verlag, die Westdeutsche Allgemeine Zeitungsgruppe, die Gruppe Stuttgarter Zeitungsverlag, der Verlag DuMont Schauberg und der Süddeutsche Verlag zu den fünf großen Verlagen in Deutschland entwickeln, die 1980 circa 45,5 % der Gesamtauflage auf sich vereinen (PÜRER 2015, S. 56). Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch für den Zeitschriftenmarkt nachzeichnen, auf dem sich ebenfalls der Springer Verlag und der Heinrich Bauer Verlag, Gruner und Jahr / Bertelsmann sowie der Burda-Verlag als Großverlage etablieren können (PÜRER und RAABE 2007, S. 126).

Die häufig geäußerte Kritik, dass die Etablierung des Rundfunks (und vor allem des Fernsehens ab 1952 mit der ARD beziehungsweise ab 1963 mit dem ZDF)³⁷⁷ einer

³⁷⁷ Zu den Öffnungspotentialen und -barrieren im Zuge der Etablierung des Radios siehe Kapitel 5.4.

der Hauptgründe für das Zeitungssterben ist, ist so nicht korrekt. Denn es zeigt sich, dass insbesondere die auflagenschwachen Zeitungen im Kampf um Anzeigenkunden unterlegen sind (ebd., S. 129). Hierzu trägt vor allem auch die Verschiebung der Finanzierung der Zeitungen bei, die in den 1950er Jahren noch verstärkt aus dem Vertrieb erfolgt und sich bis 1976 hauptsächlich aus dem Anzeigengeschäft ergibt, dass heißt zwei Drittel der Finanzierung erfolgt aus Anzeigen und nur noch ein Drittel aus der Distribution (ebd., S. 130). Das Aufkommen der Boulevard-Zeitungen wie „Bild“ (ab 1952) hat auch nicht zu einer Verringerung der Abonnementzahlen geführt, die sich sogar als äußerst stabil erweisen. Interessanter Weise kann man also festhalten, dass sich zwar durch Konzentration³⁷⁸ und zunehmende Kooperation die Zahl der publizistischen Einheiten reduziert, die Auflagenzahlen aber stabil bleiben beziehungsweise sogar steigen (ebd., S. 129).

Maßgeblich beigetragen zur Dämpfung der Konzentrationsentwicklung ab 1976 hat wohl das in diesem Jahr beschlossene „Gesetz zur Pressefusions-Kontrolle“ (siehe Tabelle 3) (SCHÜTZ 1995). Hierbei werden die kartellrechtlichen Bestimmungen dahingehend verändert, dass Unternehmen jetzt nicht mehr erst ab einem Jahresgesamtumsatz von 500 Millionen Mark begutachtet werden, sondern schon ab 25 Millionen Mark. Zwischen 1973 und 1990 prüft das Bundeskartellamt 237 Fälle und untersagt davon 21 (PÜRER 2015, S. 55).

Bis zur Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten ändert sich nicht mehr viel im deutschen Pressesystem, da es zwischen 1976 und 1985 zu einer Konsolidierung der Zeitungsbranche kommt. In dieser Zeit steigen die Zeitungseinheiten wieder bei gleichbleibendem Wachstum der Auflagenzahlen. Nur die Zahl der Verlage und Herausgeber ist weiterhin rückläufig, während die ohnehin schon großen

³⁷⁸ Viele der kleinen Verlage beschließen zum Beispiel im redaktionellen Bereich, bei der Anzeigenverwaltung oder auch bei technischen und vertrieblichen Themen enger zusammen zu arbeiten (PÜRER und RAABE 2007, S. 140).

Jahr	publizistische Einheiten	redaktionelle Ausgaben	Verlage als Herausgeber	Verkaufte Auflagen in Millionen
1954	225	1500	624	13,4
1964	183	1495	573	17,3
1976	121	1229	403	19,5
1985	126	1273	382	20,9
1989	119	1344	358	20,3

Tabelle 3: Relation publizistischer Einheiten und verkaufter Auflagen
(Quelle: SCHÜTZ 1992, S. 82).

und etablierten Verlage ihre Position nicht nur weiter festigten, sondern sogar noch weiter ausbauen (PÜRER und RAABE 2007, S. 141).

Bis 1989 reduziert sich die Zahl der publizistischen Einheiten nochmals von 126 auf 119, die in 1.344 Ausgaben von 358 Verlagen herausgegeben werden (ebd., S. 147). Interessant ist die Verteilung der Marktanteile der zehn größten Verlage Deutschlands im Jahr 1989 (siehe Tabelle 4).

Verlag/Verlagsgruppe	Gesamtauflage	Marktanteil in %
1. Verlag Axel Springer	5.423.897	26,68
2. Zeitungsgruppe WAZ	1.219.039	6,02
3. Süddeutsche Verlagsgruppe	721.954	3,56
4. Verlagsgruppe DuMont-Schauberg	658.165	3,25
5. Stuttgarter Zeitungsverlagsgruppe	638.259	3,15
6. Gruppe Münchner Zeitungsverlag	601.717	2,97
7. Frankfurter Verlagsgruppe	495.779	2,44
8. Rheinisch-Bergische Verlagsgruppe	414.749	2,05
9. Verlagsgruppe Madsack / Gerstenberg	393.527	1,94
10. Ruhr-Nachrichten / F. Lensing-Wolff	285.316	1,41
Gesamt	10.852.402	53,47

Tabelle 4: Marktanteile deutscher Verlage 1989
(Quelle: PÜRER und RAABE 2007, S. 149).

Deutlich wird hieran, dass die Auflagenstärke des Springer-Verlags alleine so stark ist wie die Auflagen der gesamten weiteren neun Großverlage in Deutschland. Die

Entwicklung der Zeitungsvielfalt in den einzelnen Bundesländern kann Abbildung 5 entnommen werden.³⁷⁹

Bundesland	Publizistische Einheiten	Redaktionelle Ausgaben	Verkaufte Auflagen in Mio
Baden Württemberg	17	213	2,34
Bayern	24	267	2,96
Berlin	6	12	0,71
Bremen	3	26	0,36
Hamburg	5	45	4,84
Hessen	13	122	1,53
Niedersachsen	12	121	1,51
Nordrhein-Westfalen	27	420	4,59
Rheinland-Pfalz	5	58	0,77
Saarland	1	14	0,20
Schleswig-Holstein	6	46	0,48
Gesamt	119	1.344	20,29

Tabelle 5: Publizistische Einheiten in Deutschland 1989
(Quelle: PÜRER und RAABE 2007, S. 150).

Wie bereits thematisiert gibt es viele Formen der Tages- und Wochenpresse. Zu den überregionalen Zeitungen gehören beispielsweise die „Süddeutsche Zeitung“, die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ oder „Die Welt“.³⁸⁰ „Die Welt“ sowie die „Tagesszeitung“ bringen zusätzlich einen Lokalteil zu ihrem Erscheinungsort heraus (ebd., S. 151).

Neben diesen Zeitungen gibt es noch die sogenannte Boulevardpresse, zu denen neben der „Bild“, der „Express“ in Köln, die „Berliner Zeitung (BZ)“ sowie die „Abendzeitung“ und „tageszeitung“ (tz) in München oder auch die „Morgenpost“ in Hamburg gezählt werden können (ebd., S. 155). Weitere Formen der Presse in Deutschland sind

³⁷⁹ Bei diesen Zahlen ist einerseits zu berücksichtigen, dass für das Bundesland Hamburg die Auflagenzahlen der „Bild“-Zeitung Hamburg zugerechnet werden und andererseits, dass es trotz der erkennbaren Vielfalt (europaweit einzigartig) in 49 % der Regionen nur eine Tageszeitung gibt, die jeweils die Monopolstellung besitzt.

³⁸⁰ Eine weitere überregionale Zeitung ist die 2012 eingestellte „Frankfurter Rundschau“. Sie existiert heute nur noch als Online-Medium unter <http://www.fr-online.de> (letzter Abruf 19. Juli 2016).

Partei-Zeitungen, die aber bis 1989 nur noch in kleinen Auflagen erscheinen oder auch ausländische Presseerzeugnisse (zum Beispiel „Hürriyet“, „Milliyet“, „Vecernij List“, „Vjesnik“, „Akropolis“, „Makedonia“) (ebd., S. 161). Schließlich sind auch noch die Wochenzeitungen und -zeitschriften zu erwähnen. Sie dienen – geschuldet ihrer Erscheinungsweise – weniger der tagesaktuellen Unterrichtung über Ereignisse, sondern eher der Hintergrundinformation und übergreifenden Meinungsbildung (ebd., S. 162). „Der Spiegel“ ist in diesem Zusammenhang nicht eindeutig zuordenbar, denn er erscheint einerseits im Design einer klassischen Zeitschrift und hat andererseits die Inhalte einer Wochenzeitung.

Supplement und Anzeigenblätter gehören ebenso zur deutschen Presselandschaft. Ersterer sind eigentlich aus Beilagen der Tageszeitungen entstandene eigenständige Magazine, die durch ihre farbige Aufmachung eine weitere Quelle für Anzeigeneinnahmen sind. Die kostenlosen Anzeigenblätter bestehen zwar zum überwiegenden Teil aus Werbung, doch bieten sie auch Inhalte zu lokalen Themen und Ereignissen, so dass sie in Konkurrenz zu den lokalen Tageszeitungen stehen. Um aber die redaktionellen Inhalte in diesen Zeitungen nicht zu stark werden zu lassen kaufen sich die Verleger in die Anzeigenblätter ein und verhindern einen weiteren inhaltlichen Ausbau (ebd., S. 171).

Schließlich sind auch noch die Zeitschriften anzusprechen. Kommt es also auf dem Zeitungsmarkt ab Mitte der 1970er zu einer Marktkonzentration kann diese nicht auf die Zeitschriften übertragen werden (SCHÜTZ 1995). Zwischen 1954-1967 wächst die Zahl der Zeitschriften von 5.187 auf 10.937. Dabei haben alle Zeitschriftenformen (Anzeigenblätter, Fachzeitschriften und Publikumszeitschriften) wachsende Zahlen aufzuweisen (PÜRER und RAABE 2007, 142f.). Ähnlich ist jedoch die strukturelle Veränderung im Bereich der Finanzierung. Bei den Zeitschriften ist der Anzeigenmarkt ein ebenso heiß umkämpftes Gebiet, dass durch die entstandenen Special-Interest-Zeitschriften nicht einfacher geworden ist. Die stagnierenden oder sogar leicht

rückläufigen Zeitschriftenauflagen zeigen, dass die Hochphase der Zeitschriftenproduktion und -distribution wohl in der Mitte der 1980er liegt (ebd., 170ff.).

Für das Jahr 1989 sind 7.831 Titel verzeichnet, von denen die Fachzeitschriften mit 3.200 Titeln den größten Teil ausmachen. Danach kommen die Publikumszeitschriften („Regenbogenpresse, [...] Frauen- und Modemagazine, Jugendzeitschriften, Sport-, Motor-, Freizeit- und Hobby-Zeitschriften, Gesundheitsmagazine“ (ebd., S. 171)). Die Auflagestärksten unter ihnen sind aber die Programmzeitschriften wie „Hörzu“, „TV Hören und Sehen“ oder auch die „Funk Uhr“. Auf dem Markt der Illustrierten stehen „Der Stern“, die „Neue Revue“ (bis 2005), „Bunte“ und „Quick“³⁸¹ (bis 1992) lange an der Spitze.

Die meisten Zeitschriften werden über den Weg eines Abonnements distribuiert, wobei es hierbei starke Unterschiede gibt: konfessionelle Zeitschriften werden zu 97 %, Fachzeitschriften zu 96 % und Publikumszeitschriften zu 42 % mittels Abonnement vertrieben. Der häufigste Vertriebsweg ist dabei die Post mit 84 % während nur 7,6 % über eigene Vertriebswege und 3,1 % über Lesezirkel vertrieben werden.

Das es sich beim westdeutschen Presse- und Verlagswesen aber um ein vergleichsweise offenes System handelt, zeigt sich an den sich um 1968 gründenden alternativen Kleinverlagen, zu denen sich Autoren, Buchhändler und Verlagsmitarbeiter mit der Absicht der Überwindung der überlieferten Organisationsstrukturen und ökonomischen Ziele zusammenschließen. Die Akteure verstehen sich vielmehr als Alternative zu den etablierten bürgerlichen Medien und beabsichtigten die Herstellung einer Gegenöffentlichkeit.³⁸² Es sind jedoch häufig Laienzeitungen, die in der Gestalt von Szene-, Stadtteil oder Vorort-Zeitungen auftreten (ebd., S. 143). Häufig werden die Zeitungen aber schon nach kurzer Zeit wieder eingestellt oder verändert sehr oft

³⁸¹ Im Zuge der Veränderungen am deutschen Zeitschriftenmarkt muss auch eine der traditionsreichsten Zeitschriften ihren Dienst einstellen – die „Quick“. Sie hat von 1965 an existiert und muss ab 1990 eine Halbierung ihrer Anzeigeneinnahmen verkraften, was letztlich auch zu ihrer Einstellung führt.

³⁸² Bücher sollen auch bei ihnen in einer gleichberechtigt-kooperativen Form aller Beteiligten entstehen und vermarktet werden.

ihr Erscheinungsbild. Nur einige wenige Verlage verstehen es das Konzept so erfolgreich umzusetzen, dass sie heute ebenfalls als etablierte Verlage operieren. Als heute bekannteste Zeitung dieser Art kann wohl die „Tageszeitung“ (TAZ) bezeichnet werden, die ihre Inhalte heute als „Open Content“ über ihre Internetpräsenz anbietet. Weiterhin haben sie Einfluss auf Traditionsunternehmen wie zum Beispiel „Hanser oder Luchterhand“, die Räte zur Mitbestimmung durch Mitarbeiter etablieren. Insgesamt sind den meisten Verlagen jedoch keine großen Erfolge außer in ihrem Bereich alternativer Literatur beschieden (WITTMANN 2011, 431f.).

Bevor auf die Presseentwicklung der BRD ab 1989 eingegangen werden kann sind noch einige Öffnungs- und Schließungsereignisse aus der bundesdeutschen Geschichte darzulegen. Ende der 1950er beginnt sich der Stil in den Kommentaren, Kolumnen und Leserbriefen zu verändern. Er wird zunehmend kritischer, mit mehr Ironie und Polemik. Es beginnt eine Phase der „Zeitkritik“, die den Eliten mit Skepsis begegnet und Ausdruck des Generationenkonfliktes der Journalisten und Bildreporter ist und für die nächsten Jahre prägend bleiben soll. Die politischen Eliten wehren sich dagegen und versuchen restriktive Maßnahmen einzuleiten, sobald die Themen Verfassungsschutz, Verteidigungspolitik und Bundeswehr kritisch hinterfragt werden (HARTEWIG 2010, S. 219). Ein Gesetzentwurf jedoch, der ein Vorgehen gegen diffamierende Berichterstattung von Staatsoberhäuptern beantragt, wird 1958 im Bundesrat abgelehnt, ebenso der 1960 unternommene Versuch einer Aufhebung der Pressefreiheit im Ernstfall, der am Widerstand der Opposition scheitert (ebd., S. 220).

Entsprechend des Mentalitätswandels in der westdeutschen Presselandschaft beginnt in den späten 1950ern und frühen 1960ern auch die Zeit der Skandale: So will der Verfassungsschutz 1959 die Auslieferung des „Stern“ wegen Offenlegung der Anwerbemethoden neuer Mitglieder und der Überwachungsverfahren verhindern. Weiterhin werden auch Verbrecher des nationalsozialistischen Regimes in der Behörde identifiziert. Die Ausgabe wird von offizieller Seite beschlagnahmt und die entsprechenden Seiten werden von Polizisten herausgerissen. Der Heraus-

geber HENRI NANNEN protestiert und polemisiert wegen der Einflussnahme der Politik und der Einschränkung der Pressefreiheit. In der Folge des Skandals muss der Verfassungsschutzchef HUBERT SCHRÜBBERS seinen Posten aufgeben (ebd.).

Die Aktionen gegen „Stern“ lassen bereits erahnen, was 1962 im Zuge der sogenannten Spiegel-Affäre passieren würde: In einem Bericht der Zeitschrift wird offengelegt, dass die Bundeswehr nur „bedingt abwehrbereit“ für den Ernstfall sei. Quellen des Berichts sind geheime Dokumente über das Herbstmanöver der NATO. Die Kritik zielt auf den damaligen Verteidigungsminister FRANZ J. STRAUSS. Wie schon beim „Stern“ schreitet auch hier die Staatsmacht ein: Das Magazin wird beschlagnahmt, der Chefredakteur CONRAD AHLERS, Herausgeber RUDOLF AUGSTEIN und Verlagsdirektor HANS DETLEV BECKER sowie zwei Informanten werden verhaftet, die Redaktionsräume werden durchsucht und der „Spiegel“ wird über Wochen nur noch in Notausgaben produziert. Der Skandal zwingt STRAUSS zu einem Rücktritt und die Ermittlungen gegen die Journalisten werden im Sommer 1965 aus Mangel an Beweisen eingestellt (ebd., 220f.). Der Skandal löst eine Solidarisierungswelle der Presse mit dem „Spiegel“ aus, was dazu führt, dass auch die anderen Medien zunehmend regierungskritischer werden (ebd., S. 221).

Ein weiterer Skandal betrifft erneut den „Stern“, der in einer Reportage den ehemaligen SS-Obersturmbannführer HANS-WALTER ZECH-NENNWITSCH in Ägypten aufspürt. ZECH-NENNWITSCH soll eigentlich eine Haftstrafe wegen Beihilfe zum Mord an zwei Juden verbüßen, aus der er aber geflohen ist. Die Journalisten, die vollkommen selbstständig und ohne Kenntnis deutscher Behörden agieren, interviewen ZECH-NENNWITSCH und überzeugen ihn wieder zurück nach Deutschland zu kommen. In der Folge der Ereignisse bietet der niedersächsische Justizminister ARVID VON NOTTBECK dem „Stern“-Herausgeber NANNEN 10.000 DM als Belohnung an. NANNEN aber publiziert das Telefonat mit dem Justizminister als politische Einflussnahme auf die Presse (ebd., 221f.).

Die kritische Presse der frühen und mittleren 1960er bereitet den Boden und die Themen für die Studentenproteste ab 1968. Während sich die „Springer“-Presse („Bild“, „Berliner Zeitung“, „Berliner Morgenpost“, „Welt“) eher konservativ verhält, die beginnende Frauenbewegung kritisch bewertet und die Studierenden mit der kommunistische Ideologie in Verbindung bringt, sympathisieren „Stern“ und „Quick“ mit den Studierenden. Sie berichten über den Staatsbesuch des Schahs und die „Jubelperser“, über das Vorgehen der Polizei gegen die Demonstrationen, den Tod BENNO OHNESORGS und über die französischen Studentenproteste. Sie statten die Berichte auch mit einer entsprechenden Pressefotografie aus, die über die Gewalt und die Proteste informiert und die Opfer zu „Märtyrern“ stilisiert (ebd., 223ff.). Unterstützt wird diese Entwicklung von der Einführung des Vierfarbentiefdrucks in der BRD ab circa 1965, was zu einem rasanten Anstieg von Bildinhalten in Artikeln und Werbung resultiert (ebd., S. 226).

Inhaltlich verschwinden in den 1960er Jahren die Klatsch-Themen über Hochzeiten, Home-Stories der Stars, Politiker-Portraits, Berichte über tragische Ereignisse aus den politischen Zeitschriften. Diese werden nun von den Yellow-Press Magazinen „Neue Post“, „Heim und Welt“, „7 Tage“ und „Wochenend“ übernommen (ebd.).

Ein weiteres Thema, dass zur Auseinandersetzung mit der Elterngeneration führt ist die sogenannte sexuelle Revolution. Die Pille, die Sexualisierung des weiblichen Körpers, Familienplanung, Abtreibung, Moral, Prostitution, Sexualität, Eheleben, Geschlechterpsychologie sind Themen, die unter anderem von Vertretern wie OSWALD KOLLE popularisiert werden. So wie auch schon bei anderen Themen ist auch hier ein Unterschied zwischen der West- und Ost-Presse zu markieren: Während die westlichen Illustrierten in ihrer Berichterstattung weder auf Verteufelung noch Sympathie festzulegen sind werden diese Themen im Osten nahezu gar nicht behandelt, Pornographie und Prostitution kommen nur im Zusammenhang mit dem Westen zur Sprache (ebd., 232f, 241).

4.2.6 In der Bundesrepublik seit 1989

Mit der Wende beziehungsweise der deutsch-deutschen Wiedervereinigung versuchen die westdeutschen Zeitungs- und Zeitschriftenverlage zunächst ihre Presseerzeugnisse in den neuen Bundesländern zu verkaufen oder einzelne Inhalte über Partnerschaften an diese zu vertreiben. Einige westdeutsche Verlage versuchen mit speziell für den ostdeutschen Markt modifizierten Blättern aktiv zu werden, andere versuchen es ohne Veränderungen Marktanteile zu erlangen (PÜRER und RAABE 2007, S. 219). Gratisabonnements werden beispielsweise an Bibliotheken vertrieben. Als eine Herausforderung stellen sich auch immer wieder die Distributionswege dar, da einerseits noch eine Genehmigung für den Vertrieb westlicher Zeitungen im Osten notwendig ist und andererseits weil sich der Versand über die ostdeutsche Post als nicht zuverlässig erweist.

In einer zweiten Phase beginnen westdeutsche Verlage Ausgaben von Zeitungen in grenznahen Gemeinden zu vertreiben. Darüber hinaus kommt es zu personellen und redaktionellen beziehungsweise inhaltlichen und organisatorischen Austausch- und Unterstützungsbeziehungen. Dies geschieht auch, weil die ostdeutschen Verlegerverbände aktiv um die Unterstützung der westdeutschen Verlage mit Know-How und Produktionstechnik wie Satz-, Druck- und Kopiermaschinen bitten.

Schließlich werden neun neue Verlage für Tageszeitungen zwischen 1989 und 1990 gegründet. Dies führt dazu, dass sich der Bestand von Tageszeitungen zeitweise von 39 auf 48 erhöht. Gleichzeitig sehen sich die Verlage aber auch mit besonderen Produktionsproblemen konfrontiert, da weder ausreichend Papier vorhanden ist, noch entsprechende Drucktechnik bezogen werden kann (ebd., S. 218).

In den nächsten Monaten kommt es daher zu zahlreichen Fusionen am Markt, die für die Ostverlage aus wirtschaftlicher Sicht eminent bedeutsam sind und für die Westverlage eine Eintrittstür in den neuen Markt bedeuten. Bis zum Frühjahr 1991 weist der ostdeutsche Pressemarkt eine Vielfalt auf, die seinesgleichen sucht (siehe

Abbildung 9). Zwischen November 1989 und Juni 1991 entstehen 26 neue Verlage, „die zusammen 61 redaktionelle Zeitungsausgaben“ herausgeben und 21 Westverlage führen 43 redaktionelle Ausgaben auf dem ostdeutschen Markt ein. Doch trotz des Anstiegs der publizistischen Vielfalt verringern sich die verkauften Auflagen von 9,8 Millionen 1989 auf circa 7.5 Millionen im April 1991. Bis zur Jahresmitte 1991 bestehen von den 18 Zeitungen der Blockparteien³⁸³ noch 12. Besonders dramatisch stellt sich der Auflagenrückgang bei den ehemaligen Staatsorganen „Neues Deutschland, „Junge Welt“ und „Tribüne“ dar, die zusammen bis Jahresmitte 1991 Einbußen von 90 % hinnehmen müssen, während die Bezirkszeitungen vergleichsweise stabil bleiben (ebd., S. 237).

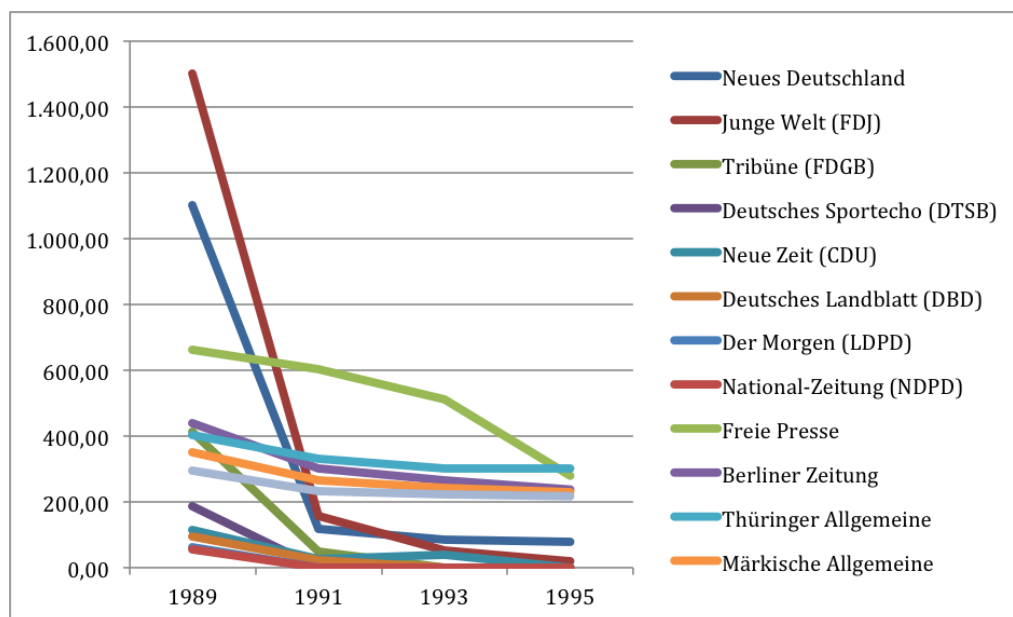


Abbildung 9: Auflagenentwicklung ostdeutscher Zeitungen
zwischen 1989 und 1995

(Quelle: SCHÜTZ 1991; PRESSE- UND INFORMATIONSAMT DER BUNDESREGIERUNG – MEDIENREFERAT: ZEITUNGEN IN DEN NEUEN BUNDESLÄNDERN 1993; SCHÜTZ 1995 zitiert nach PÜRER und RAABE 2007, S. 237).

³⁸³ Diese dürfen für ihre Zeitungen nicht mehr werben oder die Zahl der Abonnements erhöhen (HOLZWEISSIG 1991, S. 97).

Die „Berliner Zeitung“ muss einen Auflagenrückgang von circa 70 % hinnehmen und der Berliner Verlag³⁸⁴ kann nur durch die Neugründung des „Berliner Kuriers am Morgen“ (zum „Berliner Kurier am Abend“) eine Auflagensteigerung von 15 % gegenüber 1989 erreichen. Erfolgreich können sich lediglich die 14 ehemaligen SED-Bezirkszeitungen am neuen Markt behaupten. Das Geheimnis ihres Erfolgs liegt sowohl darin, dass sie ihre Leser-Blatt-Bindung aufrechterhalten können als auch in der Verkaufsstrategie der Treuhand-Anstalt (ebd., 230f.).

Die Tätigkeiten der Treuhand führen zwar dazu, dass die ehemaligen Staatszeitungen privatisiert, aber nicht entflochten werden. Zum Beispiel werden die Verlage nicht getrennt von ihren Druckereien verkauft, so dass neu gegründeten Kleinverlagen ein entscheidender Wettbewerbsnachteil entsteht. Bereits ab Mitte 1991 kommt es daher zu einem massiven Konzentrationsprozess auf dem ostdeutschen Pressemarkt (SCHÜTZ 1995). Aber auch a) die Strategien zur Marktaufteilung der westdeutschen Großverlage, b) die Portoerhöhung der Post, c) der Rückzug aus der Frühzustellung, d) Veränderungen zu einem geregelten und verlagsunabhängigen Vertrieb, e) die konservativen Lesergewohnheiten, f) die geringe Kaufkraft der ostdeutschen Leser (PÜRER und RAABE 2007, S. 236) sowie g) der Preiskampf bei den Bezugspreisen (ebd., S. 238) unterstützen den Prozess weiter.

Der Konzentrationsprozess führt dazu, dass zahlreiche Westverlage ihre speziellen Ostprodukte wieder einstellen, nachdem sie den Zuschlag zu einer der Bezirkszeitungen bekommen haben und zahlreiche der neu gegründeten Zeitungen auch nicht den neuen Marktverhältnissen stand halten. Ein weiterer Grund für das massive Zeitungssterben ist auch der Preiskampf im Distributions- und Anzeigensegment (ebd., 236f.).

Blickt man also zurück auf die Entwicklungen seit 1989 sieht man, dass die publizistischen Einheiten zunächst von 37 auf 42 zunehmen, bis 1992 aber auf 29 und bis

³⁸⁴ Der Berliner Verlag wird bereits vor der Wende an den Westdeutschen Verlag Gruner und Jahr mit Maxwell verkauft.

1995 sogar auf nur noch 21 zurückgehen (ebd., S. 240). Somit ist die Konzentration am ostdeutschen Zeitungsmarkt derart hoch, dass weder Wettbewerb noch erfolgreiche Neugründungen möglich sind. Für die Rezipienten hat diese Entwicklung ebenfalls entscheidende Auswirkungen: Haben 1991 noch fast 50 % der Landkreise zwei Tageszeitungen zwischen denen die Leser wählen können, sind es fünf Jahre später schon 60 % und bis Ende der 1990er schon 70 % der Bevölkerung, die nur noch eine Zeitung zur Wahl haben. Mit anderen Worten erscheint in zwei Dritteln der ostdeutschen Landkreise nur noch eine regionale Abonnementzeitung – eben eine der ehemaligen Bezirkszeitungen (SCHÜTZ 1995).

Interessant sind auch die Befunde für die Mediennutzung kurz nach der Wende nach der „Langzeitstudie Mediennutzung“ von 1990. Den Daten lässt sich entnehmen, dass die Ostdeutschen die Medien Hörfunk, Fernsehen und Zeitung sehr viel länger und regelmäßiger nutzen als ihre westdeutschen Mitbürger. Der vergleichsweise geringere Anteil an Freizeit bei den Ostbürgern wird also anteilig häufiger mit Medien verbracht. Dies wird einerseits mit dem erhöhten politischen Interesse an der Umbruchssituation begründet, aber auch durch einen zeitlich anders strukturierten Tagesablauf und ein Fehlen vergleichbarer Freizeitangebote. Die Reichweite der Tageszeitungen im Osten liegt bei circa 78 % bei einer gleichzeitigen Lesedauer von durchschnittlich 33 Minuten pro Tag. Im Vergleich zur Glaubwürdigkeit liegt die Zeitung bei den Befragten auf dem dritten und damit letzten Platz der drei Medien, die das Fernsehen für glaubwürdiger als die Zeitung halten, obwohl sie wiederum im Vergleich zwischen Ost- und Westzeitungen die ostdeutschen für glaubwürdiger erachten. Bevorzugt gelesen wird von den befragten Ostdeutschen der Politikteil, was mit dem Wunsch nach politischer Orientierung einher geht (PÜRER und RAABE 2007, 251f.).

Die jüngeren Mediennutzer passen sich aber schon zwischen 1991 und 1992 an ihre gleichaltrigen westdeutschen Zeitgenossen an. So sinkt der Anteil derer, die Printmedien nutzen zugunsten einer verstärkten Rezeption audio-visueller Medien.

Als besonderes Printmedium erweist sich die „Bravo“, die schon im März 1990 circa drei Viertel der Jugendlichen im Osten erreicht. Schließlich gilt es festzuhalten, dass die Medienlandschaft und damit die Rezipienten noch bis 1995 in einen Ost- und einen Westteil unterschieden waren. Unterschiedliche Produkte, Inhalte und Aufmachungen und verschiedene Nutzungsweisen sorgen für eine Differenz (ebd., S. 253).

Die Wende bringt aber auch einen Wandel für die im Journalismus Tätigen. So verändern sich der Arbeitsrhythmus, die politische Ausrichtung, der Wegfall der Kontrollen und so weiter. Die engen politisch-ideologischen Vorgaben lassen nach der Wende ein vertieftes Wissen in Spezialgebieten oder auch Recherchekenntnisse bei den ostdeutschen Journalisten vermissen. Entsprechend wird vielen Journalisten erst nach und nach klar, dass die Medien als vierte Macht im Staat zu verstehen sind und unter anderem dazu dienen offen Kritik zu üben und Missstände aufzuzeigen. Das problemorientierte und eigenverantwortliche Arbeiten unter der Bedingung knapper Zeit-Budgets macht vielen Redakteuren ebenso zu schaffen. Analysevermögen, Herstellen von Zusammenhängen oder der Umgang mit Menschen lassen ebenso häufig zu wünschen übrig (ebd., S. 254).

Eine Herausforderung stellt für zahlreiche der Journalisten auch die Veränderung auf dem Arbeitsmarkt dar, denn von den 1989 circa 9.000-10.000 festangestellten Journalisten sind es im Jahr 1992 nur noch zwischen 3.800 und 4.900. Gründe für den Verlust des Arbeitsplatzes sind neben der Tätigkeit in höheren und hohen Funktionen mit politischen oder auch staatsicherheitlichen Aufgaben auch einfache Personalreduktionen oder die Schließung von Verlagen. Auch wenn einige Journalisten ihren Wohnort verlassen oder in die Bereiche Werbung oder Öffentlichkeitsarbeit wechseln scheint dies wohl für einen Großteil keine Alternative gewesen zu sein (ebd., 255f.).

Der Zeitschriftenmarkt entwickelt sich währenddessen aber anders: Westdeutsche Zeitschriften erfreuen sich im Osten einer etwas größeren Beliebtheit als die Tagespresse. Vergleichbar ist, dass ehemalige DDR-Zeitschriftentitel ebenfalls erheb-

liche Auflageneinbußen verzeichnen müssen, so dass etwa die Hälfte der früheren DDR-Titel eingestellt wird, 12 % in anderen Titeln aufgehen und 8,5 % unter anderem Namen neuaufgelegt werden (ebd., 243f.). Erfolgreiche Titel sind beispielsweise „Auto/Der deutsche Straßenverkehr“ oder das Satiremagazin „Eulenspiegel“. Erfolge feiern auch Publikums- beziehungsweise TV-Zeitschriften wie „TV-Movie“, „TV-Spielfilm“, „TV-Serien“, „TV-Today“ oder die „Bravo“ als Jugendzeitschrift, deren Auflagen ab 1992 auch wieder rückläufig sind. Noch schwerer haben es politische Magazine wie „Spiegel“, „Stern“ und „Focus“ (ebd., 245f.). Der Trend in der Produktion der neuen Zeitschriften geht hin zu einem ansprechenderen, übersichtlicheren Layout, mit Infographiken, Farbfotos sowie kürzeren Artikeln. Das Niedrigpreissegment scheint sich auch als eine längerfristige Marktoption festzusetzen. Zu den Neugründungen jener Jahre gehören der „Focus“, „Holiday“, „Forbes“, „Super Illu“, „Super TV“, „Allegra“, „Joy“, „Cosmopolitan“, „Popcorn“, „Gala“ oder auch „Amica“. Die 1953 gegründete und zunächst eingestellte „Wochenpost“ wird ebenfalls 1993 wieder neu aufgelegt, doch kann sie sich nicht mehr langfristig am heiß umkämpften Markt etablieren (ebd., 263f.).

Der Zeitungs- und Zeitschriftenmarkt im Osten ist also schließlich durch die großen Verlage beziehungsweise deutschen Medienkonzerne übernommen worden. Die Konzerne agieren heute als multimediale Akteure auf einem globalen Medienmarkt (ebd., S. 268). Das Gesamtbild der Tagespresse in Deutschland 1995 stellt sich also wie in Tabelle 6 abgebildet dar (ebd., S. 261).

Elemente	Kennzahlen
Publizistische Einheiten	135
(redaktionelle) Ausgaben	1.614
Verlage als Herausgeber	380
Gesamtauflage	25 Millionen
Exemplare je tausend Einwohner	317
Reichweite	81 %
überregional verbreitete Abonnementzeitungen	6
Straßenverkaufszeitungen	7
regionale/lokale Abonnementzeitungen	122

Tabelle 6: Presselandschaft in Deutschland 1995

(Quelle: ebd.).

Nach der Wende und der Konzentrationsphase kommt es in der gesamtdeutschen Presselandschaft zu einer relativen Phase der Stabilisierung, was anhand der vergleichsweise stabilen Zahl eigenständiger Tageszeitungen und einer Verlangsamung des Auflagenrückgangs gezeigt werden kann (siehe Abbildung 10).

① Tagespresse: Statistik im Überblick

Jahr ¹⁾	Publizistische Einheiten		Verlage als Herausgeber		Ausgaben		Verkaufte Auflage in Mio	
	absolut	Index	absolut	Index	absolut	Index	absolut	Index
1954	225	100	624	100	1 500	100	13,4	100
1964	183	81	573	92	1 495	100	17,3	129
1967	158	70	535	86	1 416	94	18,0	134
1976	121	54	403	65	1 229	82	19,5	146
1979	122	54	400	64	1 240	83	20,5	153
1981	124	55	392	63	1 258	84	20,4	152
1983	125	56	385	62	1 255	84	21,2	158
1985	126	56	382	61	1 273	85	20,9	156
1987	121	54	(375)	(60)	•	•	20,7	154
1989	119	53	358	57	1 344	90	20,5	152
1989 DDR	37	-	38	-	291	-	9,6	-
1991	158	100	410	100	1 673	100	27,3	100
1994	137	87	385	94	1 597	95	25,3	93
1997	135	85	371	90	1 582	95	24,6	90
1999	135	85	355	87	1 581	95	24,1	88
2001	136	86	356	87	1 584	95	23,7	87
2004	138	87	359	88	1 538	92	21,7	79
2006	136	86	352	86	1 524	91	21,0	77
2008	135	85	353	86	1 515	91	20,0	73
2010	132	84	347	85	•	•	19,4	71
2012	130	82	333	81	1 532	92	18,2	67

1) 1954-1989: altes Bundesgebiet, ab 1991 inkl. neuer Bundesländer.

Abbildung 10: Tagespresse: Statistik im Überblick

(Quelle: SCHÜTZ 2012, S. 571).

In Bewegung bleibt hingegen die Zeitschriftenbranche, die immer wieder durch das Aufkommen und Verschwinden von Zeitschriftentiteln gekennzeichnet ist. Zwischen 1998 und 2001 kommt es dann sogar zu einer Erholung im Pressewesen, die durch positive Wirtschaftszahlen belegt werden können. Gründe für diese Entwicklung liegen einerseits in einer insgesamt positiven Wirtschaftslage mit einem hohen Werbe- und Anzeigenaufkommen in der Presse, an den Börsengängen vormals staatlicher Konzerne sowie an der Aufbruchsstimmung im Internet. Im Jahr 2000 kann die Zeitungsbranche dadurch einen Umsatzzuwachs von 6,6 % verbuchen, gleichwohl die Auflagen und Reichweiten der Tageszeitungen im gleichen Zeitraum eher rückläufig sind (PÜRER 2015, 67f).

Die zusätzlich Einnahmen führen schließlich zu einer Produktionsausweitung des publizistischen Angebots in den vorhandenen Presseerzeugnissen. So kommt es einerseits zu Ergänzungen bestehender Ressorts, durch eine Erweiterung der unterschiedlichen Fachgebiete in den Zeitungen zum Beispiel durch ausführlichere Berichte im Wirtschaftssegment. Aber auch der Aufbau neuer redaktioneller Teile in den Zeitungen ist zu verzeichnen. So entstehen zum Beispiel in zahlreichen Zeitungen neue Regionalressorts der etablierten überregionalen Zeitungen zum Beispiel für Bayern, Berlin oder Nordrhein-Westfalen. Diese versucht man durch eine spezielle Preispolitik für die Anzeigen- und Werbekunden oder auch durch den Einkauf herausragender Autoren besonders attraktiv zu gestalten. Es gilt jedoch festzuhalten, dass sich die Engagements häufig wohl nicht auszahlen, da die regional orientierten Ausgaben wenige Jahre später schon wieder eingestellt werden (PÜRER und RAABE 2007, 388f.). Schließlich kommt als dritte Maßnahme noch die Neugründung von Zeitungen hinzu. Während es die Zeitung „Der Tag“ lediglich für ein paar Monate gibt, zeigt sich die Gründung der „Financial Times Deutschland“ als durchaus erfolgreicher, die bis Dezember 2012 produziert und distribuiert wird (ebd., S. 391).

Ab 2001 kommt es aber zu einem dramatischen Einbruch bei den Werbeeinnahmen im gesamten Medienbereich, besonders aber im Pressewesen. Als Gründe für den rapiden Wandel der Anzeigenbranche lässt sich einerseits das schwache weltweite Wirtschaftswachstum und andererseits das Platzen der sogenannten „Dotcom-Blase“ 2001 anführen. Dies führt wiederum zu einer schwachen Nachfrage beim Konsum, sowie steigenden Arbeitslosenzahlen. Hinzu kommt, dass sich das Anzeigenwesen digitalisiert, da Job-, Immobilien und Kfz-Anzeigen jetzt in neuen Online-Portalen im Internet geschaltet werden, die einfache Suchfunktionen und Zusatzinformationen bieten (PÜRER 2015, 69f). Dadurch verringern sich zum Beispiel die Werbeerlöse von 6,65 Mrd. Euro in 2000 auf 4,45 Mrd Euro in 2003 und der Gesamtumsatz der Tageszeitungen fällt auf das Niveau von 1994 zurück. Auf diese dramatischen Einbußen reagieren die Verlage mit unterschiedlichsten Maßnahmen. Einerseits entlassen sie Personal, legen Redaktionen zusammen, schließen Lokalredaktionen oder stellen Ausgaben – zumeist die Lokalausgaben – ein. Die inzwischen etablierten Online-Ausgaben im Internet werden auch eingeschränkt, da ihre Finanzierung durch Werbeeinnahmen nicht sichergestellt werden kann. Aber auch Seitenumfänge werden reduziert, Budgets gekürzt oder Magazine eingestellt (PÜRER und RAABE 2007, 394f.).

In der Folge dieser Ereignisse stehen die Verlage nun vor den Herausforderungen, wie sie den schleichenden Auflagenrückgang der letzten Jahrzehnte verlangsamen oder aufhalten, wieder jüngere Leser gewinnen und die Anzeigenverluste wieder wettmachen können, ohne die Verkaufspreise zu erhöhen. Einige der Maßnahmen sind beispielsweise neue Zeitungsformate wie Tabloids, Zusatzprodukte wie DVDs, CD-Roms, Musik-CDs oder Bücher oder die Nutzung eigener Postdienste zur Distribution sowie der Ausbau elektronischer beziehungsweise mobiler Dienste (PÜRER 2015, S. 70).

Insgesamt wird den Verlegern klar, dass sie auch vor dem Hintergrund zielgruppenspezifischer und schon fast individualisierter Angebote im Internet mit den

Zeitungen keine Gesamtzielgruppe zwischen 20 und 75 mehr erreichen können (PÜRER und RAABE 2007, S. 402).

Hinzu kommt, dass je niedriger der Bildungsstand ist desto geringer auch der Stellenwert des Lesens ist. Die Kunden der Masseliteratur sind Arbeiter, Facharbeiter, untere und mittlere Beamte und Angestellte (ebd., S. 442). Lesen dient der Entspannung vom Alltag und zur Ablenkung von den Sorgen und Nöten. Ein weiteres Indiz dafür ist auch der verstärkte Konsum von Comics seit den 1970ern (ebd., S. 443).

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts kommt es auch zu einer Intensivierung und längeren Nutzung von Medien, die sich durch eine Verkürzung der Arbeitszeiten beziehungsweise eine Ausweitung der Freizeit ergibt. Allein zwischen 1964 und 1974 vermehrt sich diese Zeit um 78 Minuten. Dabei gewinnen jedoch die Fernseh- (55 Minuten) und Radiorezeption (24 Minuten) im Vergleich zum Lesen (3 Minuten) am meisten von dem frei werdenden Zeitkontingent. 1994 beträgt die durchschnittliche Lesezeit circa 51 Minuten am Tag. Bei Jugendlichen entfallen 80 % der Zeit zur Mediennutzung auf die elektronischen Medien und der Rest auf die Lektüre von Büchern und Zeitschriften (ebd., 443f.). Damit haben die Printmedien ihre Rolle als Leitmedium an die elektronischen Medien abgegeben.

Kapitel 5

Phasen des Prozesses informationeller Öffnungen und Schließungen

In den historisch motivierten Untersuchungen der Medienentwicklung werden immer wieder Phasen erkannt. Dabei orientieren sich die Phasenbeschreibungen zum Beispiel an der Erfindung und Durchsetzung neuer Medientechnologien (WINSTON 1998) oder ihren gesellschaftlichen Auswirkungen (MCLUHAN 2001; 1968). Dabei scheint die Erfindung und Etablierung neuer Medien aber immer wieder vergleichbare Phasen durchzumachen, auf die im Folgenden insbesondere geachtet werden soll. Die Phasen spielen deshalb eine bedeutsame Rolle im Öffnungsprozess, weil mit der Einführung eines neuen Mediums ein vergleichbarer Verlauf informationeller Öffnung beobachtet werden kann, wie in einem späteren Teil dieses Kapitels gezeigt werden soll.

Begonnen werden kann mit der Beschreibung MCLUHANS, der die Mediengeschichte in drei Epochen einteilt, die mit der oralen oder voralphabetischen Phase beginnen. Die Menschen leben in dieser Frühphase der Medienentwicklung in

Stammesverbänden und nutzen als zentrales Verständigungsmedium die verbale Kommunikation. Der somit entstandene akustische Raum ist nach McLuhan homogen und organisch, entsprechend ist die Gesellschaft ebenso ganzheitlich, spontan, gefühlsbetont, teilnehmend und ohne besonderen Individualismus. Das Ohr ist das primäre Sinnesorgan dieses Stadiums und steht aufgrund der zwischenmenschlichen Kommunikation in einem harmonischen Verhältnis mit den anderen Sinnen. Diese Entwicklung verändert sich mit dem Aufkommen des phonetischen Alphabets und des Buchdrucks.

Der einzelne Buchstabe ist ein abstraktes konventionalisiertes Zeichen, für einen abstrakten aber ebenso konventionalisierten Laut, der erst in der Kombination mit anderen Buchstaben zu sinnvollen (konventionalisierten) Worten zusammengefügt werden muss. Das Auge ist jetzt für das Erkennen der geschriebenen Sprache verantwortlich, wodurch in Westeuropa in der als „Gutenberg-Galaxis“ (ebd., S. 18) bezeichneten Phase das Ohr an Bedeutung verliert (ebd., S. 28). Dieser Wandel zum Visuellen hat mehrere Konsequenzen: Einerseits bedeutet er das Entstehen individueller Perspektiven beziehungsweise Sichtweisen, da der Buchdruck intendierte Informationen jedem zugänglich werden lässt und damit das Bilden einer eigenen Meinung gestattet, womit der Einzelne von autoritären Interpretationsvorgaben unabhängig wird. „In einer in hohem Grade alphabetischen Gesellschaft schafft also die visuelle und verhaltensmäßige Konformität dem Individuum die Freiheit der inneren Abweichung.“ (ebd., S. 31) Das Denken ist jetzt also zwar unabhängig aber auch linear und analytisch, wie die Schrift selbst (McLUHAN 1992, S. 104). Mit dem Buchdruck kommt es nach McLuhan (ebd., S. 101, 105) zur Ausbildung von Gruppen, Klassen, Nationalstaaten³⁸⁵, zur Individualisierung, Entfremdung und Ge-

³⁸⁵ So sagt McLuhan (1968, S. 271) beispielsweise zur nationalistischen Wirkung des Buchdrucks: „Durch das Wirken und die Auswirkungen der Typographie werden also die Veräußerlichung oder Äußerung der persönlichen inneren Erfahrung und die Zusammenballung des kollektiven Nationalbewußtseins in eine enge Wechselbeziehung gesetzt, in dem Maße, in dem die Nationalsprache visualisiert, zentralisiert und vereinheitlicht wird.“

fühlslosigkeit. Weiterhin führt der Buchdruck in eine Epoche der Wiederholung – der Produktion, Zerlegung und mechanischen Reproduktion entlang des Fließbandes (MCLUHAN 1968, S. 172). Nicht zuletzt deshalb ist das moderne Buch auch das erste Massenprodukt und damit das erste „wiederholbare ‚Konsumgut‘“ (ebd., S. 173). Von der Produktion wandert ein Buch zur Distribution, in deren Folge „[d]er Buchdruck das Preissystem [schuf]. Denn solange Konsumgüter nicht uniform und wiederholbar sind, ist der Preis eines Artikels dem Feilschen und der Anpassung unterworfen.“ (ebd., S. 224)³⁸⁶

Abgelöst wird diese Epoche durch das elektrische Zeitalter³⁸⁷, das elementare Bestandteile der voralphabetischen Phase zurückbringt. Die elektrischen Medien, wie Telefon, Radio, Telegraphie und vor allem das Fernsehen sprechen jetzt wieder eine breitere Palette von Sinnen an, so wie es schon in der oralen Epoche der Fall war. Zudem ermöglichen die Medien dem Menschen sich in noch extensiverer Weise in die Welt hin auszudehnen oder wie KROTZ es zusammenfasst: „Jeder Mensch kann dann mit allen anderen Menschen Kontakt aufnehmen – wir leben im globalen Dorf.“ (KROTZ 2001, S. 71) War es in der Gutenberg-Galaxis die Mechanisierung des Buchdrucks, die den Prozess vorantrieb, ist es jetzt im elektrischen Zeitalter die Automation.

Dieser grobe Überblick über die einzelnen Entwicklungsstufen der Medien gibt einen ersten Hinweis auf die im Öffnungsprozess zu beobachtenden Epochen. McLUHANS Analyse aber, besitzt noch weitere zu berücksichtigende Elemente für den Öffnungsprozess, wie an der Bedeutung des Begriffes „Amputation“ deutlich gemacht werden kann. Der Begriff steht im Zusammenhang mit einem weiteren Schlagwort der Beobachtungen McLUHANS, der Eigenschaft des Mediums „Botschaft“ (MCLUHAN 1992, 17ff.) zu sein: Damit meint er, „daß die persönlichen und sozialen Auswirkun-

³⁸⁶ Es wird zu zeigen sein, dass McLUHANS (1992, S. 224) Analyse an dieser Stelle nicht ganz richtig ist, denn bereits in der Antike gab es Gesetze, die die Preise für bestimmte Abschriften regulierten.

³⁸⁷ WOLFGANG COY (1993) beispielsweise nennt im Anschluss an die von McLUHAN benannte „Gutenberg-Galaxis“ die aktuelle Phase auch „Turing-Galaxis“.

gen jedes Mediums – das heißt jeder Ausweitung unserer eigenen Person – sich aus dem neuen Maßstab ergeben, der durch jede Ausweitung unserer eigenen Person oder durch jede neue Technik eingeführt wird“ (ebd., S. 17). Dieses Zitat ist auf vielfache Weise erklärungs-würdig: Der von McLuhan verwendete Medienbegriff³⁸⁸, reicht sehr viel weiter als der umgangssprachliche, denn er schließt neben Film, Telefon, Telegraphie auch zum Beispiel Licht, Kleidung oder alle Arten von Maschinen ein. Das „Medium ist ihm [McLUHAN] also jede Technologie und jedes Konzept, mittels derer der Mensch mit der Welt in Beziehung tritt“ (KROTZ 2001, S. 66). Es geht für McLuhan also nicht um Inhalte oder Bedeutung beziehungsweise Semantik, die ein Medium transportiert, denn diese sagen nichts über das Medium aus, denn mehr um die Auswirkungen des Mediums auf den Einzelnen und das soziale Gefüge, das es zur Botschaft werden lässt. „Größeres Interesse an der Wirkung als an der Bedeutung ist eine der grundlegenden Veränderungen unseres Zeitalters der Elektrizität; denn jede Wirkung bezieht die Gesamtsituation und nicht eine Ebene der Informationsbewegung mit ein.“ (McLUHAN 1992, S. 40)

Bedeutsam erweisen sich diese Erkenntnisse für den Öffnungsprozess vor allem, weil sie eine Schärfung des Beobachtungshorizontes bewirken: So ist die Reichweite des Medienbegriffs wie oben dargestellt in dieser Arbeit nicht annähernd so weit wie bei McLuhan. Weiterhin werden aber sehr wohl der Machtgedanke³⁸⁹ sowie die damit im Zusammenhang verstandene Wirkungsperspektive auf den Öffnungsprozess nachvollzogen, denn eine informationelle Öffnung bedeutet auf der einen Seite immer eine Verschiebung von Informationshoheiten sowie auf der anderen Seite eine Initialisierung von neuen individuellen und sozialen Strukturations-, Kooperations- oder Interaktionsprozessen.

³⁸⁸ Siehe die Ausführungen zum Medienbegriff McLuhans in Kapitel 2.2.

³⁸⁹ Siehe zum Beispiel in Kapitel 1 die Ausführungen Webers zum Machterhalt der Zünfte durch die Bewahrung von Geheimnissen oder in Kapitel 5 zu den restriktiven Maßnahmen der Informationseleiten im Fall unerwünschter informationeller Öffnungen.

Eine Amputation bedeutet also eine Ausweitung des menschlichen Körpers durch ein neues Medium: „Das Prinzip der Selbstamputation, die das ZNS [zentrales Nervensystem] sofort vom Druck befreit, lässt sich ohne weiteres auf den Ursprung der Kommunikationsmedien – von der Sprache bis zum Computer – anwenden.“ (ebd., S. 59) Der Vorgang der „Ausweitung oder Selbstamputation unseres natürlichen Körpers“ (ebd., S. 61) und die dadurch stattfindende Schaffung eines neuen Mediums bedeutet für McLuhan (ebd., S. 60), dass sich nicht nur die anderen Organe darauf einstellen müssen, sondern darauf zum Teil mit Schock reagieren. Im Zuge dieser Schockwirkung kommt es seiner Meinung nach zu einer „Schließung“ (ebd.), was im Kontext des zentralen Nervensystems bedeutet, dass die Schmerzempfindung durch entsprechende körpereigene Schmerz- und Hemmmittel zur Signalübertragung unterbrochen wird. Diese Phase kann auch als „Alarmzustand“ (ebd., S. 40) bezeichnet werden, die wiederum vom Stadium des „Widerstand[s]“ (ebd.) abgelöst wird. Dabei versucht der Körper die in ihm befindlichen Stressoren abzubauen und damit das Stressniveau zu senken. Dem Körper soll es dadurch gelingen, wieder auf einen Normalzustand zurück zu gelangen. Ist diese Regulierung auf ein Normalniveau jedoch langfristig nicht möglich, kommt es zur dritten Phase der „Erschöpfung“ (ebd., S. 60). Der Körper ist nicht mehr in der Lage, sein Immunsystem aufrecht zu halten und durch starke Ermüdungserscheinungen oder Konzentrationsschwächen gekennzeichnet. Im Verlauf dieses Prozesses kommt es zur Verarbeitung der (traumatischen) Erfahrung der Selbstamputation, die mit einer „Zensur“ (ebd., 36f.) der Erlebnisse einher geht. Das menschliche Gehirn verarbeitet die gemachten Erfahrungen und speichert nur einzelne Informationen davon langfristig ab. Die Funktion der Zensur bewirkt für „viele Menschen [...] ihr ganzes Leben lang einen Zustand der Totenstarre oder des Nachtwandelns, den man besonders zu Zeiten des Auftretens neuer Techniken beobachten kann.“ (ebd., S. 37)³⁹⁰

³⁹⁰ McLuhan illustriert seine Ausführungen am Beispiel der Ausgabe von Stahläxten durch Missionare an australische Ureinwohner. Dabei gaben die Missionare die Äxte auch an Frauen und Kinder,

Versucht man nun im Fortgang aber die biologischen Anlehnungen McLUHANS unreflektiert auf den Öffnungsprozess zu übertragen, läuft man Gefahr, einen Biologismus zu erzeugen. Entsprechend muss für eine Nutzbarmachung für den Öffnungsprozess auch die soziale Ebene, müssen die Akteure, Strukturen und Prozesse im Zuge des Aufkommens eines neuen Mediums ins Blickfeld gerückt werden. Betrachtet man dafür zunächst die Phase der oralen Kultur oder des phonetischen Alphabets vor dem Übergang zum Buchdruck erkennt man die von McLUHAN beschriebene Verharrung der Gesellschaft in einer Totenstarre. Erst das neue Medium, die „Ausweitung oder Selbstamputation unseres natürlichen Körpers“ (ebd., S. 61), führt zu Veränderungen der sozialen und individuellen Operationsweisen sowie neuen Strukturationen. Diese Phase löst Stress aus und bedeutet für die sozialen und individuellen Akteure einen Alarmzustand, dem nur mittels Widerstand durch „Schließung[en]“ (McLUHAN 1968, S. 34) begegnet werden kann. Waren diese bei McLUHAN für das zentrale Nervensystem relevant, lassen sich, wie noch zu zeigen sein wird, Schließungsmaßnahmen durch politische, rechtliche, ökonomische, religiöse etc. Eliten in der Sphäre des Sozialen aufzeigen. Durch die Schließungen kommt es zu einer „Erschöpfung“ der beteiligten Systeme und einer längeren Phase der „Anpassung“ an die Struktur der Wahrnehmung, wie sie durch das neue Medium geschaffen wurde, die zu einer allmählichen Etablierung des neuen Mediums in allen „Gebieten ihrer Arbeit und ihres Zusammenlebens“ (ebd., S. 35) führt.

Überblickt man das bis hier Gesagte zu McLUHAN, bleibt der Eindruck, dass er bereits ein implizites Verständnis für den Öffnungsprozess entwickelt hatte, sich dessen aber nicht bewusst war. Hinweise darauf zeigen sich in seinen theoretischen Anlehnungen an zum Beispiel KARL POPPER und seinem verwendeten Begriffsinven-

so dass die Männer der Stämme sich die Äxte bei ihren Frauen ausleihen mussten, was eine Unterminierung ihrer Würde bedeutete und nach McLUHAN zum Zerfall der Stämme beigetragen (McLUHAN 1992, S. 37). Eine ähnliche Wirkung unterstellt er unter anderem der phonetischen Schrift, die zugunsten wachsender Individualität und monopolisiertem Unternehmertum zum Zerfall der Zünfte und Klöster beitrug (ebd., S. 36).

tar (Öffnung, Schließung, Zensur etc.). So greift McLuhan beispielsweise die „Die offene Gesellschaft“ von Popper auf und kritisiert, dass dieser bei seiner Untersuchung die „Dynamik unserer technisch erweiterten Sinne als Faktor der Öffnung oder Schließung von Gesellschaften“ (ebd., S. 15) unberücksichtigt ließ. Nach McLuhans (ebd.) Interpretation beruhen Poppers Stammesgesellschaften auf einem biologischen Fundament, während die modernen Gesellschaften auf vergleichsweise abstrakten Beziehungen wie Austausch oder Zusammenarbeit beruhen. McLuhan argumentiert nun aber die „offene Gesellschaft wurde durch den Alphabetismus geschaffen“ (ebd., S. 14) „und nicht [auf Basis] irgendeiner anderen Form der Schrift oder Technik“ (ebd., S. 15). Folgt man der Argumentation weiter,

„führt die Tatsache, daß geschlossene Gesellschaften auf der gesprochenen Sprache, der Trommel- und Ohrentechnik beruhen, dazu, daß beim Anbruch des elektronischen Zeitalters die gesamte menschliche Familie zu einem einzigen globalen Stamm verschmolzen wird“ (ebd.).

Der Grund dafür liegt, wie bereits oben für die dritte Epoche ausgeführt, in der Eigenschaft der elektrischen Medien, wieder mehrere Sinne zugleich anzusprechen. Bedeutet dies nun aber auch wieder den Weg zurück in die geschlossene Gesellschaft? Diese Frage kann wohl verneint werden, denn, auch wenn man sich daran anschließen mag, dass uns die elektrischen Medien wieder umfassender mit unseren Sinnen operieren lassen, sind die bis heute geschaffenen Entwicklungen nicht wieder umkehrbar. Darüber hinaus muss McLuhans Sichtweise der Stammeskulturen als geschlossenen Gesellschaften ebenso kritisch betrachtet werden, denn das die Sprache selbst schon eine öffnende Wirkung hat, erkennt er auch selbst:

„Alle Medien sind mit ihrem Vermögen, Erfahrung in neue Formen zu übertragen, wirksame Metaphern. Das gesprochene Wort war die erste Technik, die es dem Menschen möglich machte, seine Umwelt loszulassen und sie in neuer Weise zu ‚begreifen‘. Wörter sind eine Art Informationsspeicher, mit welchem man mit großer Geschwindigkeit die ganze Umwelt und Erfahrung wiedererwecken kann. Wörter sind vielschichtige Systeme von Metaphern und Symbolen,

die die Erfahrung in unsere geäußerten oder nach außen gebrachten Sinnesempfindungen übertragen. Sie sind eine Technik der Ausdrücklichkeit. Durch Übertragung der unmittelbaren Sinneserfahrung in Lautsymbole kann die ganze Welt in jedem Augenblick gebannt und wiederentdeckt werden.“ (MCLUHAN 1992, 74f.)

Deutlich wird daran, dass nicht nur die menschliche Sprache, sondern allen Medien eine Befähigung Informationen zu „übertragen“ beziehungsweise sie zu öffnen immanent ist. Dabei ist die neu entstandene informationelle Öffnung eine Öffnung auf einer neuen Ebene einer Spiralentwicklung. Und genau diese

„konzentrische Form mit ihrem endlosen Ineinandergreifen von Ebenen ist für die Einsicht notwendig. In Wirklichkeit ist sie die Technik der Einsicht, die als solche zum Studium der Medien notwendig ist, da kein Medium Sinn oder Sein aus sich allein hat, sondern nur aus der ständigen Wechselwirkung mit anderen Medien.“ (ebd., S. 39)

Der Öffnungsprozess lässt sich also in seinen langen historischen Verläufen als ein interdependenter, spiralförmiger Kreislauf beschreiben.

Gerade die bei MCLUHAN angesprochenen und auf soziale Prozesse übertragenen Phasen der Alarmierung, des Widerstandes und der Erschöpfung, lassen sich in vergleichbarer Weise auch bei BRIAN WINSTON (1998)³⁹¹ erkennen, der sie ebenfalls im Zuge der Erfindung und Etablierung eines neuen Mediums lokalisiert. Sein Ausgangspunkt bildet die Annahme, dass das, was häufig als Informationsrevolution dargestellt wird, weniger revolutionär denn evolutionär ist (ebd., S. 1). Die Annahme einer weniger technikgetriebenen Entwicklung im Vergleich zu einer eher durch soziale Prozesse bestimmten Entwicklung bildet auch eine seiner Grundannahmen (ebd., S. 2). Als zentrale, sich überschneidende Einflussgrößen der sozialen Sphäre markiert WINSTON (ebd., S. 3) die Wissenschaft und Technologie. Entsprechend werden diskrete Kommunikationstechniken innerhalb der sozialen Sphäre

³⁹¹ WINSTON stellt seine Prozesstheorie der Erscheinung von Medien erstmals in „Misunderstanding Media“ (1986) vor.

als Leistungen von Technikern verstanden, die wiederum auf wissenschaftlichen Fähigkeiten beruhen. Gleichwohl ist seit dem späten Mittelalter der Prozess der technischen Entwicklung moderner Kommunikationstechniken ein kontinuierlich fortlaufender (ebd., S. 4).

Wie in Abbildung 11 verdeutlicht, besteht der erste Schritt in der Entwicklung neuer Techniken nach WINSTON in der „Ideation“ oder Ideenfindung, die die wissenschaftliche Kompetenz auf das Niveau einer technologischen Leistung hebt. Die Ideation findet in einem kognitiven System statt und erscheint, wenn sich jemand ein technisches Gerät zur Lösung eines Problems vorstellt, das heißt eine Idee hat und in der Lage ist, erste Hypothesen zu formulieren. Hierzu sind im Wesentlichen nur kognitive Fähigkeiten wie Kreativität, Intuition und Vorstellungsvermögen wichtig (ebd., S. 5). Die wissenschaftliche Kompetenz wird also in eine erste technologische Leistung umgewandelt (ebd., S. 4) und anschließend anhand erster Apparaturen, den Prototypen getestet. Dabei gilt es für WINSTON (ebd., S. 5) zu berücksichtigen, dass sowohl die Wissenschaftler als auch die Techniker stark durch die soziale Sphäre beeinflusst sind, in der sie sich jeweils befinden.

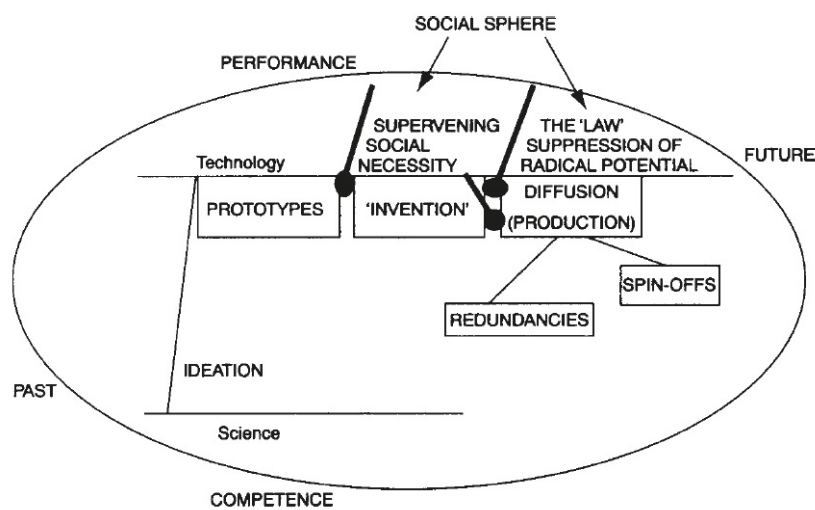


Abbildung 11: Prozessmodell der Erfindung einer Medientechnologie
(Quelle: WINSTON 1998, S. 14).

Entsprechend wird die zweite große Transformation eines Mediums nun durch hinzukommende soziale Bedürfnisse („supervening social necessities“ (ebd., S. 6)) ausgelöst, die sowohl aus veränderten sozialen Verhältnissen als auch aus individuellen Bedürfnissen herrühren und dazu führen, dass die Prototypen aus den Laboratorien in die Welt kommen und zu Erfindungen werden (ebd.). Aus den Anwendungen ergeben sich aber zunächst unterschiedliche Prototypologien: WINSTON (ebd., 7f.) spricht zum Beispiel von „verworfenen Prototypen“, wenn ein soziales Bedürfnis nach dem Prototyp noch nicht vorhanden ist oder ein Nutzen daraus nicht erkannt werden kann; „akzeptierte Prototypen“ bestehen, auch wenn eine frühe und noch nicht notwendigerweise vollständige Funktionsweise des Prototypen gegeben ist. Dafür müssen diese aber ein Teilbedürfnis der sozialen Sphäre befriedigen. Zu „parallelen Prototypen“ kommt es, wenn ein existierender Prototyp für die Lösung eines technischen Problems verwendet wird, für das er eigentlich gar nicht konzipiert wurde. Zur Zweitverwendung kommt es erst, nachdem ein neuerliches soziales Bedürfnis hinzugekommen ist. Die letzte Prototypform sind die „partiellen Prototypen“. Sie sollen eigentlich in einem bestimmten Gebiet operieren, doch sind sie dazu aufgrund von fehlenden Funktionen oder Mängeln nicht in der Lage.

Die Prototypen sind also durch soziale Bedürfnisse bestimmt, die von WINSTON selbst wiederum in drei Arten differenziert werden. Das erste soziale Bedürfnis steht in Zusammenhang mit anderen technischen Erfindungen, die die Verbreitung des neuen Prototyps unterstützen (ebd., 8f.). Als zweite Form hinzukommender sozialer Bedürfnisse identifiziert er soziale Kräfte, welche die Prototypen nutzen und dadurch Einfluss auf ihre Entwicklung nehmen. Als drittes soziales Bedürfnis bestimmt er schlicht kommerzielle beziehungsweise Marketing-spezifische Interessen.

Dabei ist das von außen hinzukommende soziale Bedürfnis nicht als die einzige Triebfeder für die Weiterentwicklung anzusehen, denn die Bedürfnisse transformieren auch die Lebensumstände des Entwicklers selbst. Somit ist eine der zentralen

Eigenschaften dieser Prototypen, dass die Verbreitung des sozialen Bedarfes danach so groß ist, dass eine vergleichbare Erfindung zeitgleich an mehreren Orten durch unterschiedliche Personen entwickelt wird (ebd., S. 9). Derartige Prototypen werden zwar in den Laboratorien weiterhin wie Prototypen entwickelt, aber die hinzukommenden sozialen Bedürfnisse machen sie zeitgleich zu einer Erfindung („invention“) (ebd.).

Entlang der Beobachtungen des französischen Historikers FERNAND BRAUDEL unterscheidet WINSTON (ebd., 11f.) die Anwendung von Beschleunigern („accelerator“) und Bremsen („breakes“) bei der Verbreitung von Erfindungen. Er argumentiert, dass die hinzukommenden sozialen Bedürfnisse als Beschleuniger angesehen werden können und eine Verbreitung der Erfindung unterstützen und fördern. Die bremsende Wirkung dagegen wird von zusammenkommenden generellen sozialen Bedingungen beeinflusst, die danach streben, das möglicherweise in den Innovationen enthaltene Potential der Zerstörung existierender sozialer Formationen aufzuhalten. Diese abbremsende Wirkung beschreibt er als „*the ,law‘ of the suppression of radical potential*“ (ebd., 11; Hervorhebungen im Original) – das Gesetz der Unterdrückung des radialen Potentials (ebd., S. 11).

Was sich also bei WINSTON sehr deutlich zeigt, sind zwei gegeneinander strebende Interessenssphären, die sich bei der Durchsetzung einer neuen Technik duellieren. Dabei bestimmt er als Opponenten die hinzukommenden sozialen Bedürfnisse einerseits und die generellen sozialen Bedingungen andererseits. Überträgt man dieses Verständnis auf den Öffnungsprozess, lassen sich auf der einen Seite das beschleunigende Bedürfnis nach einer Öffnung von Daten und Information³⁹² und auf der anderen Seite bremsende soziale, rechtliche, ökonomische, machtgeleitete, technische Bedingungen erkennen. Dabei erscheinen die oben ausgeführten Phasen von der

³⁹² Das es ein solches Bedürfnis bereits mit der Etablierung des Buchdrucks gibt, zeigt sich an den in Kapitel 1 ausgeführten Beispielen zur Forderung frei flottierender und unzensierter Informationen beziehungsweise Berichte in Zeitungen.

Ideenfindung zur Prototypentwicklung und schließlich Erfindung aber noch unvollständig, denn es fehlt die Etablierung am Markt, die sich in der Prozessbeschreibung von WINSTON nicht in der Explizitheit wiederfindet, wie sie beispielsweise STÖBER (1998) ausführt.

STÖBER (ebd., S. 178) identifiziert ebenfalls unterschiedliche Phasen der Medienentwicklung, die er wie folgt typologisiert: Inventionsphase, Innovationsphase und Etablierungsphase (siehe Abbildung 12). Die erste Phase steht für die Erfindung der Technik. Sie wird abgelöst von der Phase der Innovation, in der die Einführung des Mediums am Markt stattfindet. Die Etablierungs- oder Verbreitungsphase beschreibt die allgemeine Akzeptanz und Nutzung durch ein Publikum. Im Anschluss an die LASWELL-Formel³⁹³ beschreibt STÖBER daraufhin verschiedenste Charakteristika der Phasen:

Ohne im Detail auf die Charakteristika einzugehen, muss darauf hingewiesen werden, dass die einzelnen Elemente nicht immer homogen beziehungsweise stringent verhandelt werden.³⁹⁴ Für die vorliegende Arbeit sind aber dennoch die Phasen sowie die letzte Zeile (Verwendungszweck / Reglementierung) von besonderem Interesse, da sie am deutlichsten die schon bei WINSTON gefundene Opposition zwischen Bedürfnissen und Bedingungen bei der Verwendung und Distribution einer Medientechnik wiedergeben. Sollten in der Inventionsphase, in der die Verwendung der Erfindung zunächst noch unklar ist, Normen übertreten werden, werden Reglementierungsmaßnahmen zunächst entlang bereits bekannter und etablierter Argumentationslinien für bestehende Medien zur Anwendung gebracht. Erst in der Phase der Innovation, also der Etablierung einer Erfindung am Markt, können die möglichen Verwendungsweisen und verwendeten Begrifflichkeiten als gesichert

³⁹³ Die LASWELL-Formel lautet: „Wer sagt was, über welchen Kanal, zum wem, mit welchem Effekt?“ (LASSWELL 1961, S. 117)

³⁹⁴ So sind beispielsweise in der Zeile Publikum nicht nur die Publika angeführt, sondern auch deren Interessen sowie Angaben zu Nutzungsraten, die jedoch wiederum in den anderen Spalten unreflektiert bleiben.

	<i>Invention</i>	<i>Innovation</i>	<i>Etablierung/ Dif- fusion</i>
Erfinder/ Entwick- ler	<ul style="list-style-type: none"> • Tüftler • unzusammenhängend • planlos 	<ul style="list-style-type: none"> • systematisch • von Firmen • z.T. Unterstüt- zung durch den Staat 	<ul style="list-style-type: none"> • systematisch • in Händen von Großfirmen • staatliche Zu- schüsse rückläufig
Produkte	<ul style="list-style-type: none"> – teuer – unzuverlässig – experimentelle Fertigung – exotische Ma- terialien – isolierte Detail- lösungen 	<ul style="list-style-type: none"> – Komplettlösun- gen werden zuver- lässiger – Verbesserung und Verbilligung des Fertigungspro- zesses – Verbesserung und Verbilligung der Materialien 	<ul style="list-style-type: none"> – alltagstaugliche Komplettlösungen – Reduktion der Komplexität – bei stabilen Preisen werden Produkte besser – bei gleicher Produktqualität sinken die Preise
Publikum	<ul style="list-style-type: none"> • Erfinder • Wissenschaftler • Patentämte • (Großorganisa- tionen beginnen sich zu interessie- ren) 	<ul style="list-style-type: none"> • Wirtschaft: kommerzielles Interesse • Staat: hoheits- rechtliche Aspekte • Massenpubli- kum: erwachendes Bedürfnis 	<ul style="list-style-type: none"> • zunächst dy- namische Zunahme • langsame Ver- flachung der Zu- wachsrate • Marktsättigung
Verwendungs- zweck/ Reglemen- tierung	<ul style="list-style-type: none"> – Verwendung unklar – Reglementie- rung im Rahmen älterer Bestim- mungen 	<ul style="list-style-type: none"> – Verwendung geklärt, Indikator abgeschlossene Begriffsklärung – Experimente mit Reglementie- rung 	<ul style="list-style-type: none"> – Verwendung selbstverständlich – etablierte Re- glementierung

Abbildung 12: Charakteristika der Phasen Invention, Innovation und Etablierung
(Quelle: STÖBER 1998, 179f.).

angesehen werden. Entsprechend der sich damit neu ergebenden Praxen werden diverse Regulierungen für den Umgang getestet. Schließlich stellt sich eine alltägliche Praxis mit dem neuen Medium ein, so dass die Reglementierungen unverändert bleiben können.

Führt man die in den theoretischen Erörterungen gegebenen Elemente der Phasen medientechnischer und damit zusammenhängender sozialer Veränderungsprozesse mit den Entwicklungen in den beschriebenen Medien zusammen, lassen sich mit Blick auf den Öffnungsprozess drei Phasen ableiten, die immer wieder aufzufinden

sind. Diese drei Phasen lassen sich als radikale Phase, restriktive Phase und regulative Phase beschreiben, die, wie gezeigt wurde, nicht in der hier genannten Aufeinanderfolge auftreten müssen, sondern auch mit der restriktiven Phase beginnen können, bevor eine radikale Phase beginnt, die dann in eine regulative Phase übergeht. Im weiteren Verlauf sollen die wesentlichen Charakteristika der Phasen, wie sie sich aus der Betrachtung der Medienentwicklungen ergeben, vorgestellt werden.

5.1 Radikale Phase

Die radikale Phase zeichnet sich dadurch aus, dass die Nutzungsweise eines jungen Mediums noch nicht etabliert ist. Zwar stehen vielleicht die technischen Rahmenbedingungen der Produktion schon fest, aber weder Inhalte, Genres, Konvergenzen mit anderen Medien oder auch Distributions- und Akkumulationsprozesse sind eindeutig bestimmt. Entsprechend versuchen die Pioniere jener Phase die Grenzen des Mediums auszuloten beziehungsweise die Akzeleration der Informationsverarbeitung für sich zu nutzen und entweder alte, neue oder schlicht verfügbare Daten und Informationen beziehungsweise Inhalte über das neue Medium zu produzieren, distribuieren, akkumulieren und rezipieren. Dabei kommt es zum Teil zu Veröffentlichungen, die entweder gesetzlichen Vorgaben oder Ansprüchen des guten Geschmacks beziehungsweise der sittlichen Gepflogenheiten oder informationellen beziehungsweise interpretatorischen Hoheitsansprüchen entgegenstehen.

Geht man von dieser Situation in der radikalen Phase aus, müssten sich verschiedene Indikatoren identifizieren lassen anhand derer sich diese Phase auch bestätigen ließe. Diese könnten zum Beispiel sein:

- Steigende Zahl von Auflagen / Reichweiten (auch von Untergrund- / Oppositionsquellen),
- quantitative Zunahme der Verkaufszahlen,

- Zahlen zur Entstehung von Hobby- / Amateurclubs für den Umgang mit der jeweiligen Medientechnik,
- Informationsveröffentlichungen bleiben zunächst ohne rechtliche / politische Konsequenzen,
- Beschleunigung der Verbreitung von Informationen,
- Verwendung nicht offizieller / geheimer Distributionskanäle,
- quantitative Zunahme der akkumulierten Informationen,
- Neue Nutzungsweisen der jeweiligen Medientechniken zur Rezeption.

5.2 Restriktive Phase

Aus den Reaktionen beziehungsweise Widerständen auf diese Öffnungen leitet sich die restriktive Phase ab. Etablierte Politik-, Wissenschafts-, Religions-, Wirtschafts- oder Technik-Eliten sehen ihre Machtposition und Einflussmöglichkeiten schwinden und greifen zu Schließungsmaßnahmen wie zum Beispiel Zensur, Veröffentlichungsverbote mit Strafandrohung und -exekution gegen Autoren, Verleger, Distributoren, Akkumulatoren und Rezipienten, um die beschleunigte Entwicklung abzubremsen.³⁹⁵ Die dabei eingesetzten Maßnahmen sind aber noch nicht auf die neuen Praxen eingestellt und orientieren sich zumeist an den Schließungen bereits bekannter Medien. Dieses Anpassungsproblem führt dazu, dass es auch weiterhin zu radikalen Informationsveröffentlichungen kommt. Dies kann einerseits bedeuten, dass, abhängig vom gesellschaftlichen Klima, die restriktiven Maßnahmen derart verschärft werden, dass eine nahezu vollkommene informationelle Schließung entsteht (zum Beispiel in

³⁹⁵Beispielhaft kann an dieser auf KIM SCHMITZ, alias KIM DOTCOM verwiesen werden. Dieser, zunächst als Hacker bekannt geworden, wird inzwischen von amerikanischen Sicherheitsbehörden wegen Verletzung des amerikanischen Kopierschutzgesetzes strafrechtlich verfolgt. Hintergrund ist, dass SCHMITZ als Gründer der Sharinghoster Mega und Megaupload Plattformen für die illegale Verbreitung kopierschutzrechtlich geschützter Inhalte bereitstellte (o.A. 2017c). JULIAN ASSANGE ist ein weiterer aktueller Fall, der in Kapitel 6.8.9.2 näher vorgestellt und untersucht wird.

diktatorischen oder autokratischen Systemen) aus der sich irgendwann eine Öffnung Bahn bricht.³⁹⁶ Andererseits kann es aber auch zu einem gesellschaftlichen Diskurs über die Freiräume und Grenzen veröffentlichbarer Daten und Informationen kommen. Mit Blick auf die regulative Phase sollten sich optimaler Weise Indikatoren identifizieren lassen, die die restriktiven Maßnahmen der Eliten und ihre Auswirkungen auf die Arbeit der Medienpioniere verdeutlichen und empirisch beschreibbar machen würden, wie zum Beispiel:

- Gesetzeserlässe im Sinne von Verboten oder Einschränkungen:
 - der Verwendung von Produktionstechniken,
 - für die Produktion bestimmter Informationen,
 - für den Besitz von Quellen,
 - der Unterstützung von Untergrundaktivisten / Oppositionellen,
 - von bestimmten Gruppierungen,
 - für die Verbreitung bestimmter Informationen;
- Steigende Zahlen bei Festnahmen und Verurteilungen (Verwarnung, Geldstrafe, Bewährung, Freiheitsentzug, Tod),
- Steigende Zahlen bei Beschlagnahmungen von Medientechnik,
- Steigende Mengen vernichteter Informationen durch offizielle Stellen,
- Zahl der hergestellten Informationsprodukte stagniert oder ist rückläufig,

5.3 Regulative Phase

Die ständige Opposition zwischen der radikalen und der restriktiven Phase, die einen beständigen Zustand zwischen Alarm und Widerstand darstellt, führt zu

³⁹⁶ Siehe die informationellen Schließungen des Ostblocks bis 1989 oder der nordafrikanischen Welt bis 2010.

einer Ermüdung, die als regulative (im Sinne von ausgleichende) Phase bezeichnet werden kann. In dieser dritten Phase sind die ehemaligen Pioniere mit ihren Praxen zu mehr oder weniger akzeptierten Partnern geworden und haben sich mit den alten Eliten arrangiert.³⁹⁷ Das heißt nicht, dass es mit Hilfe des jetzt etablierten Mediums nicht mehr möglich ist, bestimmte radikale Daten oder Informationen zu verbreiten, was auch gelegentlich, wie in der Analyse unten zu sehen sein wird, immer wieder passiert. Diese Veröffentlichungen aber führen nicht mehr zu einem grundlegenden Wandel der politischen, religiösen, technischen, wissenschaftlichen oder ökonomischen Regulationsmechanismen, sondern nur noch zur Modifikation einzelner Elemente oder Komponenten im Rahmen der etablierten einschränkenden Umgangsweisen. Entlang der für die anderen Phasen identifizierten Indikatoren können für die regulative Phase die folgenden Wirkungen angenommen werden:

- Zahl der Produktionsstandorte / Unternehmen zur Herstellung von Medientechnik stagniert (zum Beispiel durch Marktkonzentrationen) oder ist wieder steigend,
- gleichzeitig gibt es Tendenzen zu Monopolisierung,
- Verkaufszahlen zeigen gleichmäßiges Wachstum,
- Professionelle informationsverarbeitende Produktionsstandorte nehmen zu,
- Neue Veröffentlichungen nehmen zu,
- Auflagenzahlen / Reichweiten von Untergrund- / Oppositionsquellen nehmen zu,
- Zahl der Festnahmen, Verurteilungen (Verwarnung, Geldstrafe, Bewährung, Freiheitsentzug, Tod) ist rückläufig (Berücksichtigung der vorherrschenden politischen Systems wichtig),

³⁹⁷ Man vergleiche in diesem Zusammenhang exemplarisch die in Kapitel 5.4.5 beschriebene Entwicklung des Musikdownload-Dienstes Napster oder die in den Kapiteln 5.4 und 5.4.6 untersuchten Piratensender und Freien Radios.

- Zahl und Ausprägung der Beschlagnahmungen von Medientechnik ist rückläufig,
- Anzahl vernichteter Informationsträger durch offizielle Stellen ist rückläufig,
- Distributionskanäle nehmen zu,
- Akkumulationsstandorte nehmen zu.

5.4 Phasen im Kontext informationeller Öffnungen und Schließungen durch Radio

Im Folgenden soll der Schwerpunkt der Betrachtung auf die Phasen im Kontext der Entwicklungen des Hörfunksystems in Deutschland gelegt werden. Dabei gilt es herauszustellen, dass das Radio (und ebenso das Fernsehen) durch seine organisationalen strukturellen Rahmenbedingungen nur bedingt zum Prozess informationeller Öffnung beigetragen hat. Seine hierarchische Organisation, Abhängigkeit von Entscheidungsträgern unterschiedlichster Provinienz und seine technisch und ökonomisch hoch aufwändigen Verfahren lassen kaum Spielraum für informationelle Öffnung. Das der Hörfunk dennoch zur informationellen Öffnung beigetragen hat – nur eben weniger öffnend als andere Mediensysteme, die eine breitere Partizipation und umfangreichere Transparenz erlauben, lässt sich anhand der Phasen seiner Entwicklung zeigen. Zudem bietet die Darstellung der Hörfunkentwicklung in Deutschland eine sehr gute Grundlage für die Gegenüberstellung der Verwendung der Medien in offeneren und geschlossenen Gesellschaftssystemen.³⁹⁸

³⁹⁸ Dies wurde ähnlich schon in den Kapiteln zur Presse in der DDR (siehe Kapitel 4.2.4) und BRD (siehe Kapitel 4.2.5) unternommen.

5.4.1 Technik

Das Interesse Informationen zeitnah über große Distanzen zu verbreiten, ist nicht neu. Anfängen von Botensystemen in der Antike über akustische Signalsysteme (CAESAR 1854, S. VII. 3) oder visuelle Verfahren mittels Feuer (BOURNE 1578) über die ersten visuellen Telegraphenlinien eines CLAUDE CHAPPE in Frankreich lassen sich zahlreiche Beispiele zeigen (HERBARTH 1978, S. 19). In Preußen wird 1832 der Bau einer ersten Telegraphenlinie von Berlin nach Koblenz veranlasst (ebd., S. 117). Die Bitte um Öffnung der Telegraphenlinie durch Berliner Kaufleute wird jedoch 1895 abgelehnt, so dass es ein geschlossenes Medium für ausschließlich offizielle Anliegen bleibt. Die Telegraphenlinien „Berlin-Aachen, Elberfeld-Düsseldorf und Berlin-Hamburg“ (ebd.) stehen jedoch schon seit 1849 Privatleuten für Telegramme zur Verfügung, auch wenn staatliche Schreiben stets vorrangig behandelt werden. Private Telegraphenlinien – die vornehmlich durch Eisenbahngesellschaften betrieben werden – werden ab 1870 verstärkt von der Post³⁹⁹ und der Telegraphenverwaltung kontrolliert (STÖBER 2003a, S. 178).⁴⁰⁰

Einen wichtigen Schritt zur Entwicklung des Radios macht SAMUEL F. B. MORSE, mit seinem 1835 erfundenen Telegraphen (HOFFMANN 2014, S. 35). Nach der Lösung technischer Schwierigkeiten erhält Morse 1843 einen Auftrag des US-amerikanischen Kongresses für den Bau einer überirdischen Telegraphenlinie von Washington D.C. in das 60 Kilometer entfernte Baltimore, die im darauf folgenden Jahr fertiggestellt wird (ebd., S. 37). Kabelgebundene Telegraphie zwischen dem europäischen und nordamerikanischen Kontinent gibt es nach zahlreichen Fehlschlägen ab 1866 (ebd.,

³⁹⁹ 1876 wird das Reichspostamt gegründet und 1892 wird das „Gesetz zum Telegraphenwesen des Deutschen Reiches“ erlassen, das später als Grundlage für die Forderung nach Funkhoheit dient (STÖBER 2003a, S. 178).

⁴⁰⁰ Damit rückt man allmählich der Verwirklichung einer Idee näher, die JOHANN HASSANG bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts anregt. Er schlägt vor jedes Haus einer Stadt mit einem Röhrennetz zu verbinden, über das sich deren Bewohner miteinander unterhalten können. Die Röhren sollen sowohl der direkten Kommunikation zwischen zwei Gesprächspartnern dienen als auch die Übertragung von Gottesdiensten, das Vorlesen von Nachrichten, eine Zeitansage oder seelsorgerische Maßnahmen erlauben (ASCHOFF 1984, 116f.).

S. 44).⁴⁰¹ Die Kabel verändern die Kommunikationsgewohnheiten in deutlichem Maße, weil telegraphisch übermittelte Informationen jetzt nicht mehr per Schiff innerhalb von circa sieben Tagen sondern in vier Minuten von Europa in die USA gelangen (ROSCHE 1911, S. 85). Die Telegramme gehen in der frühen Phase jedoch zumeist von Behörden aus oder betreffen allgemein relevante Nachrichten oder Börsenkurse, später auch Informationen über Störungen oder Wareneingänge, die die Handelsplätze und Preise beeinflussen. Im weiteren Verlauf beginnen auch die Zeitungen das neue Medium für die Nachrichtenübermittlung zu nutzen (NEUTSCH 1998, S. 59).

GUGLIELMO MARCONI baut 1895 eine erste Radio-Sendeanlage. Das Neue an seinem Versuchsaufbau ist, dass er die Sendeantenne vergräbt und somit die Leitfähigkeit des Bodens nutzt, um die Reichweite seiner Anlage um ein Vielfaches zu steigern, da er – ohne es zu wissen – Mittel- und Langwellen nutzt (HAGEN 2005, 55f.).⁴⁰² Nach erfolgreichen Experimenten wendet er sich zum Zweck der Vermarktung seiner Anlage unter anderem an das britische Militär. Nach erfolgreichen Versuchen gründet er 1897 „The Marconi Wireless Telegraph and Signal Company Limited“, die

⁴⁰¹ „Schon 1850 gelang die Rhein-, 1851 die Kanalunterquerung, 1853 die der irischen See, 1854 wurden Korsika und Sardinien mit Europa verbunden. [...] Indien, Hongkong, China, Japan waren 1870 an den Telegraphen angeschlossen, Australien 1871, Südamerika 1874.“ (STÖBER 2003a, S. 168) An den verwirklichten Strecken lassen sich klar geopolitische beziehungsweise auch militärische und ökonomische Strategien erkennen, da es sich hierbei um britische Kolonien handelt. Insofern ist auch ein Großteil des Telegraphennetzes der Welt im Besitz der Briten, denen es durch geschickte Verträge gelingt, andere Staaten aus ihrem Netzwerk herauszuhalten.

⁴⁰² Im Zuge der später zunehmend konfligierenden Frequenzbereiche der Kolonial- und Propagandasender in Europa werden internationale Absprachen notwendig. 1925 wird daher in London die „Union Internationale de Radiophonie“ mit Sitz in Genf gegründet, die vier Jahre später in „Union Internationale de Radiodiffusion“ beziehungsweise „International Broadcasting Union“ (IBU) umbenannt wird. Die Aufgaben der Organisation sind der Austausch von Musik-, Sport- und Politikinformationen unter den Sendern sowie die internationale Frequenzvergabe und die Absprache technischer Standards. Zu diesem Zweck wird 1926 ein erster Wellenplan beschlossen (STÖBER 2003b, S. 112). Nach Kriegsende wird zwar die IBU auf Drängen Russlands aufgelöst, doch werden dafür die „European Broadcasting Union“ (EBU) für den Westen und die Organisation „Internationale de Radiodiffusion“ (OIR) für den Osten gegründet (ebd., S. 113). Nach dem Ende des Kalten Krieges wird das EBU reformiert und aus der World Administrative Radio Conference (WARC) wird die „World Radio Conference“ (WRC), auf der alle zwei Jahre hauptsächlich technische Themen diskutiert werden (ebd., S. 116).

in enger Zusammenarbeit mit dem Militär die neue Technik verbreitet (HAGEN 2003, S. 58).⁴⁰³

Für die Entwicklung des Radios sind aber auch die Erfindungen der Diode und des Transistors relevant. AMBROSE FLEMING erfindet 1905 die Diode. Legt man an die Diode Wechselstrom an, detektiert sie Radiowellen, die dem „an“ und „aus“ der Morse-Code-Signale entsprechen. LEE DE FOREST verändert 1906 FLEMINGS Diode zu einer Triode, indem er noch eine weitere Elektrode hinzufügt und damit die Radoröhre erfindet, die einen verstärkenden Effekt auf die empfangenen Signale hat.⁴⁰⁴ Als schließlich 1913 ALEXANDER MEISSNER noch eine Rückkopplungsschleife einfügt, ist das technische Ensemble für Sendung und Empfang von Radio im Wesentlichen fertiggestellt.

Eine Revolution der Technikentwicklung ist dann erst wieder der Transistor. Bereits 1925 schildert JULIUS E. LILIENFELD den Aufbau und die Funktionsweise des elektronischen Bauteils, dass schneller und zuverlässiger arbeitet als die Elektronenröhre. Die Erfindung des ersten Transistors geht auf das Konto der drei Forscher WALTER BRATTAIN, JOHN BARDEEN und WILLIAM SHOCKLEY der „Bell Laboratories“. Dank der neuen Technik werden Radios nicht nur kleiner und robuster, sondern es kommen auch tragbare Radiogeräte oder Autoradios auf.⁴⁰⁵ Heute sind Transistoren in allen Radios, Fernsehern, Computern, Mobiltelefonen etc. zu finden.

⁴⁰³ Diese Militär-Industrie-Kooperationen entstehen in ähnlich erfolgreicher Weise auch in anderen Staaten: In Deutschland arbeiten die Reichswehr und „Telefunken“ – ein Zusammenschluss aus AEG und Lorenz – zusammen und in den USA die Navy mit AT&T.

⁴⁰⁴ Diese Weiterentwicklung verbreitet sich vor allem in der allmählich entstehenden Radio-Amateur-Szene, da sie bereits um 1907 für einen halben Wochenlohn gekauft werden kann (HAGEN 2005, S. 64).

⁴⁰⁵ Ab den 1970ern werden Radios auch mit Kassettendecks ausgestattet und erlauben die individuelle Aufzeichnung von Programmen oder das Überspielen von einer Kassette auf eine andere. Ab den Achtzigern erobern die Walk- und Diskman die Welt und erlauben eine neue Form individualisierter und vor allem mobiler Musikrezeption, die unabhängig von den Programmen der Radiomacher ist (STÖBER 2003b, S. 126).

5.4.2 Vor und während der Weimarer Republik

In Deutschland erkennt man die Vorteile der neuen Funktechnik sehr schnell, weshalb man die technischen, ökonomischen und intellektuellen Ressourcen kombiniert und im Mai 1903 aus der „Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft“ (AEG) und der „Telegraphenbauanstalt Siemens und Halske“ die „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie“ oder auch „Telefunken“ gründet. Vergleichbar zu den Vorgängen in Großbritannien wird die Entwicklung auch in Deutschland entscheidend vom Militär vorangetrieben, denn 1906 beschließt der Generalstab für den Fall eines Krieges in Europa den Ausbau von Funkstationen, der zwischen 1906 und 1907 systematisch vollzogen wird. Zudem wird 1911 die Generalinspektion des Militär-Verkehrswesens eingerichtet, die die Nachrichten- und Transportaufgaben der Truppe regelt. Das Reichskolonialamt zeigt auch Interesse an der Funktechnik und lässt sie ab 1911 in den deutschen Kolonien in Afrika sowie in Ostasien und der Südsee aufbauen (DUSSEL 2010, S. 21).

Im ersten Weltkrieg erlaubt der Funk vollkommen neue strategische Möglichkeiten, insbesondere mit Blick auf den beginnenden Luftkrieg sowie den U-Boot-Krieg. Die Bedeutung der neuen Technik lässt sich auch an den militärischen Personalbeständen für die Funktechnik erkennen: „Die Friedensstärke der Nachrichtentruppe betrug 550 Offiziere und 5.800 Soldaten; für den Krieg wurden im August 1914 800 Offiziere und 25.000 Mann mobilisiert; aus dem Krieg kehrten schließlich fast 4.500 Offiziere und 185.000 Soldaten zurück.“ (ebd., S. 22)

Bei dieser primär militärischen beziehungsweise staatlich kontrollierten Nutzung des Funks von Öffnung zu sprechen, wäre sicherlich falsch, auch wenn sowohl die technische Öffnung als auch individuelle Öffnung und eben in gewissen Sozialsystemen eine Öffnung für die neue Technik vorhanden sind. Es ist jedoch zu berücksichtigen, dass diese Öffnungen nur in einem äußerst eingeschränkten Rahmen militärischer beziehungsweise staatlicher Kontrolle zu finden sind und breite Bevölkerungsteile von der Produktion und Rezeption ausgenommen sind. Dennoch

blitzt die radikale Phase mit dem Ende des ersten Weltkriegs sowohl in Russland als auch in Deutschland kurz auf: Um über die Etablierung der neuen Sowjetregierung und ihre ersten Aufgaben zu informieren, richtet der Rat der Volkskommissare in Russland am 12. November 1917⁴⁰⁶ seinen Funkspruch: „An Alle!“. In Deutschland, wo am 9. November 1918 der Kaiser abdankt, wird die Republik ausgerufen und die Zentrale des deutschen Presserates wird von Arbeiter- und Soldatenräten besetzt. Kurz darauf erfolgt auch aus „Wolffs Telegrafischem Bureau“⁴⁰⁷ eine Nachricht „An Alle!“, in der darüber informiert wird, dass „die Revolution einen glänzenden, fast unblutigen Sieg errungen“ (LERG 1965, S. 47) habe. Darüber hinaus gibt es noch ein weiteres Ereignis, das für die Zukunft des deutschen Rundfunks prägend sein soll: Die Soldatenräte gründen eine Zentralfunkleitung und diese wiederum wendet sich über den Sender in Königswusterhausen mit der Forderung einer organisatorischen Unterordnung an sämtliche deutsche Funkstationen. Das damit verfolgte Ziel besteht im Aufbau eines von der Post unabhängigen Funksystems (DUSSEL 2010, 22f.).

Dieses erste Aufbäumen gegen das Postmonopol wird von den etablierten politischen Eliten als eine erhebliche Gefährdung ihres Machtrefugiums wahrgenommen, derer man mittels restriktiver Maßnahmen wieder Herr zu werden versucht. DUSSEL sagt hierzu: „Informationsvermittlung durch Rundfunk wurde nicht als etwas demokratisch Befreiendes, sondern als etwas Bedrohliches betrachtet, das sorgsam gezähmt werden musste.“ WINFRIED B. LERG führt dazu aus:

„Eine allgemeine Freigabe der Benutzung von Empfangsapparaten zur Aufnahme beliebiger Nachrichten, wie sie in einigen Ländern erfolgt ist, in denen der Staat sich mit der Beförderung drahtloser Nachrichten im inneren Verkehr, nicht befaßt, hat seine großen Bedenken, denn es würde damit jedermann technisch möglich sein, alle in der Luft befindlichen Nachrichten abzuhören.“ (LERG 1965, S. 94)

⁴⁰⁶ Dieses Datum ergibt sich nach westlicher Zeitrechnung. Als weiteres Datum ist der 30. Oktober zu nennen.

⁴⁰⁷ Für die Rolle des Unternehmens mit Blick auf die Nachrichtengese im Dritten Reich siehe Kapitel 4.2.3.

Einen weiteren Schritt hin zu einer ökonomischen Öffnung des Mediums Radio versuchen 1922 die Unternehmen Telefunken und Lorenz, die gemeinsam bei der Post eine erste Sendelizenz für die Etablierung eines privat organisierten Rundfunks nach US-amerikanischem Vorbild beantragen (DUSSEL 2010, S. 26). Die deutschen Behörden aber stehen dem Vorhaben Lizenzen an private Akteure auszugeben, über deren Staatstreue man sich nicht langfristig sicher sein kann beziehungsweise vor dem Hintergrund der Erfahrungen von 1918 eher skeptisch gegenüber. Aus dieser Haltung heraus gründet das dem Außenministerium nahestehende Wirtschaftsnachrichtenbüro Eildienst im Mai die Deutsche Stunde. Gesellschaft für drahtlose Belehrung und Unterhaltung mbH als Tochterunternehmen. Wie der Name schon aufzeigt, soll die „gemeinnützige Veranstaltung von öffentlichen Konzerten und Vorträgen, belehrenden, unterhaltenden sowie alle weitere Kreise der Bevölkerung interessierenden Darbietungen auf drahtlosem Wege“ (LERG 1965, S. 125) die Aufgabe des Unternehmens sein. Der Antrag für eine Sendelizenz erfolgt ebenfalls noch im Mai (DUSSEL 2010, S. 27).

Die dahinter stehende Idee ist die Einrichtung eines „Saalfunks“, der dazu dient, in Kinos oder Theatern Konzerte oder andere Informationen über Lautsprecher an Eintritt zahlende Besucher zu verbreiten. Diese Idee stößt bei den Vertretern der Post auf größeres Interesse, weil es ihnen eine Kontrolle über die Programminhalte bietet, die bei privaten Unternehmen nicht möglich wäre. Bevor es jedoch zur Umsetzung des Vorhabens kommt, werden die Pläne verändert, denn man beschließt nicht nur ein Programm zu eröffnen, sondern gleich mehrere regionale Sender zu gründen. Diese Eigengründungen und die Organisationsweise bieten darüber hinaus die Möglichkeit direkt regulativ Maßnahmen über organisatorische, personelle, prozessuale oder inhaltliche Strukturen in das neue Mediensystem zu integrieren. Vor dem Hintergrund der Erfahrungen von 1918 orientiert man sich für die Regulierung des neuen Mediums am Film, denn auch wenn die Weimarer Verfassung im zweiten Abschnitt des Artikels 118 zunächst sagt: „Eine Zensur findet nicht statt“ wird dies

aber umgehend zurückgenommen, wenn kurz darauf dort steht: „doch können für Lichtspiele durch Gesetz abweichende Bestimmungen getroffen werden.“ Die Macher des Radios in Deutschland sind sich also der potentiellen politischen Sprengkraft des neuen Mediums bewusst.

Gleichzeitig erkennt die Reichsregierung, dass sie „nicht über den nötigen Apparat verfügt, um ihre Meinungen in der Öffentlichkeit zum Ausdruck zu bringen“ (LERG 1965, S. 149) und da diese Aufgabe „nicht an irgendwelche Privatgesellschaften, deren Einstellungen zur jeweiligen Reichsregierung zweifelnd und schwankend ist“ (ebd.) vergeben werden soll, gründet man für die Versorgung des Radioprogramms mit Nachrichten ein weiteres Unternehmen, die Aktiengesellschaft für Buch und Presse. Nachdem man sich auf ein inhaltliches Mitspracherecht durch das Innenministerium geeinigt hat, wird die unter anderem von Ministerialrat KURT HAENTZSCHEL und dem Vorsitzenden der sozialdemokratischen Fraktion ERNST HEILMANN gegründete Aktiengesellschaft in Drahtloser Dienst oder kurz Dradag⁴⁰⁸ umbenannt, die nun die zentralisierte Produktion und Distribution von Nachrichten und Informationen übernimmt. Musikalische und literarische Informationen sollen weiterhin von der Deutschen Stunde geliefert werden, für die man nun regionale Gesellschaften „neben München in Berlin, Breslau, Frankfurt/Main, Hamburg, Köln, Königsberg, Leipzig und Stuttgart“ (DUSSEL 2010, S. 30) gründet.⁴⁰⁹

Auf dem Dach des Berliner Vox-Hauses installiert man daraufhin einen Sender und beginnt mit ersten Testsendungen am 18. Oktober 1923, die am 29. Oktober bereits von 20 Uhr bis 21 Uhr das erste regelmäßige Abendprogramm enthalten. Die dafür verantwortliche Gesellschaft Radio-Stunde wird offiziell erst am 10. Dezember gegründet und später in Funk-Stunde umbenannt (ebd., 30f.). Bis Ende 1923 gibt es

⁴⁰⁸ Größter Anteilseigner der Dradag ist das Innenministerium mit 51 %. Die verbleibenden 49 % teilen sich unterschiedliche Presseunternehmen (DUSSEL 2010, S. 35).

⁴⁰⁹ Jede der Gesellschaften muss allerdings der Post 51 % der Anteile überlassen, was eine Kontrollfunktion durch das Postministerium ermöglicht (ebd., S. 33).

in Berlin sowie im Umland circa 1.000 registrierte Hörer, die als Rundfunkgebühr 2 Reichsmark (RM)⁴¹⁰ zahlen (KRUG 2010, 13f.).

Die mit der Anmeldung verbundene Rundfunkgebühr ist keine Gebühr für das empfangene Programm, sondern gilt als Erlaubnis, ein Gerät aufstellen zu dürfen. Mit der Rundfunkgebühr⁴¹¹ verbindet sich aber für das Reich beziehungsweise die Post der äußerst positive Effekt einer massiven Einnahmensteigerung, so dass zum Beispiel die Post im Jahr 1927 einen Reingewinn von fünf Millionen Reichsmark verbuchen kann (DUSSEL 2010, S. 41).

Die Verbreitung des Radios in der Gesellschaft lässt sich vergleichsweise gut an der Entwicklung der Hersteller sowie Verkaufszahlen ablesen. Stellen im Dezember 1923 nur 15 Unternehmen Radios her, sind es im März 1924 schon über 200. Das größte Unternehmen ist Telefunken. Die Verkäufe von Rundfunkgeräten steigen von 11 Millionen in 1926 auf 41 Millionen in 1928 und bis 1929 auf 61,5 Millionen. Selbst unter den Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise steigen die Verkaufszahlen 1930 nochmals auf 69,5 Millionen (ebd., S. 39). Als Indikator für die Begeisterung für das neue Medium können aber auch die obligatorischen Anmeldungen gesehen werden. Bis Ende 1923 gibt es in Berlin sowie im Umland circa 1.000 registrierte Hörer (KRUG 2010, 13f.) und von 1924 steigen die Anmeldungen von 550.000 auf schon über eine Million im Jahr 1925. Die Anmeldungen nehmen derart rasant zu, dass es 1932 über vier Millionen angemeldete Geräte in Deutschland gibt (ebd., S. 16).

Die Gründe für die schnelle Ausbreitung des Radios können in der zurückliegenden Industrialisierung und Urbanisierung gefunden werden, aufgrund derer circa ein Drittel der deutschen Bevölkerung in städtischen Gebieten lebt. Dies bedeutet einen

⁴¹⁰ Dieser Betrag bleibt bis 1970 stabil (siehe Kapitel 5.4.5).

⁴¹¹ Die Verwendung der Gebühren erfolgt nach einem bestimmten Schlüssel, der dafür sorgt, dass die ohnehin großen Stationen entschieden mehr finanzielle Leistungen erhalten. So bekommen die Funk-Stunde und die Werag fast 10 beziehungsweise 8,6 Millionen, die bayerische Deutsche Stunde sowie der Frankfurter SWR nur ungefähr 2,8 Millionen und die Orag nur 1,5 Millionen. Zu berücksichtigen ist hier, dass diese Zahlen bereits unter Hinzuziehung eines Länderfinanzausgleichs zustande kommen, ohne den die Unterschiede noch weitaus eklatanter gewesen wären (ebd., S. 42).

Vorteil für die Radiomacher, denn nicht einmal 1,5 % des Reiches sind überhaupt über Bodenwellen⁴¹² erreichbar.⁴¹³ Die Röhrenempfänger haben dagegen zwar den Vorteil, dass sie die Signale der Bodenwellen verstärken, aber das Hören nur über Kopfhörer möglich ist (DUSSEL 2010, S. 40).⁴¹⁴ Die Verbreitung der Radiogeräte wird durch die (schleichende) Verbilligung der Geräte unterstützt: Kosten die Geräte 1924 noch circa 400 bis 500 RM müssen 1925 nur noch 250 RM für ein Röhrengerät bezahlt werden und auch die Preise für ein Detektorradio fallen innerhalb von acht Monaten von 70 RM auf 15 bis 20 RM oder sind durch Eigenbau noch günstiger zu bekommen.⁴¹⁵ Rechnet man die Preise jedoch gegen den durchschnittlichen Verdienst eines Industrie-Facharbeiters von 1924 mit 63,8 Pfennig pro Stunde hätte der Arbeiter bei einer 50-Stunden-Woche rund 1,5 Monate für das teuerste Gerät arbeiten müssen (STÖBER 2003b, S. 121).⁴¹⁶ Auf die im Vergleich zu den Löhnen hohen Preise reagiert die Radioindustrie schließlich und bietet ab 1930 / 31 Ratenzahlungen an, die in circa 80 % der Fälle auch in Anspruch genommen werden (DUSSEL 2010, S. 66).

Ein weiterer Faktor für die Disponibilität des neuen Mediums ist die Vereinfachung der Technik bis 1928 / 29, so dass sie nicht mehr nur von Technikinteressierten bedient werden können. Sie sind nun auch mit Stromanschluss und Lautsprecher versehen, so dass sie als Alltagsgegenstände in das Leben der Menschen Einzug halten. Die sich allmählich verbessernden Verdienste, die sinkenden Preise und

⁴¹² Bodenwellen sind insofern von Bedeutung, weil diese von stromunabhängigen Geräten mit Kristall-Detektor empfangen werden können, die entweder für circa 15 bis 40 RM gekauft oder durch Eigenbau noch günstiger zu bekommen sind.

⁴¹³ Die Reichweite des Radios beträgt 1917 circa 25 % und steigt bis 1931 auf circa 70 %.

⁴¹⁴ Der erste Lautsprecher, der auf der Funkausstellung 1924 ausgestellt wird, kostet zunächst rund 100 RM.

⁴¹⁵ Studien zum Einkommen unterschiedlicher gesellschaftlicher Schichten gegen Ende der 1920er zeigen, dass ein Arbeiter in der Großstadt durchschnittlich 250 RM im Monat verdient, von denen er circa 68 RM im Jahr für kulturelle oder sonstige Freizeitbeschäftigungen ausgeben kann. Im Vergleich dazu verdient ein Angestellter oder Beamter circa 400 bis 450 RM. Aufgrund dieser ökonomischen Ausgangslage sind zu zwei Dritteln Angestellte und Beamte Hörfunknutzer, während nur ein Viertel der Arbeiterschaft von dem neuen Medium partizipiert, dies auch weil schon die Rundfunkgebühr von 24 RM für einen Arbeiter eine beträchtliche Aufwendung darstellt (DUSSEL 2010, 66f.).

⁴¹⁶ Um die Entwicklung zu verdeutlichen: 1925 verdient der Arbeiter bereits 82,9 Pfennig pro Stunde und hätte nur noch drei Wochen und zwei Tage für das Gerät arbeiten müssen.

neuen Zahlungsmodalitäten sowie die sich beständig vereinfachende Technik und verbessernde Qualität sowie das umfangreicher werdende Programm bei gleichbleibenden Gebühren führen also zu einer Durchdringung des Radios der deutschen Gesellschaft.

Im weiteren Verlauf der Ereignisse gründen im Januar 1924 die Dradag und die Deutsche Stunde den Reichsrundfunkverband, der die gemeinsamen Interessen nach außen vertreten soll. Der Verband soll der Post zudem eine Einflussmöglichkeit auf die beiden Informationslieferanten bieten (ebd., S. 33). Schließlich erweist er sich aber als weniger geeignet für die Kontrolle, weshalb 1925 eine Holding (Deutsche Reichs-Rundfunk-Gesellschaft mbH (RRG)) gegründet wird, an der die Post 51 % der Anteile besitzt. Die übrigen Anteile werden auf die regionalen Gesellschaften verteilt. Kurz darauf wird der Verband also wieder aufgelöst, ebenso wie die Deutsche Stunde, die aufgrund der einzelnen Gesellschaften funktionslos geworden ist. Im August 1924 wird die Deutsche Welle gegründet, mit der der ursprüngliche Plan der Distribution von Bildungsprogrammen, Nachrichten und Wirtschaftsinformationen über den Saalfunk realisiert werden soll (ebd., S. 32).

Aber auch die Länder melden Ansprüche auf die Regionalorganisationen an, die man ihnen bedingt gewährt beziehungsweise diktiert. Sie werden zwar nicht zu Anteilseignern der Radiogesellschaften, erhalten aber Posten in den Kontrollgremien, das heißt sowohl in den Überwachungsausschüssen als auch in den Kulturbeiräten. Die Hauptaufgaben der Ausschüsse liegen einerseits in der Entscheidungsgewalt bei Fragen zu politischen Inhalten und andererseits bei der Einstellung von Programmverantwortlichen, die ihrer Genehmigung bedürfen. Erst nachdem die Sender den Bedingungen zustimmen und alle diese Kontrollmaßnahmen etabliert sind, werden ihnen nachträglich im März 1926 die endgültigen Sendegenehmigungen überreicht.

Im Dezember 1926 legt der Innenminister dem Deutschen Reichstag die bis dahin formulierte und ausgearbeitete Rundfunkordnung zum Beschluss vor. Entsprechend

der Rundfunkordnung ergibt sich bis dahin folgende zwischen Innenministerium und Post aufgeteilte Organisationsstruktur:

„Die Post war für alle technischen, organisatorischen und wirtschaftlichen Aufgaben zuständig. Das Innenministerium im Verein mit den Ländern für alle politischen Programminhalte. Und das waren zum anderen die konkreten Institutionen: Praktisch wurden die Arbeiten von neun regionalen Programmherstellern und zwei zentralen Institutionen – der Dradag und der Deutschen Welle – geleistet, die ihrerseits von der RRG und diversen Überwachungsausschüssen kontrolliert wurden.“ (ebd., 37; H.i.O.)

Den entscheidenden Unterschied zum Dritten Reich bildet bis zu diesem Zeitpunkt nur die Tatsache, dass noch nicht alle Inhalte vorgegeben, sehr wohl aber kontrolliert werden (ebd., S. 37), so dass man noch von einem quasi-demokratisch geprägten Hörfunk ausgehen kann. Kultur soll über die Grenzen der bisherigen Nutzungskreise allen Menschen verfügbar gemacht werden, was zu einer Art „Volks-Bildung“ (ebd., S. 48) führt, die aber in einem doppelten Sinne zu verstehen ist: „Es ging nämlich nicht nur darum, einzelne, wenn auch viele einzelne, aus dem Volk zu bilden; der Rundfunk sollte sie auch zum Volk bilden“ (ebd.). Trotz des quasi-demokratischen und bildnerischen Impetus sollte in dieser Phase des Radios nur vorsichtig von informationeller Öffnung gesprochen werden, da es eben eine strenge Auswahl der gesendeten Informationen gibt, die aus Rezipientensicht gerade keine freie Auswahl der zu rezipierenden Quellen erlaubt.

Mit Radio wird in der Weimarer Republik also auch eine Bildungsfunktion verbunden. Mit der Etablierung des Lautsprechers im Radio hört nämlich nicht nur die Familie zu, sondern es entstehen Hörergemeinschaften, die zum Beispiel unter Anleitung eines Dorflehrers oder Geistlichen das Radioprogramm rezipieren. Häufige Gründe für diesen Gemeinschaftsempfang sind aber eher die technischen und / oder finanziellen Voraussetzungen, die so auf die Zahl der Hörer aufgeteilt werden (ebd.,

S. 43).⁴¹⁷ Dies ist insofern für den Öffnungsprozess relevant, da man in der Anleitung durch lokale Autoritäten einen weiteren Kontrollmechanismus erkennen kann, der zwar nicht bewusst eingeplant ist, sich aber aus der Situation ökonomischer und technischer Schließungen ergibt.

Entgegen des staatlichen Monopols über das Radio gibt es aber auch demokratisierende Bewegungen, wie zum Beispiel Radio-Klubs, in denen sich die Mitglieder treffen, um gemeinsam Radioempfangsgeräte zu bauen. 1924 wird als Dachorganisation der Arbeiter-Radio-Klub e.V. gegründet, der sich ab 1927 Arbeiter-Radio-Bund Deutschlands e.V. nennt (WERNECKE 2004, S. 166). Die Forderungen des Bundes bestehen in der Überlassung eines eigenen Radiosenders, einer Mitgliedschaft in den Kulturbeiräten und einem damit verbundenen Mitspracherecht bei den gesendeten Inhalten. Darüber hinaus verlangen sie eine Senkung der Rundfunkgebühr auf eine Mark monatlich und die Aufgabe von kirchlichen Zeremonien im Radio (DUSSEL 2010, S. 44).⁴¹⁸ Von den staatlichen Institutionen werden diese Forderungen aber weitgehend ignoriert.

Aufgrund der noch nicht möglichen Aufzeichnungen der Sendungen gibt es keine O-Ton-Quellen für die Programmgeschichte. Lediglich aus Programmzeitschriften lässt sich begrenzt rekonstruieren, wie die Programme aufgebaut sind und dies auch nur bis zu ihrem Verbot 1941 (ebd., S. 46). Auf die grundsätzlich volksbildnerische Absicht wurde bereits verwiesen: Die Arbeiter sollen ihren Feierabend mit etwas Angenehmen verbringen können, um sich von ihrer täglichen Arbeit zu erholen⁴¹⁹

⁴¹⁷ An dieser Stelle sei auf die Gruppen von Rezipienten bei den frühen Zeitungen verwiesen (siehe Kapitel 3.3.6.5 oder 4.2.2.4), die ebenfalls gemeinsam einem Vorleser zugehört haben. Gründe für die Gruppenbildung liegen bei den Zeitungen vor allem in der mangelnden Alphabetisierung sowie den Preisen für die Nachrichtenblätter.

⁴¹⁸ Mit der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten im Januar 1933 werden im Zuge des Verbots der SPD und der ihr angehangenen Organisationen auch die Arbeiter-Radio-Klubs verboten (ebd., S. 45).

⁴¹⁹ Es sei an dieser Stelle auch auf die Ausführungen von THEODOR W. ADORNO und MAX HORKHEIMER (2004) verwiesen, die genau diese Erholungsfunktion des Radios kritisieren, die in den amerikanischen Programmen mit noch sehr viel weniger pädagogischen Absichten verbunden ist.

und dies soll wiederum mit einer gezielten „Pädagogisierung des Programms“ (ebd., S. 48) gelingen.

Obwohl also mit dem Radio ein vergleichsweise hoher kultureller Anspruch verknüpft ist, ist den Radiomachern klar, dass dieser nicht für die gesamte Bevölkerung durchgehalten werden kann und von Episoden leichter Unterhaltung unterbrochen werden muss. Die zentrale Sendezeit liegt zunächst zwischen 20 Uhr und 22 Uhr, womit der Rundfunk in einen Wettstreit mit allen anderen Freizeitbeschäftigungen (Kino, Theater, Oper, Lesen etc.) eintritt (ebd., S. 50).⁴²⁰ Die durchschnittliche Sendedauer zwischen 1927 / 28 beträgt zwischen 4,5 und 9,5 Stunden, doch versucht man das Programm ständig auszuweiten. Mit der Zeit etabliert sich ein Frühprogramm von circa 6 Uhr bis 8 Uhr, das anschließend wieder bis 10 Uhr oder 11 Uhr unterbrochen ist. Nach dieser Pause läuft das Programm, abgesehen von Einzelfällen, über den Nachmittag bis 23 Uhr oder 24 Uhr durch. Die Orientierung am Hörer zeigt sich besonders am Sonntagsprogramm: Dieses pausiert je nach Sendegebiet zwischen 9 und 11 Uhr oder sendet Kirchenfunk. Des Weiteren werden Radiovorträge reduziert, wodurch mehr Raum für literarische Inhalte und Musik bleibt (ebd., 51f.).

Zentrales Element der Radioprogramme sind Nachrichten, für die man in der Anfangszeit Zeitungsmeldungen nutzt. Ab 1926 wird es zur Pflicht die Nachrichtmeldungen von der zentralen Stelle der Dragad zu übernehmen. Der Großteil der Radiostationen sendet drei Nachrichtenblöcke am Tag, in denen neben der nationalen und internationalen Politik auch Wirtschaftsnachrichten und Lokalnachrichten sowie landwirtschaftliche Meldungen verbreitet werden. Die Hauptnachrichtenzeiten sind der Mittag und der Sendeschluss, zu dem noch einmal ausführliche Nachrichten gesendet werden.

Übertragungen aktueller Ereignisse oder Reportagen sind mit circa 5 % für das übrige Programm von zunächst geringerer Bedeutung – am häufigsten sind noch Sportberichte zum Beispiel von Radrennen. Erst mit den Jahren nimmt die aktuelle

⁴²⁰ Später wird der Hörfunk diese Hauptrolle an das Fernsehen verlieren.

Berichterstattung eine immer bedeutendere Stellung ein (ebd., S. 53). Dabei erfolgt jedoch keine klare Trennung von Information und Kommentar, denn die Texte sind vorgeschrieben und kontrolliert, bevor sie verlesen werden. Die Kontrolle über die Texte erfolgt darüber hinaus auch durch Formulierungsvorgaben. Nach ihnen sollen die vorgefertigten Texte aus kurzen, nicht verschachtelten Sätzen und einfachen Worten bestehen (KRUG 2010, S. 17).

Neben den politischen Informationen, die häufig in bildungsspezifische Kontexte eingebettet sind, sind auch kulturelle Inhalte von großer Bedeutung, wie an der Vielzahl an Autorenlesungen deutlich wird, die in den frühen Radiotagen in allen Regionalgesellschaften Einzug halten.⁴²¹ Da sie aber das Aufmerksamkeitspotential der Zuhörer überfordern werden sie mit den Jahren reduziert. Als Ersatz findet man Theateraufführungen, die bald in speziellen Radioversionen gesendet werden. Und auch wenn JOHANN W. VON GOETHE, JOHANN C. F. VON SCHILLER oder WILLIAM SHAKESPEARE zu den häufigsten Autoren zählen, ist ein Großteil der Theateraufführungen durch Dramen beziehungsweise Unterhaltungsstücke geprägt (DUSSEL 2010, S. 56).⁴²² Zudem stellt die Übertragung von Bühnenschauspielen die Zuhörer vor Herausforderungen: Außer das sie zu lang sind (zum Teil vier Stunden), sind darüber hinaus Szenen und ihre Wechsel zu beschreiben, ganz zu schweigen von der Notwendigkeit die Stimmen der Schauspieler mit ihren Rollen auseinander halten zu müssen (ebd., S. 57). Man begegnet diesen Problemen indem man zum Beispiel Regieanweisungen vorliest oder nur einzelne Szenen aus den Stücken spielt beziehungsweise sie entscheidend kürzt. Diese Maßnahmen führen geradewegs zu den später speziell für das Radio geschriebenen Hörspielen (ebd., S. 58).

Anders sieht es bei musikalischen Inhalten aus: Radioübertragungen von Opern oder Operetten – auch aus dem europäischen Ausland – sind ab dem Moment ihrer

⁴²¹ Schon 1923 liest zum Beispiel THOMAS MANN aus dem „Zauberberg“.

⁴²² Interessant daran ist, dass zum Beispiel GERHARD HAUPTMANN gegen die Übertragung der Aufführung seiner Werke prozessiert, weil er dafür keine Vergütung erhält. Die Konsequenz daraus

technischen Machbarkeit fester Bestandteil des Radioprogramms, nicht nur weil sie günstig zu produzieren sind, sondern auch weil sie vom Publikum gewünscht werden. Etwas anders verhält es sich dagegen mit Musikstücken von Schallplatten. Während die Schallplattenindustrie das Abspielen ihrer Medien zunächst noch als Werbung betrachtet – die Bestellnummern für die Platten sind auch in den Programmheften abgedruckt – verändert sich die Lage mit der Weltwirtschaftskrise. Ab diesem Zeitpunkt verlangt die Industrie eine Gebühr für das Abspielen, auf deren Höhe man sich nach einer gerichtlichen Entscheidung einigt (ebd., S. 60). Alternativen ergeben sich, indem man Konzerte der Künstler direkt überträgt oder sie in den Räumlichkeiten der Funkhäuser spielen lässt. Der Anteil der leichten Unterhaltung beträgt circa 30 % während die anspruchsvolle Unterhaltung 50 % der gesendeten Inhalte und dies zur Hauptsendezeit ausmacht (ebd., S. 62). Insgesamt aber sind der Musik- und Wortanteil im Radio ausgeglichen (KRUG 2010, S. 16). Ab 1935 liegen schließlich erste Daten über die Radiointeressen der Bevölkerung vor. Aus ihnen lässt sich ablesen, dass den Menschen weniger an klassischer und gehobener Unterhaltung liegt und sie stattdessen leichte Unterhaltung favorisieren.

Bereits vor der Machtergreifung durch ADOLF HITLER (Januar 1933) wird der deutsche Rundfunk zu einem Staatsmedium umfunktioniert. Die Regierung FRANZ VON PAPENS versucht sich mittels des neuen Mediums Gehör bei der Bevölkerung zu verschaffen und die eigene Politik zu erklären. Der Innenminister WILHELM VAN GAYL räumt dem Kabinett in „Der Stunde der Reichsregierung“ die Möglichkeit ein, sich zur besten Sendezeit (18:30 Uhr bis 19:30) darzustellen. Im Juli beginnt schließlich der Umbau des Rundfunks: Die Sendergesellschaften werden verstaatlicht indem die AGs zu GmbHs reorganisiert werden, von denen das Reich 51 % und die Länder 49 % erhalten. Darüber hinaus wird die Rundfunkaufsicht verändert, die jetzt durch

ist, dass das Reichsgericht die Werke der Autoren für gleichwertig mit denen von Komponisten anerkennt und in der Folge die Sendegesellschaften Tantiemen zahlen müssen (ebd., S. 56).

spezielle Kommissare erfolgt.⁴²³ Bei den Sendergesellschaften sollen diese wiederum durch Staatskommissare vertreten werden, die gemeinsam vom Reichsinnenminister und den Ländern benannt werden. Die neuen Kommissare haben das Recht, die Ausstrahlung einzelner Sendungen zu verhindern oder nur unter speziellen Bedingungen zu erlauben. Die bisherigen Überwachungsausschüsse werden durch Programmbeiräte ersetzt, die aus Mitgliedern staatlicher Organisationen bestehen und Einfluss auf die Programmgestaltung ausüben. Darüber hinaus wird die Dragad durch eine zentrale Nachrichtenabteilung ersetzt, namentlich Der Drahtlose Dienst, der eine Unterabteilung der RRG ist. Neben den Nachrichten bekommt die neue Abteilung die Aufgabe Radiovorträge zu organisieren. Zahlreiche Personen werden bereits aufgrund rassistischer Beweggründe entlassen.

Überblickt man also einmal die bis zur Gründung der Sender beziehungsweise bis zur ersten Aufnahme des regelmäßigen Sendebetriebs vollzogene Entwicklung zeigt sich deutlich, dass aus mehreren Gründen eine radikale Phase des neuen Mediums gar nicht entstehen kann. Neben den klaren Besitzverhältnissen durch staatlich-politische Akteure, der umgehenden militärischen und politischen Instrumentalisierung des neuen Mediums und der Orientierung an regulativen Gesetzesvorgaben, wie sie für den Film bereits existieren, erlauben auch die technischen Rahmenbedingungen keine einfache Adaptierung der Produktionsmittel durch die Bevölkerung. So ist neben der teuren Technik auch die für den Sendebetrieb notwendige Verteilung von Elektrizität noch gar nicht in den Haushalten angekommen. Man sieht also, dass der Rundfunk in seinen Anfängen gleich zu einem staatstragenden Medium instrumentalisiert wird und eine informationelle Öffnung, wie sie der Buchdruck erlaubte, gar nicht möglich ist, da auch die Programminhalte von staatlicher Seite vorgegeben beziehungsweise geplant werden. Dazu auch HAGEN:

⁴²³ Dabei handelt es sich um „ein[en] Rundfunkkommissar des Reichspostministers für Organisation, Wirtschaft und Technik sowie ein[en] Rundfunkkommissar des Reichsinnenministers für sämtliche Fragen des Programms“ (ebd., S. 69).

„Mit einem Wort: In Europa startet das Radio mit der Angst vor der Masse, mit der Angst, dass aus dem Medium ein Massenmedium werden könne. Nirgendwo in Europa ist beim Start des Radios als allgemeinem Kommunikationsmittel ein freier Zugang der Öffentlichkeit zum Medium Radio insgesamt anvisiert worden.“ (HAGEN 2005, S. 74)

Zusammen mit HAGENS Analyse zeigen sich die Gründe, warum das Radio nicht offen ist. Politische und ökonomische oder auch schlicht technische Voraussetzungen stehen einer Öffnung im Weg. Das Radio als informationell offeneres Medium erlebt seine radikale Phase erst später, als auch die Demokratisierung der Gesellschaften entscheidende Schritte macht. Zuvor jedoch erlebt das Radio in Deutschland, ebenso wie die anderen Medien, die nahezu vollkommene Schließung, wie im weiteren Verlauf gezeigt wird.

5.4.3 Im Dritten Reich

Im März 1933 gründen die Nationalsozialisten das Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda unter Leitung von JOSEPH GOEBBELS. Schon einen Tag nach der Gründung werden die politische und personelle Überwachung des Rundfunks in die Hände GOEBBELS gelegt und nur wenige Tage später auch die wirtschaftliche Kontrolle, wodurch die gerade eingeführten Stellen der Rundfunkkommissare obsolet werden. Die Ende Juli 1933 von HITLER publik gemachte Verordnung über die Aufgaben des Reichsministeriums wertet die Stellung GOEBBELS gegenüber seinen Ministerkollegen weiter auf und sorgt dafür, dass die Länderinteressen den Reichsinteressen subsumiert werden. Dazu müssen die Gesellschaften ihre Anteile an das Reichspropagandaministerium übergeben und die Länder ihre Beteiligungen an die RRG. Damit werden die einstigen Gesellschaften nur noch zu Abteilungen der RRG, die somit dem Reichspropagandaminister unterstehen. Innerhalb der RRG werden darüber hinaus die Posten der Reichssendeleitung oder des Reichsintendanten und Generaldirektors der RRG geschaffen, die, wie andere Posten (zum Beispiel die der

Intendanten) auch mit zuverlässigen Nationalsozialisten besetzt werden (DUSSEL 2010, 76ff.). Die noch bestehenden einzelnen Sender werden anschließend zu Sendergruppen⁴²⁴ zusammengefasst, die jetzt zum Beispiel das gleiche Abendprogramm übertragen. Die einzige Alternative bietet jetzt nur noch der Deutschlandsender. Mit der Annektierung Österreichs 1938 wird kurzerhand auch der österreichische Rundfunk in das deutsche System integriert (ebd., S. 83).

Neben diesen organisatorischen Veränderungen wird aber auch die inhaltliche Struktur modifiziert. So werden das Erntedankfest, der 01. Mai oder auch der Tag von Potsdam als herausragende Radioereignisse bis ins Detail geplant und entsprechend exekutiert. Das Programm ist für die Hörer äußerst anspruchsvoll, da es sich von Morgens 8 Uhr bis Nachts 1 Uhr um Wortprogramm mit Hörberichten, Hörspielen und Kundgebungen handelt, „die immer nur die eine Botschaft von der neuen Größe Deutschlands vermitteln sollen“ (POHLE 1955, 293f.). Neben diesen propagandistischen Großleistungen werden aber auch im Alltag alle Gelegenheiten genutzt, die Nachrichten des neuen Reiches und seiner Machthaber zu senden (DUSSEL 2010, 84f.). Diese direkte Form der Propaganda endet Ende 1933, weil GOEBBELS erkennt, dass mit einer derart dauerhaften und plumpen Propaganda keine politische und ideologische Indoktrination der Gesellschaft zu erreichen ist. Er drängt daher einerseits zu hochkulturellen und andererseits unterhaltenden Elementen.

Entlang der Zentralisierungsmaßnahmen, wie sie im Verlauf der Weimarer Republik und verschärft unter der Regierung PAPEN vorgenommen wurden, erfährt das Medium Radio im ersten Jahr der nationalsozialistischen Herrschaft weitere Restriktionen, so dass die Schließung nahezu total wird. An dieser Stelle von einer „totalen Schließung“ zu sprechen erscheint adäquat, weil weder informationelle Öffnungsphasen noch ein Auspendeln der Öffnungs- und Schließungsphasen in eine

⁴²⁴ Zu nennen wären hier die Sendergruppe West (Köln, Frankfurt, Stuttgart), Südost (München, Breslau, Leipzig) und Nord (Hamburg, Berlin, Königsberg) (ebd., S. 76).

regulative Phase mehr möglich sind. Man steht hier also vor einer Schließung durch das politische System.

Aber auch die Hochkultur wird bald auf spätere Sendeplätze positioniert, da man mehr Raum für Unterhaltungssendungen schaffen will. Gleichzeitig erhöht man den Musikanteil (1933 noch 57,4 %, 1938 69,4 %) und reduziert den Wortanteil. In diesem Kontext geht auch eine Verringerung der Vorträge einher, eine Entwicklung, die bereits in den 1920ern eingesetzt hat. Nur die Anteile an aktuellen Informationen und Nachrichten bleiben vergleichsweise konstant. Neben den quantitativen gibt es aber auch qualitative Veränderungen, die jedoch einer speziellen Handlungslogik folgen. So werden einzelne Sendungen (Sprachbildungsprogramme, Vorträge, klassische Musik, E-Musik oder auch Opus-Musik) zwar nicht gleich vollständig aus dem Programm genommen, aber von prominenten Sendeplätzen auf weniger attraktive Sendezeiten verlegt. Diese Alibi-Strategie führt dazu, dass man die Veränderung nicht begründen muss (ebd., S. 87).

Zudem nimmt man Einfluss auf die Unterhaltungsmusik. Viele der Komponisten, Arrangeure oder Interpreten erscheinen entweder aufgrund religiöser Überzeugungen oder durch die rassistische Ideologie nicht mehr in das Radioprogramm integrierbar. Die vorhandenen Lücken werden mit den inzwischen gealterten Operettenelementen, Tanzmusiken und Schlagern gefüllt. Als ideologisch problematisch erweist sich der Jazz, weshalb es immer wieder Versuche gibt, ihn ganz zu verbieten (ebd., 88f.).

Das Programm entfernt sich also immer weiter von den hochkulturellen Ansprüchen, es gibt feste Sendeplätze für bestimmte Programminhalte, die für das Publikum wiedererkennbar und orientierend sind. Vergleichsweise unpolitische Sendeinhalte werden von politischen, wie zum Beispiel den Nachrichten gerahmt. Das dies für die Nationalsozialisten auch nötig ist, zeigt sich insbesondere an der Einstellung der Bevölkerung zum Krieg, die 1938 noch äußerst gering ist. Zur Förderung einer Einstellungsveränderung veranlasst man mehr Nachrichten- und Zeitfunkeinhalte. Sie

sollen dem deutschen Volk vermitteln, dass einige Ziele nur mit militärischen Mitteln zu erreichen sind (ebd., S. 92). Im Zuge der technischen, organisatorischen, strukturellen und programmlichen Veränderungen kommt es aber zu einem Widerspruch in der Zielsetzung der Nationalsozialisten:

„Zwar hatte das nationalsozialistische Regime aus propagandistischen Gründen das Radio gefördert. Die Hörgewohnheiten ließen sich jedoch nicht wie erwartet kontrollieren. Nur bei Gemeinschaftsappellen besaß das Regime die volle Kontrolle – darum, und wegen der geringeren ländlichen Radiodichte forcierte, es den gemeinsamen Radioempfang in kleinen Orten. Da aber die Versorgung mit Volksempfängern die Deutschen wieder vereinzelt und damit der Kontrolle des Regimes entzog, unterminierte das Regime sein eigenes Informationsmonopol.“ (STÖBER 2003b, S. 147)

Wenn man jetzt noch hinzuzieht, dass ab 1938 auch ausländische Radiosender ihre Anstrengungen erhöhen mit ihren Programmen die deutsche Bevölkerung zu informieren und im Mai 1939 zwischen 20 und 22 Uhr circa 25 Sender zur Auswahl stehen dann zeigt sich deutlich, die potentielle Öffnung des Mediums Radio als Informationslieferant, die trotz der nahezu vollkommenen nationalstaatlichen Schließung dem Medium an sich attestiert werden kann (ebd., 112f.).⁴²⁵

Auf die steigende Zahl der Radioempfangsgeräte in den 1920ern wurde bereits hingewiesen. Diese Zahlen steigen nochmals in den 1930ern. Die Zahl der Geräteanmeldungen steigt von 4,3 Millionen im Jahr 1933 auf 9,1 Millionen im Jahr 1938 (POHLE 1955, S. 333). Eine Erklärung für diese massenhafte Verbreitung kann sicherlich in den günstigeren Empfängern gefunden werden. Der Volksempfänger,

⁴²⁵ Sicherlich muss hier aber von einer eingeschränkten Öffnung ausgegangen werden, da die Inhalte sowohl der deutschen als auch der ausländischen Sender von Propaganda geprägt gewesen sein werden. Weiterhin ist zu bemerken, dass Radio wohl auch niemals eine vollkommene Öffnung des Informationsbezugs erlaubt, weil die Inhalte einerseits immer von Kontrollinstanzen überprüft und überwacht werden und durch Redakteure eine Selektion des gesendeten Materials vorgenommen wird. Dennoch bieten die ausländischen Sender eine reichhaltige Quelle für Informationen, die innerhalb des Reiches nicht in gleicher Weise verfügbar gewesen sind. Gleichzeitig ist aber ungeklärt, wie wirksam die ausländischen Sender in Deutschland sind, denn aufgrund des Verbotes diese Sender zu

der seit Mai 1933 produziert wird und dessen Attraktivität durch die Herabsenkung des ursprünglichen Preises auf 59 RM noch zusätzlich erhöht wird, hat einen beträchtlichen Anteil an der Entwicklung. Bis 1943 steigen die Zahlen der Geräteanmeldungen sogar noch auf 16,2 Millionen.⁴²⁶ Ein weiterer Grund sind auch die ab 1938 verfügbaren Kleinempfänger, die für 35 RM erhältlich sind und zusätzlich mit Ratenzahlung angeboten werden. In diese Zahlen sind aber auch die Gebietserweiterungen (Österreich, Sudetenland, Danzig, Böhmen und Mähren) des Deutschen Reiches einzubeziehen sowie die Erweiterung des Senderadius durch die Integration der annektierten Sender in den besetzten Gebieten (DUSSEL 2010, 95f.).

Mit Beginn des Krieges aber kommt es zu Einschränkungen des Sendebetriebs. Durch Einberufungen oder Abkommandierungen in die Rüstungsindustrie sowie in den Auslandsrundfunk sinkt die Personalstärke in den Rundfunkabteilungen. Dies macht eine Veränderung der organisatorischen und inhaltlichen Strukturen notwendig, die darin besteht, dass ab Juli 1940 ein zentral produziertes Programm über die einzelnen Sender, die jetzt von Wien bis Luxemburg, Oslo und Belgrad reichen, distribuiert wird (KRUG 2010, S. 19). Inhaltlich orientiert sich das Programm auch immer mehr an Unterhaltungsinhalten, die bald 85 % des gesendeten Programms ausmachen, was heißt, dass man vor allem morgens mehr leichte Unterhaltungsmusik spielt, für die extra ein neues Orchester gegründet wird und Moderationen weitestgehend vermieden werden (DUSSEL 2010, S. 97).

Ist das deutsche Radiosystem also vergleichsweise streng kontrolliert und reglementiert, können die Schließungsmaßnahmen jedoch nicht auf den regulären internationalen Rundfunk angewandt werden. Die Sender der Alliierten ragen mit ihrem Programm bis in das Deutsche Reich hinein. Die Radiogeräte – sogar der

hören, kann sich die Bevölkerung nicht mehr darüber austauschen beziehungsweise dazu bekennen, Informationen aus einer dieser Quellen bezogen zu haben (STÖBER 2003b, S. 147).

⁴²⁶ An dieser Stelle muss jedoch auf die Diskrepanz zwischen den Anmeldezahlen und den Verkaufszahlen hingewiesen werden, die so nicht erklärt werden kann. Es ist wohl zu vermuten, dass vor dem Hintergrund der Kriegsergebnisse nicht mehr alle Geräte zur Anmeldung gebracht werden.

Volksempfänger – in den Haushalten der Bevölkerung sind, je hochwertiger sie sind, auch grundsätzlich in der Lage, diese zu empfangen, weshalb man versucht durch Störsender die Verbreitung ihres Programms zu beeinträchtigen. Eine weitere Möglichkeit der Nationalsozialisten, die Feindsender zu unterbinden, liegt in einer gesetzlichen Regelung. GOEBBELS erlässt daher mit Kriegsbeginn die Verordnung über außerordentliche Rundfunkmaßnahmen, die das Hören von ausländischen Sendern und die Weitergabe von Informationen unter Strafe stellt. Über Zeitungen und Zeitschriften werden im Anschluss daran Listen mit erlaubten Sendern veröffentlicht (ebd., S. 100).

Verstöße gegen die neuen Regelungen werden mit aller Härte verfolgt. Bis Mitte 1940 sind ungefähr 2.400 Vergehen dokumentiert, die in 740 Fällen zu Urteilen (500 mit Gefängnis und / oder Zuchthaus mit bis zu zwei Jahren sowie in den übrigen Fällen auch noch mehr) geführt haben. Trotz der immer drastischeren Strafen, die schließlich sogar die Todesstrafe einbeziehen, werden immer häufiger feindliche Sender gehört. Die wichtigsten sind die BBC, der Schweizer Sender Radio Beromünster und Radio Moskau (ebd., S. 102).

Die Alliierten versuchen mit den Sendern zur Zersetzung der Wehrtätigkeit und Durchhaltebereitschaft der Bevölkerung beizutragen: Einerseits gibt es vollkommen offenkundig von ausländischen Sendern wie der BBC produzierte deutschsprachige Sendungen.⁴²⁷ Andererseits versuchen die Alliierten aber auch die deutschen Machthaber im Unklaren darüber zu lassen, woher die Programme stammen, die zum Beispiel unter Leitung der britischen Psychological Warfare Division gezielt Falschmeldungen verbreiten (ebd., S. 103).

Seit Herbst 1942 wird in allen Reichssendern zwischen 18:30 Uhr und 20 Uhr ein konstantes Programm geboten. Den Beginn macht von 18:30 Uhr bis 19:30 Uhr der „Zeitspiegel“ mit aktuellen Meldungen. Zwischen 19 Uhr und 20 Uhr gibt es

⁴²⁷ Zu nennen wäre hier beispielhaft die BBC-Sendung von HUGH CARLETON ab September 1938 (DUSSEL 2010, S. 103).

fünfzehnminütige Sendungen, von denen der „Frontbericht“ um 19:15 Uhr eine feste Größe ist. Die Übergänge werden mit Unterhaltungsmusik gefüllt. Nachrichten gibt es jeweils um 20 Uhr und um 22 Uhr (ebd., S. 105).

1942 wird das Doppelprogramm im Deutschen Reich eingeführt. Damit soll erreicht werden, dass auf dem bekannten Reichsprogramm mehr Unterhaltungsmusik angeboten wird, während der „Deutschlandsender“ mehr ernste Musik sendet. Lediglich an Dienstag- und Donnerstagabenden läuft auf dem Reichssender klassische Musik, während der „Deutschlandsender“ hierzu genau das gegenteilige Programm anbietet (ebd., S. 106). Die Fokussierung auf Unterhaltungsaspekte soll Ablenkung vom Kriegsalltag und den Bombardements bieten und die Inhalte der eigenen Propaganda in den Vordergrund rücken. KONRAD DUSSEL weist in diesem Zusammenhang aber auf die dabei zugrunde liegende zu einfache Annahme hin, dass die Intention der Programmierer gleichzeitig die entsprechende Wirkung bei den Rezipienten voraussetzt (ebd., S. 110).

Trotzdem ist es leichter militärische Erfolge an die Heimat weiterzugeben, als die negativen Meldungen, die sich mit dem Kriegswinter 1942 / 43 verbinden.⁴²⁸ Die Negativberichte stehen in einem deutlichen Widerspruch zur Siegesgewissheit der eigenen Propaganda, was die Stimmung der Bevölkerung gegenüber dem ohnehin unbeliebten Russlandfeldzug noch weiter verschlechtert (ebd., 110f.). Das können auch einzelne propagandistische Glanzleistungen, wie die Rede GOEBBELS im Sportpalast vom Februar 1942 nicht wett machen.

Weitere Risse bekommt die sorgsam durchchoreographierte Stimmungsmache der Nationalsozialisten durch die direkte Kommunikation der Soldaten mit der Heimat in Form von Briefen oder Gesprächen bei Heimatbesuchen und den Berichten über die eigenen Erlebnisse im Kriegsalltag. An der dadurch zunehmend entstehenden kritischen Meinungsbildung können auch die gleichgeschalteten Massenmedien

⁴²⁸ Als vergleichsweise kurz aufeinander folgende Ereignisse müssen die Kapitulationen der 6. Armee in Stalingrad sowie des Afrikacorps im Mai genannt werden.

nicht viel ausrichten. Es zeigt sich, „dass das Gemeinschaftsleben gegen Massenmedien resistent“ (HONDRICH 2001, S. 158) sein kann. Das Ende des Rundfunks im Dritten Reich kommt aber nicht erst durch die Kapitulation Deutschlands, sondern in einigen Regionen schon durch den Befehl HITLERS die eigenen Sendeanlagen beim Rückzug zu sprengen.⁴²⁹

Bevor jedoch auf die Nachkriegsbetrachtung des Beitrages des Radios zum informationellen Öffnungsprozess in den beiden deutschen Staaten übergegangen werden kann, sind noch die wenigen informationellen Öffnungen des Mediums während der nationalsozialistischen Herrschaft zu betrachten. Neben der alliierten Einflussnahme sollen im Folgenden die reichsinternen Öffnungsbewegungen diskutiert werden, die sich trotz deutlichster Konsequenzen den Schließungsmaßnahmen der Nationalsozialisten entgegenstellten. Schon vor der drohenden Machtübernahme nationalsozialistischer Parteien in Deutschland gibt es in Teilen Europas Aufrufe zum Boykott und Widerstand gegen derartige politische Strömungen. Neben sozialistischen Radiosendern, die zum Beispiel von der baltischen See in Richtung Kontinent senden, befindet sich eines der ersten Freien Radios in der Tschechoslowakei, das 1931 die Arbeiterschaft zum Widerstand gegen die faschistischen Führer in Europa aufruft. Am 26. Februar fordert es auf Tschechisch, Deutsch und Ungarisch sogar eine Massenmobilmachung. Da diese Übertragung illegal erfolgt und das Rundfunkmonopol der Regierung gefährdet, wird nach dem Sender gesucht, jedoch erfolglos. Zwei Monate später taucht auch in Budapest, Ungarn ein solcher Sender mit ähnlichen Botschaften auf, doch auch hier bleibt die Suche durch die offiziellen Stellen ergebnislos (SOLEY 1999, S. 7).

Von September 1934 bis Januar 1935 gibt es in der Tschechoslowakei einen Sender, der von kurz hinter der Grenze nach Deutschland sendet und nach der Widerstands-

⁴²⁹ Es wird im Kapitel 5.4.4 über den Hörfunk in der DDR zu überlegen sein, welche Propaganda- und Überwachungsmaßnahmen des nationalsozialistischen Regimes in die Hörfunkpraxis der DDR eingeflossen sind.

organisation Schwarze Front benannt ist. Der Sender arbeitet, bis der Techniker RUDOLPH FORMIS durch die Gestapo am 24. Januar 1935 ermordet wird (ebd., S. 8). Ab Januar 1937 erscheint ein weiterer anti-nationalsozialistischer Sender, dieses mal in Deutschland. Der Deutsche Freiheitssender sendet in regelmäßigen Abständen und zu gleichen Zeiten sein Programm. Nachdem die Suche vor allem im badischen Raum erfolglos bleibt, vermuten die Verfolger ihn sowohl in Minsk als auch in den Wäldern von Luxemburg oder Moskau. Als die deutschen Behörden merken, dass sie dem Sender nicht Herr werden, senden sie ein Störsignal über die Senderfrequenz, was den Sender aber nur zu einem Wechsel der Frequenz veranlasst. Tatsächlich sendet der Deutsche Freiheitssender von Barcelona in Spanien und wird erst zur Aufgabe gezwungen, als sich die spanische Republik gegen die Armee FRANCOs ergibt (ebd., S. 10). Die Sprecher des Senders sind durchaus berühmte deutsche Literaten wie HEINRICH MANN, LION FEUCHTWANGER oder BERTHOLD BRECHT (ebd., 8f.). Mit der Schließung und Flucht der deutschen Dissidenten aus Spanien ist zunächst auch die Arbeit des Deutschen Freiheitssenders beendet. Doch schon bald erlaubt die französische Regierung die Aufnahme eines Senders, der den gleichen Namen trägt und sowohl gegen Nationalsozialisten als auch Kommunisten argumentiert, sehr wohl aber sozialistische Meinungen vertritt (ebd., S. 10).⁴³⁰ Dieser Sender inspiriert wiederum zahlreiche neue Sender innerhalb der deutschen Grenzen, die jedoch gnadenlos verfolgt werden. Im Januar 1937 wird zum Beispiel der unter anderem als Radioaktivist tätige ERNST NIEKISCH gefangen genommen und zu lebenslanger Haft im Arbeitslager verurteilt. 1945 wird er unter anderem von alliierten Truppen

⁴³⁰ Es gibt aber auch staatliche Sender, die unter dem Deckmantel der Freiheitssender firmieren, tatsächlich aber als staatliche gelenkte und finanzierte Propagandasender zu verstehen sind, die entweder gegen den Nationalsozialismus oder den Kommunismus agitieren oder militärische Operationen vorbereiten, wie am Beispiel des Radio Constitutional in Panama vor dem Einmarsch der US-Truppen deutlich zu sehen ist (SOLEY 1999, 12f.).

befreit, blind und paralyisiert von medizinischen Versuchen, die an ihm durchgeführt wurden (ebd., S. 9).⁴³¹

Der Beginn des Krieges bedeutet für Piratensender im Ausland, wie Radio Niepokalanow, der seit dem 12. August 1938 sendet, eine Gefahr. Er wird von einem Franziskanermönch betrieben, der von der kirchenfeindlichen polnischen Regierung keine Lizenz bekommt und illegal bis zum Einmarsch der deutschen Truppen sendet. Die deutschen Militärs verhaften den Mönch, deportieren ihn nach Auschwitz, foltern und ermorden ihn schließlich.⁴³²

Trotz der drakonischen Strafen der Nationalsozialisten gibt es Beispiele für klandestine Radiosender im Dritten Reich. So sendet zum Beispiel mit dem Verbot der kommunistischen Partei der Rote Sender im Jahr 1932 in Berlin jeden Abend zwischen 19 Uhr und 19:30 Uhr. Eine der bekanntesten Störungen des offiziellen Rundfunks geschieht durch einen Geistersender während der Neujahrsansprache 1931 / 32 von Reichspräsident HINDENBURG über den Sender in Königswusterhausen. Eine Männerstimme spricht folgende Worte: „Proletarier aller Länder kämpft gegen den ... und die Gewaltpolitik! Nur der Kommunismus kann uns retten! Die rote Einheitsfront gegen Notverordnung fordert zum Streik auf!“ (o.A. 1932). Insgesamt bleiben die Widerstandssender jedoch selten und daher in ihrer öffnenden Wirkung marginal.

⁴³¹ Weitere klandestine Radiosender erscheinen weltweit in den 1930ern. So etabliert auch der indische Nationalkongress eine Radiostation, welche die Forderung nach Unabhängigkeit von Großbritannien fördern soll. In Kuba erscheinen im Zuge der Absetzung von MACHADO ebenfalls zahlreiche illegale Freiheitssender, die zur Revolution und Absetzung des Machthabers aufrufen sowie die Armee zum Seitenwechsel auffordern (ebd., S. 8). Ebenso erscheint in Griechenland 1944 / 45 ein Sender unter der Kontrolle der Greek National People's Liberation Army (ELAS), nachdem die deutschen Truppen abgezogen sind. Mit ihm protestiert man unter anderem gegen die britischen Pläne für eine neue Regierung (ebd., 18f.). Ebenso gibt es in Costa Rica einen Radiosender, der dazu beiträgt, dass die Regierung CALDERON entmachtet wird. Mittels des Senders werden im Zuge eines Bürgerkriegs politische Informationen weitergegeben, die Ideologie der Aufständischen erklärt und taktische Hinweise, zum Beispiel zum Barrikadenbau oder zur Kappung von Kommunikationsverbindungen der Regierungstruppen gegeben (ebd., S. 21). Weitere Freiheitssender entstehen nach dem Ende des zweiten Weltkriegs in Freiheitskämpfen gegen Kolonialmächte, vermeintliche Schutzmächte oder diktatorische Regimes, wie beispielsweise in Indonesien, Vietnam, Ungarn, Algerien, im mittleren Osten sowie in zahlreichen afrikanischen Staaten, sowie in Kuba, Kolumbien, Mexiko und so weiter.

⁴³² Das heutige Radio- und Fernsehprogramm der katholischen Kirche hat sich nach dem einstigen Piratensender Niepokalanow benannt (RADIONIEPOKALANOW.PL 2017).

5.4.4 In der Deutschen Demokratischen Republik

Die ostdeutsche Radiogeschichte beginnt am Abend des 13. Mai 1945. Auf Weisung des sowjetischen Stadtkommandanten für Berlin wird ab 20 Uhr ein einstündiges Radioprogramm ausgestrahlt. Damit überträgt der Sender in Berlin Tegel das erste Mal seit dem 02. Mai 1945. Bis zum 20. Mai 1945 gelingt es wieder, ein 19-stündiges Programm zu senden (DUSSEL 2010, S. 123) und ab September kann das Programm auch über den Sender in Leipzig ausgestrahlt werden. Die Wiedereröffnung des Mitteldeutschen Rundfunks (MDR) in Dresden sowie die Eröffnung der Sender in Schwerin, Weimar und Halle gestattet eine zeitnahe Ausweitung des Informationsangebots (ebd., 124f.).

Die Leitung über die Sender in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) übernimmt zwar zunächst die Abteilung Propaganda der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD), doch gibt diese ihre Kontrolle schon gegen Ende des Jahres wieder in „deutsche Verantwortung“⁴³³ genauer an das Regierungsamt für Information. Damit ist auch die Grundlage für die weitere Entwicklung gelegt, denn der Rundfunk wird in den nächsten Jahren zu einem zentralisierten Parteiorgan umfunktioniert, unter Leitung des Zentralkomitee-Sekretärs für Agitation (ebd., S. 127). Für die vollständige Kontrolle über die Sender und Programminhalte werden in der Folgezeit zentrale Positionen mit parteitreuen Funktionären besetzt und weitere wichtige strukturelle Veränderungen vorgenommen. So wird der Sender, der sich bisher noch im britisch kontrollierten Teil der Stadt befindet in den Ostteil der Stadt verlegt (ebd., S. 128). Hinzu kommt, dass mit der im August 1952 beschlossenen Verordnung über die Bildung des staatlichen Rundfunks die Einrichtung einer Generalintendanz genauso aufgegeben wird wie die regional orientierte Senderstruktur nach westlichem Vorbild. Die Angestellten werden in der neu gegründeten Organisation des

⁴³³ Die Anführungsstriche sollen an dieser Stelle verdeutlichen, dass sich die sowjetischen Administratoren weiterhin Einfluss auf den Sender und die gesendeten Inhalte sichern und die Übergabe der Verantwortung nur aus legitimatorischen Zwecken vollzogen wird.

Staatlichen Rundfunkkomitees zusammengefasst (ebd., S. 129). Die Kernaufgabe des Rundfunkkomitees liegt in der inhaltlichen Ausgestaltung des gesendeten Programms, während die technischen Aspekte von der Post kontrolliert werden (ebd., S. 135).⁴³⁴ Das Komitee verändert die Inhalte dahingehend, dass die Regionalstudios nur noch einzelne Beiträge produzieren und die meisten Programmelemente aus Berlin übernehmen müssen. Dies führt zum vollständigen Autonomieverlust der Regionalredaktionen, die ohnehin schon nur sehr eingeschränkt existiert.⁴³⁵ Die somit äußerst Berlinzentrierte Berichterstattung wird aber von den Hörern kritisch beurteilt, denn ihnen fehlen gerade regionale Inhalte (ebd., 130f.). Als Reaktion auf die Bevölkerungsmeinung gewährt man Vor-Ort-Inhalten ab 1953 wieder mehr Sendezeit.

Darauf aufbauend werden drei neue Sender gegründet: Berlin I als Ersatz für den Deutschlandsender, Berlin II für die Vermittlung von wissenschaftlichen und kulturellen Informationen für die Eliten des Landes sowie Berlin III mit dem Ziel, die sozialistischen Ideale für die breite Masse zu popularisieren. 1953 erkennt man jedoch, dass die neue Senderstruktur in der Praxis aufgrund fehlender Führungspersönlichkeiten, mangelhafter Absprachen und einer nicht vorhandenen Profilierung der Sender von den Hörern nicht angenommen wird, weshalb man ab diesem Jahr wieder zur alten Senderstruktur zurückkehrt. So wird der Deutschlandsender wiedereröffnet sowie der Berliner Rundfunk und Radio DDR, denen jetzt auch wieder Intendanten vorstehen (ebd., S. 132). Die Maßnahmen haben Erfolg, denn ein Jahr später ergibt eine Hörerumfrage, dass circa zwei Drittel der Hörer regelmäßig Radio DDR einschalten (ebd., S. 133).

Sollen Radio DDR und der Berliner Rundfunk im Wesentlichen die ostdeutsche Bevölkerung bedienen, ist der Deutschlandsender als Propagandasender für den

⁴³⁴ Die Post ist darüber hinaus auch für den Betrieb der Störsender verantwortlich, die seit 1950 den Empfang westlicher Programme verhindern sollen (DUSSEL 2010, S. 136).

⁴³⁵ Der Autonomieverlust ergibt sich schon vorher durch die Tatsache, dass die Meldung auch schon zu diesem Zeitpunkt mit der sozialistischen Staatsideologie übereinstimmen müssen.

Westen anzusehen. Darüber hinaus installiert die DDR 1956 auch noch den Deutschen Freiheitssender 904, der in Westdeutschland den Eindruck erwecken soll, dass die im August in der Bundesrepublik verbotene Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) einen Piratensender betreibt. 1960 lässt die DDR-Führung auch noch den Soldatensender 935 den Sendebetrieb aufnehmen, der zur Wehrersetzung der westdeutschen Soldaten beitragen soll. Da das Programm aber sehr stark an Radio Luxemburg orientiert ist und auch die eigenen Soldaten gefallen an dem Sender finden, wird er kurzerhand für die eigenen Truppen verboten (ebd., 134f.). Mit der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) (1973) und der in der Schlussakte beschlossenen Entspannungspolitik zwischen Ost und West stellt die DDR sowohl den Soldatensender 935 als auch den Deutschen Freiheitssender 904 wieder ein und der Deutschlandsender wird zur Stimme der DDR umbenannt (ebd., S. 135).

Mit der Verbreitung von UKW beginnt auch die DDR-Führung ab 1958 zweite Programme zu installieren. So erhalten der Berliner Rundfunk ebenso wie Radio DDR ein zweites Programm – dies jedoch nur in den Abendstunden. Ab 1971 wird das zweite Programm des Berliner Rundfunks aber wieder eingestellt, da die vorhandenen Ressourcen nicht für den Betrieb von zwei zweiten Programmen ausreichen (ebd., S. 136).

Für die DDR-Führung wird es auch zunehmend schwieriger, die Jugend hinter sich zu vereinen. Daher sendet man zum Deutschlandtreffen der Freien Deutschen Jugend (FDJ) im Jahr 1964 eine speziellen Sendereihe, die entsprechend des Anlasses DT 64 genannt wird und über das Treffen hinaus noch ausgeweitet wird. 1986 beschließt man einen eigenen Jugendsender mit dem Namen DT 64 zu gründen, in den alle bis dahin entstandenen Jugendformate aus den anderen Radiosendern verlegt werden (ebd.). Nach diesen Handlungen passiert im Radiosystem der DDR bis zum Fall der Berliner Mauer und dem Zerfall der DDR nicht mehr viel. Interessant

ist noch das Erscheinen von Piratensendern zur Zeit der Wende, die in Kapitel 5.4.5.2 kurz betrachtet werden.

5.4.5 In der Bundesrepublik

1946, nach dem Sieg über das nationalsozialistische Deutschland besitzen immer noch 42 % der Bevölkerung einen Radioapparat, so dass sich dieses Medium für eine zeitnahe Informationsvermittlung der Alliierten eignet (KRUG 2010, S. 19). Die Amerikaner, die dieses Medium entsprechend zu nutzen beabsichtigen, bekommen aber von den Sowjets keine Sendezeit im Berliner Rundfunk gewährt, weshalb sie 1945 zunächst den Drahtfunk im amerikanischen Sektor (DIAS) gründen, der später in Rundfunk im amerikanischen Sektor (RIAS) umbenannt wird. Zu den inneralliierten Diskrepanzen und Vorstellungen über einen neuen deutschen Rundfunk kommen die restaurativen Wünsche der Deutschen Post und Politik hinzu, die das alte Rundfunksystem der Weimarer Republik wieder herstellen wollen. Entsprechend einigen sich die Westalliierten auf folgende von den Amerikanern stammende Bestimmung: „Es ist die grundlegende Politik der US-Militärregierung, dass der entscheidende Einfluß auf die Mittel der öffentlichen Meinungsbildung wie Presse und Rundfunk diffus verteilt sein soll und von jeder Regierungseinwirkung freigehalten werden muß“ (zitiert nach DUSSEL 1995, S. 22). Vor dem Hintergrund dieser Bestimmung, die eine breite Partizipation unterschiedlicher Akteure am Rundfunk anstrebt, entwickelt sich allmählich eine öffnende Phase.

Die zerstörte Radiowirtschaft und die fehlenden Mittel machen den Aufbau eines privatwirtschaftlichen Rundfunks nach amerikanischem Vorbild unmöglich, weshalb man sich mit dem Ziel, den deutschen Rundfunk nicht noch einmal zu einem Propagandainstrument werden zu lassen, am öffentlich-rechtlichen System der britischen BBC orientiert (DUSSEL 2010, S. 185). Um die Unabhängigkeit der Sender über die politischen und gesetzlichen Regelungen hinaus vor undemokratischen Bestrebun-

gen abzusichern, sollen diese weder durch Haushaltsmittel noch durch Werbung, sondern ausschließlich durch Gebühren finanziert werden. In diesem Zusammenhang gelingt es der Deutschen Post an ihre früheren Tätigkeiten anzuschließen und wieder die Rundfunkgebühr einzuziehen, die weiterhin zwei Mark beträgt (KRUG 2010, S. 21). Bald aber schon beanspruchen die Alliierten nicht nur einen Teil der Einnahmen für ihre Militärsender, sondern fordern auch, dass die Post ihre Befugnisse für die Technik an die Sender abgibt. Nur so meinen die Alliierten kann der Rundfunk vollkommen emanzipiert vom Staat wiederbelebt werden. Mit Blick auf den Rundfunk bleiben der Post damit nur der Gebühreneinzug und die Verfolgung von Schwarzhörern als Aufgaben. Im Zuge der Gebührenerhöhung im Jahr 1970 beschließen die Rundfunkanstalten schließlich auch noch den Gebühreneinzug selbst zu vollziehen. Seitdem hat die Deutsche Post nahezu keine direkte Verbindung mehr zum Rundfunk (DUSSEL 2010, S. 183).

Die Gebührenerhöhung (Erhöhung der Grundgebühr um 0,50 Pfennig und der Fernsehgebühr um 1 DM) wird notwendig, weil die Einnahmen nicht mehr für die Finanzierung der Sender ausreichen und auch der 1958 eingeführte Finanzausgleich zwischen den Sendeanstalten nicht mehr ausreicht. Den Weg zur Gebührenerhöhung macht bereits 1968 das Bundesverfassungsgericht frei, dass diesen unter der Bedingung der Zustimmung aller Länder gestattet. Noch im Herbst des gleichen Jahres schließen die Länder einen Staatsvertrag, der den Gebührenerhöhungen ein neues Gesetz zugrunde legt (ebd., S. 196). Zwischen 1970 – der ersten Gebührenerhöhung und 2009 steigt der Beitrag von 8,50 DM (2,50 DM für die Grundgebühr und 6,00 DM als Fernsehgebühr) auf 17,98 € (5,76 € für Hörfunk und 12,22 € für Fernsehen) (ebd., S. 197). Die Geschichte der Rundfunkgebühren endet 2013. An ihre Stelle rückt der Rundfunkbeitrag in Höhe von 17,50 € (seit März 2013), weil das System der Rundfunkgebühren als nicht mehr zeitgemäß erachtet und reformiert wird.

Für die Gründung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks werden drei Gremien angestrebt, der Rundfunkrat, zusammengesetzt aus Vertretern gesellschaftlicher

Gruppen (Parteien, Arbeitgeber, Arbeitnehmer, Religion, volksbildende Institutionen und Künstler) der Verwaltungsrat und der Intendant (ebd., 185f.). Nachdem die organisationalen Strukturen bestimmt sind, wird als erste Anstalt der Nordwestdeutsche Rundfunk (NWDR) in Hamburg eröffnet (KLEINSTEUBER 2008, S. 70). Als sich die Alliierten 1948 / 49 dazu entschließen den Rundfunk wieder zu öffnen, das heißt die Verantwortung wieder in deutsche Hände zu legen, sind bereits sechs weitere Rundfunkanstalten gegründet (Bayerische Rundfunk (BR), Hessische Rundfunk (HR), NWDR, Radio Bremen (RB), Süddeutscher Rundfunk (SDR) und Südwestrundfunk (SWR)).

1950 schließen diese sich wiederum zur Arbeitsgemeinschaft öffentlich rechtlicher Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland (ARD) zusammen. Mit der ARD wollen die Einzelanstalten ihre Ziele bündeln, Interessen vertreten und das erste deutsche Fernsehprogramm gründen (ebd., S. 71).⁴³⁶ 1953 gründet die ARD neben dem Ersten Deutschen Fernsehen auch Deutsche Welle für Berichte über Deutschland im Ausland sowie den Deutschlandfunk, der über Langwelle Informationen in die DDR senden soll (DUSSEL 2010, S. 194).

Trotz all der Bemühungen der Alliierten, die Sender frei von politischem Einfluss zu halten, schaffen es die Politiker in den 1950er Jahren massiven Einfluss auf die Landesanstalten zu gewinnen. Vor allem mit der Trennung des NWDR in Norddeutscher Rundfunk (NDR) (1955) und Westdeutscher Rundfunk (WDR) (1954) gelingt es den Politikern sich Posten in den Rundfunkräten zu sichern, da Personen für die offenen Stellen jetzt von den Landtagen gewählt werden. Die Rundfunkräte haben wiederum die Verwaltungsräte zu wählen, die ihrerseits die Kontrolle des Intendanten zur Aufgabe haben. Gleichzeitig ist der Intendant dem Gremium rechenschaftspflichtig und muss im Zweifelsfall deren Anweisungen ausführen (ebd., 192f.). Die dadurch entstandene Dominanz politischer Entscheider in den Rundfunkräten wird erst im

⁴³⁶ Vor allem dient die ARD auch der Abwehr der Pläne des Bundeskanzlers KONRAD ADENAUER, der seinen Einfluss auf die Sendeanstalten vergrößern möchte.

März 2014 vom Bundesverfassungsgericht beschnitten, indem der Anteil politischer Vertreter höchstens ein Drittel betragen darf.⁴³⁷

Die durch die Ergebnisse der Weltnachrichtenkonferenz 1947⁴³⁸ notwendige Konzentration auf UKW – mit all seinen Vor- und Nachteilen – und der sich somit schon kurz nach dem Krieg ergebenden vergleichsweise hohen Verbreitung entsprechender Empfangsgeräte in der Bevölkerung sowie den nur sehr eingeschränkten alternativen Freizeitbeschäftigungen bedeuten für das Medium Radio in den Jahren 1948 bis circa 1962 eine öffnende Hochphase, die jedoch zugleich durch die restriktiven Bedingungen der Politik und Besatzer stark kontrolliert wird.

Da bei der Weltnachrichtenkonferenz in Atlantic City 1947 und der Wellenkonferenz in Kopenhagen 1949 nur vier Frequenzkanäle für Deutschland reserviert werden, wird das Radioprogramm auf UKW aufgebaut (ebd., 183f.). Auch wenn das Verbreitungsgebiet der Sender nicht sehr groß ist, erlaubt es doch eine sehr viel bessere Empfangsqualität und den Ausbau von zweiten, dritten und vierten Programmen. Daher können die Jahre 1948 bis circa 1962 als eine Hochphase des Radios in Deutschland betrachtet werden. Zudem stellt der UKW-Empfang in Deutschland kein größeres Problem dar, da weite Teile der Geräteindustrie⁴³⁹ bereits seit 1952 serienmäßig Radios mit UKW-Empfangsmöglichkeit bauen, so dass 1951 zwar nur 8 % der Geräte UKW Empfang gestatten, bis 1959 aber schon 79 % der Bevölkerung mit entsprechenden Geräten ausgestattet sind (KRUG 2010, S. 21). Hinzu kommt, dass es 1952 schon wieder über zehn Millionen angemeldete Radiogeräte gibt und sich die Zahl knapp zehn Jahre später auf über 15,5 Millionen erhöht. In den 1950er Jahren werden jeden Tag ungefähr drei Stunden Radio gehört, von denen die meisten in den Abendstunden liegen.

⁴³⁷ Siehe heise.de (2014).

⁴³⁸ Siehe Kapitel 5.4.5.

⁴³⁹ Zu berücksichtigen ist dabei aber, dass sich die westdeutsche Geräteindustrie erst einmal wieder neu aufstellen muss. Einerseits sind sowohl die Fabriken durch die Bombardements in Mittleidenschaft gezogen und andererseits liegt ein Großteil der Werke in Berlin beziehungsweise im sowjetisch

Um das Programm attraktiv zu gestalten, wird das sogenannte Kästchen-Prinzip entwickelt, das „Produktionsgegebenheiten, Programminhalte und Hörerinteressen“ (DUSSEL 2010, S. 204) zu vereinen versucht. Besonders populär sind neben Hörspielen, Berichte zum Weltgeschehen sowie Vorträge der geistigen Elite Deutschlands. Auffällig dabei ist, dass der Musikanteil gerade in den zuhörerstarken Zeiten (Mittag und Abend) mit nur 46 % äußerst gering ist.⁴⁴⁰ Am erfolgreichsten sind wöchentliche Radioserien, Fußballübertragungen und Show-Konzepte mit Ratesendungen. Ebenso die Nachrichtensendungen und Kommentierungen, die das Publikum direkt nach dem Krieg häufig noch ausschaltet, werden kurze Zeit später jedoch wieder als vertrauenswürdig erachtet und gehört (KRUG 2010, S. 20). Dass aber die Vortragssendungen, Nachrichten und anderen Programminhalte des Radios eine besonders demokratiefördernde Wirkung gehabt hätten, schätzt KONRAD DUSSEL (2010, S. 207) als eher gering ein. Sie sei

„hauptsächlich in einer umfangreichen, weitgehend unverzerrten Nachrichtenproduktion zu sehen [...]. Darüber hinaus mögen zwar einzelne Sendungen versucht haben, politisches Bewusstsein zu schärfen; in der Masse des sich dezidiert unpolitisch gebenden Gesamtprogramms werden sie allgemein jedoch kaum wahrgenommen worden sein.“ (DUSSEL 2010, S. 207).

Mit den Jahren verabschieden sich die Programmierer vom Kästchenprogramm. 1965 werden erstmals Mittags- und Morgenmagazine gesendet, die eine Neuerung gegenüber dem sonst üblichen Programm bedeuten. Darüber hinaus lesen die Sprecher ihre Texte jetzt nicht mehr vor, sondern reden frei und informieren ihre Hörer über Musik, Politik, Kultur und Wirtschaft. Nachrichten werden allmählich ebenfalls zu einer stündlichen Institution (KRUG 2010, S. 24). Des Weiteren streben die

besetzten Gebiet. Zahlreiche neue kleine Unternehmen gründen sich daraufhin im Westen, die in den nächsten Jahren zu globalen Konzernen anwachsen (ebd., S. 180).

⁴⁴⁰ Ein Grund dafür liegt vielleicht in der Verfügbarkeit von Musik. Schallplatten werden noch sehr wenig eingesetzt und die meiste gespielte Musik stammt entweder aus Live-Auftritten oder von Tonbandaufnahmen.

Programmmacher eine eindeutigere Ausrichtung der Senderprofile für unterschiedliche Hörerinteressen an. Das heißt, zu den ersten Programmen, die zwar auf eine große Hörerschaft ausgerichtet sind und einen starke volkspädagogische Absichten besitzen (DUSSEL 2010, S. 208), kommen seit Anfang der 1950er Jahre zweite Programme hinzu. Der Versuch der Profilierung gelingt jedoch zunächst eher schlecht als recht, da die Sender im Wesentlichen nur Wiederholungen der ersten Programme darstellen (KRUG 2010, S. 21). Bald kommen auch dritte Programme mit ebenfalls anspruchsvoller Gestaltung hinzu (DUSSEL 2010, S. 208), so dass sich bis Anfang der 1960er der Rundfunk der Bundesrepublik um die Sender NDR, WDR, Sender Freies Berlin (SFB), Südwestfunk (SWF) und Saarländischer Rundfunk (SR), die Deutsche Welle und den Deutschlandfunk erweitert hat (ebd., S. 194).

Im Hörerverhalten sowie an den Präferenzen lassen sich aber Unterschiede auf der Nord-Süd-Achse feststellen: Während im Norden die Sender eher auf populär-musikalisches Programm setzen, werden im Süden eher anspruchsvolle Inhalte bevorzugt (KRUG 2010, S. 22). Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass zum Beispiel die dritten Sender des SWF ein spezielles Informationsprogramm mit Berichten und Nachrichten für ausländische Mitbürger in den jeweiligen Nationalsprachen senden. Zu diesen zwei- bis drei-stündigen Programmen kommen schließlich auch noch Schulbildungsprogramme und Sprachkurse hinzu (DUSSEL 2010, S. 213). Darin kann durchaus eine Förderung des Öffnungsprozesses verstanden werden. Durch die Disponibilisierung von Lehrinhalten und Informationen in unterschiedlichen Sprachen wird die Partizipation am Radio für unterschiedlichste Bevölkerungsgruppen gefördert.

Das Hörfunkprogramm muss sich aber in den nächsten Jahren noch einigen Herausforderungen stellen: Die Ausstattung der Haushalte mit Hörfunkgeräten oder auch Schallplattenspielern sowie Tonbandgeräten erlaubt zum Beispiel eine

vermehrte Individualnutzung.⁴⁴¹ Hinzu kommt die neue Transistortechnologie, die den Bau kleinerer, leichter und robusterer Geräte gestattet, die in Verbindung mit immer günstiger werdenden Batterien auch zu einer erhöhten Mobilität des Radios führen. Dies bezieht sich aber nicht nur auf tragbare Geräte, sondern darüber hinaus auch auf Fahrzeuge, die jetzt verstärkt mit Autoradios ausgestattet werden. Durch diese Entwicklungen und vor allem aufgrund der Einführung des Fernsehens seit den 1950ern verliert das Radio seine Funktion als Sammelstelle der Familie am Abend, wie an der Abbildung 13 deutlich wird.

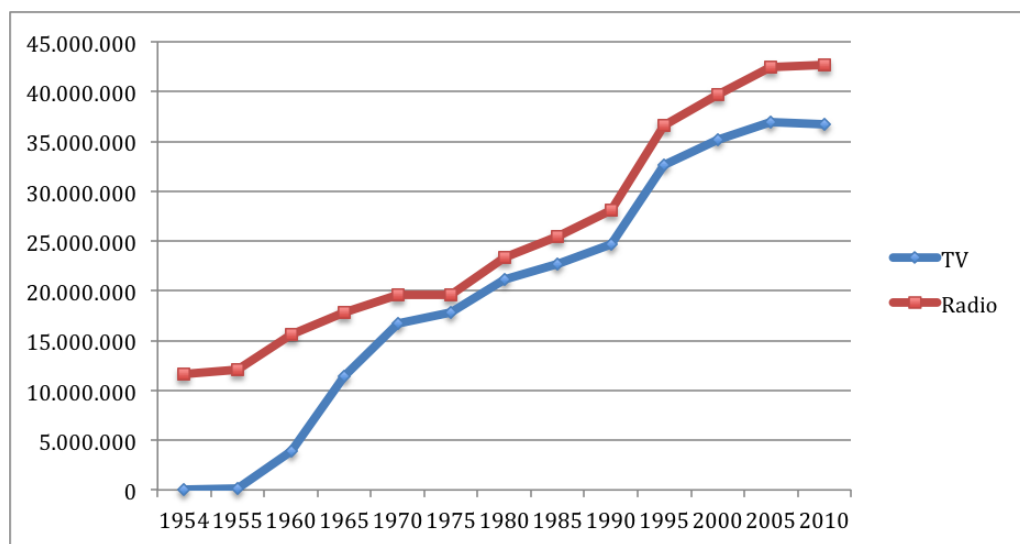


Abbildung 13: Verbreitung von Fernsehern und Radios in Deutschland zwischen 1954 und 2010 anhand der Anmeldezahlen

(Quelle: STATISTISCHES BUNDESAMT 1955, S. 349; 1956, S. 339; 1961, S. 371; 1967, S. 363; 1971, S. 341; 1976, S. 359; 1983, S. 369; 1986, S. 373; 1992, S. 450; 1997, S. 425; 2002, S. 408; 2006, S. 177; 2011, S. 184).

Hofft man zunächst durch die Autofahrer wieder an Hörern hinzuzugewinnen, wird die anfängliche Euphorie schon bald gedämpft, denn vor allem die ersten und zweiten Programme büßen durch die dritten Sender an Hörern ein. Dies hängt auch damit zusammen, dass sich auch in Deutschland die Jugend zunehmend zu einer

⁴⁴¹ Gerade die Schallplatte verbessert sich nicht nur qualitativ, sondern bietet durch das Aufkommen der „Single“ auch eine neue Produktform. Die Tonbandgeräte gestatten nun eine individuelle Zusammenstellung und zeitunabhängige Nutzung von Musik.

eigenen Zuhörerschaft entwickelt. Diesen Entwicklungen tragen die Radiomacher Rechnung, indem sie zunächst eigene Pop-Programme am Mittag, dann am Vormittag und schließlich auch am Abend einrichten. Schlussendlich werden diese einzelnen Programmfragmente zum Beispiel beim SWR zu einem eigenen dritten Programm ausgegliedert (ebd., S. 216). Zudem wird seit den 1960er Jahren verstärkt englischsprachige Musik im Radioprogramm der öffentlich-rechtlichen Sender gespielt (ebd., S. 212), was zusammen mit der Einführung des Stereo-Sounds das Radio ab 1963 insbesondere für die jüngere Zielgruppe interessant macht (KRUG 2010, S. 25). Sehr deutlich zeigt sich die Entwicklung an den Bayerischen Programmen: Sowohl Bayern 1 fällt von 47 % auf 36 % Hörerreichweite als auch Bayern 2 von 12 % auf 7 %, hingegen steigt Bayern 3 von 27 % auf 44 % (DUSSEL 2010, S. 215).

Nachdem die schwierigen Jahre überwunden sind, ist das öffentlich-rechtliche Radio in Deutschland seit Mitte der 1970er wieder neu aufgestellt. Die bei der Gründung des Hörfunks durch die Alliierten geforderten demokratiethoretischen Elemente, sind nach ihrer Hochphase in den 1960ern weitgehend verschwunden. Der emanzipierte Hörer hat jetzt die Auswahl zwischen unterschiedlichen Programmen, die es ihm auch erlauben, politische Orientierung oder Informationen zu vermeiden oder auch gezielt zu suchen oder sogar selbst zu verbreiten (ebd., S. 217).⁴⁴²

Darüber hinaus verändern sich die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten zum Beispiel durch Pluralisierung. So werden ab 1975 Servicewellen mit Nachrichten, Verkehrsfunk, populärer Musik, ersten Comedy-Elementen, Berichten, Reportagen und politischen Informationen eingerichtet. Das Besondere ist, dass die einzelnen Beiträge eine Länge von fünf Minuten nicht überschreiten und sich daher sehr gut zum Nebenbei-hören eignen. Die Servicewellen haben zwar einen positiven Einfluss auf die Einschaltquoten, doch liegt das Radio für die Meinungsbildung weiterhin

⁴⁴² Gerade der Aspekt des Suchens und selbst Verbreitens von Informationen kann im Zuge der ab 1984 erlaubten Offenen Kanäle sowie den illegalen Piratensendern beziehungsweise Freien Sendern beobachtet werden (siehe Kapitel 5.4.5.2 oder auch 5.4.6).

hinter „Tageszeitungen, Zeitschriften und Fernsehen“ (KRUG 2010, S. 26) zurück. Das Radio wird nun endgültig zum „Nebenbei-Medium“.

Am Horizont zeichnen sich aber auch schon wieder neue Herausforderungen für den Hörfunk der nächsten Jahre ab. Neben der bereits erwähnten Privatisierung des Hörfunks kommt es auf der technischen Ebene durch Satelliten- und Kabelübertragung zu einem Ende der schließenden Frequenzknappheit. Als Gegenmaßnahmen versucht man sich mit den bisherigen Konzepten der Regionalisierung und Aufspaltung durch nun schon vierte Programme sowie das aus den USA stammende Konzept der Formatierung⁴⁴³ zu helfen.

Die umfassendste Öffnung des Radios erfolgt 1984, mit der offiziellen Einführung des dualen Rundfunks in Deutschland. Dies geschieht unter Vorgaben des Rundfunkstaatsvertrags:

„Im privaten Rundfunk ist inhaltlich die Vielfalt der Meinungen im wesentlichen zum Ausdruck zu bringen. Die bedeutsamen politischen, weltanschaulichen und gesellschaftlichen Kräfte und Gruppen müssen in den Vollprogrammen angemessen zu Wort kommen; Auffassungen von Minderheiten sind zu berücksichtigen.“ (DUSSEL 2010, S. 268)

Die Ministerpräsidenten der Länder beschließen ab 1976 die ersten Kabelpilotprojekte in Berlin, München, Ludwigshafen und Dortmund. Gleichzeitig werden mit der Einführung des privaten Rundfunks neun Landsmedienanstalten gegründet, die in ihrem Aufbau den Rundfunkräten nachempfunden sind. Ihre Aufgabe ist die Zulassung, Kontrolle und Frequenzvergabe an private Anbieter. Darüber hinaus dürfen sie nicht in das Programm eingreifen, sondern müssen sich auf nachträgliche Überprüfungen gesendeter Inhalte beschränken. Quasi ohnmächtig stehen sie auch

⁴⁴³ „Formatieren bedeutet, attraktive Inhalte unter Berücksichtigung des Bedarfs und des Nutzungsverhaltens der Hörer so zu konfektionieren, so auf die zur Verfügung stehende Sendefläche zu verteilen und so zu präsentieren, dass das Gesamtprogramm ein charakteristisches, ja einzigartiges ‚channel-face‘ bekommt.“ (DUSSEL und LERSCH 1999, S. 310)

der Situation der Vernetzung privater Anbieter gegenüber und damit der Kontrolle der möglichen Verzerrung von Meinungsbildungsprozessen (ebd., S. 269).⁴⁴⁴

SOLEY (SOLEY 1999, S. 67) fasst die Aufgabe der kommerziellen Radios sehr gut zusammen: „Commercial stations produce programming in which advertised products can be sold; they don't exist to entertain, inform, or educate listeners.“Es geht also nicht primär darum, dem Zuhörer Informationen zukommen zu lassen, sondern nur darum, ein auditives Umfeld zu schaffen, dass sich möglichst gut dafür eignet, die Zuhörer zum Kauf der beworbenen Produkte zu bewegen. Diese Art des Radios beginnt ab 1984 / 85 mit Radio Weinstraße als erstem privatwirtschaftlichen Sender über das Kabelnetz Ludwigshafen. Die neuen Privatsender werden vor allem von den großen deutschen Verlagshäusern (Burda, Springer, Holtzbrinck, WAZ, Bertelsmann etc.) oder Zusammenschlüssen wie Funk und Fernsehen Nordwestdeutschland gegründet (KRUG 2010, 28f.). Die weiteren neuen Regional- und Landessender senden ab 1986 – der Erste unter ihnen ist die Senderkette Radio 4 (später RPR) in Rheinland-Pfalz. Zwei Jahre nach dem Start des kommerziellen Rundfunks können für diese Öffnungsphase bereits über zwanzig private Regionalsender und bis Ende 1989 117 konstatiert werden (KLEINSTEUBER 2008, S. 75).

Die wohl bedeutendste Herausforderung der privaten Hörfunksender ist ihr finanzielles Überleben, da die Werbeeinnahmen nur selten ausreichen, weshalb es schon bald nach der ersten Gründungswelle zu restriktiven Übernahmen und Konzentrationen kommt (DUSSEL 2010, S. 277). Dennoch sind die neuen Sender für die Öffentlich-Rechtlichen eine Konkurrenz, die massive Verluste an Zuhörerzahlen verkraften müssen, was auch mit den neuen Programmstilen der Privatsender korreliert.⁴⁴⁵

⁴⁴⁴ Mit den Kabelprojekten starten ebenfalls Bürgerfunk-Sender beziehungsweise Offene Kanäle (siehe Kapitel 5.4.5.1).

⁴⁴⁵ Siehe Kapitel 5.4.5.

Die Etablierung der privaten Radiosender für die Öffentlich-Rechtlichen, wie den WDR 2, bedeutet ein Abrutschen von 6,3 Millionen Hörern im Jahr 1978 auf 2,8 Millionen in 1998. Ebenso der NDR, dessen Hörerschaft sich im gleichen Zeitraum von 5,3 Millionen auf 1,9 Millionen Hörer reduziert (KRUG 2010, 28f.). Die Erfolge der Privaten haben unterschiedliche Gründe: Das Programm der meisten Sender orientiert sich an den 30- bis 50-Jährigen und spielt die Musik der letzten 30 Jahre, mit der die Zielgruppe aufgewachsen ist sowie stilistisch ähnliche Musik aus den aktuellen Hitparaden, das heißt „Adult Contemporary“- (AC-) beziehungsweise „Contemporary Hit Radio“- (CHR-) Musik. Etwas seltener gibt es dagegen den Top-40-Ansatz mit aktueller Charts-Musik, der die jüngere Zielgruppe bedient. Vor allem die Privatsender können auch als Formatradios bezeichnet werden, deren Sound ein eigenes spezifisches Design beziehungsweise eine eigene Formatierung aufweist, damit Hörer es schnell von anderen Programmen unterscheiden können (DUSSEL 2010, S. 278).

Dennoch sind die ersten Jahre des dualen Rundfunks von einer gegenseitigen Anpassung geprägt. Die öffentlich-rechtlichen Sender müssen sich einerseits an die Privatsender anpassen, um nicht von der Konkurrenz abgehängt zu werden und nicht noch mehr Hörer zu verlieren, was sie zum Beispiel durch die Übernahme der Praxis der Formatierung tun. Andererseits kopieren aber auch die privaten Sender die Konzepte der Landesanstalten. Weiterhin ist bei beiden Organisationsarten der Trend einer „zunehmenden Zielgruppenorientierung, die Ausdifferenzierung der einzelnen Radioprogramme eines Senders und die Magazinierung“ (KLEINSTEUBER 2008, S. 76) festzustellen. Zur gleichen Zeit beginnt eine weitere Öffnungswelle durch die nichtkommerziellen „offenen Kanäle, Bürgerradios, Freien Radios, Hochschul- und Ausbildungsradios“ (ebd.). Sie bleiben aber in ihrer Wirkung im Vergleich zu den finanzstärkeren Anstalten unterlegen (KRUG 2010, 28f.).

Mit der Wiedervereinigung wird das offenere System des dualen Rundfunks auf die neuen Bundesländer übertragen. 1991 werden der Ostdeutsche Rundfunk Brand-

burg (ORB) sowie für Sachsen, Thüringen und Sachsen-Anhalt der Mitteldeutsche Rundfunk (MDR) gegründet. Mecklenburg-Vorpommern schließt sich 1992 dem NDR an (KLEINSTEUBER 2008, 76f.). Inhaltlich werden im Öffentlich-Rechtlichen seit dem vor allem Kinderprogramme und Inhalte für neue Zielgruppen generiert und aus ökonomischen Beweggründen Kooperationen zwischen den Anstalten forciert.

Nachdem also gegen Ende der 1980er die öffentlich-rechtlichen Sender erneut starke Verluste bei jugendlichen Hörern verzeichnen müssen, gibt es ab Anfang der 1990er eine Initiative zur Gründung eigener Jugendkanäle (zum Beispiel: Sputnik und Fritz (1993), N-Joy (1994), Eins Live (1995)). Merkmale der neuen Sender sind unter anderem der hohe Musikanteil von 80 % und Nachrichten im Infotainment-Stil (KRUG 2010, S. 30). Ab 1998 ist der Trend zur weiteren Ausweitung der Sender aber bei den Öffentlich-Rechtlichen gestoppt. Erstmals fusionieren in diesem Jahr Anstalten wie zum Beispiel SDR und SWF zum Südwestrundfunk (SWR) und 2003 der SFB und der ORB zum Rundfunk Berlin Brandenburg (RBB), womit auch eine Reduzierung der UKW-Programme einher geht. Auf dem privaten Rundfunkmarkt gibt es seitdem ebenso Fusionen: So hat der hessischer Sender ffh⁴⁴⁶ zwei Anstalten aufgekauft und auch RTL hat über 20 Sender seinem Netzwerk hinzugefügt (ebd., S. 32).

Eine einerseits elementare technische aber auch informationelle Neuerung stellt die Digitalisierung für den Rundfunk dar. Zwar ist UKW noch immer stark vertreten, doch sollte es eigentlich 2015 abgeschaltet werden und durch Digital Audio Broadcasting (DAB) ersetzt werden, das über sogenannte Internet-Radiogeräte empfangen werden kann. Die Digitalisierung führt des Weiteren auch zu einer informationellen Öffnung und damit zu einer Veränderung der Rezeptionsgewohnheiten, die sich nun in Richtung Livestreams weltweit verfügbarer Radiostationen oder Podcasts entwickeln. Das es damit erneut zu einer Veränderung in der Radionutzung kommt, kann wiederum zuerst bei den Jüngsten festgestellt werden. Seit 2004 bleibt sowohl

⁴⁴⁶ Bei KRUG (2010, S. 32) wird dies fälschlicher Weise dem niedersächsischen Radiosender ffn zugeschrieben.

die Zahl der gehörten Sender bei durchschnittlich 1,6 konstant als auch die tägliche Hördauer bei circa 185 Minuten (siehe Tabelle 7). Doch scheint es mit Ausnahme der Generation 70+ eine minimale Abwärtstendenz seit 2004 in der durchschnittlichen minutenweisen Nutzung des Radios zu geben (ebd., 32f.).

Alter	2004	2006	2008	2009	2010	2011	2012	2014	2015
10-19	-	-	81	84	94	89	85	86	76
14-19	122	108	96	99	115	107	98	104	91
20-29	185	155	163	157	163	167	173	163	149
30-39	221	212	190	181	193	205	197	197	187
40-49	225	214	218	206	212	215	221	215	205
50-59	222	219	200	216	222	218	224	218	214
60-69	200	197	193	205	211	207	205	216	213
70+	150	147	154	165	180	171	170	178	172

Tabelle 7: Radionutzung nach Alter in Deutschland 2004 bis 2015 in Minuten

(Quelle: ARD-WERBUNG SALES & SERVICES 2013, S. 79; 2015, S. 78).

Im Jahr 2014 erreicht der öffentlich-rechtliche Rundfunk deutschlandweit innerhalb einer Woche über 38 Millionen Hörer und über private Sender fast 31 Millionen. Was dies umgerechnet auf einen Tag bedeutet zeigt Abbildung 14.

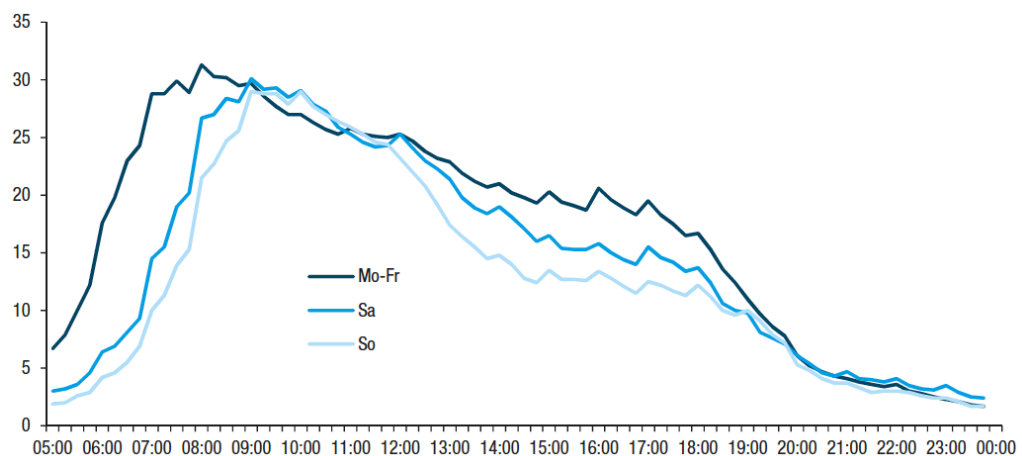


Abbildung 14: Radionutzung im Tagesverlauf 2013
(Quelle: GATTRINGER und KLINGLER 2013, S. 445).

Man erkennt sehr deutlich, dass das Radio auch heute noch eines der zentralen Medien ist, das vor allem am Vormittag genutzt wird. Weiterhin ist es ein Begleitmedium über den ganzen Tag hinweg und verliert erst in den Abendstunden an Rezipienten, wenn das Fernsehen an Bedeutung gewinnt. Neben den bereits erwähnten Podcasts und Digitalradios stehen heute auch neue mobile Empfangsmöglichkeiten über Smartphones, MP3-Player mit Radiofunktion oder unterschiedlichste Webradiostreams⁴⁴⁷ im Internet zur Verfügung, deren Nutzung sich entlang der Geschlechter und des Alters stark unterscheidet, wie die ARD-ZDF-Online-Studie zeigt (siehe Tabelle 8).

Dienst	Gesamt	Frauen	Männer	14-29	30-49	50-69	70+
Live im Internet	13	8	17	22	11	8	2
Radio hören							
Audio-Streaming-Dienste nutzen	5	2	7	11	4	1	0
Audiopodcasts nutzen	2	1	4	5	2	1	0
Radiosendungen zeitversetzt nutzen	2	2	3	2	3	2	0
Unterwegs Radio / Musik hören	8	5	10	12	5	4	0

Tabelle 8: Nutzungsweisen von Radio über verschiedene Medientechniken

(Quelle: ARD-ZDF-ONLINESTUDIE.DE 2013)

In den letzten Jahren haben sich aber auch vermehrt traditionelle Radiosender entschieden ihr Programm simultan (sogenannte Simulcast-Sender) oder ausschließlich

⁴⁴⁷ Die Gesellschaft für musikalische Aufführungs- und mechanische Vervielfältigungsrechte (Gema) definiert „Webradio“ wie folgt: „Webradio ist eine Musikübertragung im Internet, die vom Sender für die Empfänger in Form eines Programms zusammengestellt wird. Jeder Hörer hört zu einer bestimmten Zeit dasselbe. Ein Webradio liegt nicht mehr vor bei Musikübertragungen, die im Ganzen oder in Teilen zum Download angeboten werden, sowie unter anderem bei Hintergrundmusik auf Homepages [...]. Ausgenommen sind weiterhin die zeitgleiche und unveränderte Übertragung terrestrisch verbreiteter Hörfunkprogramme sowie die Übertragung einzelner Veranstaltungen im Internet. [...]“ (GEMA 2016).

(sogenannte Online-Only-Sender) über Webstreams zu verbreiten (WEBRADIOMONITOR.DE 2013). Aufgrund dieser Situation jedoch zeigt sich beim Radio eine Paradoxie: Die Zahl der weltweit über das Internet distribuierten und somit für die Nutzer verfügbaren Sender übersteigt die Möglichkeiten der Rezipienten, die angebotene Menge an Informationen überhaupt nutzen zu können. Dabei ist der Trend der zunehmenden Parallelisierung beziehungsweise Abwanderung der Sender in das Internet noch lange nicht vorbei. Der webradiomonitor (2013) der Bayerischen Landeszentrale für Neue Medien gibt für die Online-Only-Radiosender einen Marktanteil von 67 % an, während Simulcast-Stationen nur auf circa 12 % kommen. Die On-Demand-Streaming-Portale beziehungsweise Personal Radio-Anbieter wie zum Beispiel Spotify, Soundcloud, LastFM oder simfy⁴⁴⁸ werden zu den Online-Only-Sendern hinzugezählt. Schließlich gibt es auch noch Webradio-Aggregatoren wie zum Beispiel Phonostar, radio.de, tunein etc., die den Rezipienten Online-Only- und Simulcast-Sender über eine einheitliche Plattform verfügbar machen.

Interessant ist auch, dass nur jeder fünfte Senderabruf über Aggregatoren erfolgt und zwei Drittel über Direktzugriffe auf der Homepage eines Radiosenders. Der Webradiomonitor (2013) geht für die zukünftige Entwicklung des Radiostreaming von einer verstärkten Smartphone- beziehungsweise mobilen Nutzung aus, denn bereits 39,8 % der Online-Only-Radios bieten eine App an, sowie 81,3 % der Simulcast-Sender. Zeitgleich zeigt sich, dass 65 % der Smartphone-Besitzer angeben diese auch nutzen. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass es im April 2013 bereits

⁴⁴⁸ Diese Musikstreaming-Dienste sind eine moderne und kommerzialisierte Weiterentwicklung des Napster-Netzwerks, das in seiner ursprünglichen Variante bis Juli 2001 existiert und seit 2003 in den USA sowie 2005 in Deutschland ein Online-Musikladen mit Abonnementangebot ist. In der frühen Variante erlaubt Napster über sogenannte Peer-to-Peer-Netzwerke den direkten Tausch von Dateien zwischen zwei Computern. Verhängnisvoll für Napster ist jedoch, dass die eingesetzte Software nach Dateien auf den Rechnern der Anbieter sucht, die Ergebnisse auf den eigenen Servern speichert und daraufhin die Suchanfragen auf die Rechner weiterleitet auf denen die gesuchten Dateien liegen. Über diese Technik werden hauptsächlich Musikdateien getauscht, so dass die Musikindustrie mit rechtlichen Schritten gegen die Musiktaschbörse vorgeht und 2001 deren Schließung erwirkt. Mit Napster zeigen sich erstmals sehr deutlich die Folgen des digitalen Dilemmas (INTELLECTUAL PROPERTY RIGHTS und EMERGING INFORMATION INFRASTRUCTURE 2 2000).

2.851 Webradios in Deutschland gibt, die durchschnittlich zwischen ein bis zwei Stunden pro Abruf gehört werden. Daneben bieten circa 45 % der Webradios eine App oder mobiloptimierte Website an und ein Viertel der Zugriffe erfolgt schon jetzt über mobile Endgeräte.

Abschließend sollen noch Podcasts betrachtet werden, da sie ebenfalls für den informationellen Öffnungsprozess entscheidend sind, da sie eine höchst individualisierte, zeitversetzte und intensive Auseinandersetzung mit unterschiedlichsten Inhalten erlauben. Das Medium Podcast kann wie folgt definiert werden:

„Ein Podcast ist eine wiederholte Online-Bereitstellung von digitalen Audio- und gegebenenfalls sonstigen Informationen unter einem vorab definierten Themendach, die den Podcast-Nutzern vom Podcast-Produzenten automatisiert nach dem Abonnement-Prinzip zur Verfügung gestellt werden.“ (KLEE 2008, S. 155)

Podcasts entstehen mit der allmählichen Etablierung des Web 2.0. Die frühen Podcasts stammen zunächst von „technikaffinen Privatproduzenten, [den] ‚Pioniere[n]‘ und ‚Early Adopters‘“ (MARTENS und AMANN 2007, S. 539), denen professionelle Produzenten folgen. Sie können unterschieden werden in „Audio-Podcasts“, die Informationen auf nur auditiver Ebene verbreiten, „Video-Podcasts“, die eine audio-visuelle Mischform darstellen⁴⁴⁹ sowie sogenannte „Enhanced Podcasts“, die neben Informationen auf Audio- und Videobasis auch noch mit „Grafiken, Texten, Weblinks“ (KLEE 2008, S. 156) ausgestattet sind und das Setzen von Lesezeichen erlauben. Gerade letztere Variante findet sich häufig im universitären Umfeld, zum Beispiel für das zeitversetzte Nachvollziehen von Vorlesungen. Inhaltlich bieten Podcasts ein breites Spektrum unterschiedlicher Informationen, „die in den Massenmedien nur oberflächlich oder gar nicht behandelt werden können, weil sie nur kleine Minderheiten interessieren“ (MARTENS und AMANN 2007, S. 539). Als

⁴⁴⁹ Beispielhaft kann für diesen Typ auf den Video-Podcast oder auch Vodcast der Bundeskanzlerin ANGELA MERKEL verwiesen werden (INFORMATIONSAMT DER BUNDESREGIERUNG 2017).

Abspielgeräte können neben PCs und Notebooks auch MP3-Player, Smartphones, Spielekonsolen etc. genutzt werden. Entsprechend verteilen sich auch die Orte, an denen Podcasts rezipiert werden, nämlich am Schreibtisch (78 %), auf dem Arbeitsweg (76 %), im öffentlichen Personennahverkehr (61 %), beim Autofahren (42 %) oder bei der Hausarbeit (32 %) (KLEE 2008, S. 157).⁴⁵⁰

Ähnlich wie auch schon beim Buchdruck⁴⁵¹ sind noch die Fragen klären, wie oft Podcasts eigentlich genutzt werden, welche Inhalte am häufigsten rezipiert werden und was positive und negative Eigenschaften sind. Die Häufigkeit der Podcast-Nutzung variiert sehr stark, wie die Ergebnisse der ARD-ZDF-Online-Studie (2013) zeigen. Demnach nutzen circa 5 % der Befragten gelegentlich und nur 1 % jeden Tag Audiopodcasts. Dabei ist die Nutzung der Podcasts besonders unter Männern verbreitet, sowie in der Altersgruppe zwischen 14 und 29 Jahren. Auf diesen Befunden aufbauend wird in der ARD-ZDF-Online-Studie zwischen „sporadischen“ und „regelmäßigen“ Nutzern oder in der Studie von DIRK MARTENS und ROLF AMANN (2007, S. 538) zwischen „Light-“ und „Heavy-Usern“ unterschieden. Die der Gruppe der „Heavy-User“ zugeordneten Befragten nutzen zu 58 % täglich und 42 % mehrmals wöchentlich Podcasts. Die „Light-User“ nutzen diese dagegen nur zu 40 % wöchentlich und 36 % mehrmals monatlich. Die Nutzungsdauer ist ebenfalls stark verschieden: „Heavy-User“ verwenden Podcasts täglich für durchschnittlich 56 Minuten während „Light-User“ nur circa 10 Minuten dafür aufwenden. Im Vergleich ist die Akzeptanz und Nutzung klassischer Medien wie Radio, CD, Kasette, Platten bei den „Light-Usern“ höher als bei den „Heavy-Usern“ (MARTENS und AMANN 2007, S. 542). Beide Gruppen unterscheiden sich auch im Bezug der Podcasts: 84 % der „Heavy-User“ laden ihre Podcasts im Wesentlichen durch Abonnements, während nur 50 % der „Light-

⁴⁵⁰ Kritisch an diesen Kategorien muss jedoch ihre Trennschärfe angemerkt werden. So kann sich ein Nutzer auf dem Arbeitsweg durchaus auch im öffentlichen Personennahverkehr oder im Auto befinden. Eine eindeutigere Unterscheidung könnte sich an den Kriterien Bewegung und Nicht-Bewegung orientieren. Während man sich am Schreibtisch oder bei der Hausarbeit weitestgehend an einem Ort befindet entsprechen andere Kategorien einer Rezeption in Bewegung.

⁴⁵¹ Siehe Kapitel 4.2.

User“ diesen Weg wählen. Die häufigsten Quellen für Podcasts sind bei den „Light-“ und „Heavy-User“ mit 82 % „iTunes“ sowie „Podster.de“ (72 %) und „Podcast.de“ (47 %) (ebd., S. 541, 543).

Werden Fernsehsender als Quelle für Podcasts genutzt, dann sind allgemeine Nachrichten, Wissenssendungen, Wetterberichte gefolgt von Boulevard-, Wirtschafts- und Sportnachrichten, die am häufigsten nachgefragten Inhalte (ebd., S. 548). Bei Podcasts von Radiosendern sind dies: Comedybeiträge, Kultur-, Kino-, Theater- und Operninhalte, Hörspiele, Wissenssendungen und auch allgemeine Nachrichten (ebd., S. 549). Gleichzeitig lassen sich Differenzen in der Beliebtheit der Inhalte feststellen: Bei den „Heavy-Usern“ stehen „Technik (68 %), Wissenssendungen (62 %), Comedy (55 %), Audio-Blogs (46 %) und Hörspiele (39 %)“ (ebd., S. 544) hoch im Kurs, während es bei den „Light-Usern“ Wissenssendungen (46 %), Technik (43 %), Comedy (39 %), Hörspiele (38 %) und Musiksendungen (29 %) sind (ebd., S. 545).

In der Studie von MARTENS und AMANN (2007, S. 539) werden von den Befragten aber auch Nachteile der Podcast-Nutzung benannt. Zum Beispiel kann es dazu kommen, dass über ein Abonnement über einen längeren Zeitraum mehr Podcasts heruntergeladen werden als angehört werden können, was Frustration auslöst und schließlich zu einem Rückzug vom Medium führt. Zudem kann das verspätete Hören von Episoden den Effekt haben, dass die Informationen gegebenenfalls nicht mehr aktuell und überholt sind oder bereits durch andere Medien bekannt gemacht wurden. Weiterhin nimmt die Rezeption, anders als beispielsweise die der Zeitung, mehr Zeit in Anspruch, weil man sich erst in die Audiodaten „hineinhören“ muss.

Als positive Eigenschaften von Podcasts betonen die Befragten zum Beispiel den Unterhaltungs- und Informationsfaktor (34 %) sowie die zeit- und ortsunabhängige Möglichkeit der Nutzung (22 %). Weiterhin wird es als positiv angesehen, sich die Inhalte nach eigenem Geschmack zusammenstellen zu können (8 %) und entsprechende Angebote zu „Special-Interest“-Themen zu finden (8 %). Darüber hinaus ist es das „Interesse am Medium selbst/Neuheit“ (5 %) und dass es „schnell und

praktisch“ ist (4 %). Zugleich wird es als „sinnvoller Zeitvertreib [beziehungsweise zum Nebenbeihören“ (4 %) sowie als Instrument der „Weiterbildung“ angesehen (3 %) mit dem man dem „Interesse an anderen Menschen/Authentizität“ (3 %) nachgehen kann oder sich mit anderen „vielfältig[en] und abwechslungsreich[en]“ (2 %) Inhalten beschäftigen kann. Schließlich kommt für 1 % auch der Faktor eines „kostenlos[en]“ Angebots hinzu (ebd., S. 548). Podcasts und Radio-Streams erweisen sich somit als relevante Faktoren für den Prozess informationeller Öffnung. Sie stellen ein neues und wirkmächtiges Instrumentarium für die offene Verbreitung unterschiedlichster Informationen dar, die die Nutzer nach ihren eigenen Interessen wählen können. Die technische Offenheit erweist sich somit ebenfalls als äußerst produktiv für die aktuelle Phase im erweiterten Radiokontext.

5.4.5.1 Offene Kanäle in Deutschland

Die zentralen Funktionen der Offenen Kanäle liegen in der Aktivierung der Bürgerbeteiligung⁴⁵², die es in unterschiedlichen Ausprägungen schon immer gab – wenn auch in häufig sehr passiver Form.⁴⁵³ Der Rundfunk ist nach dem Verständnis des

⁴⁵² Dennoch ist der Offene Kanal nicht für alle Bürger verfügbar. So sind nach den Landesmediengesetzen „Parteien und an Wahlen beteiligten Vereinigungen auch staatliche und kommunale Behörden von deren Nutzungsberechtigung“ (KOPP 1997, S. 79) ausgeschlossen. Diese Ausnahmeregelungen sind zum Teil auch auf gesetzliche Vertreter oder leitende Bedienstete von Gebietskörperschaften oder öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten (ebd.) ausgeweitet. Auf Grundlage der Rundfunkordnung gilt also das Gebot der Staatsfreiheit, so dass eine Beeinflussung auf die Inhalte oder auf die Ausgestaltung der gesendeten Programme ausgeschlossen werden kann. Ein Bürgermeister ist also in seiner politischen Funktion und als Vertreter des Staates von der Mitarbeit an einem Offenen Kanal ausgeschlossen. Hingegen steht ihm aber nach Artikel 5 Grundgesetz als Privatperson und somit auch jedem anderen Bürger das Recht des Zugangs und die Mitwirkung an einem Offenen Kanal zu. Das Bundesverfassungsgericht jedoch argumentiert, dass es sich bei der Rundfunkfreiheit nicht um ein Grundrecht – ähnlich zu den anderen Freiheitsrechten – handelt. KOPP (1997, S. 82) macht jedoch darauf aufmerksam, dass diese Sichtweise gegebenenfalls mit dem Gleichheitssatz des Artikels 3 Grundgesetz (GG) in Konflikt steht, da hier „ohne sachlichen Grund gleiche Sachverhalte unterschiedlich behandelt werden“. Unter anderem daher erscheint ein kategorischer Ausschluss der privaten Meinungsäußerung – frei von staatstragenden Inhalten – von Amtsträgern als „verfassungsrechtlich nicht haltbar“ (ebd., S. 83). Weiterhin, so argumentiert KOPP (1997, S. 83) seien zahlreiche Mechanismen zur Vermeidung beziehungsweise Überprüfung von potentiellen Einflussnahmen vorhanden beziehungsweise denkbar.

⁴⁵³ So darf beteiligtes Publikum beispielsweise (auch auf Kommando beziehungsweise Zeichen) applaudieren oder jubeln, sich in Sendungen äußern, ob als gefragtes Studiopublikum oder via Telefon.

Bundesverfassungsgerichts eine „gemeinnützige Veranstaltung der Gesellschaft für sich selbst“, was nichts anderes bedeutet, als dass jedermann Besitzer und Macher des Rundfunks sein darf. Dieses Szenario jedoch führt zu hitzigen Debatten in den jeweiligen Landtagen, die von Ängsten und Befürchtungen geprägt sind (KAMP 1997, S. 11). Dabei zeigen die bereits seit Jahren in den USA existierenden Offenen Kanäle, dass diese nicht ein Quell beständiger Rechtsbrüche sind, sondern vielmehr glaubwürdige Informationslieferanten. Es ist also mit einem realistischen Auge auf Offene Kanäle zu blicken, denn sie „haben und werden keine Revolutionen verursachen, keine Kanzler stürzen, keine Wahlen entscheiden können“ (SONNENSCHNEIN 1999, S. 17). Es geht vielmehr darum, dem Bürger das Recht zur freien Meinungsäußerung einzuräumen und ihm seine Position und Rolle im Staats- und Gesellschaftsgefüge zu verdeutlichen. Grundlage sowohl für die amerikanischen als auch die deutschen Offenen Kanäle sind in den USA das First Amendment mit dem Recht der Freedom of Speech sowie in Deutschland der Artikel 5 des Grundgesetzes (KAMP 1997, S. 12).

Mit der Erlaubnis privater Rundfunksender in Deutschland hat man auch Genehmigungen für die Errichtung von Community Radios nach amerikanischem Vorbild erlassen, die in Deutschland unter den Bezeichnungen Bürgerfunk oder Offener Kanal bekannt sind.⁴⁵⁴ KLAUS L. HELF (1997, S. 162) versteht die Offenen Kanäle als dritte Säule des bis dato dualen Rundfunksystems, die durch ihre lokal und regional geprägten Inhalte eine „Nahraumkommunikation“ zwischen den Machern und ihren Rezipienten erzeugen und damit einen Bereich abdecken, der durch die großen Sender oder auch schon Landessender nicht bedient werden kann. Offene Kanäle können also helfen, die „Anonymität und Abstraktheit“ (SONNENSCHNEIN 1999, S. 17) der üblichen Medienberichterstattung aufzubrechen und zu verändern. Entsprechend definiert HELF (1997, S. 163) Offene Kanäle wie folgt:

⁴⁵⁴ Dem Thema Offene Kanäle werden seit den 2000ern immer weniger wissenschaftliche Werke gewidmet, so dass hier ein großer Bereich medialer Wirklichkeit von der Medienwissenschaft

„Ein Offener Kanal ist [...] idealiter ein Soziotop, ein Erlebnis, Begegnungs- und Handlungsraum sehr unterschiedlicher Menschen mit sehr unterschiedlichen Interessen, Einstellungen und Ansichten, die aber gemeinsam und friedlich ihre Projekte verwirklichen.“

Die Expertengruppe Offener Kanal (1997, S. 181) bestimmt ihren Gegenstand dagegen etwas umfangreicher:

„Der Offene Kanal ist ein Forum für von Nutzungsberechtigten selbst initiierte (auch selbst produzierte) und selbstverantwortete audiovisuelle Beiträge aller Art, die keinen Programmrichtlinien und Beschränkungen außer den nachstehenden Benutzungsregelungen unterliegen.

Nutzungsberechtigt sind alle Bürger und Gruppen, die im Verbreitungsgebiet des Projektbetreibers wohnen oder arbeiten und sich nicht nur vorübergehend dort aufhalten. Projektbetreiber ist der Träger des Kommunikationssystems, dessen Verbreitungstechnik für den Offenen Kanal benutzt wird.“

HELFF (1997, S. 162) erscheint aber in seiner Beurteilung der politischen Bildung durch Offene Kanäle wenn nicht unbedingt skeptischer so doch zumindest näher an der Wirklichkeit als viele andere Betrachter, wenn er sagt:

„Die Produzentinnen und Produzenten des Offenen Kanals orientieren sich zunehmend an kulturellen und vor allem an unterhaltenden Themen. Das Interesse an explizit politischen Themen ist im Gegensatz zu den Erwartungen der Medien-Experten und der Betreiber Offener Kanäle kaum ausgeprägt. Offene Kanäle konnten sich – abgesehen von Einzelfällen – weder lokal noch überregional als politisch relevante Kommunikationsform durchsetzen.“

Damit zeigt HELFF sehr deutlich auf, dass Offene Kanäle häufig mit Idealen und Versprechungen verknüpft sind, die sie in der Form nicht einhalten. In diesem Kontext kann auch auf OTTFRID JARREN et al. (1994) verwiesen werden, die ebenso die Meinung vertreten, dass die Ideale der Offenen Kanäle eben als Ideale anzusehen

unberücksichtigt bleibt. Darüber hinaus muss festgehalten werden, dass es mit Offenen Kanälen zumindest in Deutschland bereits seit Mitte der 1980er eine erste Materialisierung des informationellen Öffnungsprozesses gibt.

sind, die von der Umsetzung abweichen. Mit einem derartigen Verständnis der Funktionsweise von Idealen wäre es erst möglich, die Offenen Kanäle entsprechend für alle transparent und offen zu reformieren und in ihrer Wirksamkeit zu fördern. Somit kann ein Offener Kanal auch niemals der Forderung BERTHOLD BRECHTS (1992) gerecht werden das Medium zu einem Kommunikationsinstrument werden zu lassen, auch wenn Ansätze von Transparenz, Demokratisierung und vor allem Partizipationsmöglichkeiten beobachtet werden können.

Ein Offener Kanal soll nach der Expertengruppe (1997, S. 181) der „Erprobung und Entwicklung neuer Kommunikationsformen [...; und deren] Auswirkungen auf das kulturelle und soziale Leben sowie auf die kommunikative Kompetenz der Beteiligten“ dienen. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der Auswahl von „Themen, Meinungen und Gestaltungsformen [...], die im herkömmlichen Kommunikationsprozess vernachlässigt werden“ (EXPERTENGRUPPE 1997, S. 181). Weiterhin sind die offenen Kanäle durch wissenschaftliche Forschung zu begleiten und nicht für kommerzielle Zwecke einzusetzen. Man kann im Zusammenhang von Freien Sendern oder Offenen Kanälen sowie Piratensendern, sicherlich auch von einer gelebten Gegenöffentlichkeit sprechen. Ähnlich sieht es auch KLEINSTEUBER, wenn er sagt: „Andere forderten sie, weil sie die gängigen Medien als homogen und manipuliert verstanden, zu sehr kommerzialisiert und unterhaltungsorientiert, es ging also um Gegenmedien.“ (KLEINSTEUBER 2008, S. 272)

HELF (1997, S. 163) identifiziert ebenso fünf Handlungsfelder für Offene Kanäle um „Erkenntnisse, Einsichten und aktives Engagement zu fördern“. Als ersten Bereich markiert er den Offenen Kanal als Forum für den Meinungsbildungsprozess über gesellschaftliche, politische und „umweltbezogene“ Themen. Der zweite Bereich bezieht sich auf den kommunikativen und insbesondere kulturellen Austausch der aktiven Nutzer. So erstellen beispielsweise ausländische Mitbürger Informationssendungen für ihre Landsleute und tragen damit zum Austausch zwischen den Kulturen bei. Vereinen und Organisationen erlaubt der Offene Kanal ebenfalls sich darzustel-

len. Dadurch bietet ein Offener Kanal eine größere inhaltliche Pluralität und lokale beziehungsweise regionale Nähe als es den großen TV-Sender möglich ist. Viertens können auch nicht offiziell organisierte Gruppen wie Bands oder einzelne Künstler ihre Arbeiten kostenlos der Öffentlichkeit vorstellen, womit der Offene Kanal ein Instrument der regionalen Kulturförderung wird. Schließlich bildet die medienpädagogische Perspektive der Aufklärung über die Herstellungs-, Distributions- und Funktionsweisen von Medien das fünfte Handlungsfeld für Offene Kanäle (HELF 1997, 163f.). Gerade die Herstellung von Beiträgen für einen Offenen Kanal soll den Beteiligten auch die Manipulationsmöglichkeiten der Medien durch bestimmte Produktionsweisen verdeutlichen und somit helfen, ein kritischeres Bewusstsein für die Fernsehinhalte zu entwickeln (SONNENSCHNEIN 1999, S. 17).

Gerade mit Blick auf die schulische und außerschulische politische Bildung bieten Offene Kanäle vielfältige Möglichkeiten: Nach den „Regeln für den Offenen Kanal“ der Expertengruppe Offener Kanal können sich Gruppen in a) der „medialen Selbstdarstellung“ und b) „regelmäßigen Berichten“ üben. „Medien-Workshops“, Seminare und Tagungen helfen dabei Themen in einer Gruppe zu erarbeiten, Fragestellungen zu beantworten und Laien anzuleiten. Dies soll die Programmacher dabei unterstützen, sich selbst, ihre Interessen, Themen und Fähigkeiten besser kennenzulernen (ebd.). Dabei gilt es Demokratie zu erlernen, denn in einem Offenen Kanal findet die Entscheidungsfindung nach demokratischen Mechanismen statt, ohne dass eine übergeordnete Stelle etwas vorgibt. „Live-Diskussionen“ zu politischen Themen oder politisch motivierte Lehrfilme erlauben die direkte Auseinandersetzung mit Themen und das Entstehen von Meinungsbildungsprozessen bei Produzenten und Rezipienten (HELF 1997, S. 165).

Mit dem Referat Medienpädagogik bei der Evangelischen Medienakademie⁴⁵⁵ lässt sich ergänzen, dass neben der politischen Bildung⁴⁵⁶ auch kulturelle und soziale Impulse gesetzt werden sollen, die von vergleichbaren Projekten im In- und Ausland inspiriert und angeleitet sein können (KAHMANN 1999, S. 14). Zusammenfassend sollen Offene Kanäle die Macher dazu bringen:

- „– tolerant zu werden oder zu bleiben im Umgang mit anderen,
- kompetent zu werden in Sachen Medien und Themen,
- Meinungen zu überdenken und Stellung zu beziehen zu Themen,
- sich mit ihren Meinungen und Anliegen in die Öffentlichkeit begeben und, um politisch wirksam zu werden,
- ihre Handlungen weiter zu entwickeln“ (SONNENSCHNEIDER 1999, S. 18).

In den Erläuterungen zu den Regeln für den Offenen Kanal betonen die Autoren, dass die Freiheiten der Nutzer nur dann eingeschränkt werden sollen, wenn die Chancengleichheit nicht mehr gewährleistet ist oder der Schutz vor Missbrauch sichergestellt werden muss (EXPERTENGRUPPE 1997, 182f.). Dabei haben Nutzergruppen die gleichen Rechte und Pflichten wie Individuen, das heißt alle Akteure haben die Möglichkeit auch Beiträge herzustellen, die als „gesellschaftlich nicht Relevantes“ (ebd., S. 183) verstanden werden können.

Die Bürgerradios entstehen auch aus vergleichbaren Beweggründen wie die Freien beziehungsweise Piratensender: aus der Protestkultur der 1960er und 1970er Jahre. Mit ihnen soll den Bürgern die Ausübung des Rechts auf freie Meinungsäußerung ermöglicht werden. Hinter dem Begriff „Bürgermedien“ verbergen sich sowohl

⁴⁵⁵ Weitere Organisationen im Umfeld Offener Kanäle sind beispielsweise der Bundesverband Offene Kanäle oder der Arbeitskreis Offene Kanäle und Bürgerfunk.

⁴⁵⁶ BERND RÜCKWARDT (1997, S. 115) beschreibt das Ziel politischer Bildung wie folgt: „Kommunikationsstrukturen auch zwischen lokalen ‚Machern‘, Multiplikatoren, Entscheidungsträgern und den

Hörfunk- als auch Fernsehprogramme, die von den Bürgern produzierte Berichte senden. In 2009 gibt es an circa 150 Standorten in Deutschland eine Möglichkeit für Bürger einen Medienbeitrag zu produzieren und zu senden. Besonderes Kennzeichen der Sender sind ihr starker regionaler Bezug sowie ihre nicht-kommerzielle Ausrichtung. Ihre finanzielle Unterstützung erhalten die Sender von den Landesmedienanstalten. Während einige Bundesländer Bürgermedien fördern, „da der Partizipationsgedanke sowie die Vermittlung von Medienkompetenz als wichtig angesehen werden“ (GONSER und BAIER 2010, S. 104) hat man sich aufgrund der Entstehung des Web 2.0 beispielsweise im Saarland dazu entschlossen, Bürgermedien vollständig abzuschaffen. Insgesamt liegen den offenen deutschen Sendern aber die gleichen Ziele zugrunde, wie ihren amerikanischen Vorbildern:

- Partizipation am offenen Informationsaustausch
- ein prinzipiell offener Zugang für alle Interessierten
- Lokalität und Regionalität der Inhalte und ihrer Distribution
- Freiheit von Werbung und
- die „Vermittlung von Medienkompetenz“ (PAUKENS 2008, S. 528).

Die rechtliche Grundlage für die Finanzierung der offenen Kanäle ergibt sich aus dem Staatsvertrag zur Neuordnung des Rundfunkwesens (o.A. 1987). Aus der Gesetzeslage ergibt sich, dass den Landesmedienanstalten 2 % der Rundfunkgebühren für die Verwirklichung ihrer gesetzlichen Aufgaben zustehen. Mit den zur Verfügung stehenden finanziellen Mitteln eines Offenen Kanals werden im Wesentlichen vier Kostenbereiche abgedeckt: Der erste Bereich umfasst die Anschaffung einer entsprechend notwendigen technischen Ausstattung. Der zweite Bereich betrifft die Kosten, die mit der Distribution der Sendesignale über Kabel oder Satellit entstehen.

Als dritten Kostenfaktor sind die finanziellen Aufwendungen für „Gebäude, Büros, Studios samt deren Unterhalt und Verwaltung“ (ERNST 1997, S. 9) zu nennen. Schließlich besteht der vierte Bereich aus den Kosten für Verwaltungs- und technisches Personal. Insbesondere Letztere stehen den Amateuren mit Rat und Tat zur Seite und helfen ihnen bei der Realisierung ihrer Projekte (ebd., 9f.).

In den verschiedenen Bundesländern ist die Trägerschaft der Offenen Kanäle unterschiedlich geregelt. Nach dem Berliner Modell befinden sich die Offenen Kanäle in der Trägerschaft durch die Landesmedienanstalt. Damit einher geht aber auch, dass Entscheidungen, die die Finanzierung der Offenen Kanäle betreffen, durch das der Landesmedienanstalt zur Verfügung stehende Budget begrenzt sind beziehungsweise durch sie bestimmt werden. Beim Modell Ludwigshafen / Dortmund entscheidet man sich bewusst vor dem Hintergrund der knappen finanziellen Spielräume der Landesmedienanstalten für die Einrichtung eines Offenen Kanals nur dann, wenn die Finanzierung auch durch einen dritten Akteur sichergestellt ist. Dabei gilt aber die Autorität der Landesmedienanstalt, die darüber wacht, dass weiterhin ein ungehinderter und gleichberechtigter Zugang für alle sichergestellt bleibt. Neben diesen beiden Modellen haben sich davon abweichende Modelle entwickelt, in denen die finanzierenden Akteure jeweils unterschiedliche der zuvor genannten Bereiche finanzieren (KAMP 1997, 10f.).

Die Rezipienten oder auch passiven Nutzer eines Offenen Kanals haben den Vorteil, oftmals ein breiteres Meinungsspektrum über lokale beziehungsweise regionale Sachverhalte aus ihrer direkten Umgebung rezipieren zu können. Offene Kanäle erhöhen die Transparenz über die politischen und gesellschaftlichen Vorgänge und ermöglichen somit Verständnis und Toleranz für bestimmte Maßnahmen und Meinungen und liefern einen Anstoß miteinander ins Gespräch zu kommen. Gerade über

„einfachen‘ Bürgerinnen und Bürgern – Menschen ohne politische Ämter, Ehrenämter oder spezielle Aufgaben – weiterzuentwickeln, das Verständnis für abweichende Einstellungen zu wecken und dadurch zur gesellschaftlichen Integration beizutragen.“

schriftliche Kommentierungen oder mündliche Beteiligungen an Diskussionsrunden bieten Offene Kanäle eine Option, sich aktiv einzubringen, ohne direkt selbst einen Beitrag produzieren zu müssen.⁴⁵⁷ RÜCKWARDT (1997, S. 116) weist in diesem Zusammenhang ebenfalls darauf hin, dass durch die Zusammenarbeit und / oder Diskussion die Toleranz zwischen anderen Menschen und anderen Meinungen zunehmen kann.

Gerade auch für Kinder und Jugendliche bieten Offene Kanäle ein Option, kreativ zu experimentieren und Gestaltungs- sowie Manipulationstechniken kennenzulernen, die als Anstoß zur Reflexion der eigenen Medienrezeption dienen sollen. Ihnen kann ein Offener Kanal helfen Barrieren und Potentiale von Medien zu verdeutlichen, Inhalte und Themen sachlich aufzubereiten und ein Verständnis für die Relativität von Wahrheit zu bekommen. Diese medienpädagogischen Ziele sind es, die nach Aussage von RÜCKWARDT (1997, 116f.) dazu führen sollen, dass eine aktive Partizipation am politischen Geschehen entsteht und das Aufkommen politischen Frusts vermieden wird. Gerade Kinder und Jugendliche – darauf macht KLAUS L. HELF (1997, S. 162) aufmerksam – haben ein ausgeprägtes technisches Verständnis von Medien, bei dem jedoch die inhaltlichen Aspekte (Bildsprache und -gestaltung, Schnitt etc.) zu kurz kommen. Das heißt, Offene Kanäle bieten für Kinder und Jugendliche das Potential der „medialen Alphabetisierung“ (HELF 1997, S. 162).

Ein weiterer Aspekt der offenen Kanäle ist die Möglichkeit für gesellschaftliche Minderheiten oder technisch-medial unerfahrene Personen spezielle Themen für eine Zielgruppe zu produzieren und distribuieren und / oder ihren Erfahrungs- und Fähigkeitshorizont zu erweitern. So schildert beispielsweise EVELYN EIDEN (1997) vom Engagement der Frauen im Offenen Kanal. Sie beschreibt das häufig zögerliche Verhalten der Frauen im Umgang mit Technik weniger als aus Angst begründet, denn vielmehr durch die Befürchtung des unsachgemäßen Umgangs mit der Technik

⁴⁵⁷ Diese Funktion der Kommentierung übernehmen in den sozialen Medien wie YouTube oder auch auf Blogs häufig die Kommentarfunktionen, die in unterschiedlicher Qualität und Quantität genutzt werden.

beziehungsweise etwas kaputt zu machen oder auch eine Produktion negativ zu beeinflussen. Frauen „sind vorsichtiger und lassen sich leichter verunsichern als männliche Anfänger“ (ebd., S. 84) – Frauen trauten sich daher weniger zu.

Schließlich interessieren sich Frauen aber – sind sie erst einmal bei einem Offenen Kanal aktiv – für ähnliche Themen wie ihre männlichen Kollegen, die lokale, regionale oder auch politische Themen aufgreifen oder über kulturelle Ereignisse in ihrer Umgebung berichten (ebd., S. 86). Zudem bieten sich Produktionen auch an das Frauenbild in der Gesellschaft kritisch zu reflektieren, das heißt die häufig berufstätige, gleichzeitig sich um Haushalt und Kinder kümmernde und ihren Mann unterstützende Frau zu thematisieren und in der Zusammenarbeit mit Männern auch Denkanstöße für deren Familienleben zu liefern.

Eine weitere bereits angesprochene Gruppe sind die gesellschaftlichen Minderheiten. Beispielsweise nutzen die dänische und friesische Minderheit die Potentiale der Offenen Kanäle (TRUELSEN 1997). Die Gruppen berichten im Offenen Kanal Flensburg über die Jugendarbeiten, die Tätigkeiten in Freizeitheimen oder Sportvereinen sowie über Seniorentätigkeiten, die sonst im normalen Fernsehprogramm keine Rolle spielen. Gleichzeitig werden Hauptversammlungen von Organisationen übertragen oder in Reportagen zusammengefasst, wodurch sich ein transparentes und aufgeklärtes Vereinsleben ergibt (ebd., S. 64). Weiterhin gibt es für Jugendliche und andere Gruppen spezielle Angebote des Offenen Kanals Flensburg sich an Talkrunden, Videowettbewerben oder Debatten zu beteiligen – auch in ihrer jeweiligen Sprache. Dabei wird Wert darauf gelegt, dass die Minderheiten – hier insbesondere die dänische – die gleichen Rechte bekommt wie die Deutschen. So beschäftigen sich immerhin 10 % der Beiträge im Offenen Kanal Flensburg mit Themen der dänischen Minderheit im Landesteil Schleswig (ebd.).

In den deutschen Bundesländern haben sich aber über die Jahre verschiedene Ausgestaltungen der offenen Kanäle ergeben: So stellt Thüringen zusätzlich einen Einrichtungsfunk an den Universitäten Weimar und Ilmenau bereit, Nordrhein-

Westfalen bietet Bürgerfunk im privaten Lokalfunk, Bayern, Baden-Württemberg und Sachsen operieren mit Ausbildungs- und Erprobungskanälen und an zahlreichen Universitäten gibt es Campus Radios (PAUKENS 2008, 527f.). Wie sich die Landschaft der Offenen Kanäle aber vor der Folie der digitalen Revolution weiterentwickelt, bleibt abzuwarten. Perspektivisch böte sich aus verschiedensten Gründen – zum Beispiel der Kostenersparnis, der potentiell größeren Reichweite oder der Vermeidung von Medienbrüchen – die Distribution via Web-Streaming an. Doch ob es dazu kommt oder ob aufgrund von inzwischen einschlägigen Radio- und Videoplattformen, an denen sich jeder mit eigenen Beiträgen und mit inzwischen sehr einfachen Techniken beteiligen kann, das Konzept der Offenen Kanäle allmählich aufgegeben wird, muss die Zeit zeigen.

5.4.5.2 Freie Radios in Deutschland

Die Ideale der Studentenbewegung sind auch für die Entwicklung in Deutschland prägend. Das öffentlich-rechtliche Radio in Deutschland ist seit Mitte der 1970er neu aufgestellt. Den Hörern ist es somit möglich, bestimmte Inhalte gezielt zu vermeiden oder zu suchen (DUSSEL 2010, S. 217). Doch scheint das vorhandene Angebot für einige noch nicht auszureichen beziehungsweise kritisch genug mit den relevanten Themen der Zeit (militärische beziehungsweise atomare Aufrüstung, Umweltpolitik, sexuelle Aufklärung, Enttarnung ehemaliger Nationalsozialisten etc.) umzugehen, so dass es motiviert durch die ausländischen Programme in den Niederlanden zur Gründung erster freier Sender beziehungsweise Piraten-Sender zum Beispiel im Münsterland kommt.⁴⁵⁸ Eine weitere Piratensender-Region in Deutschland ist Ostfriesland. Zum Beispiel besitzt auch die Insel Norderney für acht Monate einen

⁴⁵⁸ Schon sehr viel früher üben sich Schüler als Radiopiraten. In den 1950ern, also der Nachkriegszeit, entstehen die ersten Sender von Schülern und Studenten aus sowohl technischem Interesse oder auch aus dem Wunsch aktiv, den Schulfunk mitgestalten zu wollen. 1953 wird von einer Klasse eines Siegener Gymnasiums ein Hörspiel über Kurzwelle gesendet. In der Folge werden in den nächsten drei Monaten jeden Abend zwei bis drei Stunden Musik und andere Inhalte gesendet. Der Sender wird aber schließlich von der Post entdeckt und die Geräte werden beschlagnahmt (ROTH 2004, 51f.).

Sender, der zwar auf dem Festland nicht mehr zu hören ist, aber dennoch von Post und Polizei geschlossen wird (ROTH 2004, S. 58).

Die ersten Piratensender in den 1970ern können aber auch als eine Fortsetzung der Tradition der Arbeiter-Radio-Klubs aus der Weimarer Zeit verstanden werden.⁴⁵⁹ Während nämlich die staatlichen Akteure oder professionellen Organisationen und Unternehmen immer die (auch finanzielle) Möglichkeit haben ihre Meinung in der Presse zu vertreten versuchen die kleinen Alternativ-Bewegungen ihre Meinung unter anderem über das Radio zu verkünden. Damit verbunden ist, dass die Freien Radios sich als Sprachrohr Betroffener und Sprachloser darstellen und keine Sender „für Parteien oder Interessenverbände“ (BUSCH 1981, S. 135) sein wollen, sondern für die „Hausfrauen, Arbeiter und Angestellten, die Arbeitslosen, Schüler, Gefangenen und Studenten, Nachwächter und Tagträumer, Kinder und andere Leichtsinnige“ (ebd., S. 82). Die Kommerzialisierung ihrer Sender liegt ihnen also fern, vielmehr stehen sie in Opposition zu den staatlichen Organisationen und zu den gesetzlichen Verboten.^{460, 461}

Piratensender mit politischen Absichten „sind die eigentlichen ‚freien Radios‘“ (ROTH 2004, S. 75). Sie finanzieren sich aus den Spenden ihrer Hörer und senden keine Werbung. Zu diesen Sendern können das im Dreiländereck zwischen Baden, der Schweiz und dem Elsaß beheimatete Radio Verte Fessenheim (ab 1977; ab April 1981 Radio Dreyeckland) und Radio Freies Wendland (ab 1980) mit ihren politisch-ökologischen Themen gezählt werden (ebd., S. 76).

Der Schwerpunkt der inhaltlichen Berichterstattung von Radio Dreyeckland speist sich aus der Anti-Atomkraft-Bewegung gegen die Anlage im Wyler Auenwald. Aber

⁴⁵⁹ Siehe Kapitel 5.4.2.

⁴⁶⁰ Sendet man ohne eine offizielle Lizenz beziehungsweise versucht man schon, einen Sender aufzubauen oder zu nutzen kann dies mit Geldstrafen oder Freiheitsentzug von bis zu fünf Jahren bestraft werden (WERNECKE 2004, 166f.).

⁴⁶¹ Zwischen Juni 1975 und Dezember 1976 sendet zum Beispiel Radio Valentine International und von April bis September 1976 Radio Gloria International (ROTH 2004, S. 73). Als sie von der Bundespost entdeckt werden, werden Schallplatten, Tonbänder und Gerätschaften im Gesamtwert von mehreren tausend Mark beschlagnahmt (ebd., S. 74).

auch Fälle von Umweltzerstörung oder Themen rund um Arbeitsplatzabbau oder militärischer Aufrüstung werden vom Sender aufgenommen (WERNECKE 2004, 169f.). Bis in die frühen 1980er Jahre sendet Radio Dreyeckland mit über zwanzig Sendern sowohl auf deutschem wie auch französischem Staatsgebiet und unterhält ein kleines Korrespondentennetz.⁴⁶² Zum dritten Jahrestag des Senderbestehens sendet Radio Dreyeckland aus einem Festzelt in Frankreich sogar eine achtstündige Lifesendung, ohne dass die Polizei eingreift. Seit 1986 ist der Sender als legale Station aktiv.

Radio Freies Wendland sendet vom Anti-Atom-Dorf beziehungsweise dem Hütendorf der Republik Freies Wendland – einem von Atomkraftgegnern besetzten Gelände – und ist während der ersten Sendung noch in circa 10 Kilometer Entfernung zu hören. Die Reichweite der zweiten Sendung beträgt dann schon circa 60 Kilometer. Es ist aber die Live-Sendung von der Räumung des Dorfes durch Polizeikräfte vom 4. Juni, die besondere Bekanntheit erlangt, weil es anschließend gelingt, Teile der Berichterstattung auch an kommerzielle Sender weiterzugeben, so dass diese ebenfalls über die Geschehnisse berichten (ROTH 2004, 92f.). Damit erreicht Radio Freies Wendland sogar ein Publikum über die deutsch-österreichische Grenze hinaus. Die Stürmung des Geländes bedeutet aber nicht das Ende für den Sender, der sich im Verlauf der nächsten Jahre mit regelmäßigen Sendungen zum Beispiel auch gegen das Atommüllendlager in Gorleben weiterhin engagiert (ebd., S. 98).

Eine Herausforderung für diese Freien beziehungsweise Piraten-Sender stellt die Verfolgung durch die Bundespost dar, die mit ihren Ortungsgeräten circa 15 Minuten benötigt, bis sie einen der illegalen Sender aufgespürt hat. Für Sender, die auch in Kontakt mit ihren Hörern treten wollen, reicht diese Zeit nicht aus. Deshalb erfolgt die Produktion einer Sendung häufig arbeitsteilig. So werden zum Beispiel Kontaktpersonen in Lokalen oder Geschäften eingesetzt, die als Ansprechpartner für die Hörer zur Verfügung stehen. Das Programm beziehungsweise die Sendung

⁴⁶² Die meisten Sendungen werden auf Kassetten aufgenommen und dann über die Sender abgespielt.

wird ebenfalls von anderen Personen hergestellt, die es auf Kassette aufnehmen und anschließend zum eigentlichen Sender bringen, wo es dann der Radiospezialist oder Techniker über den Sender laufen lässt. Zugleich sind die Sender häufig mit Zeitschaltuhren ausgestattet, die ein automatisiertes Abspielen der Tonbänder erlauben. Die Zeitschaltung dient aber auch dazu, die Sender rechtzeitig vor ihrer Entdeckung wieder abzuschalten. Sollte eine Sendeanlage dennoch aufgespürt worden sein, wird damit maximal die Anlage konfisziert aber kein Personal verhaftet und bestraft (WERNECKE 2004, 171f.).

Eine andere Art, die Entdeckung zu verhindern, ist das rechtzeitige Umschalten auf andere Sender in einem Rhythmus von mehreren Minuten. Daraus resultieren allerdings starke Schwankungen in der Sendequalität, was bei den Hörern für Verwunderung sorgt. Das Verzerren der Moderatorenstimmen gehört ebenso zum Standardrepertoire der illegalen Sender, was zwar ebenfalls zu Qualitätsverlusten führt, aber vermeiden hilft, die Stimmen wiederzuerkennen. Darüber hinaus soll auch das Senden in anderen Sprachen – niederländisch zum Beispiel – den Standort des Senders verschleiern helfen (ROTH 2004, S. 56).

Neben der kurzen Sendezeit und den komplizierten Kontakt- und Produktionsmöglichkeiten und den drohenden rechtlichen Konsequenzen ist ein weiteres Problem der Zeitpunkt der Sendung. Sendet man eine Ankündigung über den Zeitpunkt der nächsten Sendung mit, stehen die Postbeamten schon bereit und können innerhalb weniger Minuten den Sender orten und die Verantwortlichen verhaften. Ist den Hörern kein Zeitpunkt bekannt, hören nur sehr wenige zu. Entsprechend versucht man einen losen Rhythmus zu etablieren, einen bestimmten Tag und eine bestimmte Uhrzeit, an dem die Sendung immer wieder erscheint (ebd., S. 76).

Inhaltlich verschreiben sich die Sender also Nachrichten und Informationen, die in der etablierten Presselandschaft nicht stattfinden. Der Piratensender Unfreies Westberlin (PUW) sendet ab 1975 neben Musik auch Nachrichten aus dem vornehmlich linken Spektrum und nimmt an Untergrundaktivitäten teil, wie der Verteilung

von 100.000 kostenlosen Bus- und U-Bahn-Tickets. Die Sendezeiten verbreitet PUW über Poster und Plakate auf denen auch dazu aufgefordert wird, selbst besprochene Tonbandkassetten einzusenden, die dann ausgestrahlt werden (WERNECKE 2004, S. 169). Die Bundespost verfolgt zur Stilllegung von PUW eine besondere Strategie. Die Beamten versuchen, die Macher des Senders mit gefälschten Anzeigen in der lokalen Presse zu kontaktieren.⁴⁶³ Nachdem der Sender schließlich ausgehoben ist, verteilen die Behörden wiederholt Flugzettel, die zwar eine erneute Sendung ankündigen, aber die Hörer nur frustrieren sollen, da nun einmal keine Sendungen mehr zu empfangen ist (ROTH 2004, S. 77).

Das Ende der Piratensender wird bereits 1973 beziehungsweise 1975 / 76 mit der Legalisierung privater Sender in Großbritannien und Italien eingeläutet, was auch für die Verhältnisse in Deutschland den Weg aufzeigt. Der Staat gibt in den 1980ern die Möglichkeit für den kommerziellen Rundfunk frei, so dass die Sendefrequenzen mehr und mehr von den großen Verlagen und anderen Organisationsgruppen übernommen werden. Heute gibt es kaum mehr Freie Radios. 1997 und 1998 treten sie beispielsweise nochmals bei den Protesten gegen die Castortransporte lokal und kurzfristig auf. Insgesamt nimmt die Zahl der Sender aber seit Beginn der 1980er beständig ab. BJÖRN QUÄCK (1995, S. 6) beobachtet im Zeitraum von 1983 bis 1993 noch circa 137 Piratensender in Deutschland und der Schweiz. BUSCH (1981, 341f.) fasst die Entwicklung der Freien Radios unter Berücksichtigung der ökonomischen Beweggründe von der radikalen Phase bis zur regulativen Phase sehr gut zusammen:

„Den Anfang haben in Italien Kommerzradios gemacht. Von ihrem Drängen ließ sich das staatliche Monopol nur zu gerne zum Wanken bringen. Das Betreiben eines Senders stand im lokalen Bereich damit jedem offen, ohne daß er Strafe fürchten mußte. So konnten sich eben auch die Freien Radios entfalten. Durch den ersatzlosen Fortfall des Monopols und der Strafe wurde aber das Medium einer kapitalistischen Besitzergreifung im Schnelldurchgang ausgesetzt: Im Goldrausch über den harten Konkurrenzkampf hin zur Konzentration

⁴⁶³ Man gibt vor, dass ein ehemaliger Angestellter des SFB Kontakt zum PUW aufnehmen wolle, weil er eine Anstellung suche.

in neuen Oligopolen. Der abschließende staatliche Eingriff, um ‚Auswüchse‘ zu vermeiden, wird wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen. Den freien Radios wird dabei die kurze Blütezeit in den Pionierjahren, als es noch Luft gab, beschert. Jetzt, wo die Ablösung des alten Staatsmonopols durch neue, privatwirtschaftliche fast vollendet ist, sind Freie Radios nur noch Randscheinungen. Offensichtlich genügt es nicht, das ‚Monopol brechen‘ zu wollen, das wollen Unternehmer und ihnen wohlgesonnene Politiker auch. Unter der Voraussetzung der Straffreiheit kann zwar eine Zeit lang jeder das im Äther machen, was er will. Aber diese Freiheit paart sich in dieser Gesellschaft nicht mit (finanzieller) Gleichheit.“

Darüber hinaus fordert ROTH (2004, S. 93): „Es geht um die Öffnung eines Mediums für die Diskussion, für Gruppen der Gesellschaft, die bisher zu kurz kommen, für Themen, die bisher als nicht gesellschaftsfähig betrachtet werden.“

Interessant ist auch das Erscheinen eines Piratensenders in der DDR im Jahr 1986. Piratensender sind in der DDR eher selten. Gründe dafür sind einerseits in der äußerst schwierigen Beschaffungssituation von Bauteilen zu finden und andererseits im Fehlen der entsprechenden Musik (ebd., S. 81). Dennoch haben es einige Aktivisten aus Ost-Berlin in Kooperationen mit ihnen unbekanntenen Personen des linken Spektrums aus West-Berlin geschafft, einen Sender aufzubauen. Der Kontakt besteht über einen westdeutschen Journalisten, der hilft, ein illegales Radioprogramm auf die Beine zu stellen. Dies ist insbesondere prekär, da nach der alliierten Gesetzgebung auf die Ausstrahlung eines nicht legitimierten Radioprogramms im schlimmsten Fall sogar die Todesstrafe ausgesprochen werden kann. Die DDR-Aktivisten schreiben das Programm, die Texte und liefern musikalische Vorschläge für das 30-minütige Programm und der Journalist übergibt diese an die westdeutschen Helfer. Die Information über die Sendung wird mittels Flugblättern verbreitet. Am 31. Oktober 1986 um 22 Uhr wird die erste Sendung auf der Frequenz 99,2 Megahertz gesendet, die die Bevölkerung über die Geheimhaltungsaktivitäten und Auswirkungen des Atomunglücks von Tschernobyl aufklärt. Die Staatssicherheit ist den Akteuren umgehend auf der Spur, kann den Sender mit den eigenen Mitteln jedoch nicht identifizieren,

so dass sie sogar westdeutsche Kollegen um Hilfe bittet. Doch auch die können den Sender nicht aufspüren, der sein Programm jedes Mal von einem anderen Ort ausstrahlt. Die letzte Sendung wird am 26. Dezember 1986 gesendet, doch schon nach sieben Minuten durch einen Störsender der Staatssicherheit derart gestört, dass kein weiterer Empfang mehr möglich ist. Einer der Macher STEPHAN KRAWCZYK (2014, Zeit: 3:30 Min.) meint in einem von Spiegel-Online geführten Interview zu seiner Aktivität: „Da hat man Anteil an einer Sache innerhalb einer Struktur, die ungewöhnlich ist und zum Guten beiträgt also zu einer gewissen Offenheit und das war beglückend.“ Nur mit dem Fall der Mauer wird noch ein weiterer Sender – Radio P („P“ steht für Prenzlau in Berlin) – bekannt, der ab 4. Mai 1990 sendet. Bemerkenswert ist hierbei, dass dieser Sender weitestgehend unbehelligt von der Bundespost bleibt (ROTH 2004, S. 81).⁴⁶⁴

5.4.6 Radiopiraten, Freie Radios und Bildungsradio international

LAWRENCE SOLEY (1999, S. 2)⁴⁶⁵ unterscheidet „klandestine“ oder „Guerilla Sender“, „Piratensender“, „Microradios“ und „Geister-Sender“.⁴⁶⁶ Klandestine Sender, die eine Revolution fordern, definiert er wie folgt:

„They usually broadcast during periods of civil war or social rebellion, calling on citizens to overthrow their repressive overlords. The stations are usually operated by well-organized guerrilla groups in guerrilla-controlled territory or by exiled political organizations.“ (ebd.)

⁴⁶⁴ Als Sammelband über die Radiosender der Wendezeit siehe FREY-VOR und STEINMETZ (2003).

⁴⁶⁵ Eine breite Einführung in das Thema der Rundfunkanfänge in Europa, genauer in Deutschland, Dänemark, Großbritannien, Frankreich Spanien, Tschechoslowakei, Österreich und der Schweiz liefert der Band von EDGAR LERSCH und HELMUT SCHANZE (2004). Darüber hinaus gibt es zahlreiche Beiträge, die die Rundfunkgeschichte in den USA (DOUGLAS 1987) oder in Großbritannien (SKUES 1994) reflektieren.

⁴⁶⁶ Im Original: „clandestine stations“, „pirate stations“, „micropower or microradio stations“ sowie „ghost broadcasts“ (SOLEY 1999, 2f.).

Im Vergleich dazu sind Piratensender eher auf Unterhaltung ausgelegt und senden auf AM, FM und Kurzwelle für einzelne Städte oder größere Regionen. Sie befriedigen damit ein Bedürfnis, dass die legalen Sender häufig nicht bedienen. Ein weiterer Unterschied ist, dass sie auch Werbeinhalte senden, was klandestine Sender nicht tun.⁴⁶⁷ Die Microradiosender haben die Veränderung restriktiver Gesetze zum Ziel und senden alternative Nachrichten und Informationen. Das Sendegebiet umfasst häufig die direkten Nachbarschaften, da ihre Sendeanlagen keine größeren Reichweiten erlauben. Somit operieren die Sender häufig entgegen der offiziellen Lizenzierungsmaßnahmen, welche „restrict the range of political viewpoints expressed over radio to those acceptable to government leaders“ (ebd., S. 3). Besonders interessant ist ihr Erscheinen in Belgien, wo es die Regierung nicht schafft, Sender zu schließen beziehungsweise wirksam zu verbieten, so dass sie inzwischen legalisiert sind. Dies hat folgende Wirkung: „By 1987 there were nearly 300 of these stations broadcasting in the French-speaking regions of Belgium alone, giving voices to individuals and groups who had not previously had access to the airwaves.“ (ebd.) Schließlich sind noch die Geisterradios zu nennen, mittels derer Radioübertragungen gestört werden. Beispielsweise spielen die Alliierten im Verlauf des zweiten Weltkriegs immer wieder Zwischenrufe, Lachen oder Zischgeräusche in übertragene Reden von ADOLF HITLER, um das Informationsmonopol der Nationalsozialisten zu stören (ebd.). SOLEY weist aber selbst darauf hin, dass diese Unterscheidung Freier Radios nicht ohne Überschneidungen ist und eine eindeutige Trennung beziehungsweise Zuweisung häufig unmöglich ist (ebd., S. 4).

⁴⁶⁷ BUSCH entwirft ein ideales freies Radio, in dem jeder Bürger die Inhalte senden kann, die er will und weiter schreibt er: „Radio X ist kein Dienstleistungsbetrieb, bei dem immer die gleichen Leute die Knöpfchen drehen und die Entscheidungen anderer Leute vollstrecken. Es gibt keine Technikerkaste, die alles was gesendet wird, über den Spezialistenkamm schert, in ein Profiraster preßt. Wer bei Radio X mitmacht, kann alles machen: Gespräche führen und Sender reparieren. Es gibt Kurse, die den Umgang mit der Hochfrequenztechnik vertraut machen, und einen Plattenspieler zu bedienen, ist kein Kunststück.“ (BUSCH 1981, S. 75) Wenige Seiten später sagt er weiter: „Freie Radios gefährden Arbeitsplätze – die der Pförtner. Denn Freie Radios brauchen niemanden, der abwimmelt, sondern sie haben die Türen weit offen und gehen selber raus. Lifesendungen sind Prinzip. Anrufe, die jederzeit möglich sind, gehen direkt über den Sender. Jede Telephonzelle ist ein Mikrophon.“ (ebd., S. 78)

Deutlich wird an dieser Aufteilung aber, dass es sich um eine verbotene Verbreitung von Informationen handelt, die quer zur offiziellen und legalisierten Informationsproduktion und -distribution steht. Ein Öffnungsprozess des Radios lässt sich also zum Beispiel an dem Aufkommen dieser unterschiedlichen Senderformen aufzeigen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die radikale Phase des Radios aber erst verspätet auftritt. Die radikale Phase kommt beim Radio erst ab den 1960ern auf und zieht sich in Zentraleuropa (zum Beispiel Großbritannien, Niederlande, Belgien, Deutschland) im Wechselspiel mit den regulativen Maßnahmen bis in die späten 1980er und frühen 1990er. In anderen Staaten vollzieht sich die radikale Phase zu anderen Zeiten, da je verschiedene politische, ökonomische oder technische Gegebenheiten vorherrschen, die eine zeitlich und strukturell vergleichbare Entwicklung verunmöglichen. Zur Zeit erlebt das Radio durch die Digitalisierung eine erneute radikaler Phase, auch wenn etablierte Standards und Konventionen, politische und im weitesten Sinne ökonomisch gefestigte Verhältnisse eine weitgehende Regulierung des Mediums bedeuten.

Dennoch wird sich in der historiographischen Betrachtung des Mediums zeigen, dass „[r]egardless of how it is described, free radio broadcasting has emerged as a major tool for circumventing government restrictions on free expression. Radio, rather than newspapers, has become the most important free speech medium for several seasons.“ (ebd.) Als Gründe für den Erfolg des Radios als Medium der freien Meinungsäußerung führt SOLEY einerseits die vergleichsweise niedrigen Kosten für die einmalige Anschaffung und einfache Bauweise von Sendern an. Darüber hinaus ist keine Alphabetisierung nötig, so dass sich die Rezeption einfacher gestaltet, als beispielsweise beim Computer oder im Zuge des Drucks. Weiterhin ist Radio ein Medium, das persönlich, leicht transportabel und wenig aufdringlich sein kann, weshalb es sich für den Empfang unterschiedlichster Botschaften zu jeder Zeit und an jedem Ort eignet. Schließlich kommt hinzu, dass die Sender ebenso transportabel sind und von überall aus relativ problemlos bedient werden können.

Ebenso braucht man keinen Nachschub an neuen Materialien wie beim Druck, die gerade in repressiven Regimen nur schwer unauffällig besorgt werden können.⁴⁶⁸ Somit fallen auch Beweise der Rezeption weg, die die Hörer überführen könnten und schließlich ist das Radio auch in der Beschaffung vergleichsweise günstiger als seine anderen Medienkonkurrenten, da Zeitungen wiederholt gekauft werden müssen und Fernseher oder Computer auch noch vergleichsweise teuer sein können (ebd., 4f.).⁴⁶⁹

5.4.6.1 Großbritannien und die Hochsee-Radiopiraten

Eine der entscheidenden Epochen des Radio-Öffnungsprozesses ist die der Hochseepiraten vor den Küsten Englands. MICHAEL HAUCKE schlägt als Definition von Piratenradios Folgendes vor:

„Mit ‚Piratensendern‘ werden diejenigen Unternehmungen bezeichnet, die an Hand von Rundfunk- und Fernsehsendungen ohne staatliche Lizenz und auf international-fernmelderechtlich anderweitig bereits zugeteilten Wellenlängen (Frequenzen) das Geschäft des privaten Werberundfunks oder Werbefernsehens, welche die nationale Rechtsordnung reglementiert, einschränkt oder in der Regel nicht zulässt, nicht vom Festland, sondern vom Meere aus betreiben und in diejenigen Küstenstaaten senden, dessen Rundfunkordnung sie zu umgehen versuchen.“ (HAUCKE 1969, 1f.)

Deutlich merkt man dieser Definition noch die Zeit ihrer Entstehung an, da noch auf die staatlich regulierten Rundfunkmärkte verwiesen wird. HAUCKE erkennt darüber hinaus zwei Erscheinungsformen der Piratensender bis 1969:

„[Sender] an Bord von Schiffen – sog. Sende- oder Radioschiffen – vorwiegend unter ‚billiger Flagge‘ eines meist überseeischen Staates, unter keiner Flagge oder unbekannter Flagge und Sender, die ihre Funkstrahler und Richtantennen auf einer speziell dafür von privater Seite errichteten künstlichen Insel angebracht haben, einer sog. Sendeinsel oder festen Sendeanlage.“ (ebd., S. 2)

⁴⁶⁸ Siehe zu diesem Thema die Kapitel 5.4.4 oder 5.4.3.

⁴⁶⁹ Weiterhin muss bei der Analyse des Mediums Radio als problematisch gesehen werden, dass die Quellenlage über tatsächliche Reichweiten, Programme und über die inhaltlich Ausgestaltung der frühen Sendungen äußerst spärlich ist.

Unberücksichtigt bleiben dabei die Piraten- oder auch Freien Sender auf dem Festland – es wird darauf zurückzukommen sein. Als Grund für ihre Entstehung identifiziert DAVID J. G. H. WINDLESHAM:

„Advances in technology also played a part; the cost of longplay records came down; sales burgeoned and production of LP and EP records in the UK leapt from 26,926,000 in 1957 to 100,670,000 in 1964. Then there was the advent of the cheap battery-powered transistor radio, accompanying its owner everywhere he or she went. [...] Despite some internal dissent by its bolder spirits, BBC Radio at the time was too set in its ways to react positively, and was insufficiently oriented towards responding to the needs of the mass public.“ (WINDLESHAM 1980, S. 111)

Als Gründe für eine Ablehnung privater Rundfunkstrukturen benennt man neben einem Qualitätsverlust vor allem einen Verlust der Unabhängigkeit bei der „freien, weit gefächerten Information der Öffentlichkeit“ (HAUCKE 1969, S. 4). Begründungen für die Nichtgenehmigung der Sender im Inland ruhen also einerseits auf inhaltlichen sowie qualitativen Argumenten und andererseits auf einer Bezugnahme auf rechtsstaats- beziehungsweise freiheitsgefährdende Potentiale: „Their contents might endanger the security, the public order, the mental health or the good morals of the coastal states“ (PANHUYS und EMDE BOAS 1966, S. 311). Hinzu kommt, dass man das Werbe- und Anzeigengeschäft in der Presse verhaftet sieht und der Meinung ist, dass der Rundfunk davon freigehalten werden sollte. Gerade aber das letzte Argument bietet einen weiteren Hinweis auf die Motive der Piratensender. Entsprechend entstehen Offshore-Sender nicht nur aus „dem Bedürfnis weiter Teile der Bevölkerung nach Tag und Nacht ausgestrahlter ‚gängiger‘ Musik, sondern [auch aus] dem Wunsch der inländischen Wirtschaft nach einem in der Breite wirksamen Werbemittel“ (HAUCKE 1969, S. 5). Neue technische Möglichkeiten, Veränderungen der Kostenstrukturen, die Routine der BBC und ökonomische Beweggründe sind die Motive für die neuen Sender, die zu einer Herausforderung für die etablierten restriktiven staatlichen

Rundfunksysteme werden und die radikale Phase des Radios einläuten, da aus ihren Handlungen entscheidende Veränderungen der Rundfunksysteme hervorgehen.

KEITH SKUES (1994) erkennt vier Phasen in der Geschichte der britischen Piratensender: Die erste Phase erkennt er in den „Swinging Sixties“ bis zum Inkrafttreten des Marine Broadcasting Act 1967. In diese Epoche fallen die Sender Radio Mercur⁴⁷⁰, Radio Nord und Radio Syd sowie Radio Veronica vor der niederländischen Küste. Diese und alle weiteren Stationen außer Radio Caroline werden durch den Broadcasting Act 1967 stillgelegt (SKUES 1994, S. 455). Die zweite Phase beginnt mit Radio Northsea International (RNI) 1970. Die Niederlande haben bis dahin noch keine Gesetze gegen die Piratensender erlassen, weshalb RNI so erfolgreich ist (ebd., 455f.). Weitere Sender sind Radio Caroline, Radio Atlantis sowie Voice of Peace aus Israel. Nach dem Bombenattentat auf das Schiff der RNI beschließt die niederländische Regierung ebenfalls einen Marine Offences Act (1974), der dazu führt, dass Radio Veronica, RNI und Radio Atlantis schließen. Nur Radio Caroline sendet weiter, bis das Schiff im März 1980 nicht mehr genutzt werden kann. Die dritte Phase beginnt 1983 erneut mit Radio Caroline, zu dem sich bald der Sender Laser 558 hinzugesellt. 1984 kommt noch Radio Monique hinzu. Im November 1991 endet diese Phase damit, dass das Schiff von Radio Caroline in den Hafen von Dover geschleppt werden muss. Zur vierten Phase kommt es 1993 vor der jugoslawischen Küste durch Radio Voice of Peace, das aber schon im Oktober 1993 aufhört zu senden (ebd., 456f.). Im Folgenden soll auf die Entwicklungen und Auswirkungen der britischen Piratensender noch ausführlicher eingegangen werden.

⁴⁷⁰ Als erster Sender ist am 10. Juli 1958 Radio Mercur auf Sendung gegangen, der Werbeprogramme nach Dänemark und Schweden ausstrahlt und Vorbild für die im Folgenden genannten Sender ist (HAUCKE 1969, S. 2). Radio Mercur spielt vornehmlich Rock-Musik und ist deshalb besonders populär bei Jugendlichen. Gleichzeitig versucht der Besitzer Profit mit dem Sender zu machen, weshalb er Sendezeit für Werbung verkauft (SOLEY 1999, S. 53).

Als erfolgreichste Piratensender können Radio Caroline⁴⁷¹ und Radio London angesehen werden. Ihre Wurzeln reichen bis zu den Sendern Radio Normandie und Radio Luxemburg zurück. Sie produzieren werbefinanziert englischsprachige Programme und strahlen diese in Richtung Großbritannien aus (JONES 1989, S. 7).⁴⁷² Gesendet wird auf den Frequenzen, die den Nationen bei den internationalen Wellenkonferenzen zugeteilt werden, die diese aber nicht nutzen (ebd., 8f.).⁴⁷³

Radio Caroline nimmt am 08. März 1964 den Betrieb auf. Die Macher des Senders, allen voran RONAN O'RAHILLY orientieren sich am Standpunkt, dass Redefreiheit ein Geburtsrecht und eine Radiostation die Verkörperung dieses Rechtes sei (CHAPMAN 1999, S. 167). Musikalisch ist Radio Caroline am Geschmack der Mitarbeiter ausgerichtet, die sich wiederum an den Top 20 des Queen-Magazins orientieren und damit sehr Jazz-lastig agieren. Insgesamt variiert der Musikstil der frühen Radiosender zwischen Folk, lateinamerikanischen Rythmen, Bluebeat und Pop-Musik (ebd., S. 168).

Radio London geht neun Monate (am 23. Dezember 1964) nach Radio Caroline auf Sendung. Im Vergleich zu seinem Vorgänger ist Radio London finanziell und organisatorisch perfekt vorbereitet, was unter anderem daran liegt, dass für den Start des Senders erfahrene Mitarbeiter aus dem Marketing und kommerziellen Medienbereich gewonnen werden können (ebd.). Während Radio Caroline Marketing-Profis einen Weg aufgezeigt hat, Radio als neues Vermarktungsinstrument für Produkte zu erkennen, ist Radio London aufgrund der straffen Strukturen in der Lage, daraus auch Gewinn zu schlagen. Durch die Menge an geschalteter Werbung kann der Sender die Anzeigenpreise niedriger anlegen als die Konkurrenz, was dazu führt,

⁴⁷¹ Der Name ist nach der Tochter des getöteten US-Präsidenten JOHN F. KENNEDY gewählt, was ebenfalls als ein Hinweis auf den politischen Impetus der Macher verstanden werden kann.

⁴⁷² Bereits eine Woche nach Radio Caroline gründet sich Radio Atlanta und nochmals eine Woche später Radio Veronica, die ebenfalls von Schiffen in internationalen Gewässern aus senden (JONES 1989, S. 8).

⁴⁷³ Motive sind auch hier die schon oben erwähnten: Einerseits Werbeeinnahmen und andererseits die fehlende Berücksichtigung von Pop-Musik durch die BBC.

dass noch mehr Werbekunden Radiozeit buchen. Darüber hinaus gelingt es Radio London Beziehungen zu etablierten Medien aufzubauen und eine PR-Kampagne zu starten, die für bereits bekannte Sendemuster wie Talentshows, Bingo- oder Werbesendungen für Magazine, Plattenfirmen und andere Medien wirbt. Die Kampagne zeichnet Radio London als ein vertrauenswürdigen und respektables Unternehmen aus, dass sich vom Piraten-Image Radio Carolines absetzt (ebd., S. 170). De facto ist Radio London also wie ein funktionierendes Unternehmen aufgebaut, de jure aber handelt es sich um einen Piratensender, der von einem Schiff aus internationalen Gewässern sendet.

Nach dem Sendestart von Radio London zeigen sich aber auch bald erste Probleme, denn die Disk Jockeys (DJs) sind den neuen Pop-Musik-Stil nicht gewohnt, ebenso wenig wie die Hörer. Orientiert am amerikanischen Radiostil ist es für die DJs zunächst schwierig, die richtige Menge Amerikanität für die britischen Hörer in die Sendungen einzubringen. Darüber hinaus ist das Format selbst ein Problem, dass sich ebenfalls am amerikanischen Top-Fourty-Ansatz orientiert, der wiederum unterteilt ist. So gibt es die A-Liste mit den besten zehn Liedern der Woche, Liste B besteht aus den restlichen der besten vierzig Lieder und die C-Liste sind Neuerscheinungen. Darüber hinaus gibt es Sendeplätze für LP-Stücke und für bekannte aber ältere Stücke. Welche Lieder gespielt werden, wird vom Management bestimmt, die DJs haben keine Möglichkeit eigene Lieder auszuwählen (ebd., 171f.).

Trotz der anfänglichen Schwierigkeiten zeigt sich die gute Organisation des Senders auch am vergleichsweise geringen Personalwechsel. In den 32 Monaten Sendezeit von Radio London arbeiten nur 30 DJs und die Hälfte von ihnen für über ein Jahr für den Sender. Radio Caroline, das sich inzwischen in zwei Sender (Caroline South und Caroline North) auf zwei Schiffen aufgeteilt hat, verbraucht dagegen 83 DJs in seiner 44-monatigen Sendezeit (ebd., S. 173). ROBERT CHAPMAN (ebd., S. 174) fasst die Situation zwischen den Sendern wie folgt zusammen:

„The contrast between Caroline and London was therefore a contrast of intent: Creativity versus accountancy; idealism versus pragmatism. [...] They were differences of spirit and they could be traced back right to the stations' contrasting origins. Radio London was planned and financed at multi-national level. The Big L ethos came out of the boardroom. Caroline in contrast emerged from the dilettantish whims of the Kings Road and the unfolding possibilities of the Swinging Sixties. London reflected the industry back at itself. Caroline reflected attitude.“

Zwischen 1965 und 1966 aber kommt es zu Veränderungen bei Radio Caroline. Ende Januar läuft das Schiff des Süd-Senders auf Grund und man braucht drei Monate, bis es wieder auf Sendung gehen kann. Als es dann schließlich wieder sendet, überrascht es mit einem Geschichte machenden Pop-Radio bei dem erstmals der DJ im Zentrum der Sendungen steht (ebd., S. 175). Die DJs von Radio Caroline folgen jetzt nicht mehr einem engen Format mit Vorgaben der Musikindustrie, sondern können spontan und emphatisch auf die Inhalte in der Sendung reagieren – ein diametral anderer Weg im Vergleich zu Radio London. Während die anderen Sender also in ihren Familien- oder Kinderprogrammen entsprechende Musik spielen, lässt Radio Caroline jederzeit THE WHO oder JIMMY HENDRIX laufen (ebd., S. 176).

Einen entscheidenden Einschnitt für beide Sender stellt der Marine Offences Act aus dem Jahr 1967 dar. Mit diesem Gesetz kann die britische Regierung zwar die Sender in internationalen Gewässern nicht verbieten, aber das Gesetz untersagt jegliche Unterstützung (zum Beispiel durch Werbeaufträge). Dies bedeutet noch im gleichen Jahr das Ende für Radio London. Gleichzeitig gründet die BBC mit Radio One einen eigenen Jugendsender, der einerseits die Informationshoheit und die Monopolstellung der BBC und andererseits die verlorengewangenen Hörer wieder zurückgewinnen soll, auch wenn die BBC-DJs noch nicht ähnlich formatlos, ziellos und erratisch agieren dürfen wie die von Radio Caroline. Gleichzeitig gründen sich aber auch erste Piratensender auf dem Festland. Zu den bekanntesten gehören Radio Free London, London Underground Broadcasting mit einer Spezialisierung auf Spacerock und Radio Invicta mit Soulmusik. Trotzdem die Situation für Radio

Caroline, die zeitweise sogar circa 8 Millionen Hörer hinter sich vereinen können (JONES 1989, S. 10), ebenso wie für Radio Veronica (HAUCKE 1969, S. 3) jetzt auch schwieriger wird und es zu zum Teil langen Sendeausfällen kommt, behaupten sie sich doch weiterhin über die nächsten Jahre. Heute sendet Radio Caroline sogar mit offizieller Lizenz unter anderem über Satellit und Webstream.⁴⁷⁴

Blickt man zurück auf die englische Radiogeschichte, so ist – wohl auch in Folge der Piratensender – seit 03. Oktober 1973 eine ökonomische Öffnung durch die legale Möglichkeit, einen privaten Radiosender gründen zu können, eingetreten. Lizenzen werden jedoch zunächst nur sehr zögerlich erteilt. Der erste Sender ist LBC und eine Woche später folgt Capital Radio, beide in London situiert. Zudem verlagern sich die neuen Sender zunehmend von Mittelwelle auf Ultrakurzwelle (UKW), was auch für Radio Caroline nicht folgenlos bleibt. Für den Sender ist es nicht möglich, diesen Wandel mitzumachen, da mit UKW aus internationalen Gewässern nicht einmal mehr die Küstenstädte erreicht worden wären (ROTH 2004, S. 72).

Im Laufe der Jahre werden zahlreiche Regional- und Lokalsender von privaten Akteuren sowie der BBC gegründet. Zumeist sind die privaten Sender heute Teil eines der großen Netzwerke um Heart FM oder Capital FM. Wenn somit also heute von einer offeneren Situation im britischen Hörfunk ausgegangen werden kann, so zeigen gleichzeitig die Hörfunkdaten für das Vereinigte Königreich, dass der BBC noch immer eine deutliche Vormachtstellung zugesprochen werden muss, da sie auf ihre Sender Radio 2, Radio 4 und Radio 1 zusammen 33,7 Millionen Hörer pro Woche vereint, während das Capital-Netzwerk mit 7,5 Millionen und das Heart-Netzwerk mit 7,3 Millionen zusammen nicht mal die Hälfte der Hörer der BBC erreichen.⁴⁷⁵ Insofern wird zwar deutlich, dass die Piratensender in Großbritannien

⁴⁷⁴ Dennoch liegt die tägliche Hörerzahl des englischen Senders Radio Caroline bei täglich circa 20 Millionen und die Einnahmen bei circa 6 Millionen DM. Damit muss der inländische Werbemarkt des Rundfunks massive finanzielle Einbußen hinnehmen ebenso wie der Staat, dem Steuern verlustig gehen.

⁴⁷⁵ Siehe MEDIA.INFO 2016.

einen profunden und nachhaltigen Effekt auf die Entwicklung des Hörfunks hatten, doch die Informationseliten ihre Vormachtstellung in weiten Teilen verteidigen können. Etwas anders sieht es da schon mit Sendern aus, die vom europäischen Festland in Richtung der britischen Insel senden.

5.4.6.2 Freie Radios in Luxemburg, den Niederlanden und Italien

Bereits seit 1931 sendet die International Broadcasting Company (IBC) modern anmutende Programme mit DJs und „leichter“ Musik in Richtung England. Radio Luxemburg, das mit der IBC kooperiert, arbeitet auch mit einem ähnlich innovativen Konzept, da man ebenfalls die jeweils angesagten Interpreten spielt und die Sendungen von Plattenfirmen sponsern lässt. Das Angebot wird vom britischen Publikum so gern angenommen, dass schon 1938 Radio Luxemburg mit circa 45 % häufiger gehört wird als die BBC mit circa 35 %. Um dagegen vorzugehen, drängt die BBC schon früh darauf, den ausländischen Sendern zunächst höhere Gebühren abzuverlangen und sie schließlich ganz zu verbieten (ebd., S. 17).

Radio Luxemburg sendet seit dem 03. Dezember 1930 mit einer Lizenz für eine Kleinleistungs-Mittelwellenfrequenz. Die Macher des Sender lassen sich davon aber nicht abhalten auch auf Langwelle zu senden, um zusätzlich internationale Werbekunden zu akquirieren. Senden kann man zunächst bis zum Einmarsch der deutschen Truppen 1940 auf Deutsch, Englisch und Französisch. Nach dem Einmarsch wird Radio-Propaganda gesendet und nach Kriegsende die Voice of America. Als Radio Luxemburg wieder sein eigenes Programm sendet, versucht die BBC die wieder bis Schottland hörbare Konkurrenz stillzulegen indem sie sie versucht aufzukaufen, was jedoch misslingt. Mit der Zeit gehört der Sender jedoch ebenfalls zu den etablierten Radiostationen, was die Eröffnung von Radio Caroline unterstützt. Das von Radio Caroline im Laufe der Zeit entwickelte Konzept des DJ-Formats wird später von

Radio Luxemburg übernommen. Radio Luxemburg sendet noch bis 1992, bis das Programm schließlich eingestellt wird (ebd., 49ff.).

Schon früh schließen sich in den Niederlanden Parteien und religiöse Gruppen zu sogenannten Säulen zusammen und organisieren den Radiobetrieb über eine gemeinschaftliche Stiftung. Dieses Konzept prägt die niederländische Radiolandschaft bis heute, denn noch immer gibt es einen aktiven öffentlichen Rundfunk. Die bereits von den Niederlanden aus operierenden Piratensender sind zwar verboten, doch gehen die Behörden weniger streng gegen die illegalen Sender vor. Zudem sind die Strafen für das illegale Senden vergleichsweise moderat. Für das erste Erwischt-werden zahlt man zwischen 300 und 500 Gulden – umgerechnet zwischen 135 und 225 Euro. Beim zweiten Mal erhöht sich die Strafe auf 500 bis 750 Gulden, die Beschlagnahmung der Geräte und auf eine auf zwei Jahre zur Bewährung ausgesetzte Freiheitsstrafe von vierzehn Tagen. Erst mit der dritten Entdeckung werden tatsächlich längerfristige Freiheitsstrafen verhängt (ebd., S. 88). 1974 treten die Niederlande der Straßburger Konvention⁴⁷⁶ bei, die eine Unterstützung von Piratensendern auf Schiffen oder vorgelagerten maritimen Forts untersagt. Dies führt auch zu einem weitgehenden Ende der Radiopiraten, die mit Hilfe aus den Niederlanden senden (ebd., S. 72).⁴⁷⁷

Zwei Jahre nach dem Vereinten Königreich erlässt auch Italien 1975 ein Gesetz, dass die Übertragung von privaten Hörfunkprogrammen über Kabel im lokalen Bereich erlaubt. Daraufhin entstehen zahlreiche Radiostationen, die jedoch auch über Funk senden und sich dabei auf die Behauptung stützen, dass ein Ende des staatlichen Monopols nicht nur für die Kabelübertragung gelten dürfe. Das italienische Verfassungsgericht bestätigt 1976 diese Sichtweise, was der Neugründung von Sendern einen weiteren Schub verleiht, aus dem hauptsächlich kommerzielle Sender aber auch Freie Radios entstehen. Dabei entscheiden die werbefinanzierten Sender häufig

⁴⁷⁶ Die Konvention wird ursprünglich im Jahr 1965 beschlossen.

⁴⁷⁷ Mittels UKW kann man über 60 Kilometer senden, darüber hinaus erlaubt aber die Erdkrümmung keinen Empfang mehr.

das Rennen für sich, weil sie – finanzstärker – sich auch die stärkeren Sendeanlagen leisten können und so die schwächeren Stationen von ihren Frequenzen verdrängen. Darüber hinaus wirken sowohl die Behörden als ein Schließungsmechanismus, die die Freien Radios abschalten als auch die abklingende Studentenbewegung, die den Freien Radios kaum mehr eine Unterstützung in ihrem Überlebenskampf ist (BUSCH 1981, 339f.).

5.4.6.3 Bildungsradio

Im Folgenden sollen die Educational beziehungsweise Campus Radios einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Für die Verbindung von Radio und Bildung können zunächst vor allem die „Educational beziehungsweise Campus Radios in den USA betrachtet werden.

Schon vor dem ersten Weltkrieg gibt es Etablierungsversuche von Radiosendern an amerikanischen Hochschulen. Sie werden zuerst in den Physik- und Ingenieurabteilungen aufgebaut und sind bis zum ersten Weltkrieg an zahlreichen Colleges und Universitäten zu finden. So hat zum Beispiel die University of Wisconsin schon 1909 erste Sendevorrichtungen und erhält sechs Jahre später ihre erste offizielle Sendeerlaubnis (WIDLÖK 1992, S. 51). Das Potential des Radios für die Übertragung von Lehrinhalten wird aber erst gegen Ende der 1920er entdeckt. Eine der ersten Universitäten ist die University of Southern California, die ab 1929 Radio-Sprachkurse anbietet (STERLING und KITTROSS 1978, S. 132). Andere Hochschulen stellen ebenfalls Inhalte bereit, zum Beispiel für die Erwachsenenbildung zu Themen der Haushaltsführung oder Landwirtschaft (ebd., S. 69). Von den über 200 Stationen jedoch, die am Anfang der 1920er existieren, müssen aufgrund der wachsenden technischen Anforderungen und finanziellen Probleme durch die große Depression die meisten wieder aufgeben und schließen. Nur wenige können sich halten oder zu kommerziellen Stationen mit Werbung reorganisieren.

Mit dem Inkrafttreten des Radio Act 1927 beginnt die ökonomische Schließung beziehungsweise der Wettkampf der nicht-kommerziellen Stationen mit ihren kommerziellen Konkurrenten. Die mit dem Gesetz neu eingeführte Lizenzierungspraxis führt dazu, dass sich die Zahl der Educational Radio-Anbieter von 1927 bis 1933 von 98 auf 43 reduziert – es können sich nur diejenigen Sender halten, die ein ausreichendes finanzielles Polster besitzen (WIDLÖK 1992, 53f.). Eine weitere Bestimmung ist die Neuordnung der Frequenzvergabe. Diese führt dazu, dass die Sender an das äußere Spektrum der Mittelwelle verlegt werden, wo sie seltener gefunden und gehört werden (ebd., S. 53). Zum Höhepunkt werden die erhalten gebliebenen Campus-Stationen gezwungen, über die Tagesstunden zu senden, während ihre studentische Zielgruppe in den Universitäten unterwegs ist. Diese an ökonomischen Prinzipien orientierte regulative Praxis hat somit die Schließung zahlreicher universitärer (aber auch religiöser, sozialer, gewerkschaftlicher) Stationen zur Folge (SOLEY 1999, S. 36).⁴⁷⁸

Mit Beginn der 1930er formuliert daher das National Committee on Education by Radio (NCER) konkrete Forderungen an den Gesetzgeber. Eine dieser Forderungen verlangt zum Beispiel bessere Frequenzen für die Educational Radios, um im Konkurrenzkampf mit den kommerziellen Stationen bessere Chancen zu haben. Mit dem Communications Act von 1934 aber werden die Akteure des Educational Radio enttäuscht, da sie im Gesetzestext nicht explizit berücksichtigt werden. Zwar

⁴⁷⁸ Die Gründe für das parteiische Handeln der FRC liegen in ihrer Geschichte: So sind die Ursprünge der Organisation in der Radio- und Elektronikindustrie zu finden, die sie eigentlich überwachen soll. Die Existenz der FRC, die mit dem Radio Act von 1927 beginnt, ist eigentlich für zunächst ein Jahr beschlossen, wird aber schon im Folgejahr zu einer permanenten Einrichtung. Zudem betreiben die Industrien durch Handelsorganisationen nicht nur Lobbyarbeit in Washington D.C., sondern gehören auch zu den größten Parteispendern in den USA, wodurch sie versuchen, sich die politische Unterstützung für ihre Ziele zu sichern. Sie nutzen ihre Medienmacht auch, um Stimmung gegen bestimmte Politiker oder Gesetzesentwürfe zu machen. Schließlich bekommen ausscheidende Mitarbeiter der FRC häufig einen hochdotierten Posten in einem der Konzerne (SOLEY 1999, 37f.). Somit ist an dieser Stelle eine Form der Schließung durch ökonomische und behördliche Institutionen in den USA zu erkennen, die sich in ihren Entscheidungen und in ihrem Handeln sehr stark an ökonomischen Fragestellungen und Zielsetzungen ausrichtet.

fordert das Gesetz eine faire und prozentual geregelte Verteilung der Sendezeit und Frequenzen, doch entscheidet die FRC, dass die Inhalte der Educational Radios bereits durch die vorhandenen Sender abgedeckt seien und die Reservierung spezieller Sendefrequenzen daher nicht nötig wäre (WIDLÖK 1992, 59f.).

Interessant ist die Entwicklung der Community und Educational Radios auch mit Blick auf die Etablierung der FM-Sender und Micro Power Stations. Diese gibt es zwar schon so lange wie es AM-Sender gibt, doch wird die Technik erst in den frühen dreißiger Jahren weiterentwickelt und ausgebaut. Als die FCC 1941 die FM-Frequenzen für kommerzielle Sender freigibt⁴⁷⁹, werden diese kaum genutzt. Der Grund für das geringe Interesse liegt in der geringen Verbreitung entsprechender Empfangsgeräte in den Haushalten. Die FCC reserviert zudem 20 von 100 möglichen Kanälen zwischen 88 und 92 Megahertz für die Educational Radios, was auf ein verändertes Bewusstsein der Organisation gegenüber den Bildungssendern hindeutet (ebd., S. 61). Die Herausforderung für diese liegt nun aber wieder darin, dass sie sich die teurere Sendetechnik kaum leisten können. Einen neuen Schub erhalten die nicht-kommerziellen College- und Universitätssender erst als die FCC ab 1948 das Senden mit 10 Watt beziehungsweise sogenannten Low Power Stations erlaubt. Zur gleichen Zeit verbreitet sich jedoch mit dem Fernsehen eine neue medientechnische Entwicklung, die Einfluss auf die Nutzungsintensität des Radios im Allgemeinen sowie der Educational Radios im Speziellen hat (ebd., S. 62).

Wichtig für die Educational-Stations sind die Neuerungen, die mit dem Public Broadcasting Act von 1967 einher gehen: Einerseits findet eine begriffliche Wende, weg von Educational Broadcasting hin zu Public Broadcasting statt, denn die für das neue Gesetz zuständige Carnegie Commission stellt fest, dass es sich bei den betreffenden Stationen nicht ausschließlich um Ausbildungs- und Erziehungsprogramme handelt (ebd., S. 63). Andererseits dürfen finanzielle Mittel, die bisher nur

⁴⁷⁹ Die Freigabe erfolgt zunächst 1941, wird dann aber durch den Eintritt der USA in die Geschehnisse des Zweiten Weltkriegs ausgesetzt und erst wieder 1945 aufgenommen.

für das Bildungsfernsehen vorgesehen sind, jetzt von der speziell zu diesem Zweck gegründeten Corporation for Public Broadcasting (CPB) auch an nicht-kommerzielle Radiosender ausgeschüttet werden. Eine permanente Finanzierung des öffentlichen Radios wie zum Beispiel in Deutschland wird aber weiterhin von Regierung und Kongress abgelehnt (ebd., 64f.).

In den 1960ern werden dann international Sendungen für den Schulfunk hergestellt und gesendet. In der Praxis stellt sich die Situation wie folgt dar: Die Sender kündigen eine Sendung zu einem bestimmten Fach und Thema an, die Lehrer besorgen für die Klassen die notwendigen Unterrichtsmaterialien und stellen in der Unterrichtsstunde ein Radio auf und hören gemeinsam mit der Klasse die Sendung. Darauf aufbauend werden die Inhalte vertieft und / oder diskutiert (HÄUSERMANN 1998, 40f.).^{480, 481}

Somit zeigen sich auch hier mehrere phasenabhängige Faktoren, die Einfluss auf den Prozess informationeller Öffnung haben. Vor allem politische und ökonomische Einflüsse haben eine informationelle Öffnung des Radios beeinflusst. Wie zuletzt im Kontext der Bildungsradios gezeigt, übt gerade die Industrie immer wieder einen restriktiven Einfluss auf die Entwicklungen aus und verhindert so eine offene Informationspublikation. Die zahlreich aufgeführten Akteure eines Öffnungsinteresses jedoch zeigen, dass das Radio auch mehr als nur das Potential hat informationelle Öffnungen zu ermöglichen. Es spielt in seiner Geschichte immer wieder eine bedeutende Rolle, auch wenn die radikale Phase nie in der Gestalt des Buchdrucks wirksam wurde. Mit den Optionen der Computernetzwerke bieten sich für das Medium aber,

⁴⁸⁰ Während der Schulfunk aber vor allem in den westlichen und alphabetisierten Industrienationen kaum noch vertreten ist, stellt er gerade in den ärmeren Regionen der Welt häufig die einzige Zugangsmöglichkeit zu Bildungsinformationen dar. In afrikanischen Staaten gibt es darüber hinaus Sender, die ein partizipatives Moment mit sich bringen, indem sie die Bevölkerung in die Radiosendungen in Gestalt von Diskussionsrunden oder Lehrprogrammen integrieren. Darüber sollen Inhalte zu Ernährungsfragen oder Anregungen für eigene Aktivitäten geliefert werden. Hier zeigt sich die Möglichkeit des Radios für die offene Verbreitung von Informationen: „Mit sehr einfachen Mitteln hören die Adressaten von Erfahrungen, die in anderen Regionen gemacht werden, sie lernen von Menschen in ähnlichen Situationen, mit denen sie sonst nie in Kontakt kämen.“ (HÄUSERMANN 1998, S. 41)

⁴⁸¹ Später liefern auch Kassetten und CDs eine ähnliche Funktion.

so konnte gezeigt werden, Perspektiven für neue informationelle Öffnungen und es sind auch die Computer und ihre Netzwerke, die im folgenden Kapitel mit Blick auf die Effekte des Prozesses informationeller Öffnung im Fokus stehen.

Kapitel 6

Effekte des Prozesses informationeller Öffnungen und Schließungen

In den letzten Jahrzehnten haben sich digitale Medien in Gestalt von Computern, Laptops, Smartphones, Tablets und anderen Geräten bis in die ärmsten Regionen der Welt verbreitet. Mobilfunknetze, Drahtlosnetzwerke, Hotspots etc. mit einer hohen Datenrate gestatten die Vernetzung der Geräte und den Zugriff auf jegliche verfügbare Informationen in diesen Netzwerken. Die Wirkung der Computer beziehungsweise der digitalen Netzwerke, so wurde es bereits eingangs dieser Arbeit beschrieben, werden häufig mit denen des Buchdrucks verglichen. Dieses Kapitel dient nun der Betrachtung der Effekte der digitalen Netzwerke auf den Prozess informationeller Öffnung, wie sie durch die einzelnen Publikationsprozesse im Zuge der Phasen in den Systemen und auf den unterschiedlichen Ebenen entstehen. Zunächst werden daher zentrale beobachtete Effekte wie Partizipation, Akzeleration, Transparenz, Pluralisierung und andere theoretisch erörtert. Anhand der medienhistorischen Entwicklung der Computer und digitalen Netzwerke einerseits und der aktuellsten

Stufe des Prozesses informationeller Öffnung, den Open-Phänomenen andererseits sollen sie anschließend in ihrer praktischen Relevanz näher untersucht werden.

6.1 Partizipation

Etymologisch setzt sich der Begriff „Partizipation“ aus den Begriffen „par-tem“ (= Teil) und „capere“ (= (weg-)nehmen) zusammen. Partizipation steckt auch schon in den oben erläuterten lateinischen Begriffen „informare“, „publicus“ und „res communes“. Im Sinne von unterrichten oder bilden bezieht sich „informare“ auf die Teilnahme beziehungsweise Teilhabe am Unterricht, das heißt sowohl auf denjenigen, der unterrichtet als auch auf denjenigen, der unterrichtet wird. „Publicus“ inhäriert partizipative Prozesse, denn es handelt sich um öffentliche Ereignisse, an denen jedermann teilhaben kann. Ähnlich verhält es sich auch mit den „res communes“, den Gütern die allen uneingeschränkt zur Verfügung stehen und an denen alle partizipieren.

SONJA MOSER (2010, S. 73) gibt als weitere Übersetzungen bzw. Synonyme an: „Mitsprache, Mitbestimmung, Mitwirkung, Teilhabe, Teilnahme, Beteiligung, Mitgestaltung, Mitentscheidung, Einbeziehung“. WALDEMAR STANGE und DIETER TIEMANN (1999, S. 215) versuchen Partizipation als „verantwortliche Beteiligung der Betroffenen an der Verfügungsgewalt über ihre Gegenwart und Zukunft“ zu definieren. Deutlich wird hier, dass Partizipation die Subjekte betrifft, die selbst von Konsequenzen aus Entscheidungen und Handlungen betroffen sind. Partizipation kann also als Einbeziehung von Personen in Entscheidungsprozesse verstanden werden oder mit anderen Worten: „Unter Partizipation ist zu verstehen, dass die BürgerInnen, als freie und gleichberechtigte Subjekte, das Recht und die Zugänge haben, das Gemeinwesen aktiv mitzugestalten, indem sie an öffentlichen Diskussionsprozessen und Entscheidungen in Politik, Staat und Gesellschaft und deren Institutionen (z.B. Parteien, Verbände, Familie) mitwirken.“ (MOSER 2010, S. 73)

Diesem vergleichsweise weit gefassten Definitionsversuch kann entnommen werden, dass der Begriff „Partizipation“ eher in politischen Kontexten genutzt wird. Dies entspricht auch der historischen Entwicklung seiner Verwendung. So wird Partizipation in den 1960ern häufig mit Blick auf die Beteiligung von Bürgern verwendet. Erst ab den 1990er Jahren erfährt die Partizipationsforschung eine Ausweitung, wie sie beispielsweise im STANGE und TIEMANN-Zitat deutlich wird. Entsprechend wird Partizipation aus einer politikwissenschaftlichen Perspektive häufig noch immer mit einer Teilnahme des Bürgers gleichgesetzt (ebd., S. 71). Dabei werden Fragen nach politischen Beteiligungsmöglichkeiten spezifischer Gruppen, wie Kindern, Jugendlichen, älteren Mitbürger oder Migrant*innen gestellt.

Die Beteiligungsmöglichkeiten können „verbale Äußerungen, Wahl- und Abstimmungsverhalten, Mitarbeit in Bürgerinitiativen und bürgerschaftlichen Beiräten, aktive oder passive Mitgliedschaft in einem [...; V]erband sowie alle sonstigen Einflußversuche auf Vertreter der Legislative und Exekutive“ (KOHUT 2002, S. 6) umfassen. Darüber hinaus stellt MOSER (2010, 73f.) ein Phasenmodell von Partizipation vor: Die erste Phase besteht zunächst aus der Information über Partizipationsmöglichkeiten. Die zweite Phase betrifft die Teilnahme unter den Bedingungen der individuellen Möglichkeiten und schließlich besteht die dritte Phase aus der Reflexion der Beteiligung, in der die Teilnehmer über die Wirkungen ihrer Einbeziehung unterrichtet werden. Diese einzelnen Phasen wiederum können heute auch mittels des Rückgriffs auf Medien verwirklicht werden, was Partizipation in den Kontext des Prozesses informationeller Öffnung rückt.

Die Medien haben also die Aufgabe über die Möglichkeiten zur Teilnahme an gesellschaftlichen Entscheidungen und Prozessen zu informieren. Zeitungen, Zeitschriften, Radio, Fernsehen distribuieren Informationen und stellen Möglichkeiten der Partizipation vor. Seltener bieten sie zum Beispiel über Leserbriefe, Zuhörer- oder Zuschauerkommentare auch aktive Beteiligungsmöglichkeiten. Die inzwischen ubiquitäre Verfügbarkeit von Informationsangeboten via Computer und Internet bie-

tet nicht nur eine weitere Öffnung zu Informationen. Sie offeriert auch eine Öffnung von vielfältigsten Informationen in rein textlicher, wie auch auditiver oder audiovisueller Gestalt. Die Netzwerkmedien gestatten ebenso eine partizipative Öffnung für Veränderung von Strukturen, Prozessen, Erkenntnissen oder Wissen unter anderem durch Optionen aktiver Beteiligung in Gestalt von Online-Petitionen oder direkten Eingaben bei entsprechenden Stellen. Gleichzeitig handelt es sich dabei um hoch standardisierte Prozesse, womit ein weiterer Effekt angesprochen ist.

6.2 Standardisierung

Standardisierung kann bezogen sein auf Produktions-, Vermarktungs-, Lagerungs- und Nutzungsprozesse und -strukturen. In Produktionszusammenhängen werden die einzelnen Arbeitsschritte in Einzeloperationen zerlegt. Sich wiederholende und gleichförmige Arbeiten können im Anschluss daran durch Mechanisierung oder Automatisierung ersetzt werden. In einem betriebswirtschaftlichen Verständnis dient Standardisierung dabei vor allem der Effizienzsteigerung bei der Verarbeitung großer Produktvolumina (ADAM 1998, S. 4). Verloren geht dabei die Individualität eines Produktes bzw. die Anpassungsmöglichkeit an spezifische Kundenwünsche.

Aus Standardisierungen entstehen aber auch Wettbewerbsvorteile, die sich in Kosteneinsparungen und Preisvorteilen widerspiegeln. Möglich ist auch die Annahme einer Vergleichbarkeit von Verhaltensweisen und Bedürfnissen der Konsumenten. Standardisierung erlaubt eine einfachere nationale aber auch transnationale Verbreitung von Produkten, was auch am Zusammenwachsen der Märkte und den damit verbundenen juristischen Regulierungen beobachtet werden kann. Hinzu kommt, dass Standardisierungen verbesserte Kommunikationsabläufe, Transportwege und grenzüberschreitende Mobilität ermöglichen (EMRICH 2007, S. 193). Durch Standardisierung erhofft man sich neben einer beschleunigten Einführung von Produkten, größere Umschlagsmengen oder auch einen weltweiten Wissenstransfer (ebd.).

Mit Bezug auf den Prozess informationeller Öffnung können ebenfalls Standardisierungsprozesse beobachtet werden. Für eine Öffnung zu Informationen bedeutet Standardisierung eine Normierung der technischen Publikationsverfahren, angefangen bei der Standardisierung der Produktionsprozesse, über die Standardisierung früher Schriften, die Herstellung von Beschreibstoffen und später Büchern durch mechanische Verfahren, bis hin zu automatisierten Produktions- und Sendeabläufen bei Radio- und Fernsehsendern oder automatisierten Publikationsverfahren durch künstliche Intelligenzen.⁴⁸² Des Weiteren ist Standardisierung im Hinblick auf eine Öffnung von Informationen einerseits in vereinheitlichten Distributionsformen zu finden und andererseits in Gestalt von Genres, Kategorien oder Disziplinen, die einer Systematisierung von Informationen dienen. Die Standardisierung einer Öffnung für Informationen bezieht sich darüber hinaus auf Weisen der Begegnung mit Informationen. Diese kann beispielsweise durch neue Institutionen wie Bibliotheken, Archive, Theater, Buchhändler, Schulen oder Online-Archive gezielt unterstützt werden. Insgesamt erweist sich der Effekt der Standardisierung als notwendig im Prozess informationeller Öffnung, da nur mittels eines systematisierten Zugangs die immer rasanter wachsende Informationsflut bewältigt werden kann, die mit dem Effekt der Akzeleration beschrieben wird.

6.3 Akzeleration

„Die Geschichte der technischen Medien kann als eine Geschichte der Beschleunigung und zeitlichen Verdichtung gelesen werden“ (WILD 2015, S. 84). Ebenso verdeutlicht KLAUS MERTEN (1994, S. 153) in Anlehnung an WILBUR SCHRAMM sehr anschaulich, dass im Vergleich zur Menschheitsgeschichte die Medienentwicklungen seit der Sprache relativ jung sind. An diese Beobachtung kann angeschlossen werden, dass Akzeleration (von lateinisch *acceleratio* = Beschleunigung) ebenfalls

⁴⁸² Siehe Kapitel 7.2.

als ein Effekt des in dieser Arbeit beschriebenen Prozesses informationeller Öffnung beobachtet werden kann. HARTMUT ROSA (2005, S. 115) bestimmt Beschleunigung als „Mengen Zunahme pro Zeiteinheit“ oder mit anderen Worten, als eine Verknappung von Zeit für eine Mengeneinheit. Zugleich, so lässt sich ebenfalls an WILD (2015, S. 84) anschließen, führt die medieninduzierte Beschleunigung zu einer Schrumpfung räumlicher Distanzen.⁴⁸³ Informationen werden durch die verschiedenen Medientechniken zunehmend ubiquitär verfügbar. Gleichmaßen erkennt OTTFRIED JARREN (1998, S. 74), dass die „Vermittlungsleistung von Informationen durch die Medien sich enorm beschleunigt hat“.

Daniel Süß et al. (2010, S. 42) verweisen darüber hinaus auf einen weiteren Akzelerationseffekt. So kam es in den letzten Jahrzehnten zu einer Verschiebung des Zugangs zu Medien, so dass immer jüngere Kinder Zugriff auf Medieninhalte hatten, der zuvor eher älteren Kindern vorbehalten war. An dieser auf die Nutzung bezogenen Erkenntnis, wie auch den anderen wiedergegebenen Aussagen können Fokussierungen auf einzelne Bausteine des Publikationsprozesses erkannt werden, so dass, wie schon bei den vorhergehenden Effekten, Akzeleration auf diese angewandt werden kann. Die Entwicklung der Medientechniken und die durch sie induzierten Beschleunigungen der Publikationsprozesse führen exemplarisch im Zuge des Computers und Internets, wie es heute alltäglich genutzt wird, zu Phänomenen von „Prosumenten“ (TOFFLER 1970) und Quasi-Instantanität der Informationspublikation. Die Folgen dieser Akzeleration der Informationsproduktion, -verfügbarmachung, -archivierung und -nutzung stehen somit in enger Wechselwirkung mit den technischen, sozialen und informationellen Öffnungen.

Das heißt nichts geringeres, als dass Akzeleration für eine Öffnung zu Informationen eine Beschleunigung durch Technik meint. Dabei beschleunigen sich sowohl die Entwicklung der Medientechniken als auch die Verfahren zur Publikation von Informationen sowie die Zugangsgeschwindigkeit zu Informationen. Gerade die letzten

⁴⁸³ An dieser Stelle sei an die Ausführungen in Kapitel 5 zum globalen Dorf von McLuhan erinnert.

beiden Aspekte stehen somit im Kontext einer Öffnung von Informationen in einem expliziten Zusammenhang mit der technischen Akzeleration. Die Geschwindigkeitszunahme einer Öffnung für Informationen bedeutet daher eine Beschleunigung der Rezeption. Immer mehr Informationen werden in immer dichteren Zeitabständen konsumiert. Die Folgen daraus können wahrscheinlich nicht nur in einer Zunahme höherer Bildungsabschlüsse, sondern auch in Ermüdungs- (HAN 2010) informationellen Rückzugs- oder sogar Einkapselungsbewegungen⁴⁸⁴ beobachtet werden.

6.4 Transparenz

Etymologisch beruht der Begriff „Transparenz“ auf den Wörtern „trans“ für „(hin)durch“ und „parere“ für „sich zeigen“. Dabei bezieht sich der Begriff zunächst auf die physikalische Eigenschaft eines Körpers durchlässig für elektromagnetische Wellen zu sein (BENTELE und SEIFFERT 2009, S. 45). EBERT et al. (1997, S. 45) zeigen, dass das Verständnis von Transparenz weitgehend positiv besetzt oder doch zumindest ausgewogen ist. Weitergehend identifizieren sie als Ausgangspunkte der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Transparenz „die Verfügbarkeit von sowie [...] Zugang zu relevanten Informationen“ (ebd., 45; H.i.O.). Dabei stehen häufig organisationale, ökonomische und finanzmarktorientierte Fragestellungen im Vordergrund.

Deutlich heben EBERT et al. (ebd., S. 47) hervor, dass alle Transparenz eines Kommunikators unnütz ist, wenn die bereitgestellten Informationen vom Rezipienten nicht auch verstanden und genutzt werden können: „Nur wenn Bezugsgruppen bereitgestellte Informationen auch verstehen, wird rein informative Offenheit zu Transparenz“ (ebd.). Die im Zuge des Prozesses informationeller Öffnung publik gemachten Informationen erlauben somit Einsicht in (Macht-)Strukturen, (Entscheidungs-)

⁴⁸⁴ An dieser Stelle kann auf die in Kapitel 2.4.5 angesprochenen „Filterblasen“ (PARISER 2011) aufmerksam gemacht werden.

Prozesse oder Verflechtungen und kommen so dem Wunsch einer kritischen Öffentlichkeit nach Aufhebung der Opazität nach. Dabei muss deutlich gesagt werden, dass eine vollkommene Transparenz auch kontraproduktiv sein kann. Nicht nur ist maximale Transparenz unmöglich, sie kann durch einen Informationsüberfluss auch eigene Entscheidungs- und Handlungsoptionen beeinträchtigen. Eine teilweise Bereitstellung von Informationen kann aber zur Bereitschaft beitragen, sich für bestimmte Ziele oder Zwecke zu engagieren (BARNICKEL und KLESSMANN 2012, S. 134).

NICO STEHR et al. (2010, S. 11) betonen, dass insbesondere durch die modernen Massenmedien respektive zuletzt das Internet eine neue Form der Transparenz möglich geworden ist. War es bisher so, dass das Öffentliche in die Privatheit eingelassen werden konnte ist den Internetnutzern auch möglich Transparenz über private oder sogar intimste Sachverhalte herzustellen. Die Grenzen dessen, was veröffentlicht werden soll sind dabei Produkt individueller und sozialer Aushandlungsprozesse.

Eine ganz andere Form der Transparenz ergibt sich im Zusammenhang mit den digitalen Medien auch mit Blick auf die Beobachtungs- und Auswertungsmöglichkeiten von Geheimdiensten, so dass der Bürger potentiell vollständig transparent gegenüber den Behörden ist. Dem entgegen stehen zahlreiche Gesetze und Regeln, die den Bürgern Zugang zu behördlichen Informationen zugestehen. STEHR et al. (ebd., S. 12) fassen aber zusammen, dass sich dennoch „Organisationen offensichtlich gegen Offenheit“ stellen, da einige Informationen nicht von öffentlichem Interesse seien. Dabei hat bereits HABERMAS (1995) die Offenlegung von Informationen als eine Grundvoraussetzung im politischen Diskurs betont.

Mit der bis zu dieser Stelle erfolgten Beschreibung des Transparenzeffekts im Zuge des Öffnungsprozesses, lässt sich also festhalten, dass Transparenz ebenso über die verschiedenen Stufen des Publikationsprozesses entsteht. So muss es einen Kommunikator geben der durch eigene Motivation oder von außen herangetragene Forderungen bereit ist Informationen der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Auf der anderen Seite ist die Notwendigkeit einer interessierten Rezipientenschaft

gegeben, die die Informationen nutzen möchte. Zwischen der Herstellung respektive Aufbereitung der zur Verfügung zu stellenden Informationen und ihrer Nutzung liegen die Verfügbarmachung und die möglichst langfristige Bereitstellung der Informationen. Nur wenn Informationen allen Interessenten zu jedem Zeitpunkt und von jedem Ort aus verfügbar sind, kann von Transparenz gesprochen werden. Dabei haben, wie bereits oben im Zuge der Diskussion des Öffentlichkeitsbegriffes vorgestellt, unterschiedliche Akteure differierende Absichten für den Umgang mit den verfügbaren Informationen.

Dies bedeutet für den Zusammenhang zwischen Transparenz und Öffnung zu Informationen, die Möglichkeit der Kenntnis wie auf Medientechnik zugegriffen werden kann und wie der praktische Umgang mit ihr vollzogen werden sollte. Nur wenn unter anderem bekannt ist, wo Medientechnik verfügbar ist, wie sie funktioniert und wie man sie nutzen kann, kann von einer Öffnung zu Informationen gesprochen werden. Weitergehend beschreibt das Wissen über die Verfügbarkeit und Fundorte von Informationen einerseits eine Öffnung von Informationen. Andererseits bedeutet aber auch eine Öffnung von Informationen selbst die Herstellung von Transparenz. Dazu gehört auch diejenige Transparenz im Kontext einer Öffnung für Informationen. Nur in einem Klima, in dem eine Öffnung für Informationen und damit individueller oder sozialer Wandel auf Grundlage von Informationen möglich ist, ist auch Transparenz möglich. Transparenz lässt somit auch erst Vielfältigkeit entstehen.

6.5 Differenzierung / Pluralisierung

Ein weiterer Effekt des Öffnungsprozesses kann in der Pluralisierung gesehen werden. Nach JÜRGEN WILKE (WILKE 2016, S. 312) kann Pluralisierung einerseits in einem rein quantitativen Verständnis als Vermehrung oder Zunahme des Gleichen verstanden werden oder andererseits als qualitative Vervielfältigung. Mit dem in die-

ser Arbeit zur Anwendung gebrachten Pluralitätsbegriff rückt beides ins Blickfeld der Untersuchung. Differenziert man jedoch die Begriffe „Pluralität“ und „Vielfalt“ und betrachtet ihre Verwendung einmal detaillierter erkennt man, dass Vielfalt häufig in einem Zusammenhang mit Meinungen und Medien Verwendung findet (PAAL 2010, S. 72). Die Vielfalt der Medienunternehmen und -produkte soll die Vielfalt der Meinungen garantieren.⁴⁸⁵ Dabei haben die Medien sowohl die Aufgabe die Vielfalt der Meinungen wiederzugeben als auch die Bildung vielfältiger Meinungen zu unterstützen. Der Erhalt der Medienvielfalt kann somit als eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe erkannt werden.

Betrachtet man im Vergleich dazu den Begriff „Pluralität“ wird deutlich, dass diesem aus rechtlicher Perspektive die Funktion einer Leitidee zukommt. So ist das Konzept des Pluralismus vorbildgebend für die gesellschaftliche und politische Struktur in Deutschland und steht für den Facettenreichtum der Zivilgesellschaft. Ebenso bildet Pluralismus auch mit Blick auf Medien ein Ideal, dass dazu anhält die Vielzahl der Medienprodukte und -unternehmen sowie Meinungsträger zu erhalten oder auszubauen (ebd., S. 74).

Für diese Arbeit bedeutet diese Differenzierung in einen empirisch orientierten Vielfaltsbegriff und einen programmatisch-normativen Pluralitätsbegriff eine notwendige Berücksichtigung beider Bedeutungssphären. Gerade der Idealismus des Pluralitätsbegriffes stellt ihn in eine enge Beziehung zur Vielfalt, im Zuge der Perspektive auf ihren Erhalt und damit ebenso zum Standardisierungseffekt. Standardisierungen oder auch rechtliche Manifestationen von Vielfalt, am Ideal der Pluralisierung orientiert, finden sich immer wieder im Prozess informationeller Öffnung. Der unter dem Begriff „Pluralisierung“ zusammengefasste Effekt zeigt sich im Kontext einer Öffnung zu Informationen vor allem in der Vielfältigkeit der verwend-

⁴⁸⁵ An dieser Stelle wird eine direkte Verbindung von Meinungsvielfalt und Meinungsfreiheit deutlich. Letztere kann als voraussetzender Primat zur Vielfalt der Meinungen angesehen werden (PAAL 2010, 72f.).

baren Medien. Die im historischen Prozessverlauf entstandene Medienvielfalt zur Informationsproduktion, -distribution, -akkumulation und -rezeption gestattet eine Zunahme der Disponibilität von Informationen. Dies führt direkt zu den Öffnungen von und für Informationen, für die ebenfalls eine Pluralisierung festgestellt werden kann. Entsprechend des zuvor identifizierten Zusammenhangs mit der Meinungsvielfalt oder auch Öffnung für Informationen ist es auch zu einer Vervielfältigung der verfügbaren Informationen gekommen. Ordnungs- beziehungsweise Standardisierungssysteme in Gestalt von Genres, Disziplinen, Erscheinungsformen etc. sollen eine Orientierung in der Vielfalt bieten.

6.6 Disponibilisierung

Bereits zuvor angesprochen ist die wachsende Verfügbarmachung (Disponibilisierung) von Informationen als ein weiterer Effekt anzusehen. MARION A. WEISSENBERGER-EIBL und SEBASTIAN ZIEGAUS (2011, S. 301) weisen vor allem aus der Perspektive der Informationsbereitstellung durch Datenbanken auf Risiken und Potentiale der Verfügbarkeit von Informationen hin. Ihr Blick ist zwar im Wesentlichen auf digitale Medien fokussiert, doch lassen sich hieraus weitere Aspekte der Disponibilisierung von Informationen ableiten. Die Autoren weisen beispielsweise auf die Probleme der langfristigen Archivierung und Speicherung digitaler Informationen hin (ebd., S. 302). Durch die hohe Entwicklungsgeschwindigkeit der Digitaltechnik steht man hier vor Herausforderungen im Kontext der Langzeitar Archivierung, da sich Speichermedien und Datenformate beständig verändern. Die Disponibilität der Informationen zu erhalten stellt sich aber nicht nur mit Blick auf Digitalmedien dar. Fotografien, Radio- und Filmaufzeichnungen sowie Bücher und Blätter sind ebenso von Verfall betroffen, deren Erhalt einen nicht unerheblichen Arbeitsaufwand in Bibliotheken, Museen oder Archiven ausmacht.

Mit dem Effekt der Disponibilisierung von Informationen verbindet sich eine weitere Komponente, die sich auf dem Weg zur allgegenwärtigen Verfügbarkeit von Informationen offenbart. Schon MARK WEISER (1999) hat zum Beispiel in seinem Aufsatz „The Computer for the 21st Century“ auf die Ubiquität der Schrift hingewiesen, die erstmals Langzeitarchivierung von Informationen und die Unabhängigkeit von individuellen Gedächtnisleistungen gestattete. Bis heute hat sich Schrift zu einem in allen Gesellschaftsbereichen, in Zeitungen und Zeitschriften, Büchern, auf Schildern, Werbetafeln oder in Graffiti präsenten Medium entwickelt, über das Informationen verfügbar gemacht werden. Ebenso haben andere Medien zur Disponibilität von Informationen beigetragen. Die Publikationsprozesse sind hier ein entscheidender Faktor. So werden zunächst Informationen erzeugt und in eine mediale Form überführt, ob als Sprache, Text oder (Bewegt-)Bild. Die Disponibilität der Produktionstechniken spielt hier ebenso eine Rolle. Sind die Herstellungsweisen und -verfahren nur einer kleinen Elite bekannt, ist auch die Disponibilität von Informationen nur begrenzt möglich. Gleiches gilt für die Techniken im Sinne der Ausführung beziehungsweise Praxis einerseits sowie die Verfügbarkeit von Techniken im Sinne von Geräten andererseits und ist ebenso beziehbar auf die Publikationsprozesse der Distribution, Akkumulation und Rezeption. Dabei ist die rezeptive Kompetenz im Umgang mit Medien von besonderer Bedeutung für die Nutzung von Informationen. Medienkompetenz (MERTEN 1997, 98f.) unterstützt die Nutzer unter anderem bei der Rezeption von Informationen, der Einordnung des Rezipierten in eigene und gesellschaftliche Kontexte oder auch bei der Nutzung von Geräten.

Die Disponibilisierung von Informationen hat also einerseits einen Schwerpunkt auf Informationen beziehungsweise Inhalte und andererseits auf Techniken im Sinne von Praktiken sowie Geräten. Nimmt man dieses Verständnis des Effektes Disponibilisierung als Grundlage zur Kontextualisierung mit den Öffnungen von, für und zu Informationen bedeutet dies zunächst für das zuletzt genannte, dass eine Öffnung zu Informationen durch die Verfügbarkeit von einerseits Medien und andererseits

Medienkompetenz gegeben sein sollte. Eine Öffnung von Informationen ist ohne ihre Disponibilität nicht denkbar. So gibt es keine Öffnung ohne Informationen. Historisch, so konnte schon in den vorangegangenen Kapiteln gezeigt werden, kommt es im Zuge des informationellen Öffnungsprozesses zu einer Zunahme der Disponibilität von Informationen. Schließlich bedeutet uneingeschränkte Verfügbarkeit von Informationen für eine Öffnung für Informationen ein umfassendes Potential zur Bildung, Veränderung und Anpassung auf den gesellschaftlichen Mikro-, Meso- und Makroebenen. So können dank der ubiquitären Digitalmedien jederzeit und überall disponible Informationen verwendet werden.

6.7 Emanzipation

GREVEN (2010, S. 193) führt den Begriff „Emanzipation“ auf das römische Recht zurück, der darin die Bedeutung einer „Ent- oder Freilassung einer Person, z.B. des erwachsenen Sohnes oder auch eines Sklaven, aus persönlicher Abhängigkeit in die Freiheit“ besitzt. Bis in das 19. Jahrhundert behält der Begriff diese Bedeutung in der Rechtslehre, bis es im Zuge der Aufklärung und der bürgerlichen Revolution zur Emanzipation beziehungsweise Gleichstellung des dritten Standes durch die Eliminierung der Privilegien von Adel und Kirche kommt. Unter Emanzipation versteht GREVEN daher auch die Loslösung „von aller Fremdbestimmung, z.B. durch Religion, politischer Fremdherrschaft, aber auch des Körpers über den Geist oder die Seele oder der Lust bzw. der Sexualität durch Tradition oder Gesetz“ (ebd., S. 194). Daran schließt sich die Verwendung im Sinne „individueller Selbstbestimmung“ (ebd.) in den 1960ern und 1970ern an.

Emanzipation, verstanden also als Loslösung von politischer, religiöser oder sonstiger Fremdherrschaft, bezieht sich im Kontext einer Öffnung von Informationen auf eine teilweise oder sogar vollständige Zurückdrängung des Einflusses von Meinungsführern oder Eliten aus dem Mediensystem. So stellt beispielsweise SILKE

ADAM (2007, S. 96) fest: „Nationale Eliten dominieren die Medien, wenn diese die Rollen des ‚Diener‘ einnehmen, sie beeinflussen sie in ihrer Rolle als ‚Broker‘“. Kommt es jedoch zu einer Emanzipation von den Eliten haben diese „ihren Einfluss verloren, wenn Medien zu ‚Advokaten der Schwachen‘ werden und selbst das Ruder in die Hand nehmen.“ (ebd.) Dabei ignoriert ADAM aber, dass auch Medien zu Eliten gehören können. Zeitungen, Zeitschriften, Fernseh- und Radiosender oder auch hochfrequentierte Websites können als Meinungsführer mit informationeller Schließungsfunktion fungieren. Medien und nicht zuletzt Digitalmedien haben aber, wie in ihrer Geschichte immer wieder belegt, das Potential einen offenen und transparenten Informationsaustausch zu erlauben und damit die Lossagung von informationeller Vorherrschaft zu überwinden.

Der Effekt informationeller Emanzipation ist somit ebenso zentral für den Öffnungsprozess. Vom technischen Standpunkt einer Öffnung zu Informationen meint Emanzipation also die Möglichkeit eines unkontrollierten und ungehinderten sowie konsequenzlosen Zugangs zu Informationen.⁴⁸⁶ Nur wenn eine selbstbestimmte Nutzung von Medientechnik möglich ist, kann auch von informationeller Öffnung gesprochen werden. Weiterhin ist eine Öffnung von Informationen nur unter der Bedingung der Emanzipation von Fremdherrschaft möglich. Nur unter der Bedingung der Loslösung von Zwängen kann Information disponibel gemacht werden, andernfalls werden Informationen zurückgehalten oder sogar verfälscht. Gleichermäßen bedeutsam ist Emanzipation für eine Öffnung für Informationen. Eine ungehinderte und nicht beeinträchtigte Beschäftigung mit Informationen ist die Voraussetzung für die „Befreiung aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit“ (KANT 1784). Weiterhin kann eine emanzipierte Rezeption auch zu einer Erweiterung der Befreiung von Meinungseliten beitragen. Emanzipation ist also ein Effekt der, ebenfalls wie die anderen

⁴⁸⁶ Das „ungehindert“ und „konsequenzlos“ nicht auf alle Belange bezogen sein kann, sollte klar sein. Beispielsweise Kinderpornographie, die Abbildung von Hinrichtungen, Misshandlungen oder der Zugang zu Informationen zur illegalen Beschaffung von Waffen etc. dürfen nicht konsequenzlos vollzogen werden.

Effekte, als Wirkung des Prozesses informationeller Öffnung beobachtet werden kann. Die aufgezeigten Effekte sind sicherlich nicht vollständig, doch vermitteln sie einen guten Eindruck von der Schlagkraft des informationellen Öffnungsprozesses. Im weiteren Verlauf sollen die Effekte anhand des Computers und der mit ihm entstandenen Netzwerke veranschaulicht werden.

6.8 Effekte durch digitale Netzwerke

In diesem Kapitel sollen zunächst auf die technischen Entwicklungen der Computer und Computernetzwerke beleuchtet werden. Die zum Teil massiven Auswirkungen der Computertechnik auf die anderen Medien (zum Beispiel Fotografie, Fernsehen, Radio) wurden bereits in den entsprechenden Kapiteln ausgeführt, so dass hier nicht noch einmal darauf eingegangen wird. Des Weiteren wird in diesem Abschnitt die Entwicklung der Hacker-Kultur, der Free Software- sowie der Open Source-Gemeinde – letztere vor allem rund um die Entwicklung von Linux – in den Fokus gerückt. Damit verbunden ist auch eine vertiefte Reflexion verschiedener Open Phänomene wie Open Source, Open Law, Open Science Open Government Open Innovation und Open Content.

6.8.1 Technik

Die nächsten Kapitel konzentrieren sich auf die Entwicklung des Computers und der ersten Computernetzwerke, die zum heutigen Internet und dem World Wide Web geführt haben. Dabei sind bereits zahlreiche technische Innovationen (zum Beispiel Relais, Röhren, Magnetbänder, Transistoren) im Kontext der vorhergehenden Medienentwicklungen thematisiert worden, auf die hier nicht mehr im Detail eingegangen wird. Im Kontext der Entstehung der Netzwerke werden zudem Software und Protokolle immer bedeutsamer, die die Kommunikation beziehungsweise

den Austausch der Daten zwischen den miteinander verbundenen Rechner steuern. Allen voran werden daher das Packetvermittlungsverfahren und World Wide Web (WWW)-Protokoll zu betrachten sein.

6.8.2 Computer

Um 1605, lange vor den ersten elektronischen Rechenmaschinen haben FRANCIS BACON und GOTTFRIED W. LEIBNITZ mit ihren Binärsystemen zur Codierung von Worten und Zahlen die Grundlagen für die moderne Computertechnik gelegt. Der erste, der eine analoge Rechenmaschine baut ist der Tübinger Mathematiker WILHELM SCHICKARD, der 1623 über seine Entdeckung in der Briefkorrespondenz mit JOHANNES KEPLER berichtet.⁴⁸⁷ Doch ist die Technik noch nicht ausreichend weit entwickelt, um eine massenhafte Verbreitung der Rechenmaschinen zu gestatten, so dass sie nur in einem experimentellen Stadium in wissenschaftlichen Laboratorien verbleiben (STÖBER 2013, S. 62).

CHARLES BABBAGE nutzt 1833 / 34 die zwei Jahrhunderte zuvor entwickelte Binärtechnik, um daraus seine „Analytical Engine“ zu konstruieren. Das beachtenswerte an der Maschine ist, dass sie – auch wenn sie nur auf dem Papier existiert – bereits alle Grundbausteine eines modernen Computers enthält: einen Speicher, einen Prozessor beziehungsweise ein Rechenwerk, eine Steuereinheit und eine Datenausgabe (HÖRISCH 2004, 377f.).

Einen weiteren Meilenstein der Computertechnik stellt die Lochkartenmaschine von HERMANN HOLLERITH aus dem Jahr 1889 dar, wie ihre Verwendung bei der amerikanischen Volkszählung von 1891 beweist. Die 18 Löcher einer Karte stehen zum Beispiel für männlich oder weiblich, alt oder jung, in den USA geboren oder eingewandert etc. Nicht nur können die Daten von den unterschiedlichen Behörden genutzt werden, sie sparen auch 60 % der Kosten. Für Volkszählungen in Schweden,

⁴⁸⁷ Zu den Ersten, die mit analogen Rechenmaschinen umgehen gehören auch BLAISE PASCAL und THOMAS HARIOT.

Frankreich (1895), Österreich-Ungarn (1900) und Deutschland (1910) werden seine Geräte ebenfalls genutzt. Aus einem Zusammenschluss seines Unternehmens mit anderen Herstellern wird schließlich die International Business Machines Corporation (IBM) gegründet (STÖBER 2013, S. 63).

Die erste elektrisch betriebene Rechenmaschine⁴⁸⁸ konstruiert der Deutsche KONRAD ZUSE im Jahr 1937. In rascher Abfolge (1939 und 1941) baut er die Nachfolgemodelle Z2 und Z3. Sie nutzen bereits die von CLAUDE SHANNON 1938 ins Gespräch gebrachte, mit Strom funktionierende Relaischaltung, welche lediglich die binären Zustände „Strom da“ und „Strom nicht da“ kennt (HÖRISCH 2004, S. 381). Dennoch – so STÖBER (2013, S. 64) ist die Z3 noch keine vollständige Maschine im Sinne ALAN TURINGs, da sie noch nicht in der Lage ist mit Springbefehlen umzugehen. ZUSEs Maschine kann aber bereits frei programmiert werden, was er unter anderem für das erste Schachprogramm nutzt.⁴⁸⁹

Weitere Meilensteine der Computergeschichte sind der Colossus von 1942, ein Röhrenrechner, der dazu genutzt wird die deutsche Chiffriermaschine Enigma zu knacken. Ebenfalls zur Zeit des zweiten Weltkrieges wird in den USA 1944 von der Forschergruppe um JOHN V. NEUMANN der Mark 1 konstruiert, der als Unterstützung für den Bau der Atombombe genutzt wird. Der 1945 in Dienst gestellte ENIAC⁴⁹⁰ wird ebenfalls für den Bau einer Bombe, der Wasserstoffbombe sowie für die Konstruktion von Raketen genutzt (ebd., S. 382).

Mit der Entwicklung von Transistoren⁴⁹¹ in den Jahren 1947 / 48 werden die Computer nicht nur schneller sondern auch kleiner. Zu einem besonderen Schub in der Computerentwicklung kommt es durch die verstärkten finanziellen Zuschüsse der US-Forschung nachdem die Sowjets 1957 den Sputnik-Satelliten ins Weltall bringen.

⁴⁸⁸ KONRAD ZUSE nennt seine Maschine schlicht „Z1“. Das „Z“ steht zugleich für seinen Namen.

⁴⁸⁹ Damit hat ZUSE sechs Jahre vor SHANNON ein Schachprogramm programmiert, der häufig fälschlicherweise als der Vater der Schachprogramme bezeichnet wird.

⁴⁹⁰ ENIAC steht für Electronic Numerical Integrator and Computer.

⁴⁹¹ Zur Entwicklung des Transistors durch WALTER BRATTAIN, WILLIAM SHOCKLEY und JOHN BARDEEN siehe Kapitel 5.4.1.

Sowohl Militär als auch Weltraumforschung beginnen ein verstärktes Interesse an der neuen Technik zu entwickeln und diese nachzufragen.⁴⁹² Schon 1958 ist der erste Rechner auf Transistorbasis betriebsbereit. In den 1960er Jahren werden integrierte Schaltkreise (integrated circuit (IC)) durch JACK S. KILBY patentiert, die ab den 1970ern dann auch verstärkt in Computern zum Einsatz kommen. Bis zum Ende der 1970er und dem Beginn der 1980er ist die Computertechnik so weit entwickelt, dass man verstärkt Personal Computer (PC's von IBM oder von Apple der Apple I sowie der Sinclair Z80 der britischen Firma Sinclair) anbietet, die allmählich auch für Heimanwender interessant und erschwinglich werden. Blickt man mit STÖBER (2013, S. 124) auf die Zahlen der nationalen Verbreitung von Computern in europäischen Industrieländern (siehe Abbildung 15) erkennt man deutlich den rasanten Anstieg ihrer Distribution:

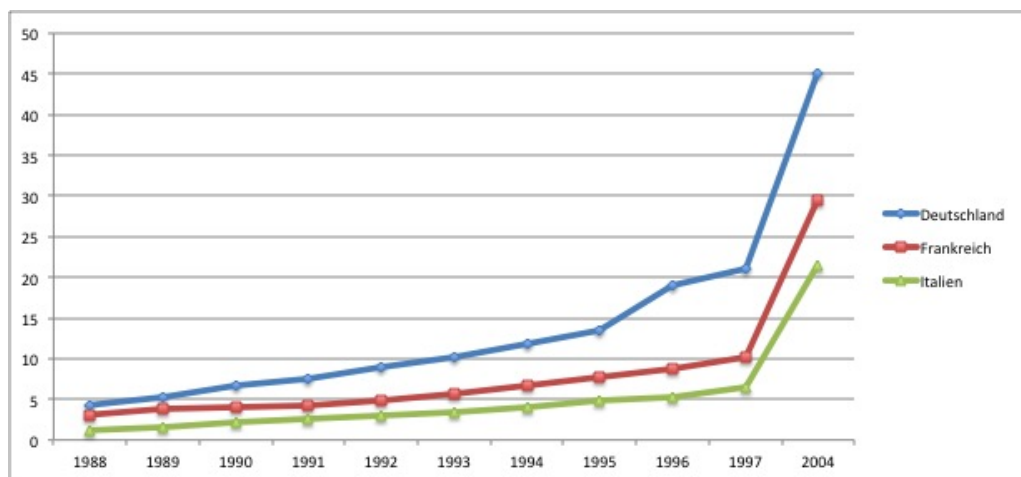


Abbildung 15: Die Verbreitung von Computern in Deutschland, Frankreich und Italien zwischen 1988 und 2004
(Quelle: STÖBER 2013, 124f.).

⁴⁹² Weder in Deutschland noch in Großbritannien sind die Akteure in der Entwicklung der Computertechnik in vergleichbarem Maß aktiv wie in den USA, weshalb in beiden Staaten die Computerindustrien schrumpfen. Nur die Sowjetunion kann noch bis in die 1960er in der Entwicklung mit den USA mithalten. Darüber hinaus sind aber auch dort die Ressourcen für einen Wettstreit ausgeschöpft (STÖBER 2013, S. 123).

In den frühen 1990ern kommen die neuen PC's mit 386er Chip⁴⁹³ der Firma Intel auf dem Markt und führen mit ihren neuen Speicher- und Rechenkapazitäten zu einem neuen Boom (STÖBER 2013, S. 124). Der stationäre PC jedoch scheint heute vielerorts ausgedient zu haben, weil Mobilität und andere Kriterien wichtiger geworden sind, die die Transportabilität über Notebooks oder Tablet-PCs erfordern. An dieser Stelle kommt eine Innovation zurück, die bereits in den Anfängen der Computerentwicklung zu beobachten ist – das Terminal-Konzept, das in Gestalt der Cloud zu neuem Leben erweckt wird (ebd., S. 125). Geht es damals noch um die geteilte Nutzung der teuren Rechnerressourcen, dass heißt der Hard- und Software steht heute die Nutzbarkeit aller Daten und Programme über digitale Netzwerke im Vordergrund. Bei einem nochmaligen Blick auf die Grafik zur Verbreitung von Computern fällt aber auch auf, dass der größte Zuwachs erst in der zweiten Hälfte des letzten Jahrzehnts des letzten Jahrhunderts geschieht, in einer Zeit, in der auch das Internet populär wird.

6.8.3 Computernetzwerke

Die Verbreitung des Internets geht im Wesentlichen von den USA aus. Die ersten Skizzen für das, was heute als Internet bezeichnet wird, werden von JOSEPH C. R. LICKLIDER, dem damaligen Chef des Computer Research Program der Defense Advanced Research Projects Agency (DARPA) im August 1962 unter der Bezeichnung „Galactic Network“ vorgestellt. Er beschreibt ein global disponibles Netzwerk mit-

⁴⁹³ Die Bezeichnung „386er“ blickt auf eine längere Geschichte zurück: Die ersten Prozessoren der Firma Intel werden mit „4004“ bezeichnet. Die darauf folgende Prozessorgeneration nennt man „8008“ und die wiederum folgende „8080“. Die „80“ steht für das Jahrzehnt der Entwicklung, die 1980'er, auch wenn die ersten Chips der „8008“-Bauereihe bereits 1976 entwickelt werden. Die „08“ steht für die 8-Bit Architektur des Chips. Mit der Umbenennung zu „8085“ wird die Stromversorgung mit 5 Volt gekennzeichnet. Als die Prozessoren die Endung „86“ erhalten markiert man mit der „6“ die 16-Bit-Architektur der Chips. Schließlich nennt Intel die darauf folgenden Chips „80186“, „80286“, „80386“ und „80486“ bei denen die mittleren Ziffern für die jeweilige Generation der Prozessoren stehen. Die vorweg geschriebene „80“ lässt man bei der Bezeichnung schließlich weg, so dass die Prozessoren nur noch „286'er“, „386'er“ und „486'er“ genannt werden.

einander interagierender Computer, die Zugriff auf Programme und Daten erlauben sollen.

1965 versuchen THOMAS MERILL und LAWRENCE G. ROBERTS die ersten beiden Computer (einen TX-2 in Massachusetts und einen Q-32 in Kalifornien) miteinander zu verbinden. Dieses Experiment zeigt, dass beide Computer zwar miteinander kommunizieren, jedoch die Standard-Telefonleitung für die bisherige Datenübertragungsweise zu schlecht ist. Man orientiert sich daher an einem neuen Datendistributionsverfahren, das LEONARD KLEINROCK bereits im Juli 1961 in einem Artikel veröffentlicht. Er beschreibt darin die Möglichkeit Daten als Pakete zu versenden. Dieser neue Standard der Datenübertragung bewirkt eine Akzeleration von 2,4 Kilobits pro Sekunde (kbps) auf 50 Kilobits pro Sekunde. Als ROBERTS 1967 auf einer Konferenz sein auf den Experimenten aufbauendes Konzept für das sogenannte Advanced Research Projects Agency Network (ARPANET) vorstellt stellt sich heraus, dass auch andere Wissenschaftler bereits ähnliche Wege gegangen sind, ohne dass sie voneinander gewusst hätten.⁴⁹⁴ Auf den bestehenden Grundlagen von MERILL, ROBERTS und KLEINROCK wird ein Rechner (ein Sigma 7) an der University of California in Los Angeles (UCLA) als erster Knotenpunkt für das Netzwerk ausgewählt. Den zweiten Knoten bildet ein SDS-940 im 600 Kilometer entfernten Stanford Research Institute (SRI). Bemerkenswert ist die Verbindung der Rechner nicht weil Computer auch schon früher miteinander verbunden werden. Bei den früheren Verbindungen handelt es sich jedoch um einen „intelligenten“ Großrechner und einen hierarchisch untergeordneten „dummen“ Terminalrechner. Der Master verteilt bei dieser Verbindung seine Ressourcen im sogenannten Timesharing-Verfahren an die Terminalrechner, die Slaves. Bei der neuen Verbindung handelte es sich aber um zwei gleichberechtigte Rechner (BUNZ 2008, S. 27). Nachdem die beiden Rechner

⁴⁹⁴ Zu diesen anderen gehören zum Beispiel DONALD DAVIS und ROGER SCANTLEBURY am National Physics Laboratory aus Großbritannien sowie PAUL BARAN bei der Research and Development Corporation (RAND).

miteinander kommunizieren werden zwei weitere Rechner hinzugefügt – einer der University of California in Santa Barbara und einer der University of Utah. Somit besteht das erste Netzwerk bis Ende 1969 aus vier Rechnern, die das ursprüngliche ARPANET ausmachen.

Im gleichen Jahr (1972) als das ARPANET erstmals der Öffentlichkeit auf der International Computer Communications Conference vorgestellt wird, werden auch zentrale Anwendungen des Internets wie zum Beispiel E-Mail entwickelt, die zur Pluralisierung der Webdienste beitragen. Und es ist erneut ROBERTS, der entscheidend das ursprüngliche Mail-Programm von RAY TOMLINSON um zentrale Funktionen (wie zum Beispiel Möglichkeiten zur Disponibilisierung von Dateien durch Anhänge, durch Weiterleitung von E-Mails oder direktes antworten auf E-Mails) erweitert.

Schon bald aber kommt man auf die Idee, dass man auch ganz andere und bereits bestehende Netzwerke in das ARPANET integrieren könne. Die dahinter stehende Idee einer offenen Netzwerkarchitektur wird zuerst von ROBERT E. KAHN im Jahr 1972 vorgestellt. Das bis dahin genutzte Network Control Protocol (NCP) für die Vernetzung der Rechner reicht hierfür jedoch nicht mehr aus. Es ist also eine Überarbeitung des Protokolls notwendig für die sich KAHN die Unterstützung von VINT CERF sichert. Gemeinsam entwickeln sie das Transmission Control Protocol / Internet Protocol (TCP/IP) als neuen Standard.⁴⁹⁵ Schon 1980 können Organisationen und Forschungs- und Entwicklungseinrichtungen der Streitkräfte TCP-IP bei sich implementieren, was eine Pluralisierung durch Abspaltung des militärischen Teils des Netzwerks (Military Network (MILNET)) vom ARPANET unterstützt. Bis 1985 ist das Internet bereits weit verbreitet und E-Mail hat sich zu einem neuen Quasi-Standard der Kommunikation entwickelt.

⁴⁹⁵ Mit dem Protokoll wird es möglich sogenannte Paketvermittlungsknoten einzurichten. Sie sind die Vorläufer der modernen Router, wie sie heute in vielen Haushalten mit modernem Internetanschluss zu finden sind.

Nach achteinhalb Jahren ist das Netzwerk von sechs Knotenpunkten mit circa 56 Kilobit pro Sekunde auf 21 Knoten und 45 Megabit pro Sekunde angewachsen. An ihm partizipieren 50.000 Netzwerke von allen Kontinenten. Als Schlüsselement für die Entwicklung des Internets verweisen LEINER ET. AL (2009, S. 28) auf „free and open access to the basic documents, especially the specifications of the protocols“. Sie verweisen im Folgenden auch auf die Tradition des offenen Austausches von Ideen und Ergebnissen der universitären Forschungsgemeinschaft. Damit ist das Thema einer Öffnung mit Blick auf das Internet erreicht: So werden von STEVE CROCKER sogenannte Request for Comments (RFC's) etabliert, die nichts anderes sind als standardisierte Memos mittels derer Kollegen ihre Ideen disponibilisieren sollen. Werden diese zunächst noch über den klassisch postalischen Weg verbreitet distribuiert man sie mit der Etablierung des File Transfer Protocol (FTP) als Online-Dokumente. Somit wird das Ziel der Verbreitung und Verfügbarmachung von Informationen über das Internet zuerst mit Informationen über das Internet selbst erfüllt.

Der heute meist bekannte Teil des Internets – das World Wide Web (WWW) – ist erst Ende der 1980er beziehungsweise Anfang der 1990er am Conseil Européen pour la Recherche Nucléaire (CERN) in Genf entstanden. Grundlage für die Erfindung des WWW-Protokolls und der Hypertext Markup Language (HTML) liefert das Programm Enquire, das TIM BERNERS-LEE in den 1980ern dazu nutzt, Personen und ihre Beziehungen, Programme und Systeme am CERN abzubilden. LEE baut dabei auf dem 1960 von TED NELSON erfundenen Hypertext auf, der wiederum auf einer Idee von VANNEVAR BUSH (1945) beruht. BUSH beschreibt in einem Aufsatz seine Memex-Maschine. Diese soll, ähnlich wie das menschliche Gehirn, Informationen miteinander vernetzen und Beziehungen zwischen Dokumenten herstellen (RYAN 2010, S. 106). Mit NELSONS Hypertext wird diese Vision nun Wirklichkeit. Worte können Transparenz erzeugen, indem sie als Verknüpfung auf ein anderes Dokument verweisen, dass weiterführende (Hintergrund-)Informationen bietet. Hypertext ist ein Teil des von NELSON erdachten Xanadu-Projektes, dass parallel unterschiedliche

Versionen von Dokumenten und verweisende Dokumente bereitstellen kann. Diese Netzwerkgrundlagen sind es, die als Vorbild für TIM BERNERS-LEE dienen. Eines seiner Ziele ist, dass Dokumente unabhängig von den existierenden Computerplattformen, Datentypen und Formaten miteinander vernetzt und über einen Universal Resource Identifier (URI) disponibel gemacht werden können.

LEE entwickelt zu diesem Zweck die HTML-Sprache, die auf der bereits auf IBM-Maschinen genutzten Sprache Standard Generalized Markup Language (SGML) aufbaut. Er beginnt seine Arbeiten im Oktober 1990 und kann bereits im Dezember des gleichen Jahres einen Browser beziehungsweise Editor zum Erstellen und Betrachten der Seiten sowie einen Server zum Hosten der HTML-Webseiten vorzeigen. Da LEE seine Entwicklungen aber zunächst auf einem NEXT-Computer von Apple erzeugt droht das WWW-Protokoll zunächst nur einer kleinen Elite zugänglich zu sein. Damit auch andere darauf zugreifen können wird ein weiterer Browser von LEES neuem Kollegen ROBERT CAILLIAU programmiert. Mit diesem erhalten auch ältere Computer mit einem Teletype-Display⁴⁹⁶ Zugriff. Nachdem nun für jeden CERN-Mitarbeiter das WWW disponibel respektive verfügbar gemacht ist, überzeugen LEE und CAILLIAU die CERN-Leitung das Telefonverzeichnis in HTML zu programmieren und damit die gedruckten Versionen zu eliminieren.

1992 gibt es einen weiteren entscheidenden Schritt: PERRY PEI WIE veröffentlicht einen UNIX-Browser für das WWW. In der Folge kommt es zur Pluralisierung der Browser durch die Entwicklung zahlreicher weiterer dieser Webanwendungen, doch erst mit dem Mosaic-Browser gibt es eine entscheidende Veränderung. Der Ursprung ist bei MARC ANDREESSEN zu suchen, einem Studenten am National Centre for Supercomputing Applications, der einen neuen Browser für UNIX entwickelt und ihn so vielen Nutzern wie nur möglich disponibel machen möchte. Er nutzt, was später von TIM O'REILLY das „perpetual beta-Prinzip“ genannt wird. Er veröffentlicht Beta-Versionen seines Browsers und verbessert ihn auf Grundlage von Kommentaren

⁴⁹⁶ Ein solches Display kann nur eine jeweils eine Zeile Text darstellen.

in Usenet-News-Groups und Fehlerberichten. Die erste Version seines Browsers veröffentlicht er im Februar 1993. Im April 1994 gründet er mit JIM CLARK zusammen das Unternehmen Netscape, das nur sechs Monate später an der New Yorker Börse notiert ist (ebd., S. 109).

LEE beantragt beim CERN die Rechte am WWW unter der GNU-Lizenz freizugeben, doch kann er seine Vorgesetzten nicht von der Idee überzeugen. Schließlich gibt es 1994 einen WWW-Wizards-Workshop (ebd., S. 110) bei dem LEE die Gründung eines Konsortiums vorschlägt, das die weitere Entwicklung des WWW-Netzes beaufsichtigen soll. Das neu gegründete Konsortium ist heute unter dem Namen W3C bekannt und kümmert sich um die Interoperabilität und Standardisierung der Netz-Techniken.

Als letzter großer Entwicklungsschritt des Internets der letzten Jahre ist die Weiterentwicklung zum sogenannten „Web 2.0“ oder „Social Web“ zu nennen. Merkmale des „neuen“ Internets sind die kollaborativen und partizipativen Elemente beziehungsweise die Informations- oder auch Inhalteproduktion der Konsumenten selbst, was zur sogenannten „Prosumtion“ führt (TOFFLER 1983). Veranschaulicht werden kann diese an der Pluralität von Blogs, an sozialen Netzwerken (zum Beispiel Facebook, Twitter, Snapchat oder Periscope) oder an der Wikipedia, welche die Generierung, Akkumulation, Modifikation und Distribution unterschiedlichster Inhalte durch die Nutzer gestattet. Die erzeugten Informationen werden wiederum von anderen Nutzern rezipiert und verändert – es ist an dieser Stelle also kein alleiniger Informationsproduzent mehr erkennbar, wie es ihn noch bei den klassischen Medien gibt.

Als weitere Evolutionsstufe des Internet ist beispielsweise das Semantic Web (BERNERS-LEE et al. 2001) in den Fokus zu rücken, das auch Web of Data (o.A. 2013) genannt wird und im Kontext von Linked Open Data ⁴⁹⁷ steht. Dabei geht es um die kontextsensible Vernetzung von Daten auf Basis von Metadaten. Darüber hinaus

⁴⁹⁷ Siehe Kapitel 6.8.7.1.

kommt das Internet der Dinge (WEISER 1991) hinzu. Schon heute sind zahlreiche Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs – Kühlschränke, Autos, Drucker und so weiter – mit dem Internet verbunden. Ein Kühlschrank wird damit in die Lage versetzt, ihm entnommene Lebensmittel oder ein Drucker neue Patronen selbstständig nachzubestellen. Beobachtet man vor diesem Hintergrund die letzten Investitionen der großen Internetkonzerne (Facebook, Google oder auch Apple)⁴⁹⁸ scheint Artificial Intelligence einen bedeutenden Einfluss auf die Zukunft des Internet wie man es kennt zu nehmen – doch dazu mehr im Ausblick dieser Arbeit.⁴⁹⁹

Mit der bis hier beschriebenen Erfindung und Verbreitung der Computer und des Internets geht zudem eine Entwicklung einher, die einerseits als Ausdruck der Öffnungspotentiale des Internets verstanden werden kann, andererseits aber auch als letzte Entwicklungsstufe des Öffnungsprozesses. Gemeint ist die Entstehung der Öffnungsphänomene Open Source, Open Law, Open Science, Open Access, Open Education, Open Government, Open Innovation oder auch Open Content. Die sicherlich nicht vollständige Auflistung der verschiedenen Öffnungsphänomene zeigt einerseits, die mit der neuen Medientechnik einhergehende Durchdringungstiefe in unterschiedlichste soziale Systeme und andererseits erstmals einen direkten Zusammenhang der Titel mit der zuvor beschriebenen Öffnungsidee.⁵⁰⁰ Die Betrachtung der Effekte soll daher im Folgenden auf die Öffnungsphänomene konzentriert werden.

6.8.4 Open Source

Die wissenschaftliche Tradition der Partizipation an transparent und uneingeschränkt disponiblen Informationen, wie sie bereits oben für die Akademie PLATONS beschrieben wurde, bildet die ideale Grundlage für Open Source. Einer der wichtigsten Orte hierfür ist das Massachusetts Institute of Technology (MIT), an dem der Grund-

⁴⁹⁸ Siehe zum Beispiel WINKLER et al. 2016; SAWALL 2015; KURI 2014.

⁴⁹⁹ Siehe Kapitel 7.2.

⁵⁰⁰ Siehe Kapitel 2.5.

stein für die Free Software-Bewegung und damit die ersten Vorläufer für die Open Source Software-Bewegung zu finden sind. Mit dem Aufkommen der Free Software aber noch viel mehr mit der Gründung der Open Source-Gemeinschaft findet sich der Gedanke des Prozesses informationeller Öffnung erstmals auch in einem Organisationsnamen wieder.

Im Weiteren werden zu Beginn der entstehungsgeschichtlichen Untersuchung zunächst einige terminologische Unterscheidungen und Motivationen der Akteure geschildert. Dabei stehen die Entwicklungen rund um RICHARD STALLMAN und seine Free Software-Idee sowie die Zusammenhänge mit der Erschaffung von Linux im Vordergrund. Mit der Emanzipation der Open Source-Bewegung wird die Entwicklung rund um den Mozilla Browser vorgestellt, die zur Gründung der Open Source-Bewegung führt. Nicht unerwähnt bleiben soll, dass die Free und Open Source Software-Idee auch Gegner hatte, deren schließende Ansichten hier ebenfalls zu Wort kommen sollen. Die Gründung der Open Source-Bewegung bildet den Startschuss für zahlreiche erfolgreiche Projekte, von denen anschließend einige vorgestellt werden, bevor die Potentiale und Risiken von Open Source reflektiert werden.

6.8.4.1 Die Geschichte von Open Source

STEPHEN LEVY (2010) beschreibt in seinem Buch „Hackers“ die Entstehung der Hacker-Szene. Nach dem Jargon-File⁵⁰¹ (RAYMOND 2003b) wird im Tech Model Railroad Club (TMRC), dem Modelleisenbahnclub des Massachusetts Institute of Technology (MIT) der Begriff „Hacker“ erstmalig in den 1960ern verwendet. Als „Hack“ wird eine clevere, intelligente Lösung für ein Problem oder ein genialer Streich bezeichnet.

⁵⁰¹ Das ursprünglich 1975 entstandene Jargon-File hatte zum Ziel bestimmte Fachbegriffe und Redewendungen aus der frühen Welt der frühen Computerprogrammierer aus unterschiedlichen Institutionen (zum Beispiel den Instituten für Künstliche Intelligenz in Stanford oder Cambridge) festzuhalten. Nachdem es über viele Jahre nicht weitergeführt wird beginnt man erst 1990 wieder mit einer Aktualisierung und Erweiterung des Wörterbuches unter der Leitung des noch heute aktuellen Verwalters ERIC S. RAYMOND.

Entsprechend sind diejenigen, die den Hack vollzogen Hacker. Sind es im TMRC zunächst zwei Lager, die einen, die die Modelle basteln und die anderen, die sich um die Technik kümmern, sind es die Letzteren aus denen die Computer-Hacker hervorgehen, wie man sie heute kennt, dass heißt ein Hackerist nach dem Jargon-File:

- „1. A person who enjoys exploring the details of programmable systems and how to stretch their capabilities, as opposed to most users, who prefer to learn only the minimum necessary. RFC1392, the Internet Users' Glossary, usefully amplifies this as: A person who delights in having an intimate understanding of the internal workings of a system, computers and computer networks in particular.
- 2. One who programs enthusiastically (even obsessively) or who enjoys programming rather than just theorizing about programming.
- 3. A person capable of appreciating hack value.
- 4. A person who is good at programming quickly.
- 5. An expert at a particular program, or one who frequently does work using it or on it; as in ‚a Unix hacker‘. (Definitions 1 through 5 are correlated, and people who fit them congregate.)
- 6. An expert or enthusiast of any kind. One might be an astronomy hacker, for example.
- 7. One who enjoys the intellectual challenge of creatively overcoming or circumventing limitations.
- 8. [deprecated] A malicious meddler who tries to discover sensitive information by poking around. Hence password hacker, network hacker. The correct term for this sense is cracker.

The term ‚hacker‘ also tends to connote membership in the global community defined by the net [...]. It also implies that the person described is seen to subscribe to some version of the hacker ethic [...]. It is better to be described as a hacker by others than to describe oneself that way. Hackers consider themselves something of an elite (a meritocracy based on ability), though one to which new members are gladly welcome. There is thus a certain ego satisfaction to be had in identifying yourself as a hacker (but if you claim to be one and are not, you'll quickly be labeled bogus).“ (ebd.)

Schon unter den ersten fünf Punkten findet sich ein breites Spektrum an zu erfüllenden Kriterien, um als Hacker bezeichnet werden zu können. Ein Hacker ist

also ein kreatives Mitglied einer fähigen und intellektuellen Elite, mit systemischem Verständnis und Spaß am Lösen von Problemen, was zur Erweiterung der eigenen Fähigkeiten führen soll. Sozialen Status beziehungsweise Ansehen erwirbt man in der Hacker-Gemeinde nur indem man Dinge, Zeit, Kreativität und Ergebnisse freiwillig einsetzt. Wer ein Hacker ist, entscheiden nur die, die bereits als solche bekannt sind. Damit ergibt sich eine Inkohärenz zur Autoritätsskepsis der Hacker, denn nach ERIC S. RAYMOND (ebd.) gelte es autoritäre Einstellungen zu bekämpfen. Autorität entsteht für RAYMOND durch Zensur, Geheimhaltung und Kontrolle. Autoritäre Systeme sind für ihn nicht in der Lage zu freiwilliger Zusammenarbeit beziehungsweise zu Hilfe und freiheitlicher Informationsweitergabe. Ein Hacker sollte zu fremden Einstellungen und autoritären Praktiken, wie Zensur, Gewalt, Betrug und Geheimhaltung ein instinktives Misstrauen und Feindseligkeit entwickeln. Zugleich äußert RAYMOND (2005) aber auch eine kritisch zu beurteilende opportunistische Haltung: So bräuchten nicht nur Kinder zum Beispiel autoritäre, anleitende Strukturen, vielmehr sei es seiner Meinung nach auch für einen Hacker akzeptabel sich Autoritäten zu unterwerfen, wenn dieser dafür bekäme, was er wolle. Im Anschluss daran lässt sich also fragen, wie weit sich ein Hacker in einem autoritären Regime anpassen beziehungsweise unterordnen kann und welche Dienste er erbringt, so lange er nur das bekommt, was er anstrebt. Geht man aber zunächst von der Autoritätsskepsis aus, ist die Verehrung von Autoritäten der Hacker-Szene nur schwer nachzuvollziehen. Diesen wäre dann ebenfalls eine gesunde Portion Misstrauen entgegenzubringen. Doch weicht RAYMOND (2001) diesem Widerspruch aus indem er sagt, dass es in der Hacker-Kultur keine Anführer, sondern nur Helden gäbe. Diese begriffliche Redefinition rettet ihn jedoch nicht vor der Situation, dass auch Helden als Autoritäten in Hacker-Szene angesehen werden.

Wie bereits erwähnt wird in der Hacker-Kultur insbesondere auf den freiwilligen Einsatz der eigenen Fähigkeiten gesetzt. Die Hacker-Kultur kann daher mit

einer Schenkultur oder auch Meritokratie verglichen werden, in der man folgende Möglichkeiten hat:

- „1. Write open-source software
2. Help test and debug open-source software
3. Publish useful information
4. Help keep the infrastructure working
5. Serve the hacker culture itself“ (ebd.).

Neben vielen weiteren angeblich obligatorischen Eigenschaften und einzunehmenden Attitüden eines Hackers gemäß RAYMOND ist der Hacker noch von Crackern und weiteren Typen zu differenzieren. Der Grund dafür kann wohl in der Tatsache gesucht werden, dass sich Hacker oft an der Grenze zur Legalität befinden, wenn sie diese nicht sogar überschreiten. Die Hacker-Ethik (RAYMOND 2003c) bezeichnet das Eindringen in ein Softwaresystem für so lange als richtig, wie keine Schäden im System hinterlassen werden oder Daten gestohlen werden. Das damit aber dennoch die Grenzen des Strafrechts überschritten werden wird ignoriert. Damit sich diejenigen, die sich als Hacker verstehen aber von destruktiven Programmierern unterscheiden können wird eine Sprachregelung eingeführt. So sollen Programmierer, die bewusst Schaden in fremden Systemen hinterlassen „Cracker“ genannt werden (THEMELIDIS 2004, S. 24). Zur genaueren Analyse des Begriffs „Cracker“ wird erneut das Jargon-File bemüht:

„One who breaks security on a system. [...] Crackers tend to gather in small, tight-knit, very secretive groups that have little overlap with the huge, open poly-culture this lexicon describes; though crackers often like to describe themselves as hackers, most true hackers consider them a separate and lower form of life. An easy way for outsiders to spot the difference is that crackers use grandiose screen names that conceal their identities. Hackers never do this; they only rarely use noms de guerre at all, and when they do it is for display rather than concealment. Ethical considerations aside, hackers figure that anyone who can't imagine a more interesting way to play with their computers than breaking into someone else's has to be pretty losing.“ (RAYMOND 2003a)

Auf eine einfache Formel gebracht beschreibt RAYMOND (2001) den Unterschied zwischen Hackern und Crackern wie folgt: „hackers build things, crackers break them“. Doch auch diese Beschreibungen sind nicht unproblematisch. Cracker als „lower form of life“ zu bezeichnen offenbart ein diffamierendes Menschenbild. Zudem wird hier erneut eine Rechtfertigungsstrategie für die Verwendung bestimmter Namen oder Handlungen geliefert, falls es einen Hacker geben sollte, der sich eben doch wie ein Cracker verhält. Für den Fall, das tatsächlich ein Hacker „cracken“ sollte werden folgende Entschuldigungen bei RAYMOND (2003a) angegeben: Unmittelbarkeit, Güte und / oder praktische Gründe. Man fragt sich aber sofort: Woran erkennt man, wann ein Hacker nach welchen Motiven handelt? Und was können praktische Gründe sein – vor allem wenn man an eine Verbindung zwischen Unterwürfigkeit unter Autoritäten und praktische Gründe annimmt? Darüber hinaus werden Crackern soziale Gewohnheiten zugesprochen, die jeglichen Beleg entbehren. So treten Cracker in kleinen, eng verbundenen und verschlossenen Gruppen auf. Hacker werden dagegen als große, offene und polykulturelle Gruppe beschrieben. Insgesamt erscheinen die Kriterien schlicht willkürlich und eine eindeutige Unterscheidung zwischen Hackern und Crackern auf Grundlage des Jargon-File unmöglich, da sie es erlauben jeden, der nicht in das Idealbild eines Hackers passt, als Cracker, als „lower form of life“ abzustempeln.⁵⁰²

⁵⁰² Cracker werden im Jargon-File auch noch weiter differenziert. So gibt es beispielsweise die sogenannten Script-Kiddies (RAYMOND 2003e), die ihr Wissen häufig aus Bausätzen für Viren und Würmer entnehmen, indem sie Code kopieren und in ihre eigenen Websites einfügen, ohne zu wissen, welche Konsequenzen der Code nach sich zieht. Eine andere Art von Crackern sind warez d00dz (RAYMOND 2003f), die proprietäre Software knacken und die dafür notwendigen Werkzeuge so schnell wie möglich online stellen. Sie werden im Jargon File als Sammler von Computerspielen im Arcadestil, Pornographie und Programmen beschrieben, die sie niemals benutzen. Darüber hinaus werden sie als unsichere Einzelgänger beschrieben, weshalb sie miteinander Gruppen gründen, in denen sie Strukturen finden, die sie glücklich machen. Ihre Unsicherheit spiegelt sich auch in ihren Pseudonymen wider, die häufig martialisch oder kämpferisch klingen und nicht zum äußeren Erscheinungsbild der Namensträger passen. Schließlich gibt es noch den sogenannten Samurai (RAYMOND 2003d), der als eine Mischform zwischen Hacker und Cracker verstanden werden kann. Ein Samurai engagiert sich zum Beispiel in politischen Auseinandersetzungen oder für Anwälte die gegen Datenschutzgesetze vorgehen. Sie sind professionelle Cracker, die für ihre Arbeitgeber in Netzwerke der jeweiligen Konkurrenten einbrechen und die benötigten Informationen „erschnüffeln“.

THEMELIDIS (2004, 18f.) stellt fest, dass der Begriff „Hacker“, ein durch die Medien negativierter und damit missbrauchter Begriff ist. Die Hacker besitzen eine eigene Lebensweise und damit verbunden auch eine ihnen eigene Ethik, die sich auch in der Philosophie der freien Software wiederfindet (THEMELIDIS 2004, S. 11).

Blickt man im Folgenden auf die Open Source-Bewegung im Kontext der Hacker-Ethik sowie den damit zusammenhängenden Informationsbegriff erkennt man, dass es sich bei den hier angesprochenen Informationen weitestgehend um Programmcode, beziehungsweise Hardwarespezifika sowie Memos und Anleitungen handelt. So schreibt THEMELIDIS (2004, 34f.): „Software ist Information und die sollte frei zur Verfügung stehen.“ Hieran zeigt sich eine weitere Facette in der Bedeutung des Informationsbegriffes.⁵⁰³ Neben dem gemeinhin mit der Open-Bewegung und der Forderung nach der Offenlegung von Informationen verbundenen Verständnis wird Information hier auf Quellcode bezogen.⁵⁰⁴ Aus diesen unterscheidbaren Verständnissen ergeben sich viele Herausforderungen und Probleme in anderen Bereichen. Beispielsweise stünden Geschäftsmodelle, die auf der Schließung von Quellcode basieren, durch die Freigabe von Quellcode vor dem Ende oder wenigstens einem massiven Wandel.

Free Software

Das „Free Software“-Paradigma geht im Wesentlichen von RICHARD STALLMAN aus, der zwischen 1971 und 1984 am Artificial Intelligence Laboratory (AI Lab) des

Sie verabscheuen es vandalistische oder kriminelle Tätigkeiten zu vollziehen, die im Gegensatz zur Hacker-Ethik stehen. Mit Blick auf jede dieser Definitionen zeigt sich erneut die Beliebigkeit ihrer Bestimmung.

⁵⁰³ Siehe auch die Diskussion zum Informationsbegriff im Grundlagenteil dieser Arbeit, Kapitel 2.3.

⁵⁰⁴ Quellcode ist ein Text, bestehend aus Befehlen und Definitionen, die Programmierer in einer bestimmten Programmiersprache schreiben. Diese Texte können sowohl von Computern als auch Menschen verstanden werden. Damit der Computer diese Instruktionen aber ausführen kann ist ihre Umwandlung in Maschinensprache notwendig, die aber nur von Computern verstanden werden kann, da die kompilierte Version nur noch aus einem Binärsystem aus Nullen und Einsen besteht, was nichts anderes als Strom an oder Strom aus bedeutet. Somit wird der eigentliche Quellcode vor den Augen Fremder verschlossen.

MIT als Programmierer angestellt ist.⁵⁰⁵ Die Gründe, die ihn zur Institutionalisierung der Free Software-Bewegung führen sind vielfältig: Ein Grund liegt zum Beispiel in der Aufspaltung von AT&T im Jahr 1982, bei der beschlossen wird Unix zu einem kommerziellen und profitablen Produkt umzugestalten und nur noch mit einer restriktiven Lizenz und ohne Quellcode beziehungsweise in Maschinensprache zu distribuieren, eine damals neue Art des Softwarevertriebs. STALLMAN ärgert sich aber nicht über AT&T im Besonderen, sondern vielmehr über den generellen Trend nur noch geschlossene beziehungsweise proprietäre Software zu vertreiben:

„When I decided to write a free operating system, I did not have AT&T in mind at all, because I had never had any dealings with them. I had never used a UNIX system. They were just one of many companies doing the same discreditable thing“ (STALLMAN zitiert nach WAYNER 2000, S. 99).

Der Ursprung für diese neue Sichtweise auf Software liegt im Jahr 1969. Bis dahin wird Software nicht als wertvoll erachtet, weshalb sie offen, im Sinne von transparent mit den Computern ohne Aufpreis mitgeliefert wird. Da nur wenige Computer existieren und diese auch nur einem sehr engen Benutzerkreis zur Verfügung stehen gibt es keine Notwendigkeit den Quellcode einer Software zu verstecken. Im Gegenteil, die höchste Auszeichnung für die Programmierer einer Software ist es, wenn das eigene Programm in der SHARE-Softwarebibliothek akkumuliert und der Gemeinschaft zur Partizipation disponibel gemacht wird. Diese Geisteshaltung hält bis 1969, bis IBM wegen der Bündelung seiner Soft- und Hardware angeklagt wird. Der Gerichtsbeschluss verlangt, dass IBM seine Produkte trennt, was dazu führt, dass Software zum ersten Mal ein verkäufliches Gut wird (GLASS 2004, S. 26). Offene Verbreitungsformen bleiben ab diesem Zeitpunkt zumeist akademischen Kreisen, wie

⁵⁰⁵ Seine Radikalität im Einsatz für einen freien Zugang zu Informationen zeigt sich schon sehr früh am AI-Lab. Nutzerkonten, deren Daten mit einem Passwort geschlossen sind werden von STALLMAN gehackt und die entschlüsselten Passwörter per E-Mail an ihre Besitzer versendet mit der Aufforderung zukünftig keine Passwörter mehr zu nutzen.

der Berkeley Universität mit ihrer Berkeley System Distribution (BSD) vorbehalten (FELLER und FITZGERALD 2000, S. 59).

Ein weiterer Baustein, der zur Free Software-Bewegung führt ist der vergebliche Versuch STALLMANS den Treiber eines Xerox-Druckers im AI-Lab zu modifizieren, so dass der Drucker eine Fehlermeldung im Falle eines Papierstaus ausgeben kann. Auf Anfrage beim zuständigen Administrator verweigert dieser STALLMAN jedoch den Quellcode, mit der Begründung, dass er diesen aufgrund vertraglicher Bestimmungen – er hatte zuvor eine Nichtweitergabevereinbarung („nondisclosure agreement“) mit „Xerox“ getroffen – nicht herausgeben dürfe. In STALLMANS Augen war diese restriktive Praxis eine nicht hinnehmbare Situation:

„It was my first encounter with a nondisclosure agreement, and it immediately taught me that nondisclosure agreements have victims [...]. In this case I was the victim. [My lab and I] were victims. (WILLIAMS und STALLMAN 2010, S. 9)

Ein weiteres Ereignis ist die Konkurrenzsituation zwischen den Unternehmen Symbolics und Lis Machines Inc. (LMI). Beide Unternehmen werden von ehemaligen AI Lab-Mitgliedern gegründet und beide rekrutieren zahlreiche Programmierer aus dem AI Lab, was zu einer starken Veränderung der Teamstrukturen und -prozesse führt. Symbolics hat zunächst eine Vereinbarung mit dem AI Lab, dass die dort angestellten Programmierer weiterhin an dem Quellcode des Unternehmens partizipieren dürfen indem sie zwar Einblick bekommen, diesen jedoch nicht kopieren dürfen. Als Symbolics jedoch aufhört seine Software offen an das AI Lab zu geben beginnt STALLMAN, der für die Wartung der Computer mit Symbolics-Software verantwortlich ist, die neu hinzugekommenen Softwareelemente alleine im reverse-engineering-Verfahren nachzuprogrammieren, so dass der Konkurrent LMI davon profitiert. Die zunehmende Kommerzialisierung von Software lässt deutlich werden, dass man mit Programmen inzwischen tatsächlich Geld verdienen kann, weshalb die nächsten Generationen junger Studierender immer häufiger der Philosophie der proprietären

Software zugeneigt sind. Zur Liste der Beweggründe muss aber noch eine weitere erwähnenswerte Entwicklung hinzugefügt werden: Aufgrund einer Veränderung des amerikanischen Patentgesetzes kann ab 1981 Software zum Patent angemeldet werden, was eine Förderung proprietärer Software bedeutet. Bis dahin wird Software als gleichbedeutend mit mathematischen Formeln oder Algorithmen verstanden und ist somit unschätzbar. Unter anderem diese Entwicklungen führen dazu, dass STALLMAN im September 1983 in unterschiedlichen Usenets ankündigt:

„Starting this Thanksgiving I am going to write a complete Unix-compatible software system called GNU (for Gnu's not Unix), and give it away free to everyone who can use it. Contributions of time, money, programs and equipment are greatly needed.“ (STALLMAN 2010c, S. 25)

Im Februar 1984 gibt er zudem seine Stelle am AI Lab auf, um sich voll auf die Programmierung seines GNU-Projektes zu konzentrieren. Der Grund für die Auswahl von Unix ist:

„I chose a Unix-like design just because I thought it was a good design for the job, not because I had any particular feelings about AT&T.“ (STALLMAN zitiert nach WAYNER 2000, S. 99)

1985 veröffentlicht STALLMAN schließlich eines der wichtigsten Dokumente der Free-Software-Szene, das sogenannte „GNU-Manifest“, in dem er offenbart, warum und wie die Herstellung freier Software realisierbar sein soll. IMHORST (2005, S. 48) stellt aber sehr richtig fest, dass die Idee freier Software nicht von STALLMAN selbst stammt, sondern

„aus der akademischen Tradition. Wissenschaftliche Freiheit und Kooperation waren zu Beginn der Informatik die einzige Möglichkeit, überhaupt etwas auf den Rechnern zustande zu bringen. Mit dem PC kam diese Tradition Anfang der 1980er Jahre unter die Räder, obwohl es in den Universitäten noch heute so ist, dass mit Programmen und ihrem Quellcode relativ großzügig verfahren

wird. Es ist das Ideal der wissenschaftlichen Arbeitsteilung, nach dem andere die veröffentlichten Forschungsergebnisse lesen, überdenken, kritisieren und weiterführen können. Nur war dieses Ideal nicht mehr selbstverständlich. Informatiker schlossen Geheimhaltungsabkommen mit Unternehmen ab, mit deren Drittmittel sie forschten.“⁵⁰⁶

Um seine Usenet-Ankündigung Wirklichkeit werden zu lassen, ist zunächst die Entwicklung eines eigenen Editors notwendig, den er 1985 unter dem Namen „GNU-Emacs-Editor“ publiziert, zusammen mit der GNU Emacs General Public License, der ersten Copyleft-Lizenz. Diese Standardisierung bildet die Grundlage für die 1989 veröffentlichte GNU Public License (GPL) (THEMELIDIS 2004, S. 61). Eine der Kernaussagen der Lizenz ist, dass Programme, auch wenn sie nur Teile von GPL-Software verwenden, automatisch selbst unter GPL gestellt werden, weshalb der GPL ein viraler Charakter zuzuschreiben ist. Mit der GNU-GPL gibt es erstmals eine verbindliche Vereinbarung zur Partizipation an und Disponibilisierung von Software auf Grundlage und als Ausdruck der Hacker-Ethik. Im gleichen Jahr gründet STALLMAN die gemeinnützige Free Software Foundation (FSF), die ihn beim Vertrieb des Emacs-Editors sowie des GNU-C-Compilers, beides Werkzeuge für die Herstellung weiterer Software, unterstützen soll (ebd., S. 59).⁵⁰⁷

STALLMAN etikettiert sein Vorhaben mit dem Begriff „Free Software“. Dabei ist er sich der problematischen, weil zweideutigen Verwendungsweise des Wortes „Free“ im Englischen bewusst. „Free“ kann einerseits „freiheitlich“ und andererseits „kostenlos“ bedeuten. STALLMAN zielt mit seiner Definition auf die politischen Bedeutung im Sinne von Freiheit ab und nicht auf die Kostenlos-Mentalität, was er auch anhand einer Unterscheidung verschiedener Freiheiten verdeutlicht:

⁵⁰⁶ Wie in den vorangegangenen Kapiteln gezeigt handelt es sich hierbei nicht wie IMHORST (2005, S. 48) sagt um eine rein amerikanische Philosophie der Wissenschaft, sondern vielmehr um eine seit Jahrhunderten vollzogene Praxis in der Wissenschaft.

⁵⁰⁷ Schon bei der Programmierung helfen ihm Nutzer mit Bitten um Erweiterungen bestimmter Funktionen, mit Hinweisen auf Fehler oder mit sonstigen Verbesserungsvorschlägen – eine Vorgehensweise, die später auch zur Verbesserung von Linux durch dessen Erfinder LINUS TORVALDS genutzt wird und in der Folge von RAYMOND (2005) als „Basar-Methode“ beschrieben und bekannt wird.

„Free software‘ is a matter of liberty, not price. To understand the concept, you should think of ‚free‘ as in ‚free speech‘, not as in ‚free beer‘.

Free software is a matter of the users‘ freedom to run, copy, distribute, study, change and improve the software. More precisely, it means that the program’s users have the four essential freedoms:

- The freedom to run the program, for any purpose (freedom 0).
- The freedom to study how the program works, and change it to make it do what you wish (freedom 1). Access to the source code is a precondition for this.
- The freedom to redistribute copies so you can help your neighbor (freedom 2).
- The freedom to distribute copies of your modified versions to others (freedom 3).

By doing this you can give the whole community a chance to benefit from your changes. Access to the source code is a precondition for this.“
(STALLMAN 2010a, S. 3)

Es ging und geht STALLMAN also um die Transparenz und Partizipation am Quellcode, diesen betrachten, nutzen, kopieren, verändern und weitergeben zu können, ohne dabei finanzielle Aspekte berücksichtigen zu müssen. Dies steht in diametralem Gegensatz zu der in jenen Jahren aufkommenden Praxis des Vertriebs proprietärer Software. Mit der Installation einer geschlossenen Software muss man einer Endnutzerlizenz (End User License Agreement (EULA)) zustimmen, die es einem verbietet den Code zu betrachten, kopieren, verändern und verteilen, unabhängig ob dafür Geld gezahlt wurde oder nicht. Somit ist Freie Software auch zu unterscheiden von zum Beispiel „Freeware, Shareware, Adware, Spyware oder Crippleware“ (RAJANI et al. 2003, S. 16). Diese Arten von Software besitzen zwar ebenfalls unterschiedliche Nutzungsfreiheiten, aber nicht annähernd so weitreichende, wie sie durch die Beschreibung der FSF verlangt werden. Zusammengenommen stoßen die problematische Doppelbedeutung des Wortes „Free“, die hinzukommende philosophische Bedeutungsschwere des Freiheitsbegriffs sowie STALLMANS zum Teil energisches Argumentieren für Freie Software nicht immer auf Gegenliebe. Die Konsequenzen daraus zeigen sich in der zweiten Hälfte der 1990er.

Linux Foundation

Linux ist eine weitere bedeutende Etappe zur Verbreitung einer Öffnungs-Philosophie und auch diese steht im Kontext mit wissenschaftlichen Idealen, wie der Disponibilisierung von Ressourcen und Kooperation. LINUS TORVALDS beginnt 1988 an der Universität Helsinki zu studieren. Ab 1991 besitzt er seinen ersten PC und arbeitet mit Minix – einer von ANDREW S. TANENBAUM als Ersatz für Xenix entwickelten proprietären Version von Unix. Nachdem TORVALDS in einem Forum die Frage nach POSIX-Standards⁵⁰⁸ stellt – einem Basissatz an Unix-Befehlen – um, wie er angibt ein Terminalprogramm weiterzuentwickeln, wird ARI LEMMKE⁵⁰⁹, damals FTP-Administrator der Universität, auf ihn aufmerksam und bietet ihm für sein Projekt Speicherplatz auf Universitätsrechnern an (THEMELIDIS 2004, S. 70). TORVALDS geht auf das Angebot ein und entwickelt sein Programm bis er 1991 zum ersten Mal Linux zum Download disponibilisiert. Das führt dazu, dass umgehend zahlreiche Programmierer an der Entwicklung des Systems partizipieren, das heißt dieses testen und Vorschläge für Erweiterungen und Verbesserungen machen (ebd., S. 78). Wichtig für die weitreichende Verbreitung von Linux ist die Einrichtung eines virtuellen Speichers in das System, der es erlaubt Arbeitsspeicher auf die Festplatte auszulagern. Andere Softwaresysteme besitzen diese Option noch nicht, so dass sie die damals verfügbaren Rechnerkapazitäten häufig bis an die Grenzen auslasten (ebd., S. 73). RAYMOND (2005) beschreibt daher als erfolgreichsten Hack von TORVALDS nicht das Programm Linux, sondern die transparente und partizipative Entwicklungsmethode im Sinne des Basarmodells. Entsprechend identifiziert auch THEMELIDIS (2004, S. 139) als TORVALDS' Erfolgsrezept das „Prinzip der Wissenskoooperation“. Da TORVALDS für die Erstellung von Linux GNU-Programme verwendet, stellt er auch Linux unter

⁵⁰⁸ „POSIX“ steht für „Portable Operating System Interface“.

⁵⁰⁹ Zudem ist LEMMKE eine treibende Kraft hinter der Namensgebung von „Linux“ gewesen. Während TORVALDS, zwischen den Namen „Linux“ (als Akronym für „Linus' Unix“) und „Freax“ (eine Programm für Freaks, nur mit dem „x“ am Ende als Referenz für Unix) schwankt, ersteren aber als für zu eingebildet empfindet, benennt LEMMKE das Verzeichnis auf dem TORVALDS seine Daten ablegt „Linux“ und überzeugt ihn schließlich diesen Namen zu verwenden.

die GPL, die sich bis zu diesem Zeitpunkt bereits als Lizenzstandard bewährt hat. Zudem ist Linux, so stellt THEMELIDIS (2004, S. 74) fest, auch „nur“ als Kernel zu betrachten. Linux erhält seine Qualität als Betriebssystem erst durch die verwendeten GNU-Programme. Darum wird von Linux häufig auch als „GNU/Linux“ gesprochen. Auch wenn TORVALDS als Lizenzmodell zunächst die GPL nutzt, so kritisiert er die Philosophie und Weiterentwicklungen der GPL zu ihrer dritten Version sowie die dafür Verantwortlichen:

„Now, the difference between ‚quid pro quo‘ and the FSF stance is that in many ways, the reason for the GPL *as far as the FSF is concerned* was never ‚fairness‘. It was all about a higher calling, and about something that the FSF thinks is much bigger – ‚freedom‘. And I disagree. I think that ‚freedom‘ is fine, but we’re not exactly talking about slavery here. Trying to make it look like we’re the Abraham Lincoln of our generation just makes us look stupid and stuck up. I’d much rather talk about ‚fairness‘ and about issues like just being a much better process for generating better code, and having fun while doing so. [...] The GPLv3 is designed to take the FSF back to its original ‚good old days‘, when ‚Free Software‘ was a war, and rms was its protelyzing general. But the fact is, it’s not a war, and peaceful and happy co-existence is actually much preferable to moral jihads.“ (TORVALDS 2006a, Hervorhebungen im Original)⁵¹⁰

Einen Tag später ergänzte TORVALDS noch:

„And take it from me, the FSF has been acting idiotic for the last decade. Why do you think it’s called ‚Open Source‘ in the first place? Exactly because the FSF has made a dirty word out of ‚Freedom‘.“ (TORVALDS 2006b)

Schnell wird GNU/Linux zusammen mit passender Software als komplettes Paket, der sogenannten „Linux Distribution“ verkauft. Dies widerspricht nicht der GNU-Lizenz, da die Software offen bleibt – bezahlt wird lediglich für die Zusammenstellung und den reinen Materialwert der Datenträger. Im Folgenden schafft es Linux eher unbeabsichtigt zahlreiche kleinere Unixes vom Markt verschwinden zu lassen (THEMELIDIS 2004, S. 77).

⁵¹⁰ Das von TORVALDS verwendete Kürzel „rms“ steht für RICHARD M. STALLMAN.

TORVALDS ist heute noch immer der Hauptverantwortliche für die Weiterentwicklung von Linux. Auch wenn tausende Hacker über den ganzen Erdball verteilt an der Weiterentwicklung von Linux arbeiten, sich nicht oder nur kaum kennen, entscheidet noch immer nur er über die zu integrierenden Neuentwicklungen.

Zum Sozialismus- beziehungsweise Kommunismusvorwurf, wie er zum Beispiel in der Kolumne von BOB METCALFE aus dem Jahr 1999 erhoben wird⁵¹¹ meint THEMELIDIS (2004, 127f.), dass die Ideologie der Open Source-Bewegung zwar daran erinnere, aber im Gegensatz zu diesem tatsächlich funktioniere. Als Grund dafür markiert er Information als das Gut, mit dem die Open Source-Bewegung arbeitet und dass sie ohne Qualitätsverluste unendlich teilbar sei.

Mit der Verbreitung von Linux beziehungsweise Open Source ergeben sich für Privatpersonen, Behörden und die freie Wirtschaft unterschiedliche Motive für die Anschaffung von Open Source Software, zum Beispiel: niedrige Anschaffungskosten, GNU/Linux läuft auch noch auf leistungsschwächeren Computern (im Vergleich zu den Microsoftprodukten), was einen großen Vorteil für die Länder der sogenannten dritten Welt bedeutet, es gibt eine ständige Weiterentwicklung durch eine weltweite Community, die zudem bei Problemen helfen kann etc. Das Linux heute auch von vielen Unternehmen genutzt wird und das obwohl es keine offiziellen Datenträger gibt, keine Verträge oder Richtlinien und eine unbekannte GPL, so mutmaßt THEMELIDES (2004, S. 83), lag wohl auch daran, dass es häufig ohne Wissen der Geschäftsleitungen seinen Platz in vielen IT-Abteilungen gefunden hat.

Aber auch die allmähliche Kommerzialisierung der Open Source-Bewegung hat bisher nicht zu ihrer Auflösung geführt. So kauft beispielsweise das Softwareunternehmen Novell die SuSe AG im Jahr 2003 auf, einen Anbieter einer der bekanntesten Linux-Distributionen. Die mit dem Kauf verbundenen Befürchtungen der Open

⁵¹¹ METCALFE hat in seiner Kolumne die Open Source-Ideologie als Utopie bezeichnet, die bei ihm Erinnerungen an den Kommunismus wach werden ließe. Linux sei eine 60er Jahre Technologie, die sich mit Windows von Microsoft nicht messen könne (METCALFE 1999).

Source-Gemeinde, dass das Ende von Linux gekommen sei, bewahrheiteten sich aber bis dato nicht.

Die Materialisierung von Open Source

Die Geschichte von Open Source beginnt mit der Ankündigung des Unternehmens Netscape vom 22. Januar 1998 seinen Browser Navigator zu einer offenen Software zu machen. Der Grund für diese neue, transparente Distributionsform ist die Konkurrenz zu Microsoft, das seinen Internet Explorer als Standard mit dem Betriebssystem Windows verkauft. Der Nutzer braucht also eigentlich keinen weiteren Browser, weshalb die Chancen für den Verkauf einer Browser-Software als eher schlecht beurteilt werden.

Als Stein des Anstoßes für die Verwirklichung wird von JIM BARSDALE (CEO von Netscape) der 1996 von ERIC S. RAYMOND veröffentlichte Essay „The Cathedral and the Bazaar“ (RAYMOND 2005) genannt. RAYMOND vergleicht darin die Herstellung proprietärer Software mit dem Bau mittelalterlicher Kathedralen und kontrastiert diesen mit dem Programmierstil von LINUS TORVALDS, der eher einem chaotischen und lebendigen Bazar gleicht. TORVALDS ermöglicht es jedem, der an der Entwicklung von Linux partizipieren will teilzunehmen, er delegiert Aufgaben und ist neuen Vorschlägen gegenüber offen (THEMELIDIS 2004, S. 81).

Während man versucht den Code des Browsers von Codefragmenten von Drittanbietern zu befreien, ist man gleichzeitig bestrebt lizenzrechtliche Fragen zu klären. Für diesen Zweck lädt man Experten (darunter LINUS TORVALDS, ERIC S. RAYMOND, TIM O'REILLY, jedoch nicht RICHARD STALLMAN) in den Firmensitz ein, um dort mit leitenden Angestellten, Programmierern und Anwälten über bereits bestehende Lizenzmodelle zu sprechen. In den durchgeführten Analysen stellt sich heraus, dass weder die GPL der FSF noch die BSD Lizenz operationalisierbar sind, weil sie elementare ökonomische Interessen behindern. Daher beschließt man eine neue eigene Lizenz, die Mozilla Public License zu formulieren (HAMERLY et al. 1999).

Auf einem der Treffen am 03. Februar 1998 entscheidet man weiterhin, dass man für das Vorhaben auch eine neue Marketing-Strategie benötigt. Im Laufe der Diskussion schlägt CHRISTINE PETERSON den Begriff „Open Source“ vor, der sogleich akzeptiert wird. Der Grund für die Abkehr von der Bezeichnung „Free Software“ beschreibt RAYMOND wie folgt:

„It seemed clear to us in retrospect that the term ‚free software‘ had done our movement tremendous damage over the years. Part of this stemmed from the well-known ‚free-speech/free-beer‘ ambiguity. Most of it came from something worse – the strong association of the term ‚free software‘ with hostility to intellectual property right, communism, and other ideas hardly likely to endear themselves to an MIS manager. [...] Our success after Netscape would depend on replacing the negative FSF stereotypes with positive stereotypes of our own – pragmatic tales, sweet to managers’ and investors’ ears, of higher reliability and lower cost and better features.“ (RAYMOND 1999)

Umgehend beginnt man den Begriff zu nutzen. BRUCE PERENS registriert die Domain opensource.org und innerhalb einer Woche hat man eine erste Website online. PERENS registriert Open Source zudem als Marke, so dass Produkte, die den Maßgaben der Open Source Initiative entsprechen auch mit dem Gütesiegel Open Source ausgezeichnet werden. Als Maßgaben für die anzulegenden Kriterien schlägt PERENS eine Orientierung an den Debian Free Software Guidelines vor: Demnach darf Open Source Software erstens kostenlos disponibilisiert werden, zweitens muss der Quellcode transparent gemacht werden, damit drittens die Möglichkeit zur Verbesserung des Programms besteht, was letztlich auch die Möglichkeit zur Pluralisierung bietet.

STALLMAN, der die Entwicklungen beobachtet kommt schon im ersten Kriterium der Freiheitsbegriff zu kurz, da sich die Open Source-Definition nur auf den Quellcode einer Software fokussiert. Hinzu kommt, dass die Open Source-Bestimmungen auch noch andere Lizenzmodelle außer der GPL zulassen, eine Situation, die STALLMAN so nicht akzeptieren kann (STALLMAN 2016).

Die Veröffentlichung des Codes findet schließlich am 31. März 1998 statt und auf dem darauf folgenden Free-Software-Summit am 07. April 1998 wird der Begriff

„Open Source“ offiziell beschlossen. Interessant ist, dass auch bei diesem Ereignis RICHARD STALLMAN nicht anwesend ist (THEMELIDIS 2004, 83f.). Ab Mai 1998 kündigt das Softwareunternehmen Oracle seine Unterstützung von LINUX an. Das zunehmende Interesse und die ebenfalls zunehmenden Medienberichte wirken wiederum auf Microsoft, das versucht mit einer Gegencampagne das Wachsen der Community zu stoppen oder wenigstens zu behindern.⁵¹²

Das aus der Gründung der Open Source Initiative entstandene Verhältnis zur Free Software Foundation stellt THEMELIDIS wie folgt dar: „Raymond vertritt einen Wirtschaftsliberalismus und Stallman einen Bürgerrechtsliberalismus“ (ebd., S. 86). Nach FEY (2005, S. 2) zielt die Open Source-Definition ebenfalls eher darauf ab Unternehmen von den Vorteilen der Open Source-Bewegung zu überzeugen, weshalb Open Source auch als Handelsmarke gesichert wird. Free Software, so die Beurteilung, konzentrierte sich eher auf die politischen Konsequenzen von Softwarevertriebsmodellen. Doch es ist gerade eine Öffnung für die Wirtschaft, die dazu führt, dass der Begriff „Open Source“ inzwischen als etabliert angesehen werden kann, auch wenn zwischen beiden Bewegungen heute kaum mehr Unterschiede feststellbar sind, weshalb man auch häufig von „Free/Libre Open Source Software“ spricht (THEMELIDIS 2004, S. 87).

Seit einem 2002 durchgeführten Forschungsprojekt an Universität Maastricht in den Niederlanden mit dem Titel „Free/Libre and Open Source Software: Survey and Study“⁵¹³ zur Analyse der personellen Zusammensetzung und Arbeitsweisen in Free Software- und Open Source-Bewegungen wird der Begriff „FLOSS“ für „Free/Libre Open Source Software“ von RISHAB GHOSH auch von offiziellen europäischen Organisationen und Staaten sowie darüber hinaus (zum Beispiel in Südafrika oder Brasilien) verwendet. Das Ziel des Begriffes ist, keine der Bewegungen zu bevorzugen, sondern beide als gleichbedeutend anzuerkennen. Zudem werden gezielt die Begriffe

⁵¹² Für weitere Informationen zu den Maßnahmen von Microsoft siehe das folgende Kapitel 6.8.4.1.

⁵¹³ Siehe GHOSH (2001).

„Free“ und „Libre“ eingesetzt, da beide in unterschiedlichen Sprachen die gleiche Bedeutung transportieren. So ist „Free“ zum Beispiel im Deutschen gleichbedeutend mit „Frei“ während „Libre“ diese Bedeutung in Französisch, Spanisch beziehungsweise „Livre“ in Portugiesisch oder „Libero“ in Italienisch besitzt (BENUSSI 2005, S. 2). Da auch in dieser Arbeit keine der beiden Strömungen bevorzugt werden soll wird auch hier im Folgenden von „Free/Libre Open Source Software“ beziehungsweise FLOSS gesprochen.

Gegnerschaften gegen Free/Libre Open Source Software

Eine der härtesten Gegnerschaften gegen die FLOSS-Bewegung stammt von Microsoft. BILL GATES ist 1972 Student an der Harvard University. Zusammen mit PAUL ALLEN gründet er Traf-O-Data, ein Unternehmen, das der Auszählung von Verkehrsdaten gewidmet ist. Werden die Lochkarten zunächst noch von Hand ausgelesen nutzt man ungefähr zwei Jahre später einen neuen, selbst zusammengebauten Computer mit dem damals neuen Mikroprozessor 8008 von Intel.⁵¹⁴ Mit dem Computer versucht man ein automatisiertes Zählsystem zu realisieren. Später bietet jedoch der Staat Washington eine kostenlose Auszählung der Lochkarten an, was zu einem Ende des Geschäftsmodell führt. ALLEN fasst das bis dahin Erreichte wie folgt zusammen:

„Since then, I have made my share of business mistakes, but Traf-O-Data remains my favorite mistake because it confirmed to me that every failure contains the seeds of your next success. It bolstered my conviction that microprocessors would soon run the same programs as larger computers, but at a much lower cost. It also sparked my idea to simulate the 8008 microchip environment on a mainframe, which led to Altair BASIC – the first high-level language designed to run on a microprocessor. This was the essential step toward a personal computer that anyone could use, and the keystone for the creation of Microsoft.“ (ALLEN 2004)

⁵¹⁴ Zur Namensgebung der Intel-Prozessoren siehe Kapitel 6.8.2.

GATES und ALLEN entwickeln darüber hinaus einen eigenen Dialekt von BASIC⁵¹⁵ und vereinbaren 1975 eine Kooperation mit dem Unternehmen Micro Instrumentation and Telemetry Systems (MITS). MITS baut zu diesem Zeitpunkt einen Heimbauersatz für den Altair 8800-Computer, der den Intel 8008-Prozessor enthält, auf dem BASIC bereits funktioniert. Die Vereinbarung sieht vor, dass auf Grundlage einer erteilten Lizenz über die Verwendung von BASIC auf MITS-Computern GATES und ALLEN zusammen \$ 3000 bei Vertragsunterzeichnung erhalten und für jede verkaufte Kopie unterschiedlicher Versionen der Software eine Beteiligung zwischen \$ 30 und \$ 60 bekommen. Im Juli 1975 gründen GATES und ALLEN Microsoft (damals noch Micro-Soft geschrieben) (THEMELIDIS 2004, S. 38). Kurz darauf schreibt GATES einen offenen Brief an die privaten Computerbastler, insbesondere des Homebrew Computer Club, an den auch direkt eine Kopie des Briefes geht. In dem Brief macht GATES darauf aufmerksam, dass kaum ein Nutzer von BASIC die Software gekauft habe und sein Stundenlohn daher gerade einmal \$ 2 betrüge. Er charakterisiert die Praxis und Sichtweise der Hobbybastler wie folgt: „As the majority of hobbyists must be aware, most of you steal your software. Hardware must be paid for, but software is something to share. Who cares if the people who worked on get paid?“ (GATES 1976) und die Konsequenz daraus ist für GATES: „One thing you do is prevent good software from being written.“ (ebd.)

GATES wendet sich darin bewusst gegen die Transparenz der Hacker-Ethik und stellt sich auf die Seite derer, die die Kommerzialisierung von Software fordern. Jedoch muss kritisch bemerkt werden, dass GATES und ALLEN zur Entwicklung ihrer BASIC-Version unerlaubt von Universitätscomputern partizipieren, deren Kosten die Hochschule trägt. Darüber hinaus ist ALLEN nicht einmal Student an der Harvard

⁵¹⁵ „BASIC“ steht für „Beginner’s All-purpose Symbolic Instruction Code“. Es handelt sich dabei um eine einfach zu erlernende Programmiersprache, die von Microsoft in den späteren Jahren zu Visual BASIC erweitert wird. Darüber hinaus existieren zahlreiche weitere, untereinander inkompatible Dialekte der Programmiersprache. Dies und die Tatsache, dass mit der technischen Weiterentwicklung der Hard- und Softwaresysteme die Programmierung mit BASIC zu langsam wird führen schließlich dazu, dass sie heute kaum mehr Einsatz findet.

University. Die Hacker-Gemeinschaft stört zudem, dass das Programm nur in kompilierter Form zu erwerben ist, was einer Pluralisierung und Erweiterung entgegensteht.

1977 kommt es zum Bruch mit MITS, das von Pertec Computers aufgekauft wird und sich die Rechte an BASIC zu sichern versucht. Das Gericht entscheidet letztlich zugunsten von Microsoft, dass somit sein BASIC auch an andere Firmen verkaufen kann.

Der nächste große Schritt für Microsoft ist ein Vertrag mit IBM. Das Unternehmen sucht für seine Computer ein Betriebssystem. Nach Verhandlungen mit GATES und ALLEN schließt man einen Vertrag über \$ 185.000 mit Microsoft. Davon kaufen GATES und ALLEN für \$ 50.000 von Seattle Computer Products das Betriebssystem 86-DOS – eine Variante eines Betriebssystems der Firma CP/M und dessen Programmierer. Nachdem das System derart überarbeitet ist, dass zwar CP/M Programme unter dem jetzt genannten MS-DOS laufen, wird die Software an IBM ausgeliefert, das es nun mit jedem Computer verkauft. Der Erfolg, der sich daran anschließt hängt aber weniger mit MS-DOS zusammen, dass qualitativ eher hinter seinen Möglichkeiten bleibt. Der Erfolg ergibt sich vielmehr mit der offenen Lizenzstrategie von IBM. Das Unternehmen gestattet auch anderen Computerherstellern die Produktion von PCs, was zu einen Preisverfall für Computer führt und den Markt auf private Endanwender erweitert.

Microsoft – seit 1983 unter der alleinigen Leitung von GATES (ALLEN hat sich krankheitsbedingt aus dem operativen Geschäft zurückgezogen) – ist also dank der Kooperation mit IBM zum führenden Hersteller proprietärer Software geworden. Als 1986 die Open Source-Bewegung beginnt wird Microsoft aufgeschreckt und versucht die Entwicklungen zu torpedieren, wie die geleakten Halloween Documents offenbaren. Ihr Autor ist VINOD VALLOPILLIL, ein Angestellter von Microsoft und vom Unternehmen im Nachhinein als alleiniger Autor dargestellt. Es handelt sich bei den Halloween Documents um Strategiepapiere von Microsoft, die von GATES beauftragt

werden. GNU/Linux wird darin einerseits von Microsoft als Gefahr erkannt und es wird eine Strategie erdacht wie man die Open Source-Bewegung zu Fall bringen will. Dabei konzentriert man sich auf drei wesentliche Prinzipien:

- 1.) Neue und interessante Technologien aufkaufen,
- 2.) Funktionen aus anderen Programmen in die eigenen marktbeherrschenden Programme aufnehmen und erweitern und
- 3.) mittels der FUD-Taktik („fear, uncertainty and doubt“) Gerüchte streuen und damit Angst, Unsicherheiten und Zweifel über Konkurrenten schüren (THEMELIDIS 2004, S. 130).

Diese Strategie funktioniert jedoch bei der Open Source-Bewegung nicht, denn schon die Lizenzen wie die GPL erlauben es nicht Software-Code aufzunehmen und nachträglich der offenen Gemeinschaft wieder zu entziehen, indem man sie wieder zu proprietärer Software macht. Mit Blick auf die FUD-Taktik ist seit Längerem das Unternehmen Santa Cruz Operations aktiv, das behauptet, dass in Linux ihr Quellcode enthalten sei. Es wird aber vermutet, dass Microsoft hinter den Anschuldigungen steckt (ebd., S. 131). Diese Art des Umgangs mit unliebsamen Konkurrenten und die eigene Lizenzpolitik führen dazu, dass der deutsche Chaos Computer Club die Praxis von Microsoft als „digitalen Imperialismus“ bezeichnet (MÜLLER-MAGUHN 2003).

6.8.4.2 In der Praxis

In diesem Abschnitt der Arbeit sollen die praxisrelevanten Ergebnisse der Open Source-Idee und -Bewegung kurz vorgestellt werden. Dazu wird im weiteren Verlauf auf die Entstehung und das Betriebssystem Linux eingegangen, die Application Suite von Mozilla vorgestellt, die Entstehung von „Open Office“ und „Libre Office“ beschrieben sowie auf die Webserver-Software Apache und die Programmiersprache PHP eingegangen.

GNU/Linux

Auf die Ursprünge von GNU/Linux wurde bereits verwiesen. Es handelt sich dabei um einen in den Programmiersprachen Assembler und C geschriebenen sogenannten monolithischen Kernel⁵¹⁶, das heißt um eine Schnittstelle zwischen der Hardware eines Computers und seiner Software. Über den Kernel können die Programme auf die technischen Bestandteile des Computers wie Maus, Tastatur, Speicher oder Festplatte und so weiter zugreifen. Die Programme wiederum setzen sich aus Software zur Systemadministration und aus Anwendungsprogrammen zusammen, über die ein Nutzer seinen Computer aktiv steuert.

Der Fokus bei der Entwicklung von Linux liegt darin ein stabiles, sicheres und plural anwendbares und anpassbares Betriebssystem zu haben. Diese Flexibilität erlaubt es, dass Linux heute als Standard auf Servern, Desktoprechnern, Laptops, Digitalkameras, Navigationsgeräten, Großrechnern, Smartphones, Routern und so weiter installiert ist. Ist das System früher eher für computertechnisch versierte Akteure können heute auch weniger erfahrene Nutzer von Linux partizipieren. Bekannteste Distributionen (das heißt unter anderem der Kernel, freie Programme, proprietäre Programme, Handbücher) von Linux sind heute zum Beispiel Red Hat, Debian, Fedora, SuSe und Ubuntu sowie Turbo Linux in Japan und China oder die französische Version Mandrake. Die Pluralität der Versionen besteht hauptsächlich in den zusätzlichen Anwenderprogrammen zum Verfassen von Texten oder Bearbeiten von Bildern. Die verschiedenen Versionen von Linux sind auf kernel.org verfügbar und mit einer eindeutigen Versionsnummerierung gekennzeichnet. Diese Eigenschaften sowie das breite Spektrum an Unterstützung haben bei zahlreichen öffentlichen und ökonomischen Akteuren dazu geführt Linux einzuführen.

⁵¹⁶ Ein monolithischer Kernel beinhaltet als Betriebssystemkernel neben der Speicher- und Prozessverwaltung unter anderem auch Treiber für Hardwarekomponenten. Ein Microkernel dagegen beherrscht nur einzelne dieser Aufgabengebiete.

Von der Mozilla Application Suite zu Firefox, Thunderbird und Sunbird

Während die Geschichte der Entstehung der Mozilla Foundation bereits oben beschrieben wurde, geht es im speziellen um die Entwicklung der mit ihr verbundenen Software, dem Browser Firefox und dem E-Mail-Client Thunderbird.⁵¹⁷ NCSA Mosaic ist einer der ersten Internetbrowser, die auf dem Markt erhältlich sind. Auf seinem Quellcode basiert der Netscape-Browser Navigator, der innerhalb des Unternehmens als Mosaic Killer bezeichnet wird.⁵¹⁸ Mozilla entscheidet sich zunächst zur Pluralisierung in Gestalt der Mozilla Application Suite, die neben einem Browser auch einen E-Mail-Client und eine Chatfunktion enthält. Bei Mozilla entscheidet man sich aber bald die Programme als Standalone-Versionen weiterzuentwickeln und nicht mehr als Produktpaket, um sich ausschließlich auf den Browser Firefox und den E-Mail-Client Thunderbird konzentrieren zu können.

Als Microsoft beschließt seinen Browser Internet Explorer als Standardbrowser mit seinem Betriebssystem Windows auszuliefern ringen der Navigator und der Internet Explorer um die Vormachtstellung, um die meisten Marktanteile. Als der Navigator daraufhin droht in Vergessenheit zu geraten entscheidet sich Netscape 1998 für einen Schritt in die Emanzipation indem man den Quellcode als Mozilla Open Source disponibilisiert. Am 23. September 2002 wird der erste Browser veröffentlicht – hier noch unter dem Namen „Phoenix“. Der Name führt jedoch zu einem Rechtsstreit mit dem BIOS-Entwickler Phoenix Technologies, so dass der Browser daraufhin in Versionen 0.6 und 0.7 Firebird genannt wird. Zudem wird der Browser nun auch für Mac-Nutzer verfügbar. Doch auch die Bezeichnung „Firebird“ führt zu Namensstreitigkeiten, da diese bereits für ein anderes Open Source-Projekt verwendet wird. Seit der Version 0.8 nennt man den Browser daher Firefox und mit der

⁵¹⁷ Darüber hinaus bietet die Mozilla Foundation inzwischen auch weitere Software wie zum Beispiel einen Kalender oder ein Betriebssystem für Smartphones an.

⁵¹⁸ Aus dieser Bezeichnung entsteht auch der Name „Mo(-)zilla“ beziehungsweise die Mozilla Foundation. Eine weitere Geschichte erzählt, dass die ursprünglich als Firmenlogo bei Netscape verwendete grüne Eidechse sowie der bei Mozilla genutzte Dinosaurier „Mozilla“ genannt werden.

Version 1.0 erreicht man bereits zehn Millionen Downloads innerhalb des ersten Veröffentlichungstages. Aktuell ist der Browser bereits in Version 56⁵¹⁹ erhältlich, was die zeitnahen Aktualisierungen der Software erkennbar werden lässt. Zudem bietet die Mozilla Foundation eine Plattform für den Download von Add-ons⁵²⁰. Darüber hinaus gibt es den Browser inzwischen auch für alle gängigen Smartphones. Ist es also zunächst nur ein Wettstreit zwischen dem Internet Explorer und dem Firefox kam es inzwischen zur Pluralisierung durch weitere Mitstreiter, wie zum Beispiel der Browser Safari von Apple, Googles Chrome oder auch Opera.

Die andere bereits angesprochene zentrale Software der Mozilla Foundation ist der E-Mail-Client Thunderbird. Die erste Version 0.1 wird am 28. Juli 2003 disponibel gemacht. Die Version 1.0 publiziert man am 07. Dezember 2004. Bei Thunderbird lässt sich die Open Source-Praxis des schnellen Veröffentlichens neuer Versionen ebenso beobachten, die inzwischen bis zur Versionsnummer 45 reichen.⁵²¹ Dabei handelt es sich aber nicht um Weiterentwicklungen mit neuen Funktionen, sondern schon seit der Version 17 nur um die Ergänzung von Sicherheitsupdates. Mozilla reagiert damit auf die Entwicklung hin zu immer mehr Cloud-Diensten, die auch die Verfügbarkeit von E-Mails über Webinterfaces erlauben. Als weiterer Grund für die Einstellung der Weiterentwicklung wird angegeben, dass der Client bereits alle Funktionen beinhalte und die Kunden damit zufrieden seien. Zudem habe man den Quellcode transparent gemacht, so dass freie Entwickler daran partizipieren können, um bei Bedarf weitere Funktionen hinzuzufügen – Mozilla stellt dafür eine geeignete Entwicklungsumgebung zur Verfügung.

⁵¹⁹ Stand: November 2017.

⁵²⁰ Add-ons sind Erweiterungen einer Software, die zusätzliche Funktionen bieten oder das Aussehen der Software verändern können. Beispiele für Add-ons für den Firefox sind Werbe-Blocker, Applikationen zur Unterstützung beim Einkaufen, für Wetterprognosen oder Währungsentwicklungen.

⁵²¹ Stand: Juli 2016.

Die Mitglieder des Entwicklerteams werden daraufhin von Mozilla auf andere Projekte verteilt, wie Firefox OS, Firefox Mobile und das WebKit. Thunderbird lässt sich ebenfalls durch Add-ons wie beispielsweise einen Kalender erweitern.

Open Office / Libre Office

Die Wurzeln für die Sammlung von Bürosoftware Open Office liegen in dem von dem Unternehmen Star Division programmierten Star Office. Das Unternehmen wird jedoch 1999 von Sun Microsystems übernommen, was dazu führt, dass im folgenden Jahr der Quellcode offengelegt wird, um es unter dem Namen „Open Office“ fortzuführen. Sun Microsystems wird jedoch wiederum im Jahr 2010 vom Softwareunternehmen Oracle aufgekauft und erhält damit auch die Verantwortung über Open Office. Oracle jedoch behandelt Open Office eher stiefmütterlich, äußert sich nicht über die Zukunft des Projekts und investiert auch immer weniger Ressourcen in dessen Weiterentwicklung. Die wachsende Unzufriedenheit der Entwicklergemeinschaft führt bereits im September 2010 zur Emanzipation von Oracle und zur Gründung der Document Foundation. Möglich wird dies, da es sich bei Open Office ja bereits um offene Software handelt. Oracle besitzt lediglich die Rechte am Namen „OpenOffice.org“, so dass man sich für eine Pluralisierung des Projekts unter dem Titel „Libre Office“ entscheidet. Im Zuge der Ausgliederung ist es das Ziel der Document Foundation zu einer Stiftung beziehungsweise einer juristischen Person zu werden. Hierzu werden 50.000 € benötigt, die im Zuge eines crowdsourcing-Verfahrens innerhalb von acht Tagen nach dem Spendenaufruf zusammenkommen. Oracle gibt im April 2011 bekannt OpenOffice.org an die Open Source-Gemeinschaft zurückgeben zu wollen, was einer faktischen Einstellung des Projektes gleichkommt, da viele der Entwickler von Open Office bereits zu Libre Office gewechselt sind. Im Juni übergibt Oracle die Rechte an OpenOffice.org jedoch an die Apache Software Foundation, die das Projekt seitdem unter der Bezeichnung „Apache OpenOffice“ fortführt. Versuche zu einer Vereinigung beider Projekte scheitern jedoch immer

wieder, was dazu führt, dass beide Produkte inzwischen bereits erste Unterschiede im Funktionsumfang besitzen und Libre Office als weiterentwickelt angesehen werden kann.

Wie der Name schon sagt handelt es sich bei Open Office beziehungsweise Libre Office um eine Zusammenstellung unterschiedlichster Bürosoftware. Die Office-Pakete umfassen sowohl eine Schreibsoftware (Writer), ein Tabellenkalkulationsprogramm (Calc) eine Software zur Erstellung von Präsentationen (Impress), ein Datenbankmanagementsystem (Base), eine Software zur Grafikbearbeitung (Draw) sowie einen Formeleditor (Math). Weiterhin bringt das Softwarepaket, einen offenen Dateistandard mit, das OpenDocument-Format.

Der Erfolg von Libre Office zeigt sich in der Akzeleration der Downloads nach dem ersten Jahr (2010), die bei sechs Millionen lag. Besonders die Einbindung in Behörden und Unternehmen (zum Beispiel Kopenhagener Krankenhäuser und das dänische Verkehrsministerium sowie die Landesverwaltung in Südtirol) führt zu einer erhöhten Reputation der Software. Heute ist Libre Office auf allen gängigen Betriebssystemen (Linux, MacOS und Windows) erhältlich.

Von einem analytischen Standpunkt aus gesehen handelt es sich bei der Abspaltung von Libre Office um einen sogenannten „Fork“. Charakteristische Eigenschaften für einen Fork sind nach GREGORIO ROBLES und JESÚS M. GONZÁLEZ-BARAHONA (2006) ein neuer Projektname, eine Abzweigung vom ursprünglichen Projekt, mit neuen Infrastrukturen (Website, Mailing-List, Software Configuration Management), mit neuer Entwickler-Gemeinschaft sowie einer neuen Führungsstruktur für die Weiterentwicklung. Zu einem Fork kommt es häufig, wenn eine Gruppe von Entwicklern nicht mehr mit der Führung eines Softwareprojekts einverstanden ist. Als einen Grund für den Erfolg von Libre Office erkennen JONAS GAMALIELSSON und BJÖRN LUNDELL (2014), dass die Mehrheit derjenigen, die schon Open Office unterstützen, jetzt auch Libre Office unterstützen. Zudem kann sich Libre Office eine größere Zahl an Helfern sichern als OpenOffice.org (sowohl unter der Führung von Oracle als

auch Apache). Zusätzlich, so finden sie heraus, präferieren die Unterstützer (ob nun individuell oder als Unternehmen) die Verwendung einer Copyleft-Lizenz, da dieser Standard den Werten der Macher näher zu stehen scheint. Des Weiteren erscheint eine offene Willkommensatmosphäre in der Gemeinschaft ein entscheidender Faktor für die Motivation an dem Projekt partizipieren zu wollen. Hinzu kommen akzelebrierte und unterstützende Arbeitsroutinen, die Wertschätzung von Unabhängigkeit und die Überprüfung entwickelter Lösungen sowie eine starke Identifikation mit und die Wertschätzung der Diversität der Gemeinschaft. Aufgrund dieser Eigenschaften kann sich das Libre Office-Projekt auch langfristig etablieren.

Apache

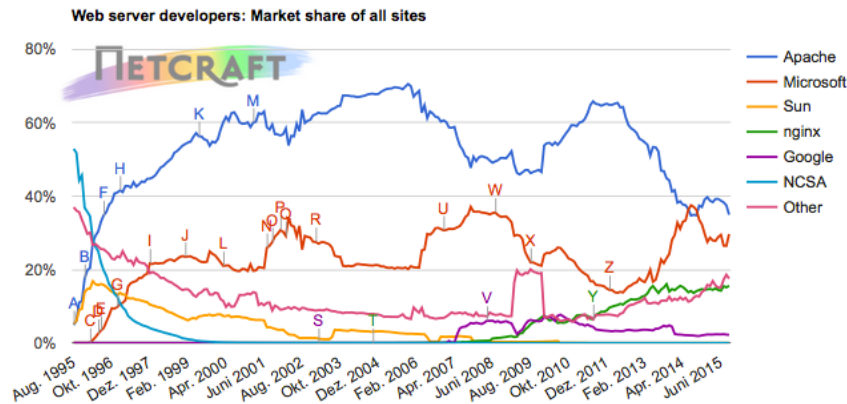
Bei Apache handelt es sich um eine Software für HTTP Webserver.⁵²² Die Software entspringt ursprünglich HTTP daemon (httpd), dass von ROB McCool am National Center for Supercomputing Applications der Universität Illinois entwickelt wird. Nachdem McCool aber Mitte 1994 zu Netscape wechselt stagniert die Weiterentwicklung der Software. Im Februar 1995 beginnt schließlich eine kleine Gruppe von Programmierern⁵²³ die Arbeit daran wieder aufzunehmen, um im April 1995 einige Patches und Bugfixes für ihre erste Version mit dem Namen „Apache“ zu disponibilisieren.⁵²⁴ Innerhalb kürzester Zeit läuft Apache auf mehr Servern als jede andere Software. Der akzelebrierte Erfolg liegt unter anderem darin begründet, dass hier diejenigen die Software verantworten, die wissen, was sie und ihre Kollegen brauchen. Innerhalb kürzester Zeit entwickelt sich eine globale Entwicklergemeinschaft mit Experten aus den USA, Großbritannien, Kanada oder Italien. Die

⁵²² „HTTP“ steht für „Hypertext Transfer Protocol“.

⁵²³ Zu dieser Gruppe gehören: BRIAN BEHLENDORF, ROY FIELDING, ROB HARTILL, DAVID ROBINSON, CLIFF SKOLNICK, RANDY TERBUSH, ROBERT S. THAU und ANDREW WILSON mit Unterstützung von ERIC HAGBERG, FRANK PETERS und NICOLAS PIOCH.

⁵²⁴ Mit Blick auf die Namensgebung, die sich zunächst erst einmal an dem Stamm der amerikanischen Ureinwohner zu orientieren scheint, findet sich im Self-html.wiki ein Hinweis auf „a patch e“ als weitere Inspirationsquelle.

Webseite Netcraft.com veröffentlicht regelmäßig Statistiken, die die Verbreitung unterschiedlicher Server-Software aufzeigen (siehe Abbildung 16).



Developer	August 2015	Percent	September 2015	Percent	Change
Apache	327,985,968	37.51%	312,106,638	34.96%	-2.55
Microsoft	231,429,146	26.47%	265,010,746	29.68%	3.22
nginx	132,443,391	15.15%	139,297,804	15.60%	0.46
Google	19,933,095	2.28%	19,683,087	2.20%	-0.07

Abbildung 16: Marktanteile von Apache-Webservern
(Quelle: NETCRAFT.COM 2015).

Hieran zeigt sich deutlich die Dominanz der Open Source Software. Die Zahlen zeigen aber auch, dass die kommerzielle und zumeist proprietäre Softwarekonkurrenz, allen voran Microsoft weiterhin stark in den Kampf um Marktanteile involviert ist.

AUDRIS MOCKUS, ROY T. FIELDING und JAMES HERBSLEB (2000) untersuchen im Jahr 2000 den Entwicklungsprozess der Apache-Software und schließen daraus einige generelle Hypothesen, die sie als zukünftige Forschungsfragen aufwerfen. Im Folgenden werden nur diejenigen hervorgehoben, die für eine Öffnungsidee beziehungsweise den Prozess informationeller Öffnung relevant erscheinen. An Open Source-Projekten werden immer 10 bis 15 Personen partizipieren, die das Kernentwickler-Team darstellen. Eine davon größere Gruppe wird Fehler im Quellco-

de reparieren und eine wiederum davon größere Gruppe wird auf Fehler aufmerksam machen. Eine weitere Hypothese macht darauf aufmerksam, dass diejenigen, die sich als Entwickler einer Software stark machen auch die wesentlichen Nutzer der Software sind. Hier lässt sich vielleicht auch eine Parallele zu anderen Open-Entwicklungen aufzeigen – so sind vielleicht die Nutzer von Open Access-Daten hauptsächlich wissenschaftliches Personal, während die Nutzer von Open Government Data im Kern Nicht-Regierungsorganisationen und privatwirtschaftliche Unternehmen sind. Weiterhin ist es Open Source-Gemeinschaften möglich akzeleriert auf Probleme und Fehler in der Software zu reagieren, als es etablierte Softwarekonzerne können, die ihre Fehlerkorrekturen zumeist erst in neuen Versionen veröffentlichen. Zu dieser Hypothese muss jedoch angemerkt werden, dass es hier wohl eine Veränderung in der Fehlerkultur bei Softwareunternehmen gibt. Inzwischen werden zum Beispiel bei gravierenden Sicherheitslücken auch vergleichsweise zeitnah Patches zum Download zur Verfügung gestellt. Vielleicht ist dies aber auch ein Hinweis auf den Einfluss, den die Open Source-Gemeinschaft auf die etablierten Softwarehersteller hat.

PHP

PHP ist eine offen entwickelte Programmiersprache für das Internet. Sie basiert auf dem 1995 von RASMUS LERDORF entwickelten PHP/FI, das im Wesentlichen eine Sammlung unterschiedlicher Perl-Skripte zur Überwachung der Zugriffe auf seine Website ist. „PHP“ steht ursprünglich für „Personal Home Page Tools“ und „FI“ für „Forms Interpreter“. Später schreibt LERDORF eine weiterentwickelte Version in der Programmiersprache C, die eine Vielzahl neuer Funktionen zur Interaktion mit Datenbanken und zur Erzeugung dynamischer Webapplikationen enthält. Am 08. Juni 1995 disponiblist LERDORF seinen Code unter der GNU-Public License. Kurz nach der Veröffentlichung von PHP/FI 2.0 im November 1997 wird bereits im Juni 1998 offiziell PHP 3.0 veröffentlicht. Für diese neue Version kollaboriert LERDORF mit ANDI GUTSMANS und ZEEV SURASKI zusammen. Letztere wollen die Programmiersprache

weiterentwickeln, um damit auch in der Lage zu sein eCommerce-Anwendungen zu realisieren. PHP 3.0 bietet zahlreiche Erweiterungsmöglichkeiten für Datenbanken, Programmierschnittstellen oder Protokolle sowie eine verbesserte Sprachsyntax, die für viele Entwickler attraktiv sind. Schließlich veröffentlicht man seitdem weitere Versionen von PHP, die die Anbindung von zusätzlichen Applikationen erlaubt und seit der Version 4 auch die sogenannte Zend Engine mit sich bringt, die den Umgang mit komplexeren Anwendungen erlaubt. Bis heute hat sich PHP als Programmiersprache zum Quasi-Standard im Web entwickelt (siehe Abbildung 17).

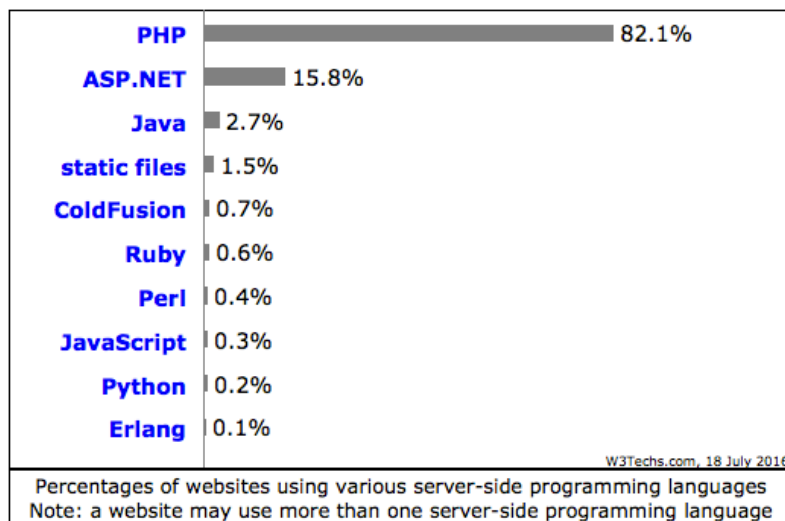


Abbildung 17: Meistverbreitete Programmiersprachen
(Quelle: W3TECHS.COM 2016).

6.8.4.3 Vor- und Nachteile der Effekte von Open Source

Eine Studie der Fraunhofer-Gesellschaft (RENNER et al. 2005) hat verschiedene Vorteile und Nachteile bei der Verwendung von Open Source identifiziert. So verspricht Open Source-Software zahlreiche Vorteile. Neben dem wegfallenden Kostenfaktor für Lizenzgebühren, weisen die Programme durch den transparent disponiblen Quellcode häufig eine geringe Fehlerquote auf. Damit im Zusammenhang steht, dass Open

Source-Software eine höhere Sicherheit nachgesagt wird, da Sicherheitslücken durch die größere Entwicklerzahl akzelerativ erkannt und geschlossen werden. Zudem gibt es die Möglichkeit weltweit Partner zu finden, die an der Entwicklung einer Software partizipieren. Dies führt dazu, dass Open Source-Produkte zum Teil führend auf dem Markt sind, wie beispielsweise anhand von Apache-Servern gezeigt werden konnte (ebd., S. 16).

Hingegen gibt es aber keine Garantie, dass eine Software langfristig weiterentwickelt wird, wenn die Entwicklergemeinschaft langsam zusammenbricht. Zudem hat man keinen Anspruch auf Support oder Gewährleistung, auch wenn zu den meisten Open Source-Anwendungen Online-Foren existieren, in denen andere Anwender oder Programmierer Auskunft geben können. Ein weiteres Risiko ergibt sich aus der Verbindung von Open Source-Software mit kommerziellen Produkten, die häufig eine gemeinsame Verwendung kompliziert machen (ebd., S. 17). Darüber hinaus wurden auch die sogenannten Forks erwähnt. Die Emanzipation eines Teams von einer Entwicklung kann die Ursprungsentwicklung schwächen und bei den Nutzern für Verwunderung sorgen, da nun zwei ähnliche Produkte auf dem Markt angeboten werden.

Alles in allem erweist sich die Ausbreitung einer Öffnungsidee zu Open Source als ein erfolgreiches Unternehmen. Zahlreiche Open Source-Produkte zeigen, dass qualitativ hochwertige Ergebnisse entstehen können, die sich langfristig am Markt etablieren können und auch in professionellen Umgebungen täglichen Einsatz zum gebracht werden. Dies hängt auch mit den inzwischen entwickelten Lizenzmodellen zusammen, die Rechtssicherheit vermitteln.⁵²⁵

⁵²⁵ Siehe Kapitel 6.8.9.

6.8.5 Open Law

Open Law bezeichnet eine Verfahrensweise zur Generierung von Argumenten und Gegenargumenten in Vorbereitung auf Gerichtsverhandlungen. Dieses zunächst nur als Projekt begonnene Verfahren wird heute weltweit genutzt, indem unterschiedlichste digitale Werkzeuge dafür zum Einsatz kommen. Doch bringt diese Methode nicht nur Vorteile, sondern birgt auch Risiken, wie im Fall notwendiger Geheimhaltung, wie sie am Ende des Kapitels näher ausgeführt werden.

6.8.5.1 Die Geschichte von Open Law

Open Law bezieht sich im Wesentlichen auf ein Projekt des Berkman Center for Internet & Society der Harvard Law School. Es handelt sich dabei um den Versuch partizipativ juristische Argumente in einem transparenten Austausch im Internet zu generieren. Dies stellt insofern eine neue Praxis dar, da üblicherweise juristische Argumentationslinien hinter geschlossenen Türen vorbereitet werden, um damit den Gegner in einem Gerichtsverfahren zu überraschen, der somit nicht in der Lage ist ein passendes Gegenargument darauf zu liefern. Dieses Überraschungsmoment hingegen entfällt bei der offenen Planung einer Argumentation.

Es handelt sich dabei um ein Experiment, bei dem einerseits das Internet als offenes Forum zur Konstruktion von juristischen Beweisführungen dient und andererseits der Einsatz von Kollaborationswerkzeugen (Mailing-Listen, Diskussionsforen, Annotationswerkzeuge, Chats, Videopräsentationen etc.)⁵²⁶ getestet wird. Bis 2002 sind verschiedene Fälle beziehungsweise Untersuchungen (zum Beispiel Eldred versus Ashcroft, Open DVD, Open Access, Microsoft) basierend auf dem Open Law-Prinzip vorbereitet worden.

⁵²⁶ Siehe SELTZER o.A.

6.8.5.2 In der Praxis

Inzwischen gibt es weltweit unterschiedliche Initiativen beziehungsweise Projekte, die versuchen das Prinzip Open Law umzusetzen, wie beispielsweise das von der EU geförderte Projekt openlaws.eu, hinter dem sich eine Datenbank zu rechtlichen Themen verbirgt. Hierüber sind Informationen zu sowohl nationaler als auch europaweiter Gesetzgebung, Fachliteratur und Experten verfügbar. Weiterhin gibt es Openlawlab.org, der ehemaligen Studentin MARGARET HAGEN der Stanford Universität.⁵²⁷ Ihr Projekt versucht vergangene, aktuelle und mögliche zukünftige Initiativen zu dokumentieren, strukturieren und disponibel zu machen, die einen Zugang zu juristischen Informationen bieten. Rechtliche Regelungen beziehungsweise Gesetze sollen daher in verschiedenen Teilprojekten vorgestellt werden:

Illustrated Law: versucht mittels eines visuellen Ansatzes rechtliche Quellen verständlicher zu machen;

Human Centred Dispute Resolution: ist bestrebt durch Onlinewerkzeuge die besten Argumente zu finden;

Access to Justice 2.0: stellt die Frage mittels welcher Plattformen sich rechtliche Diagnosen, Beratungen und Services am besten realisieren lassen;

Legal Ed Tech: will wissen wie sich Studierende und Nicht-Anwälte am besten durch interaktive und partizipative Methoden beim Erlernen der juristischen Werkzeuge unterstützen lassen;

Law Games: ist darauf fokussiert wie man juristische Themen und Praxen durch Spiele beziehungsweise durch Gamification-Ansätze spielerisch verbreiten kann.

In San Francisco gibt es ebenfalls eine Open Law-Initiative.⁵²⁸ Dieses Projekt disponibilisiert die gesamten Gesetze der Stadt als unstrukturierten Text zum Download, die mit jedem gängigen Textbearbeitungsprogramm geöffnet und editiert werden können. Über sogenannte Interpreter können die Daten strukturiert werden.

⁵²⁷ Siehe HAGEN 2016.

⁵²⁸ Siehe THE MAYOR'S OFFICE OF CIVIC INNOVATION o.A.

Diese sollen wiederum anschließend Interessenten gebündelt zum Download im JSON-Format angeboten werden.

6.8.5.3 Vor- und Nachteile der Effekte von Open Law

Erneut lässt sich erkennen, dass die Open Law-Initiative von wissenschaftlichen Erkenntnisinteressen ausging, inzwischen aber eine plurale Vielfalt unterschiedlichster Projekte existiert. Die Beispiele verdeutlichen, wie die Öffnungsidee auf dem Gebiet der Rechtswissenschaften praktische Relevanz erlangt. Die Effekte der Transparenz und Partizipation helfen beispielsweise Rechtsprobleme offen zu erörtern, sich auf Gerichtsverhandlungen vorzubereiten, akzeleriert Fachwissen zu disponiblisieren oder sich schlicht über Gesetze zu informieren.

Gleichzeitig bedeutet der transparente Austausch von Argumenten und ihre offene Diskussion aber auch eine Möglichkeit für die gegnerische Partei sich entsprechend vorzubereiten. Zudem kann das offene Verfahren auch nur schwer in denjenigen Fällen genutzt werden, in denen Geheimhaltung notwendig ist. Hinzu kommt, dass der Diskus über Gesetze und Verfahrensweisen in Gerichtsverhandlungen weitgehend einer von Experten ist. Interessierte Amateure können sich nur schwer in die fachlich anspruchsvollen Gesetzestexte und juristischen Argumentationen einarbeiten.

Andererseits ermöglicht eine offene Kollaboration die Partizipation von Akteuren, die andernfalls wahrscheinlich nie gehört worden wären. Zudem können Menschenrechtsgruppen oder andere die gemeinsam entwickelten Argumente in eigenen Fällen weiter nutzen. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Open Law inzwischen zu einem international bedeutsamen Open-Phänomen geworden ist.

6.8.6 Open Science und Open Access

Wenn im Folgenden von Open Science gesprochen wird, so ist dieser Begriff als möglichst weit und umfassend zu verstehen, so dass im Folgenden auch das Feld Open

Access darunter eingegliedert wird. Der Begriff steht hier für Öffnungsphänomene im Bereich der Bildung und Wissenschaft, die im Verlauf dieses Kapitels untersucht werden. Die Anfänge von Open Science können, wie schon geschildert, bis weit in die Antike zurückverfolgt werden. Verschiedenste technische Vorläufer und theoretische Konzepte, vor allem aus den Naturwissenschaften, haben schließlich zur Materialisierung des Open Access-Phänomens geführt.

Heute existieren zahlreiche Publikationsorgane, die auf Vereinbarungen aus Budapest (2002), Bethesda (2003) und Berlin (2003) beruhen. Trotzdem man den Dokumenten deutlich ihre Entstehungsgeschichte anmerkt, sind sie als Gründungsurkunden der Open Access-Bewegung anzusehen. Open Science reicht aber noch weiter: So gibt es über die offene Publikation von wissenschaftlichen Artikeln, Büchern und Daten oder offene Review-Verfahren inzwischen auch die Möglichkeit an Online-Kursen an Hochschulen rund um die Welt zu partizipieren. Diese Massive Open Online-Kurse sind eine der letzten innovativen Formen des Zugangs zu aktuellen Informationen aus der Wissenschaft.

6.8.6.1 Die Geschichte von Open Science und Open Access

Die antiken Ursprünge beginnen zunächst mit der Weitergabe einfachen handlungsrelevanten Wissens per Sprache und in der Fortsetzung bis beispielsweise zur schriftlichen Disponibilisierung abstrakter Gedanken in der griechischen und römischen Philosophie.⁵²⁹ Über das Mittelalter werden diese Traditionen unter dem Zeichen der christlichen Religion in Westeuropa fortgesetzt und bleiben bis zum Buchdruck erhalten. Das neue Druckverfahren ist es aber, dass neue Formen der Wissenschaftskommunikation über plurale Medien, das heißt gedruckte Bücher, Zeitschriften und Journale einläutet, die nachhaltige Transparenz- und Standardisierungseffekte auf die Wissensproduktion haben. Ebenso haben die anderen Medien Einfluss

⁵²⁹ Siehe Kapitel 3.3.

auf die Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse, sind aber in ihrer Wirkung nicht mit dem Buchdruck vergleichbar. Erst mit der Verbreitung der Computernetzwerke (EYSENBACH 2006) verändert sich wieder der Markt der wissenschaftlichen Kommunikation, da die Partizipation an wissenschaftlichen Erkenntnissen jetzt in Sekundenbruchteilen über den gesamten Erdball möglich ist. Insgesamt stellt das Internet die gesamte Branche der wissenschaftlichen Journale und Buchpublikationen vor große Herausforderungen, da jetzt von ihnen emanzipierte Publikationsweisen entstehen. Hinzu kommen einige Faktoren, die die ohnehin schwierige Situation nicht unbedingt einfacher gestalten. Diese sind zum Beispiel

„die Geldgier der kommerziellen Verleger, die Verhandlungsunfähigkeit der Bibliothekare, die unzureichenden Budgets der Hochschulbibliotheken, das unzeitgemäße akademische Bewertungssystem, das übermäßige Profilierungsstreben der Wissenschaftler, die Aufsplitterung der Wissenschaftsfächer in eine Vielzahl von Teildisziplinen oder die Zunahme der wissenschaftlich tätigen Personen“ (KELLER 2005, S. 5).

Open Access ist neben Open Source eine der ersten konkreten Materialisierungen einer Öffnungsidee. Im weiteren Verlauf sollen zunächst die Geschichte und anschließend die aktuellen Entwicklungen der Open Access-Bewegung wiedergegeben werden, die sich an DAVID J. BROWN und RICHARD BOULDERSTONE (2008) orientieren, die die Entwicklungen der Open Access-Bewegung in drei Phasen unterteilen. Die erste Phase erkennen sie bis zu den frühen 1990ern. Sie ruht auf einer weitgehend noch auf Druckausgaben beruhenden Journalwelt. Die zweite Phase dauert bis in die frühen 2000er und ist geprägt vom Erscheinen des Internets und dem massiven rechtlichen, ökonomischen, technischen und sozialen Wandel, den dieses mit sich bringt. Schließlich beginnt die dritte Phase, die bis heute andauert. In dieser Phase sind massive Investitionen in technische Informations-Infrastrukturen und eine starke Entwicklung hin zu Online-Publikationen zu beobachten, die ihre analoge Konkurrenz zum Beispiel in Sachen Verbreitungsgeschwindigkeit weit hinter sich

lassen. So weit man diese Einteilung betrachtet, kann die gesamte bisherige Entwicklung als Beispiel des Prozesses informationeller Öffnung verstanden werden, auch wenn bereits seit einigen Jahren erste regulative Tendenzen im Bereich der wissenschaftlichen Zeitschriften zu beobachten sind.

Die Geschichte von Open Access beginnt schon recht früh. Orientiert man sich an der Zeitleiste der Open Access-Bewegung von PETER SUBER (2009) ist der Beginn auf das Jahr 1966⁵³⁰ und die Gründung des Educational Resources Information Center (ERIC) zu datieren. Der Hintergrund für diese Bestrebungen ist der Wunsch Berichte aus dem Bereich der Bildungsforschung auch anderen Wissenschaftlern disponibel zu machen. Nach der Definition des Akronyms ERIC im Jahr 1961 geht es in den Folgejahren um den Aufbau der Strukturen und die Definition der Aufgaben, die das Zentrum erfüllen soll. 1964 nimmt das Zentrum schließlich seine Arbeit auf (ERIC 2014).

1974 beginnen das Stanford Linear Accelerator Center (SLAC) und das Deutsche Elektronen Synchotron (DESY) mit der Katalogisierung der Vordruckmanuskripte ihrer Wissenschaftler.⁵³¹ Der Katalog geht schließlich in der Online-Datenbank des Stanford Physics Information Retrieval System-High Energy Physics (SPIRES-HEP) auf. Bis zur Etablierung des WWW-Protokolls⁵³² gibt es verschiedene nationale und internationale wissenschaftliche Netzwerke wie zum Beispiel das Because It's Time Network (BITNET; gegründet 1981)⁵³³ oder das britische Joint Academic Network (JANET; gegründet 1981).⁵³⁴ Sie dienen dazu die Pluralität elektronischer Zeitschriften zu erhöhen und Informationen zu distribuieren. Zu den erfolgreichsten Zeitschriften

⁵³⁰ SUBERS Angabe ist falsch, tatsächlich wird das Zentrum bereits 1964 gegründet (ERIC 2014).

⁵³¹ Als ein Nachteil der preprint-Datenbanken ist das Fehlen einer Qualitätsprüfung zu attestieren. Ob sie weiterhin langfristig beziehungsweise zukünftig aufgrund ihres Wachstums noch Auswirkungen auf die gedruckten Zeitschriften haben muss offen gelassen werden.

⁵³² Siehe Kapitel 6.8.2 und 6.8.3.

⁵³³ Das BITNET existiert bis 2007. Das Internet hat zu weiten Teilen seine Funktionen übernommen. Es gibt allerdings Nachfolger, das BITNET II und inzwischen das BITNET III.

⁵³⁴ Das Netzwerk, das ursprünglich mehrere kleinere Forschungsnetzwerke verbindet besteht heute in der Version sechs mit zwei Terrabyte Leistung.

zählen hier die rein elektronischen Journale Synapse, Erofile oder die Public-Access Computer Systems Review (KELLER 2005, S. 26).

1980 werden die Mental Workload aus dem Projekt Electronic Information Exchange System (EIES) und die Computer Human Factors des Birmingham and Loughborough Electronic Network Development-Projekts gegründet (ebd., S. 17). Während es sich bei dem zweiten Vorhaben eher um ein elektronisches Archiv zur Disponibilisierung von Artikeln handelt, die dann aber doch zu einer Publikation zusammengeführt werden, ist das erste Projekt tatsächlich einer Zeitschrift in elektronischer Form nachempfunden. Der Start der ersten Zeitschriften ist aber von zahlreichen Problemen begleitet, die zunächst wenig Hoffnung auf eine Durchsetzung der neuen Publikationsform machen: Einerseits ist da die noch nicht ausreichende technische Infrastruktur, die das Laden der Daten zu einem langwierigen Geduldsspiel werden lässt. Damit einher geht, dass die Kosten für die Online-Gebühren sehr hoch sind. Zudem ist das Lesen am Terminal (mit heller Schrift auf dunklem Grund) anstrengend und der Text-Editor mangelhaft. Hinzu kommt, dass nur 80 Zeichen auf 24 Zeilen erkennbar sind und die Texte im ASCII-Format vorliegen, so dass auch keine Grafiken eingefügt werden können. Das größte Problem von allen ist aber die mangelnde Bereitschaft der Autoren und Gutachter sich an dem Projekt zu beteiligen (ebd., 18f.).

Kommerzielle Anbieter versuchen sich ebenfalls schon seit 1983 an der elektronischen Publikation ihrer Journale. Dazu gehören zum Beispiel Elsevier und ACS,⁵³⁵ die zu diesem Zweck mit Spezialisten⁵³⁶ zusammenarbeiten, die bereits Erfahrungen mit Datenbanken haben. Doch auch hier gibt es zunächst Probleme mit den Speichermengen für Volltexte und den übertragbaren Datenraten, Grafikelementen und der Lesbarkeit auf den Terminalbildschirmen (ebd., 19ff.).

⁵³⁵ Bei Elsevier handelt es sich um die Zeitschrift „International Research Communications System“ und bei ACS um alle verfügbaren 18 Zeitschriften.

⁵³⁶ Einer der Spezialisten ist zum Beispiel der Bibliographic Retrieval Services (BRS).

Aufgrund der technischen Probleme mit den Online-Dokumenten versuchen einige Verlage die Zeitschriften via CD-Rom zu verkaufen. Diese akzelerierte Form der Distribution wissenschaftlicher Informationen kann sich aber auch nicht durchsetzen. Die Gründe dafür liegen einerseits in der mangelnden Bereitschaft oder Unkenntnis im Umgang mit den optischen Datenträgern bei den Bibliotheken sowie andererseits in der Verbesserung der Möglichkeiten zur Datenübertragung (ebd., 21ff.).⁵³⁷

Die Gründung weiterer Online-Journale schreitet mit der Gründung der *Psychology* durch STEVAN HARNAD (1989), des *Electronic Journal of Communication* als auch der Zeitschrift für *Postmodern Culture* sowie der *Bryn Mawr Classical Review* als peer review-Journale (alle 1990) weiter voran. Schließlich wird 1991 das überaus erfolgreiche arXiv von PAUL H. GINSPARG ins Leben gerufen. Ein weiteres in der medialen Öffentlichkeit bekannt gewordenes Projekt ist das 1990 gegründete *Human Genome Project*, das ab 1994 eine Open Access Website zu den Datenbeständen des Forschungsprojekts bereitstellt. Wenn es auch noch zahlreiche weitere Ereignisse zur Geschichte von Open Access zu nennen gäbe soll dies zunächst reichen, um einen Eindruck zu vermitteln, dass bereits seit Jahrzehnten aktiv an der organisatorischen und technischen Disponibilisierung und Standardisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse unter dem Schlagwort Open Access gearbeitet wird.

Im Zuge der wachsenden Verbreitung und Disponibilität des Internets tauschen sich neben und auf ersten Konferenzen führende Akteure – jedoch noch ohne institutionalisiertes Fundament – über die zentralen Argumente und Vorstellungen zum Thema Open Access aus. Zu diesen Personen gehören WILLIAM GARDNER, STEVAN HARNAD oder auch PETER SUBER. Interessant sind an dieser Stelle auch zwei Artikel, die die Erstellung, Bearbeitung und Archivierung wissenschaftlicher Texte

⁵³⁷ Eine weitere erfolgreiche und bis heute verwendete Einrichtung ist das 1986 etablierte „Listserv“, ein Mailinglistendienst, über den es die Möglichkeit gibt aktuelle Informationen oder Dateien an alle in der Liste eingetragenen Personen zu versenden.

thematisieren. GARDNER (1990) schlägt beispielsweise eine Archivierung vor, die vom wissenschaftlichen Einzelartikel ausgeht, auf den zugegriffen werden kann und der bis zu einer verbesserten Darstellung am Bildschirm individuell ausgedruckt werden können soll. Damit wird ein Vorschlag unterbreitet, der die klassische Heftstruktur zu überwinden sucht. Der zweite Artikel, der auf GARDNER aufbaut stammt von HARNAD. In diesem entwickelt er den Begriff des „scholarly skywriting“ (HARNAD 1990, S. 342), der die Potentiale computer-basierter Kollaboration in allen Phasen der wissenschaftlichen Texterstellung umfasst. Diese Form des partizipativen Austausches über Ideen, Forschungserhebungen, erste Textentwürfe etc. soll zu einer Form des „open peer commentary“ (ebd.) führen.⁵³⁸

HARNAD (1995) macht aber auch noch einen weiteren Vorschlag, der als eines der ersten Initiale für die Emanzipation der Open Access-Bewegung gesehen werden kann. In dem kurzen Artikel kritisiert er die etablierte und kostenintensive Publikationsform über Zeitschriftenverlage. Als Alternative schlägt er die Publikation und Distribution wissenschaftlicher Artikel über FTP-Server⁵³⁹ vor. Er berücksichtigt zwar, dass auch diese Infrastrukturen Kosten erzeugen, doch vermutet er, dass diese in der Summe sehr viel geringer sind und daher die Artikel auch günstiger angeboten werden könnten. Diese Idee ist zwar zum Zeitpunkt ihres Erscheinens nicht neu, doch löst das sogenannte „Subversive Proposal“ eine anhaltende Debatte in akademischen und verlegerischen Kreisen aus (HARNAD 1995, 11f.).

Das diese Idee nicht so neu ist belegt schon das Preprint-Archiv arXiv. Die Entwicklung der jährlich eingereichten Publikationen zeigt ein stetiges Wachstum, wie an dem folgenden Diagramm abgelesen werden kann (siehe Abbildung 18).

Dabei handelt es sich um eine Dokumentendatenbank, in der Wissenschaftler Vorabdrucke ihrer Artikel bereitstellen können, damit Kollegen von ihnen parti-

⁵³⁸ Siehe weiter unten: Es gibt Entwicklungen aktueller elektronischer Zeitschriften, die diese Formen des „open peer commentary“ realisieren.

⁵³⁹ „FTP“ steht für „File Transfer Protocol“.

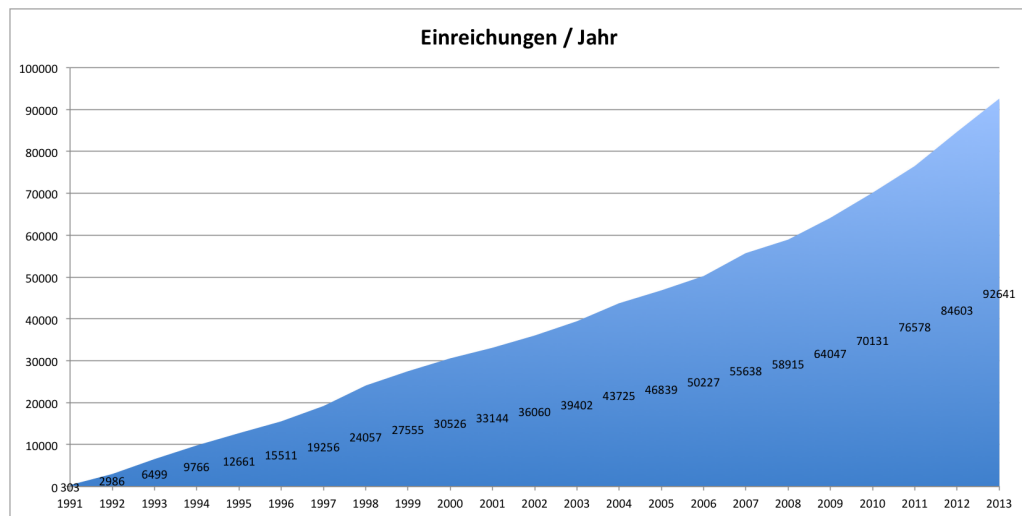


Abbildung 18: Entwicklung der jährlichen Articleinreichungen bei arXiv 1991 – 2013 (Quelle: ARXIV.ORG 2016).

zipieren und diese begutachten können. Das Archiv wächst akzeleriert und wird nach und nach um die Disziplinen Mathematik, Computerwissenschaft, quantitative Biologie und Ökonomie sowie Statistik erweitert und umfasst inzwischen über eine Million e-prints.⁵⁴⁰

Budapest, Bethesda und Berlin

Die ersten Ereignisse der sich allmählich formierenden Open Access-Bewegung sind verschiedene Treffen der zentralen Akteure, auch wenn es bereits frühere Treffen⁵⁴¹ der Open Access-Bewegung gibt stechen die Konferenzen in Budapest (2002), Bethesda (2003) und Berlin (2003) heraus. Sie alle schließen mit wichtigen Dokumenten, die als Gründungsurkunden der Open Access-Bewegung gelten. Als Aussage über das Motiv und als Zeitdiagnose kann der folgende Absatz der Budapest-Erklärung herangezogen werden.

⁵⁴⁰ Da die Zahlen für 2014 nicht vollständig sind und für 2015 beziehungsweise 2016 noch nicht verfügbar sind sind hier die Zahlen bis 2013 aufgeführt (ARXIV.ORG 2016).

⁵⁴¹ Zum Beispiel das erste und zweite Symposium on Scholarly Publishing on the Electronic Networks: Visions and Opportunities in Not-for-Profit Publishing (beide 1992).

„Durch das Zusammentreffen einer alten Tradition mit einer neuen Technologie ist ein bisher beispielloses Gemeingut verfügbar geworden. Mit der alten Tradition ist die Bereitschaft von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen gemeint, die Ergebnisse ihres Arbeitens in Fachzeitschriften zu veröffentlichen und diese Veröffentlichungen anderen zur Verfügung zu stellen, ohne hierfür bezahlt zu werden. Die neue Technologie ist das Internet. Das Gemeingut, das aus deren Zusammentreffen hervorgehen kann, besteht darin, dass Zeitschriftenbeiträge, die das peer review durchlaufen haben, weltweit elektronisch zugänglich gemacht werden können – kostenfrei und ohne Zugangsbeschränkungen für Forschende, Lehrende und Studierende und für alle anderen, die an den Ergebnissen der Wissenschaft interessiert sind.“ (CHAN et al. 2002)

Neben der Bestätigung der schon immer in der Wissenschaft vorherrschenden Haltung und Erkenntnis des notwendigen offenen Informationsaustauschs ist an diesem Ausschnitt vor allem die Beschränkung auf Zeitschriftenartikel interessant, die das peer review-Verfahren schon durchlaufen haben. Andere Formen wissenschaftlicher Publikationen werden erst in den nächsten Erklärungen einbezogen. So spricht die Bethesda-Erklärung nur noch von wissenschaftlicher Literatur:

„Der Zweck dieses Dokumentes ist es, die Diskussion in der biomedizinischen Forschungsgemeinschaft anzuregen, auf welchem Wege man fortfahren sollte, um so schnell wie möglich das vielerorts unterstützte Ziel des offenen Zugangs zu vornehmlich wissenschaftlicher Literatur zu ermöglichen.“ (o.A. 2003b)

Diese Terminologie wird aber schließlich im Schlussdokument der Berliner Konferenz aufgegeben und noch entscheidend um Wissen, Informationen und alle weiteren denkbaren kulturellen Güter erweitert:

„Unsere Aufgabe Wissen weiterzugeben ist nur halb erfüllt, wenn diese Informationen für die Gesellschaft nicht in umfassender Weise und einfach zugänglich sind. Neben den konventionellen Methoden müssen zunehmend auch die neuen Möglichkeiten der Wissensverbreitung über das Internet nach dem Prinzip des offenen Zugangs (Open Access-Paradigma) gefördert werden. Wir definieren den offenen Zugang oder den ‚Open Access‘ als eine umfassende Quelle menschlichen Wissens und kulturellen Erbes, die von der Wissenschaftsgemeinschaft bestätigt wurden.“

Die Vision von einer umfassenden und frei zugänglichen Repräsentation des Wissens lässt sich nur realisieren, wenn sich das Internet der Zukunft durch Nachhaltigkeit, Interaktivität und Transparenz auszeichnet. Inhalte und Software müssen offen zugänglich und kompatibel sein.“ (o.A. 2003a)

Dabei bleibt leider unpräzise, was unter Wissen, Informationen und dem kulturellen Erbe alles verstanden wird, auch wenn man explizit auf Open Source-Produkte hinweist. Hervorgehoben werden soll aber noch die Nennung der Prinzipien der Nachhaltigkeit, Interaktivität und Transparenz der Internettechnik sowie der offenen Zugänglichkeit und Kompatibilität der angebotenen Inhalte und Software. Diese erscheinen erstmalig in der Berliner Erklärung, was ihnen einen besonderen Stellenwert zukommen lässt.

Im Folgenden sollen die zentralen Argumente und Definitionen vergleichend gegenübergestellt werden. Ziel der Gegenüberstellung ist die Darstellung der Entwicklung der Ideen und Ziele sowie eines tieferen Verständnisses von Open Access. Begonnen werden soll mit den jeweiligen Definitionen zu Open Access. Die Buda-
pester Open Access Initiative-Erklärung definiert ihren Gegenstand wie folgt:

„Frei zugänglich im Internet sollte all jene Literatur sein, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ohne Erwartung, hierfür bezahlt zu werden, veröffentlichen. Zu dieser Kategorie gehören zunächst Beiträge in Fachzeitschriften, die ein reguläres peer review durchlaufen haben, aber auch zum Beispiel Preprints, die (noch) nicht begutachtet wurden, und die online zur Verfügung gestellt werden sollen, um Kollegen und Kolleginnen über wichtige Forschungsergebnisse zu informieren beziehungsweise deren Kommentare einzuholen. Open Access meint, dass diese Literatur kostenfrei und öffentlich im Internet zugänglich sein sollte, so dass Interessierte die Volltexte lesen, herunterladen, kopieren, verteilen, drucken, in ihnen suchen, auf sie verweisen und sie auch sonst auf jede denkbare legale Weise benutzen können, ohne finanzielle, gesetzliche oder technische Barrieren jenseits von denen, die mit dem Internet-Zugang selbst verbunden sind. In allen Fragen des Wiederabdrucks und der Verteilung und in allen Fragen des Copyright überhaupt sollte die einzige Einschränkung darin bestehen, den jeweiligen Autorinnen und Autoren Kontrolle über ihre Arbeit zu belassen und deren Recht zu sichern, dass ihre Arbeit angemessen anerkannt und zitiert wird.“ (CHAN et al. 2002)

Open Access betrifft nach der Budapester Erklärung also zunächst nur wissenschaftliche peer review-Artikel und Preprints. Das Ziel ihrer Veröffentlichung besteht a) in der Information der Kollegen und b) in der Einholung von Kritik beziehungsweise Kommentaren. Darüber hinaus bestehen zahlreiche Möglichkeiten zur barrierefreien Nutzung der Texte. Die einzige Forderung, die gestellt wird ist, dass den Autoren die Kontrolle über ihre Texte belassen wird und ihnen eine angemessene Anerkennung für ihre Arbeit zuerkannt wird. Im direkten Vergleich dazu erkennt man gemäß der Bethesda-Erklärung die Forderung nach Open Access als erfüllt wenn eine „offen zugängliche Veröffentlichung“⁵⁴² folgenden Kriterien entspricht:

„1. Der/die Autor/en und der/die Urheberrechtsinhaber gewähren allen Nutzern ein unwiderrufliches, weltweites, fortwährendes Recht auf Zugang zu ihrer Arbeit und die Berechtigung zu Vervielfältigung, Nutzung, Verteilung, öffentlicher Übermittlung und Vorführung, sowie zur Durchführung und Verbreitung abgeleiteter Arbeiten zur verantwortungsvollen Verwendung über jedwedes digitale Medium bei würdiger Beachtung der Urheberschaft⁵⁴³, und außerdem das Recht zur Erstellung gedruckter Exemplare in geringer Anzahl zur persönlichen Nutzung.

2. Eine vollständige Fassung der Arbeit und alle damit in Verbindung stehenden Materialien, inklusive einer Kopie der obengenannten Genehmigung, wird sofort nach der Erstveröffentlichung in einem geeigneten, standardisierten elektronischen Format auf mindestens einer Online-Plattform zur Verfügung gestellt, die von einer akademischen Einrichtung, einer wissenschaftlichen Gesellschaft, einer Regierungsstelle, oder einer anderen anerkannten Organisation, die danach strebt, offenen Zugang, unbeschränkte Verbreitung, Interoperabilität und Langzeitspeicherung zu ermöglichen, getragen wird (für die biomedizinischen Wissenschaften kann PubMed Central als solche Plattform angesehen werden).“ (o.A. 2003b)

Die zweite Erklärung beginnt mit der Bestimmung dessen, was mit offen zugänglich gemachten Publikationen getan werden darf, so dass es offensichtlich zu einer

⁵⁴² Zu diesem Begriff gibt es im Text folgende Anmerkung: „Offener Zugang ist eine Eigenschaft individueller Arbeiten, nicht notwendigerweise von Zeitschriften oder Herausgebern.“ (o.A. 2003b)

⁵⁴³ An dieser Stelle gibt es eine weitere Anmerkung im Original: „Gesellschaftliche Gepflogenheiten werden – mehr als das Urheberrecht – weiterhin den Mechanismus für die Durchsetzung

Verschiebung des inhaltlichen Schwerpunktes kommt. Auch wenn ebenfalls die Anerkennung eine Rolle spielt kommt es dennoch zu Veränderungen in der Beschreibung dessen was mit den Dokumenten getan werden darf. Neben Übereinstimmungen bezüglich der Vervielfältigung beziehungsweise Anfertigung von Kopien, der Übermittlung beziehungsweise Verteilung werden scheinbar andere Verwendungsweisen mit dem vergleichsweise unpräziseren Begriff „Nutzung“ zusammengefasst. Zugleich kommen Präzisierungen hinzu, wie zum Beispiel die Möglichkeit der Ableitung neuer Erkenntnisse oder Ausführungen zur Anfertigung einer begrenzten Anzahl gedruckter Kopien. Sicherlich ist den Autoren klar, dass die Anzahl der Kopien nicht überprüfbar ist,⁵⁴⁴ weshalb die Frage bleibt, warum überhaupt eine derartige Einschränkung formuliert wird?

Hinzugefügt wird aber auch, dass eine Open Access-Publikation nur als solche gilt, wenn der vollständige Text und die dazugehörigen Materialien sowie eine Genehmigung umgehend nach der Erstveröffentlichung in einer standardisierten Form auf einer entsprechenden Plattform hinterlegt werden. Gleichzeitig werden sowohl Akteure benannt als auch deren Ziele bestimmt, die zum Betrieb einer solchen Plattform in Frage kommen. Hier muss ebenfalls die Frage gestellt werden, was eigentlich unter „damit in Verbindung stehenden Materialien“ zu verstehen ist beziehungsweise wie weit dieser Materialbegriff zu verstehen ist – ob er also zum Beispiel auch noch die zwingende Publikation von Forschungsrohdaten umfasst? Schließlich ist noch die dritte Fassung der Open Access-Definition gemäß der Berliner Erklärung hinzuzufügen:

„Der offene Zugang als erstrebenswertes Verfahren setzt idealerweise die aktive Mitwirkung eines jeden Urhebers wissenschaftlichen Wissens und eines jeden Verwalters von kulturellem Erbe voraus. Open Access-Veröffentlichungen

angemessener Anerkennung und verantwortungsvoller Verwendung der veröffentlichten Arbeiten bereithalten, wie sie dies auch schon jetzt tun.“ (ebd.)

⁵⁴⁴ Siehe die Ausführungen zur Entwicklung und Debatte sowie den Maßnahmen der Musikindustrie und ihren Wirkungen in Bezug auf die Anzahl illegaler Musikdownloads und raubkopierter CDs bei DOLATA (2008).

umfassen originäre wissenschaftliche Forschungsergebnisse ebenso wie Ursprungsdaten, Metadaten, Quellenmaterial, digitale Darstellungen von Bild- und Graphik-Material und wissenschaftliches Material in multimedialer Form.

Open Access-Veröffentlichungen müssen zwei Voraussetzungen erfüllen:

1. Die Urheber und die Rechteinhaber solcher Veröffentlichungen gewähren allen Nutzern unwiderruflich das freie, weltweite Zugangsrecht zu diesen Veröffentlichungen und erlauben ihnen, diese Veröffentlichungen – in jedem beliebigen digitalen Medium und für jeden verantwortbaren Zweck – zu kopieren, zu nutzen, zu verbreiten, zu übertragen und öffentlich wiederzugeben sowie Bearbeitungen davon zu erstellen und zu verbreiten, sofern die Urheberschaft korrekt angegeben wird. (Die Wissenschaftsgemeinschaft wird, wie schon bisher, auch in Zukunft Regeln hinsichtlich korrekter Urheberangaben und einer verantwortbaren Nutzung von Veröffentlichungen definieren) Weiterhin kann von diesen Beiträgen eine geringe Anzahl von Ausdrucken zum privaten Gebrauch angefertigt werden.
2. Eine vollständige Fassung der Veröffentlichung sowie aller ergänzenden Materialien, einschließlich einer Kopie der oben erläuterten Rechte wird in einem geeigneten elektronischen Standardformat in mindestens einem Online-Archiv hinterlegt (und damit veröffentlicht), das geeignete technische Standards (wie die Open Archive-Regeln) verwendet und das von einer wissenschaftlichen Einrichtung, einer wissenschaftlichen Gesellschaft, einer öffentlichen Institution oder einer anderen etablierten Organisation in dem Bestreben betrieben und gepflegt wird, den offenen Zugang, die uneingeschränkte Verbreitung, die Interoperabilität und die langfristige Archivierung zu ermöglichen.“ (O.A. 2003a)

Die Berliner Erklärung unterscheidet sich von ihrem Vorgängerdokument nur noch geringfügig. Bemerkenswert ist, dass wohl auch den Autoren der Vorgängererklärung die Schwäche mit der Definition des Materialbegriffs aufgefallen sein muss, weshalb sie ihn in der Berliner Erklärung schon vor der eigentlichen Definition näher bestimmen. Darüber hinaus wird sowohl die Weitergabe oder Bearbeitung nicht mehr auf rein digitale Medien beschränkt, sondern kann offenbar auch qua anderer Medien vollzogen werden. Ebenso sollen eindeutige Angaben zur Ausweisung der ursprünglichen Autoren bekanntgegeben werden.

Gemeinsam ist allen Erklärungen die Erkenntnis, dass die Verwirklichung der Open Access-Bewegung ökonomische Folgen für alle Akteure (Bibliotheken, Verlage,

Autoren etc.) mit sich bringt, weshalb stets sowohl auf verschiedene finanzielle Unterstützungsmöglichkeiten verwiesen wird als auch Handlungsempfehlungen für Autoren gegeben werden. Mit der Berliner Erklärung kann die planerische und konzeptionelle Entwicklung der nächsten Schritte und des Open Access-Gedankens sowie der entsprechenden Ideengeschichte für das Erste geschlossen werden. Die weitere Arbeit liegt nun in der Umsetzung der Open Access-Idee.

Vom „timms“ zu „MOOCs“

Zunächst soll eine Idee des Massachusetts Institute of Technology vorgestellt werden, die ebenfalls an die antiken Traditionen anschließt. Mit dem Begriff „Open Courseware“ wird ein transparentes System beschrieben, bei dem es darum geht Seminar- und Vorlesungsinhalte als Text, Audio und Videodaten für Lehrende, Studierende und Autodidakten zur Partizipation disponibel zu machen. Im Detail enthalten sind beispielsweise Klausuren mit Lösungen, Folien, Artikel, Bücher, Übungsaufgaben oder auch Vorlesungsskripte und vieles mehr (CASSERLY und SMITH 2008, S. 275).⁵⁴⁵

Der Ursprung der Veröffentlichung derartiger wissenschaftlicher Lehrmaterialien im Internet kann in Tübingen verortet werden, wo man im Zuge der timms-Initiative⁵⁴⁶ erstmals Lehrvideos veröffentlicht. Am MIT wird ebenfalls bereits seit 1999 über die offene Partizipation an Lehrinhalten nachgedacht. Angeregt wird die Idee vom damaligen Kanzler ROBERT BROWN und unter der Leitung von DICK K. P. YUE, SHIGERU MIYAGAWA und HAL ABELSON maßgeblich vorangetrieben. Schließlich wird im Jahr 2002 die Open Courseware mit 32 Kursen etabliert, die die Idee zu ihrer heutigen Bekanntheit führt und die durch ähnlich gelagerte Initiativen der Universitäten in Yale, Michigan oder Berkeley zusätzlich gefördert wird. Um die unterschiedlichen Projekte zu bündeln und in eine standardisierte Richtung wei-

⁵⁴⁵ Siehe STEVEN R. LERMAN et al. (2008).

⁵⁴⁶ „timms“ steht für „Tübinger Internet Multimedia Server“.

terzuentwickeln wird 2005 das OpenCourseWare Consortium gegründet, das bis zum heutigen Tag über 13.000 Kurse in über 20 verschiedenen Sprachen disponiblist. ⁵⁴⁷ Während die reine Verfügbarmachung von Lehrinhalten über das Internet keine wirkliche Innovation darstellt, sieht dies für die strukturierte Aufmachung und Durchsuchbarkeit dank des Open Courseware-Konzepts schon anders aus. ⁵⁴⁸

Trotz der propagierten Öffnung der Lehrmaterialien kann auch Kritik an der Praxis der Verfügbarmachung geübt werden. Als mindestens fragwürdig kann man erwähnen, dass die Kurse häufig nicht vollständig sind und die Inhalte nur den bezahlenden Studierenden zur Verfügung stehen. Zudem sind die verfügbaren Unterrichtsmaterialien nicht immer aktuell und auch ein Feedbackkanal zur Diskussion beziehungsweise inhaltlichen Ergänzung fehlt. Das System unterstützt ungebundene Lernwillige auch nicht eine Lerngruppe zu gründen. Dies kann jedoch unter anderem durch die Plattform openstudy.com aufgefangen werden, die es erlaubt Lerngruppen zu bilden und gemeinsam Kurse zu bearbeiten.

Im Vergleich mit der Open Source Praxis erkennt man, dass im Fall von Open Science, die Lehrinhalte kostenlos und zur beliebigen Weiterverwendung herausgegeben werden, ebenso wie Quellcode. Jedoch besteht eine sich damit ergebende Herausforderung in der Berücksichtigung der Verwendung ohnehin offener beziehungsweise nicht-kopierschutzrechtlich geschützter Informationen. Die Inhalte des MIT sind grundsätzlich mit dem Standard der Creative Commons, Non Commercial-Share Alike-Lizenz ausgestattet. ⁵⁴⁹ Damit können die Inhalte nicht nur genutzt, sondern auch in der bestehenden oder einer angepassten Form distribuiert werden, das heißt die Inhalte können editiert, übersetzt, durch zusätzliche Informationen angereichert oder auch mit anderen Inhalten kombiniert werden. Eine Bedingung ist jedoch, dass die Inhalte bei einer Pluralisierung nicht für kommerzielle Zwecke ge-

⁵⁴⁷ Für eine detaillierte Geschichte siehe auch HAL ABELSON (2007).

⁵⁴⁸ Für weitere Informationen zu Open Courseware und damit zusammenhängend Open Source Software siehe zum Beispiel STEFAN BALDI, HAUKE HEIER ANETT MEHLER-BICHLER (2002).

⁵⁴⁹ Zum Begriff „Commons“ siehe die Kapitel 1 und 6.8.6.1.

nutzt werden, die ursprünglichen Verfasser genannt beziehungsweise zitiert werden und im Falle einer Wiederveröffentlichung ebenfalls offen beziehungsweise unter den gleichen Bedingungen angeboten werden (LERMAN et al. 2008).

Open Courseware fehlen aber kritische Elemente, wie eine gemeinschaftliche Erstellung der Inhalte, eine weitergehende rechtliche Standardisierung und eine zugrundeliegende eigene Idee. Hinzu kommen folgende Kritikpunkte:

„Results indicated that the greatest incentives for OCW use were the following: (a) no cost for materials, (b) resources available at any time, (c) pursuing in depth a topic that interests me, (d) learning for personal knowledge or enjoyment, and (e) materials in an OCW are fairly easy to access and find. The greatest disincentives for OCW use were the following: a) no certificate or degree awarded, (b) does not cover my topic of interest in the depth I desire, (c) a lack of professional support provided by subject tutors or experts, (d) a lack of guidance provided by support specialists, and (e) the feeling that the material is overwhelming.“ (BAKER et al. 2009)

Wie BAKER (ebd.) deutlich macht, stehen den positiven Eigenschaften noch zahlreiche ungeklärte Aspekte gegenüber. Gerade ein fehlendes Zertifikat respektive ein Abschluss, die fehlenden Möglichkeiten zur individuellen Vertiefung oder auch die fehlende Unterstützung durch das Lehrpersonal erscheinen als schwerwiegende Mängel, die in Teilen mit Massive Open Online Courses (MOOCs) überwunden werden sollen (BREMER 2013). Einer der geistigen Väter dieser erst in den letzten Jahren entstandenen Lehrformen ist STEPHEN DOWNES (2012). Es handelt sich hierbei um Online-Kurse, die in wenigen Wochen ein spezifisches Thema zum Gegenstand haben. Für die Teilnehmer werden Materialien und weiterführende Literaturhinweise zur Verfügung gestellt und die Seminare über Videokonferenzen live gehalten, deren Aufzeichnungen auch später noch disponibel sind. Im Laufe der Zeit haben sich aber unterschiedliche Formen von MOOCs herausgebildet, die es im Folgenden kurz zu betrachten gilt.

Zunächst bedeutet „Massive“ nichts anderes als eine große Teilnehmerzahl. Die Kurse werden also für viele Teilnehmer angeboten. Wie hoch jedoch die Teilnehmer-

zahl sein muss, um einen Kurs als „Massive“ zu bezeichnen ist zunächst unklar. Als Konsens wird heute die Dunbar-Zahl (150) angenommen (DOWNES 2012). Tatsächlich überschreiten manche Angebote diese Zahl jedoch um ein Vielfaches, wenn beispielsweise zum Thema „Artificial Intelligence“ an der Stanford University 160.000 Teilnehmer verzeichnet werden. Am Ende der Kurse lässt sich über eine Prüfung ein Zertifikat erwerben.

Offen sind MOOCs, weil sie grundsätzlich keine Zugangsvoraussetzungen haben, die Lernenden sich ihre Lernziele selbst stecken können und das Material offen zur Verfügung gestellt wird. Kritisch ist jedoch, dass Lernende, die am Ende eine Bescheinigung über erbrachte Leistungen erhalten wollen, eine Gebühr bezahlen müssen und manche Inhalte nur nach einer Registrierung erhältlich sind. Nicht selten gibt es auch kommerzielle Anbieter von MOOCs wie Udacity oder Coursera, die die Idee einer Öffnung zu kompromittieren scheinen.

Wie bereits angedeutet gibt es verschiedene Ausprägungen von MOOCs. So gibt es beispielsweise xMOOCs und cMOOCs. Das „x“ in xMOOCs ist eine Kennzeichnung von Kursen an der Harvard Universität beziehungsweise des MIT, die extern zur Verfügung gestellt werden. xMOOCs besitzen eine klare Struktur und Lernziele. Die Kurse werden von einem Lehrenden in einer Videoübertragung gehalten und durch Übungsaufgaben ergänzt. Eine Betreuung der Lernenden wird über Foren verwirklicht, in denen sich die Lernenden gegenseitig unterstützen. Am Ende eines Kurses kann häufig ein Zertifikat erworben werden. Aufgrund der bereits oben genannten hohen Nutzerzahlen ist die Betreuung jedoch kritisch. Ebenso sind die Inhalte nicht auf eine bestimmte Zielgruppe zugeschnitten und das Aufgabenvolumen zwischen den Kurseinheiten so hoch, so dass die Abbrecherquoten beachtlich sind. Eine andere Variante sind die cMOOCs. Das „c“ steht hier für konnektivistisch oder auch konstruktivistisch. Bekannt wurde diese Lehrmethode durch Seminare von DAVID WILEY im Jahr 2007 sowie GEORGE SIEMENS und STEPHEN DOWNES im Jahr 2008. SIEMENS erklärt Konnektivismus wie folgt: Es komme heute immer weniger

auf das „Wissen, was“ oder das „Wissen, wie“, sondern vielmehr auf das „Wissen, wo“ an. Gemeint ist damit zu wissen, wo man relevante Informationen findet das heißt Knoten zu kennen, mit denen sich Informationen vernetzen lassen. Diese Knoten können Personen, Netzwerke, Internetseiten oder Ähnliches sein, an denen man partizipieren kann. cMOOCs sind derart strukturiert, dass die Kurse einem Themenschwerpunkt folgen, der in zwei Wochenabständen gelehrt wird. Der Unterschied zu den xMOOCs ist jedoch, dass die über eine Website oder ein Wiki zur Verfügung gestellten Inhalte bei diesem Verfahren plural durch Inhalte der Lernenden auf ihren eigenen Internetseiten, Blogs und sozialen Medien ergänzt werden. Dies lässt individuelle Vertiefungen und Beschäftigungsschwerpunkte und -häufigkeiten zu. Gleichzeitig besteht hierin auch die Herausforderung für die Teilnehmer: Sie müssen sich selbst mit den Inhalten auseinandersetzen, um sie zu vertiefen und sie müssen selbst entscheiden zu welchen Inhalten sie etwas beitragen wollen. Zudem ist die mögliche Diversität der zusätzlichen Informationen, die nicht auf einer Seite gebündelt sind ein Problem für die Lehrenden und Lernenden. Schließlich bleibt hierzu festzuhalten, dass die Verbreitung von MOOCs derart akzeleriert angestiegen ist, dass es kaum noch möglich ist den Überblick über die Angebote zu behalten.

6.8.6.2 In der Praxis

In der frühen Phase der Online-Publikationen boten Verlage häufig zunächst eine HTML-Version der Texte an. Mit dem Jahr 1993 und der Veröffentlichung des PDF-Formats⁵⁵⁰ wird das Angebot um dieses Dateiformat als neuer Standard ergänzt, dass sich mit der Zeit durchsetzt, so dass die HTML-Publikationen zunehmend eingestellt werden (BJÖRK 2011).

⁵⁵⁰ Die Firma Adobe entwickelt das plattformunabhängige PDF (Portable Document Format), das eine druckseitengetreue Wiedergabe von Seiten, das verlustfreie Einfügen von Grafiken, Hyperlinks und inzwischen auch von Audio- und Video-Dateien bis hin zu 3D-Dateien ermöglicht.

Ab 1996 beginnt auch eine neue Phase des Internets durch das offene WWW-Protokoll von TIM BERNERS LEE⁵⁵¹, dass die Kommerzialisierung des Internets mit sich bringt, die sich auch auf das wissenschaftliche Verlagswesen auswirkt. Die Fachverlage bemühen sich jetzt stärker als zuvor um die Pluralisierung ihrer renommiertesten Zeitschriften, die sie als Parallelerscheinungen nun auch in dem neuen Medium herausgeben. Eines der wesentlichen Ziele der Verlage ist aber weniger die Verfügbarmachung älterer Artikel als die aktueller Volltexte (KELLER 2005, S. 41). Dabei zeigen die statistischen Daten der Elektronischen Zeitschriftenbibliothek, dass von 66.864 Onlinezeitschriften heute die freien Onlinezeitschriften die lizenzpflichtigen überholt haben (siehe Abbildung 19). Davon sind aber nur 10.629 Zeitschriften reine Onlinepublikationen, die kein papiernes Äquivalent haben (UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK REGENSBURG 2016, S. 2).

2005 scheint es KELLER (KELLER 2005, S. 50), als ob die „reinen Online-Zeitschriften durch das massive Wachstum an digitalen Parallelpublikationen verdrängt werden“. Mit dem Abstand aus dem Jahr 2014 wird deutlich, dass reine Online-Zeitschriften noch immer unterrepräsentiert sind, auch wenn in den letzten Jahren ein leichter Trend zu reinen Onlinepublikationen identifizierbar scheint. Der Markt der Onlinezeitschriften von heute zeigt also, dass die meisten von ihnen Ableger etablierter Printprodukte sind, die nur in eine neue Distributionsform überführt wurden. Dabei imitieren die meisten nahezu vollständig ihr analoges Pendant. Innovationen, die auch das Potential der Online-Welt beziehungsweise des Web 2.0 ausnutzen sind bis heute eher selten.

Als Lizenzmodelle für diese Zeitschriften gibt es einerseits das klassische Abonnement und andererseits die gebündelte Lizenz, mit der Bibliotheken Zugriff auf mehrere Zeitschriften bekommen. Darüber hinaus gibt es den Zugriff auf Informationen im pay-per-view-Verfahren, bei dem Nutzer für die Betrachtung eines einzigen Artikels eine Gebühr bezahlen müssen. Mit Blick auf Open Access sind aber zwei weitere

⁵⁵¹ Siehe Kapitel 6.8.3.

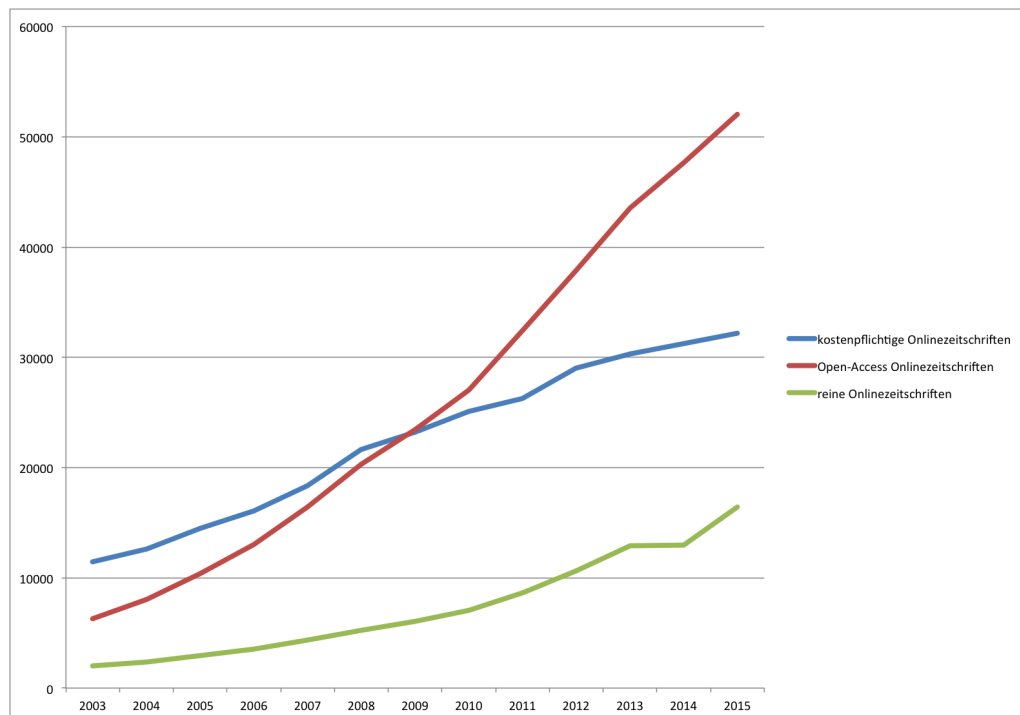


Abbildung 19: Vergleich von kostenpflichtigen, Open Access und reinen Onlinezeitschriften (Quelle: UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK REGENSBURG 2010, S. 2; 2016, S. 2).

Standards zu nennen: Der sogenannte „Goldene Weg“ beschreibt das direkte Veröffentlichung von Informationen im Internet. Der sogenannte „Grüne Weg“ beschreibt die Veröffentlichung von Artikeln in einer traditionellen Abonnementzeitschrift mit gleichzeitiger Open Access-Veröffentlichung im Internet. Professionelle Open Access-Zeitschriften sind aber auch nicht kostenlos zu haben. So wird zumeist eine Gebühr für die Bearbeitung (Annahme, Layout, peer review etc.) und Publikation von den Autoren verlangt.⁵⁵² Dabei versuchen die Verlage kostensparend zu arbeiten, indem sie zum Beispiel spezielle Open Source-Software wie das Open Journal System (OJS) einsetzen.⁵⁵³

⁵⁵² Die Kosten für einen Autor zur Veröffentlichung zum Beispiel in der „Medical Education Online“ belaufen sich im Jahr 2014 auf \$ 850. „Hindawi“, ein ägyptischer Verleger nimmt für eine Publikation circa \$ 600. Zum Thema Kosten für unterschiedliche Verlagsweisen siehe auch BIRGIT SCHMIDT (2006).

⁵⁵³ Zum Thema Open Source siehe Kapitel 6.8.4.

BjÖRK stellt 2011 eine Studie von 25 Open Access-Zeitschriftenportalen vor, die er mit Blick auf innovative und erfolgreiche Funktionen hin untersucht (BjÖRK 2011). Einige der Vorteile sind zum Beispiel die Akzeleration des Veröffentlichungsprozesses oder sich ergebende Transparenz durch Verlinkung von Zitaten und Quellen, automatisierte E-Mails bei Verfügbarkeit neuer Artikel zu speziellen Themen oder spezifische Software zur leichteren Einreichung, Bearbeitung und Disponibilisierung von Artikeln. Dadurch reduzieren sich sich die Kosten der Verlage für Mitarbeiter sowie Computer und Software.

Als besonderes Manko und wahrscheinlich noch immer nachhaltiger Grund für die Ablehnung einer Veröffentlichung in einem Open Access-Journal wird immer wieder das problematische peer review-Verfahren⁵⁵⁴ ins Feld geführt. Gerade aber im Open Access-Segment werden neue Verfahren des peer review ausprobiert. Die generelle Idee des Open Peer Review-Verfahrens ist, dass die im klassischen peer review-Verfahren bestehende Informationsungleichheit zwischen Gutachter und Autor über die Identität und Bewertung aufgehoben werden soll. Hierzu soll im Idealfall der Autor die Identität des Gutachters und seine Bewertung erfahren (MÜLLER 2010, S. 110). Vermieden werden sollen damit ungerechtfertigte und nicht offen erkennbare Qualitätskriterien sowie im schlimmsten Fall unsachliche oder gar beleidigende Gutachten. Gefahren dieses transparenten Verfahrens liegen beispielsweise in einer weicheren Begutachtung, die auch zu einer geringeren Zahl von Ablehnungen führt.⁵⁵⁵ Eine weitere Gefahr besteht in der Situation ein Manuskript zu begutachten, dem ein Gutachter fachlich nicht gewachsen ist oder dessen Autor bereits eine gewisse wissenschaftliche Reputation besitzt, die dem Gutachter so noch nicht zukommt. In diesen Fällen besteht ebenso eine Gefahr in einer unangemessenen Kritik und

⁵⁵⁴ Siehe zum Beispiel UWE T. MÜLLER (2010).

⁵⁵⁵ Geringe Effekte für eine niedrige Zahl von Ablehnungen durch ein Open Peer Review-Verfahren haben beispielsweise ROOYEN et al. (1999) identifiziert.

einer Verstärkung des sogenannten Matthäus-Effekts.⁵⁵⁶ Die Sorge, die damit einher geht einen renomierten Forscher zu kritisieren könnte auch sein, an anderer Stelle selbst eine niederschmetternde Kritik zu erfahren. MÜLLER (ebd., S. 112) macht aber weiterhin darauf aufmerksam, dass das Gutachterverfahren und die Veröffentlichung der Identität eines Gutachters sich auch positiv auf dessen Reputation auswirken könnten, wenn die Qualität seiner Gutachten mit in das wissenschaftliche Anerkennungssystem einbezogen würde. Weitere Vorteile des Open Peer Review sind die Vermeidung des häufig fehlerhaften Anonymisierungsprozesses von Artikeln und Gutachten und die direkte Kommunikation beziehungsweise der offene argumentative Austausch zwischen Gutachtern und Autoren, was eventuell zu einer akzelerierten Begutachtung führen kann. WALSH et al. (2000) finden heraus, dass die Gutachten im Open Peer Review nicht nur qualitativ höherwertig und sachlicher formuliert sind, sondern für die Erstellung der Gutachten auch mehr Zeit aufgewendet wird. Zudem ist die Wahrscheinlichkeit einer erfolgreichen Aufnahme in eine Zeitschrift höher.

Als positive Beispiele für die Etablierung des Open Peer Review Verfahrens lassen sich unter anderem einige der unter dem Label British Medical Journal firmierenden Zeitschriften nennen. Aber auch das Journal Atmospheric Chemistry and Physics hat ein Open Peer Review-Standard eingeführt, der im Folgenden näher ausgeführt werden soll.

Bei dem Mehrebenenverfahren des Scientific Journal for Atmospheric Chemistry and Physics (ACP) werden eingereichte Artikel zunächst einer ersten Kurzüberprüfung unterzogen, um sie zeitnah als Diskussionspapiere in einem Online-Forum zu disponibilisieren (siehe Abbildung 20). Hier haben innerhalb von acht Wochen die offiziellen Gutachter sowie alle interessierten Leser, aber auch die Autoren selbst die Möglichkeit an den Diskussionen über die Artikel zu partizipieren und entsprechende Argumente auszutauschen. Während die Kommentare aller Teilnehmer namentlich

⁵⁵⁶ Der Matthäus-Effekt beschreibt die Bevorzugung wissenschaftlich angesehener Forscher im Review-Verfahren.

benannt werden, haben lediglich die Gutachter die Möglichkeit anonym zu bleiben. In der zweiten Phase werden die Überarbeitungen und das Begutachtungsverfahren in der traditionellen Weise fortgesetzt. Falls der Artikel final akzeptiert wird, wird er in der Zeitschrift veröffentlicht. Die während der ersten Phase gemachten Kommentare im Diskussionsforum bleiben transparent, denn sie werden archiviert, so dass sie auch noch später durchsuchbar und / oder zitierbar sind.

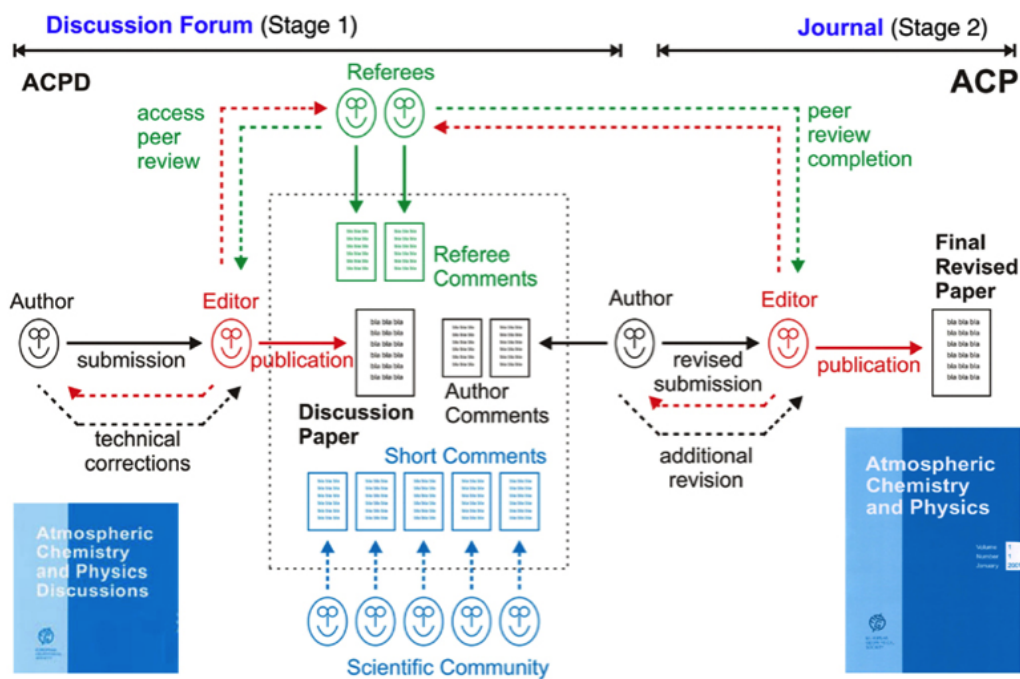


Abbildung 20: Das Open Peer Review-Verfahren der ACP
(Quelle: PÖSCHL 2012, S. 2).

Die Vorteile dieses Verfahrens lassen sich mit PÖSCHL (2012, S. 3) wie folgt zusammenfassen:

- Einerseits erlaubt dieses Verfahren (vor allem über das Diskussionspapierstadium) einen offenen Austausch und eine akzelerierte Verbreitung von neuen Ideen und Erkenntnissen, ohne, dass ein Gutachterprozess dies unnötig in die Länge zieht.

- Die transparente Disponibilisierung der Artikel und die Diskussionsmöglichkeit für die Kollegen erlaubt eine erhöhte und schnellere Aufmerksamkeitslenkung auf qualitativ hochwertige Artikel. Darüber hinaus schützt es vor Plagiarismus. Aber auch partizipative Elemente, wie eine offene und kritische Diskussion sowie Ergänzung der Inhalte und Methoden, die langfristig erhalten bleiben, bieten die Möglichkeit minderwertige Artikel schneller auszusortieren, die sonst längerfristig im Begutachtungsverfahren Ressourcen binden würden.

Das final veröffentlichte Papier bietet somit eine annehmbar hohe Dichte und Qualität wissenschaftlicher Arbeit für die Leser. Insofern bietet der Prozess Vorteile für die Autoren, Reviewer, den Verlag sowie die Leser – kurz alle am Prozess wissenschaftlicher Publikation Beteiligten. Zudem erlaubt das transparente Verfahren eine Untersuchung der Unterschiede zwischen dem als Diskussionspapier veröffentlichten Artikel und dem final publizierten Papier. Schließlich muss aber auch noch kritisch angemerkt werden, dass möglicherweise die Kommentatoren, nicht notwendiger Weise auch die qualifiziertesten für die Kommentierung sein müssen oder auch von Vorurteilen gegenüber Methoden und Ergebnissen geprägt sein können beziehungsweise die eigentlichen Experten zu beschäftigt sind. Weiterhin hat sich gezeigt, dass die Beteiligung der Leser beziehungsweise Rezipienten am Begutachtungsprozess äußerst gering ist.

Als bisher erfolgreich hat sich auch die Begutachtungspraxis des PLoS ONE⁵⁵⁷ erwiesen. Ihr Ziel beschreiben sie wie folgt:

„Often a journal’s decision not to publish a paper reflects an editor’s opinion about what is likely to have substantial impact in a given field. These subjective judgments can delay the publication of work that later proves to be of major significance. PLOS ONE will rigorously peer-review your submissions and publish all papers that are judged to be technically sound. Judgments about the importance of any particular paper are then made after publication by

⁵⁵⁷ „PLoS ONE“ steht für „Public Library of Science“; Die PLoS-Biology hat zwischenzeitlich den höchsten ISI-Impact-Faktor aller Biologie Journale.

the readership, who are the most qualified to determine what is of interest to them.“ (PLOS.ORG 2014a)

Auch wenn hier in vergleichbarer Weise der Rezipient betont wird, so wird er doch in grundsätzlich anderer Weise in das review-Verfahren eingebunden. PLoS ONE nutzt nämlich Statistiken zu Abrufen, Zitationen, Speicherungen, Diskussionen und Empfehlungen (PLOS.ORG 2014b).

Eine weitere Form der Open Access-Publikation ist die nachgelagerte Öffnung. Zum Beispiel nutzen einige der 1.765 Journale der Highwire Press die Möglichkeit die Artikel nach einem Jahr – und einige wenige Journale auch schon nach kürzeren Zeiträumen – unter einer Open Access-Lizenz offen disponibel zu machen. The Open Medicine Journal verfolgt einen Wikipedia-Ansatz und veröffentlicht zunächst alle Artikel nach einem Standardverfahren zur Begutachtung. Danach können die Leser ein partizipativen Verfahren Veränderungen und Hinzufügungen machen und diese mittels einer Versionshistorie nachverfolgen.

2009 erregt der Verlag Bentham and Dove Press Aufsehen. PHIL DAVIS reicht einen Beitrag ein, der zwar grammatikalisch korrekt aber von einer Software geschrieben ist. Das Außergewöhnliche ist jedoch, dass der Beitrag akzeptiert und veröffentlicht worden wäre, sobald DAVIS eine Gebühr von \$ 800 gezahlt hätte. Im Zuge der medialen Aufmerksamkeit, die dem Fall zuteil wird, tritt der Chefredakteur der betroffenen Zeitschrift zurück.

Schließlich soll noch auf eine interessante Auswertung der Daten des Directory of Open Access Journals verwiesen werden. Hier lassen sich alle Staaten mit Open Access-Journalen anzeigen, von denen in Abbildung 21 die 20 Staaten mit den meisten Journalen abgebildet sind.

Festzuhalten gilt, dass offenbar viele Open Access-Journale, aber auch einige der etablierten Journale neue Wege der wissenschaftlichen Publikation zu gehen versuchen, um einen Wandel vom traditionellen Lizenzmodell zur Open Access-

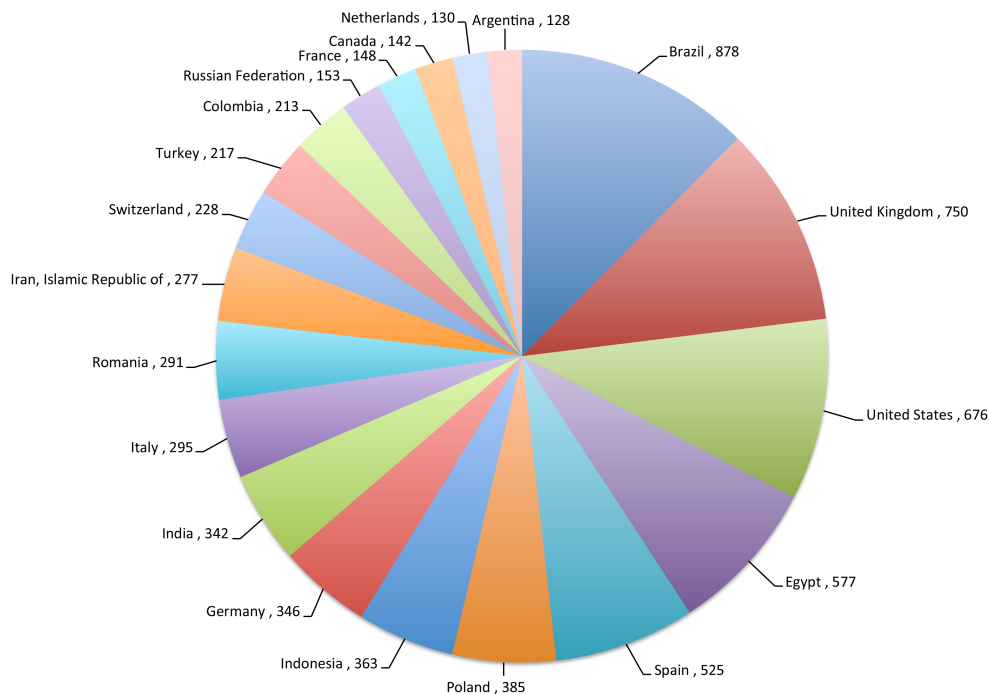


Abbildung 21: Staaten mit den meisten Open Access-Journalen
(Quelle: DIRECTORY OF OPEN ACCESS JOURNALS 2016).

Publikation zu vollziehen. Jedoch ist der Weg für die etablierten Journale häufig schwieriger, da die Gefahr besteht, dass die Einreichungen einbrechen. Ein erfolgreiches Beispiel ist das Nucleic Acids Research aus dem Jahr 2004. Aufgrund der ökonomischen Risiken haben sich einige Verleger zu Hybridmodellen entschlossen. Gegen eine zusätzliche Gebühr vom Autor wird der entsprechende Artikel in einem eigentlich lizenzpflichtigen Journal ebenfalls unter einer Open Access-Lizenz veröffentlicht.

Während also die Pioniere von Open Access-Journalen noch auf die Freiwilligkeit ihrer Mitarbeit und einfachste Websitelösungen setzen sind die Anforderungen mit den Jahren gestiegen. Dies führt entweder zum Ende für viele Akteure oder zu einer Professionalisierung, die nicht zuletzt auch mit dem Einstieg der bereits etablierten

Großverlage eintritt. Trotzdem gibt es aber noch immer offene Fragen und Probleme wie zum Beispiel:

- eine ausfallfreie Zugriffsmöglichkeit,
- Langzeitarchivierung oder
- ein Zugriff auf die Daten in zehn, fünfzig oder einhundert Jahren, wenn sich die Hard- und Softwarevoraussetzungen entscheidend weiterentwickelt haben sowie
- ein Mangel an älteren Jahrgängen beziehungsweise Dokumenten.

Es lassen sich aber mit BjÖRK (2011) zahlreiche Innovationen und Vorteile durch die Verbreitung von Open Access-Journalen identifizieren, die im Folgenden mit einigen Vorbehalten kontrastiert werden sollen.⁵⁵⁸ Open Access-Journale haben sich sowohl für die Verleger als auch für die Bibliotheken als wesentlicher Faktor zur Kostenersparnis erwiesen.

Open Access führt zur Emanzipation, Pluralisierung und Transparenz der Journale einerseits und über wissenschaftlich bearbeitete Themen andererseits, weil die Hürden sowohl ein Journal zu gründen als auch anzuschaffen niedriger sind. Hinzu kommt, dass Open Access es auch Wissenschaftlern in weniger entwickelten Ländern gestattet an Forschungsergebnissen der westlichen Welt zu partizipieren, die sonst aufgrund hoher Lizenzkosten nicht hätten beschafft werden können. Ermöglicht werden auch neue Qualitätssicherungsverfahren, zum Beispiel durch neue peer review-Methoden. Als innovative Methode mit durchaus beachtenswerter Wirkung hat sich das Verfahren der PLoS ONE-Journale erweisen. Dennoch wird die Qualität von Artikeln über Open Access-Verfahrensweisen immer wieder angezweifelt. Zudem sind die Autoren gegenüber Open Access skeptisch, da sie eine geringere

⁵⁵⁸ Zu einigen Vorteilen äußert sich auch schon KELLER (2005), doch entsprechen ihre Ergebnisse von 2005 nicht mehr dem aktuellen Stand der technischen Weiterentwicklung des Internets.

Wertschätzung ihrer Artikel befürchten, die sich zudem negativ auf ihre Quote bei der Beantragung von Forschungsgeldern auswirkt (OPEN-ACCESS.NET 2017).

Open Access macht aber auch ein akzeleriertes Publizieren von Artikeln möglich. Veröffentlichungen brauchen nicht mehr ein Jahr oder länger um der wissenschaftlichen Gemeinschaft zur Verfügung zu stehen, was bedeutet, dass die Autoren nicht mehr die Gefahr eingehen müssen, dass ihre Forschungsergebnisse bei der Veröffentlichung bereits veraltet sind. Ungeklärt sind aber Fragen der Langzeitarchivierung. Neue technische Standards oder Datenformate machen eine Portierung der Datenbestände nötig, die einen zusätzlichen technischen Aufwand bedeuten und höhere Kosten verursachen (ebd.).

Zudem ermöglicht Open Access die Pluralisierung von Layouts und Inhalten, dank neuer Softwarelösungen zum Desktop-Publishing. Dadurch ist die Einbindung von Hyperlinks, komplexen Formeln, Grafiken, Audio- und Videodaten bis hin zu 3D-Visualisierungen heute kein Problem mehr. Ebenso wird Partizipation durch ein quasi instantanes Feedback zu veröffentlichten Artikeln gefördert sowie die Möglichkeit dieses umgehend beziehungsweise auch über längere Zeiträume in die Artikel einzuarbeiten und diese somit beständig aktuell zu halten. Hilfreich sind auch Nutzungsstatistiken zu Open Access-Artikeln, die eine Bewertung des Einflusses eines Artikels erlauben. Weiterhin gestattet der Standard der Creative Commons-Lizenz auch die Weiternutzbarkeit und Veränderbarkeit der Informationen. Dennoch gibt es immer wieder auch rechtliche Vorbehalte mit Blick auf die Verwertungsrechte, wenn es zum Beispiel um eine erneute Publikation eines bereits veröffentlichten Artikels geht (ebd.). Für entsprechende Fälle gibt es aber Lizenzmodelle, die auch eine Mehrfachdisponibilisierung erlauben. Dabei sollten jedoch die folgenden zwei Aspekte nicht vergessen werden, auch wenn sie inzwischen zur täglichen Arbeit des wissenschaftlichen Personals gehören. Die Artikel sollten im Volltext durchsuchbar sein sowie zeit- und ortsunabhängig disponibel sein.

6.8.6.3 Vor- und Nachteile der Effekte von Open Science

Betrachtet man die in diesem Kapitel verhandelten Phänomene Open Science beziehungsweise Open Access, Massive Open Online Courses und Open Peer Review zeigen sich verschiedene Vor- und Nachteile. So lässt sich zum Beispiel positiv hervorheben, dass das Open Peer Review von eingereichten Artikeln einen zeitlichen Vorteil bedeutet, sowohl für die Autoren, die ihre Forschungsergebnisse akzeleriert publizieren können als auch für die Verlage, die aktuellere Beiträge in ihren Zeitschriften vorweisen können. Hinzu kommt, dass auch die inhaltliche Qualität der Artikel durch zum Beispiel das oben beschriebene, transparente Verfahren der ACP potentiell zunimmt. Werden die Artikel darüber hinaus in Open Access-Zeitschriften disponibilisiert hat die wissenschaftliche Gemeinschaft zudem den Vorteil ohne Kostenhürde auf diese zugreifen zu können. Die Kosten für die Begutachtung und Verfügbarmachung werden jedoch den Autoren aufgebürdet, so dass an anderer Stelle eine erneute Kostenhürde entsteht. Ein viables Kosten- und Erlösmodell scheint für Open Access noch immer nicht gefunden. Hinzu kommt und das gilt auch für die im nächsten Absatz genannten MOOC's, dass es keine Sicherheit dafür gibt, dass die Daten auch noch in 50, 100 oder 200 Jahren verfügbar sein werden. Neue Hard- und Software-Standards können zu massiven Problemen einer zukünftigen Disponibilisierung beziehungsweise Portierung älterer Datenbestände auf neue Speicher oder in neue Formate führen, was wiederum Kosten verursacht, deren Träger auch noch nicht bestimmt sind.

Einen großen Vorteil bieten MOOC's, da sie einer beliebigen Zahl von Teilnehmern die Partizipation und Kollaboration an wissenschaftlichen Informationen bieten. Da aber weder die Betreuung durch Lehrende beziehungsweise der kostenlose Zugang zu den Vorlesungs- und Seminarinhalten sichergestellt ist und diese stattdessen sogar durch kommerzielle Akteure wieder verschlossen werden erscheint das Konzept noch nicht vollkommen durchdacht. Die Menge der durchgenommenen Inhalte

erscheint ebenfalls noch nicht auf ein nebenberufliches Teilzeitstudium ausgelegt, so dass die Abbrecherquoten sehr hoch sind. Rückblickend zeigt sich aber, dass trotz der aufgeführten Hürden die Anstrengungen, die bisher auf dem Feld von Open Science unternommen worden sind durchaus einen fruchtbaren Boden für weitere Entwicklungen bieten, die auch die großen, kommerziell orientierten Verlagshäuser verstärkt zu einer Anpassung ihrer bisherigen Geschäftsmodelle anleiten.

6.8.7 Open Government

Ein weiteres Öffnungsphänomen, das aus den beschriebenen historischen Entwicklungen heraus entstanden ist, ist Open Government. Bis vor wenigen Jahren noch ist es kaum oder nur unter hohem organisatorischen, personellen und technischen Aufwand möglich, Verwaltungsdaten und -informationen für die Bevölkerung bereitzustellen. Mit der Entwicklung der modernen Computernetzwerke jedoch wird es möglich, diese Daten in Datenbanken und über Softwareapplikationen aufzubereiten und verfügbar zu machen. Die Behörden und Verwaltungen sind jedoch nicht immer zur Herausgabe von Daten bereit, was evident erscheint, wenn man sich zum Beispiel mit BARNICKEL und KLESSMANN (2012, S. 127) deutlich macht, dass diese Informationen natürlich Elitenwissen beziehungsweise Herrschaftswissen sind. Dennoch muss man sich auch darüber im Klaren sein, dass mehr offene Daten auch nicht automatisch zu einer demokratischeren Gesellschaft führen (JANSSEN et al. 2012, S. 21).

Doch was ist Open Government?⁵⁵⁹ HILL (2011, S. 58) definiert es wie folgt: „Bei Open Government handelt es sich um die aktive Bereitstellung von mit Steuergeld

⁵⁵⁹ In einer engen Verbindung mit dem Open Government-Begriff steht auch das Schlagwort der „E-“ oder „Direct-Democracy“. Dies meint die Möglichkeit durch Abstimmungen zum Beispiel via Referenden, Initiativen oder Recalls über eine breite Palette von Themen an politischen Entscheidungsprozessen zu partizipieren (ROBINSON et al. 2010, S. 87; siehe auch CRONIN 2006).

erhobenen Daten zur Nutzung durch die Öffentlichkeit.“⁵⁶⁰ Diese zunächst sehr einfache Definition reicht aber nicht aus, um zu verstehen was sich alles für Prozesse, Probleme, Risiken aber auch Potentiale und positive Effekte dahinter verbergen. Eine weitere Bestimmung dessen, was unter Open Government verstanden werden kann, liefert das US-amerikanische Office of Management and Budget:

„The three principles of transparency, participation, and collaboration form the cornerstone of an open government. Transparency promotes accountability by providing the public with information about what the Government is doing. Participation allows members of the public to contribute ideas and expertise so that their government can make policies with the benefit of information that is widely dispersed in society. Collaboration improves the effectiveness of Government by encouraging partnerships and cooperation within the Federal Government, across levels of government, and between the Government and private institutions.“ (ORSZAG 2009)

Das Ziel von Open Government ist mehr Transparenz und Partizipation, das heißt eine intensivere Zusammenarbeit, eine Zunahme an politischen, sozialen oder ökonomischen Innovationen und eine Verbesserung des gemeinschaftlichen Geistes (LUCKE 2010a, S. II). Mit HILL (2011, S. 59) lässt sich noch der Aspekt der Rechenschaft (Accountability) über Handlungen des Staates hinzufügen. Die Bürger bekommen mit dem Zugriff auf offene Daten und Dokumente die Gelegenheit die Handlungen ihres Staates zu überprüfen.

TIM O'REILLY hat bei der Entwicklung eines Verständnisses von Open Government ebenso mitgewirkt. Er liefert die Idee, Open Government als Plattform für kollektive Handlungen zu verstehen auf der zivilgesellschaftliche Akteure kollaborieren können beziehungsweise, wo sich Staat und Bürger auf Augenhöhe begegnen (O'REILLY

⁵⁶⁰ Eine ähnliche erste Definition geben auch LATHROP und RUMA, wenn sie Open Government als die Möglichkeit „that the people have the right to access the documents and proceedings of government“ (LATHROP und RUMA 2010, S. xxi) bestimmen. In einem erweiterten Verständnis meint Open Government für sie eine „government where citizens not only have access to information, documents, and proceedings, but can also become participants in a meaningful way. Open government also means improved communication and operations within the various branches and levels of government.“ (ebd.)

2010, S. 38). Um seinen Anspruch deutlicher zu machen, zitiert er THOMAS JEFFERSON: „every man [...] feels that he is a participator in the government of affairs, not merely at an election one day in the year, but every day“ (JEFFERSON 1816 nach O'REILLY 2010, S. 38). Ein Staat hat nach seiner Auffassung die Aufgabe als „convener“ und „enabler“ zu fungieren. Er entwickelt und begründet seine Idee entlang aktueller technischer Entwicklungen: So führt er beispielsweise das Unternehmen Apple an, das seine Softwareplattform für das iPhone für Entwickler geöffnet hat, so dass diese Programme herstellen und anschließend disponibilisieren können.⁵⁶¹ Diese Maßnahme führt zu einer akzelerierten Pluralisierung der angebotenen Programme und damit der Attraktivität des Smartphones (ebd., S. 39). Offene Plattformen, so sein daraus gezogener Schluss, erlauben also größere Kreativität sowie Nutzungs- und Innovationspotentiale – eine Erkenntnis, die sich auch Open Government-Plattformen zunutze machen sollten (ebd., S. 41). Eine weitere Beobachtung ist, dass auch die besten Plattformen mit der Zeit an Innovationskraft verlieren, weil die Bereitsteller einer Plattform zu Konkurrenten ihres eigenen Entwickler-Ökosystems werden. Daher sollte der Staat all seine Macht einsetzen, um offene Standards zu nutzen und weiterzuentwickeln, um Interoperabilität sicherzustellen, so dass keine Monopole oder Vormachtstellungen einiger weniger Akteure entstehen (ebd., S. 16). Dies – so verweist O'REILLY – geschehe bereits sehr erfolgreich auf dem US-amerikanischen Portal Data.gov, das die Ideen aufnimmt und sinnvoll weiterentwickelt (ebd., S. 17).

Geprägt wird Open Government also durch „Offenheit, Transparenz, Partizipation, Kollaboration, Innovation, Öffnung, Offenheit (sic!), frei verfügbare Daten, offene Standards und Schnittstellen sowie quelloffene Software [, die zu einem] neue[n] partnerschaftliche[n] Verhältnis zum Bürger“ (LUCKE 2010a, S. II) führen sollen. Dieses neue Verhältnis bedeutet für öffentliche Verwaltungen ein massives

⁵⁶¹ Ähnlich ging beispielsweise auch schon IBM vor, als sie es ab 1981 ermöglichten Computer-Hardware nach eigenen Vorstellungen zusammenbauen zu können oder Microsoft, das anderen Entwicklern gestattete, eigene Anwendungsprogramme für das Betriebssystem zu schreiben (O'REILLY 2010, S. 15).

Umdenken, einen Paradigmenwechsel, wenn man zum Beispiel an der Planung von Projekten die Bevölkerung partizipieren lässt, ebenso mit Wirtschaft und Wissenschaft diskutieren soll, während man diese noch bis vor wenigen Jahren in einem Top-Down-Verfahren realisiert hat. Somit kommen weitere Elemente wie zum Beispiel E-Government oder Open Data⁵⁶² hinzu, ohne dass dabei aber die traditionellen Informationsveranstaltungen vergessen werden dürfen (ERLER 2012, S. 283). Deutlich wird der Paradigmenwechsel auch, wenn man sich die praktischen Veränderungen ansieht, die mit Open Government einhergehen. So findet zunächst ein Wechsel von Papier auf digitale Dokumente statt; Kommunikation und eine Einsicht in Dokumente und Daten erfolgt jetzt ebenfalls über ein Webportal und schließlich gilt es sicherzustellen, dass bereitgestellte Dokumente und Daten nicht manipuliert und missbraucht werden und Persönlichkeits- und Datenschutzrechte respektiert werden (ebd., S. 285). Dank der Pluralität der verfügbaren Werkzeuge hat Open Government das Potential, mindestens genauso tiefgreifend wirksam zu werden, wie zuletzt die Verwaltungsreform durch MAX WEBER hin zu einer modernen Demokratie (HILL 2011, S. 53). Dabei kann eine weitere sinnvolle und positive Entwicklung sein, dass zum Beispiel Angestellte in öffentlichen Verwaltungen neue Befugnisse erhalten und sich daraus neue Beziehungen ergeben, die eine Transformation weg von einem reinen Top-Down- hin zu einem reziproken Verhältnis zwischen Verwaltungsebenen und Verwaltungsorganisationen fördern (O'REILLY 2010, S. 20). Open Government wirkt also insbesondere auf drei Bereiche: Kommunikation, Beziehungen mit Dritten (insbesondere den Bürgern) und Information (GEIGER 2012, S. 97).

6.8.7.1 Die Geschichte von Open Government

Auf einzelne Elemente aus der Geschichte von Open Government im Kontext der Medienentwicklung wurde schon im Zuge der vorherigen Kapitel immer wieder

⁵⁶² Siehe Kapitel 6.8.7.1.

verwiesen. TAUBERER (2014, S. 2) erkennt als früheste Formen von Open Government, die im sechsten Jahrhundert v. Chr. in Athen durch SOLON veröffentlichten Gesetzestexte. Anzumerken ist jedoch, dass es zum Beispiel mit der oben angesprochenen HAMMURAPI-Säule schon sehr viel früher eine transparente Verbreitung von Gesetzestexten gibt, die somit ebenfalls in die Geschichte des Open Government gestellt werden müssen. Die Motive für die Disponibilisierung der Gesetze können wohl in den Unklarheiten über rechtliche Fragen beziehungsweise fehlende Informationen zu sozialen und ökonomischen Problemen gesehen werden, die die herrschenden Eliten in jener Zeit zu dieser Maßnahme veranlassen (TAUBERER 2014, S. 3).

Im Mittelalter liefern die Westgoten ein weiteres Beispiel, die zwischen 649 und 652 n. Chr. ein erstes standardisiertes Kopierschutzrecht beschließen. Den Ausgangspunkt bilden die Mönche, die als Kopisten getreu dem Motto „To every cow her calf, and consequently to every book its copy“ (ebd., S. 2) für jede angefertigte Kopie eines Buches eine weitere Kopie dem Originalautor abgeben sollen. Noch bemerkenswerter aber ist, dass in dem Gesetz gleichzeitig ein Maximalpreis für eine Kopie festgehalten wird: „it shall not be legal for a vendor to sell a copy of this book for more than four hundred solidi“, was heute circa \$ 100.000 – \$ 400.000 entspricht. Diese Praxis, so interpretiert TAUBERER (2014, 3f.) dient wahrscheinlich dazu, dem Buch einen höheren Verbreitungsgrad zukommen zu lassen, als es wahrscheinlich ohne diese Regel gehabt hätte.

Versteht man diese historischen Beispiele als Keime für die Idee von Open Government, liegen weitere Quellen sowohl in der Entwicklung der Pressefreiheit als auch in der Etablierung der Informationsfreiheitsgesetze begründet.⁵⁶³ Das Erste dieser Gesetze entsteht 1766 in Schweden, wo die Transparenz verwalterischer Handlungen in die Verfassung eingeschrieben wird. Der Weg zum Erlass des Gesetzes führt über den Priester, Farmer, Arzt und Aufklärungsdenker ANDERS CHYDENIUS, der später

⁵⁶³ Zur Entwicklung der Pressefreiheit siehe Kapitel 4.2.2; Zur Entwicklung der Informationsfreiheitsgesetze siehe Kapitel 6.8.7.1.

auch die „offentlighetsprincipen“ – die Öffentlichkeitsprinzipien – verkündet (ebd., S. 6). Er argumentiert gegen die von der Regierung garantierten Wirtschaftsmonopole für bestimmte Regionen und verlangt für seine Region die gleichen Rechte. Als er zwischen 1765 und 1766 in das schwedische Nationalparlament eintritt, verteidigt er einerseits weiterhin seinen Anspruch auf ökonomische Freiheiten sowie andererseits die Möglichkeit für die Öffentlichkeit an nationalen Debatten teilzunehmen. Er ist es auch, der als Sekretär des Komitees für Pressefreiheit den Gesetzentwurf zur Informationsfreiheit einreicht. Mit ihm sollen sowohl Pressefreiheit als auch das Recht auf offenen Zugang zu Regierungsinformationen garantiert werden. Mit der Zustimmung zu dem Gesetzentwurf besteht ein garantierter Zugang zu Regierungsinformationen und -dokumenten sowie zu Stimmvergaben bei Wahlen:

„1. [A]ll exchanges of correspondence, species facti, documents, protocols, judgments and awards [...] when requested, shall immediately be issued to anyone who applies for them.

2. [I]n order to prevent the several kinds of hazardous consequences that may follow from imprudent votes, likewise graciously decided that [judges] shall no longer be protected behind an anonymity that is no less injurious than unnecessary; for which reason when anyone, whether he is a party to the case or not, announces his wish to print older or more recent voting records in cases where votes have occurred, they shall, as soon as a judgment or verdict has been given in the matter, immediately be released for a fee, when for each votum the full name of each voting member should also be clearly set out [...] and that on pain of the loss of office for whosoever refuses to do so or to any degree obstructs it“ (HOGG 2006 zitiert nach TAUBERER 2014, S. 7).

Informationelle Transparenz wird also darauf bezogen, dass Informationen schriftlich fixiert und öffentlich zugänglich gemacht werden sollen (GRAUDENZ et al. 2009, S. 39). Das Gesetz kann sich ganze sechs Jahre halten, bis es durch König GUSTAV III. wieder abgeschafft wird (TAUBERER 2014, S. 6). Schweden hätte als leuchtendes Vorbild der Aufklärung für Europa dienen können, doch verlaufen die weiteren Entwicklungen im Anschluss daran eher schleppend. Finnland – ein Teil Schwedens zu dieser Zeit – übernimmt 1766 das Informationsfreiheitsgesetz. Es behält es sogar

über die Zeit der russischen Herrschaft im 19. Jahrhundert und übernimmt es als Gesetz mit seiner Selbstständigkeit 1919. In Frankreich gibt es ebenso Öffnungsbestrebungen. Dort öffnet das französische Nationalarchiv für drei Tage pro Woche für die Öffentlichkeit seine Türen (ebd., S. 7).

Im Deutschen Reich herrscht eher Untätigkeit, auch wenn KARL FREIHERR VON UND ZUM STEIN in der Nassauer Denkschrift über die Einbeziehung der Bürger in die Provinzialverwaltungen von 1807 schreibt:

„Ersparung an Verwaltungskosten ist aber der weniger bedeutende Gewinn, der erhalten wird durch die vorgeschlagene Teilnahme der Eigentümer an der Provinzial-Verwaltung, sondern weit wichtiger ist die Belebung des Gemeingeistes und Bürgersinns, die Benutzung der schlafenden oder falsch geleiteten Kräfte und der zerstreut liegenden Kenntnisse, der Einklang zwischen dem Geist der Nation, ihren Ansichten und Bedürfnissen und denen der Staatsbehörden, die Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und Nationalehre.

Der Formenkram und Dienst-Mechanismus in den Kollegien wird durch Aufnahme von Menschen aus dem Gewirre des praktischen Lebens zertrümmert, und an seine Stelle tritt ein lebendiger, fortstrebender, schaffender Geist und ein aus der Fülle der Natur genommener Reichtum von Ansichten und Gefühlen.“ (STEIN 1807 zitiert nach GRAUDENZ 2009, 13f.)

Dieses Zitat aus dem Jahr 1807 beinhaltet bereits zahlreiche Argumente, die auch in der heutigen Diskussion Verwendung finden. So lässt sich zunächst der Hinweis auf weniger relevante Einsparungen bei Verwaltungskosten identifizieren sowie ein Hinzugewinn an Gemeingeist durch die Partizipation der Bürger. STEIN verweist ebenfalls auf die in der Bevölkerung schlummernden und bedeutsamen Kenntnisse, die es zu nutzen gelte. Nicht zuletzt verweist er auch auf den Effekt der Pluralisierung im Zuge der Einbeziehung der Menschen in die Verwaltungs- und Dienststrukturen sowie -prozesse.

In den USA gibt es ab 1966 ein Gesetz zur Informationsfreiheit, den sogenannten Freedom of Information Act. Dieses Gesetz steht in einer engen Verbindung mit den

gesellschaftlichen Entwicklungen jener Zeit und den Interessen der Zeitungsindustrie beziehungsweise der entsprechenden Wirtschaftsverbände seit den 1950ern und 1960ern (ebd., S. 9).⁵⁶⁴ Eine der frühesten Verwendungen des Begriffs „Open Government“ stammt aus dem Jahr 1953. HARALD CROSS verwendet ihn in dem Bericht „The People’s Right to Know: Legal Access to Public Records and Proceedings“ der American Society of Newspaper Editors (ASNE). Darauf aufbauend wird 1955 das Moss Komitee eingesetzt, das schließlich den Entwurf für den Freedom of Information Act hervorbringt. 1957 erscheint der Artikel „The Open Government Principle: Applying the Right to Know Under the Constitution“ von WALLACE PARKS, in dem der Autor erstmals den Begriff „Open Government“ erklärt (YU und ROBINSON 2012, S. 8). Schon darin wird deutlich, dass Open Government als Rechenschaftspflicht des Staates gegenüber der Bevölkerung zu verstehen ist (ebd., S. 9).

Die weit zurückreichende Tradition von Open Government, die theoretischen Argumentationen und die allmählich erfolgende praktische Umsetzung des Open Government-Gedankens lässt die Entwicklung von offenem Regierungshandeln als einen kontinuierlichen Prozess erscheinen. Dieser ist heute in unterschiedliche Ausprägungen diffundiert, wie im Folgenden gezeigt werden soll.

Open Data

Der bereits erwähnte Begriff „Open Data“ umfasst eine Öffnung von Rohdaten, das heißt noch nicht vorinterpretierter oder bearbeiteter Informationen (ebd., S. 12). Open Data meint mit anderen Worten auch, „dass Daten, die vom öffentlichen Sektor erhoben beziehungsweise zusammengetragen werden und nicht offensichtlichen Einschränkungen – beispielsweise aufgrund von Datenschutz- und Sicherheitsaspekten – unterliegen, offen verfügbar gemacht werden“ (GRAUDENZ et al. 2009, S. 36). JANSSEN et al. definieren Open Data sehr ähnlich. Für sie ist Open Data „non-privacy-

⁵⁶⁴ YU und ROBINSON (2012, S. 8) verlegen den Zeitraum sogar schon auf einen Bereich zwischen 1945 und 1955.

restricted and non- confidential data which is produced with public money and is made available without any restrictions on its usage or distribution“ (JANSSEN et al. 2012, S. 2).⁵⁶⁵

Die früheste Erwähnung des Begriffes „Open Data“ findet sich in den Wissenschaftsgrundsätzen der NASA aus den 1970ern. Die internationalen Kooperationspartner müssen diesen Grundsätzen zustimmen, wollen sie Zugang zu den Daten der Partner bekommen. Das heißt, sie werden verpflichtet auch ihre Daten aus bestimmten Themenfeldern transparent zu machen (YU und ROBINSON 2012, S. 12). Eine weitere Erwähnung und Ausführung der Idee von Open Data gibt es in dem 1995 veröffentlichten Bericht der US-amerikanischen Nationalen Akademie der Wissenschaften unter der Überschrift „On the Full and Open Exchange of Scientific Data“ (GEOPHYSICAL und DATA 1995). In ihm wird die Idee der Partizipation an Umweltdaten von Überwachungssatelliten ausgeführt (YU und ROBINSON 2012, S. 12). Genutzt wird der Begriff aber auch in den lebenswissenschaftlichen Disziplinen, insbesondere im Bereich der Auswertung genetischer Daten (ebd., S. 13).

Überblickt man bis an diese Stelle die zuvor wiedergegebenen Schilderungen von Open Government und Open Data, erscheint eine eindeutige Grenzziehung zwischen beiden Begriffen schwierig. Es soll daher im Folgenden nur noch von der Verknüpfung „Open Government Data“ die Rede sein (ebd.). Mit Open Government Data meint:

„jene Datenbestände des öffentlichen Sektors, die von Staat und Verwaltung im Interesse der Allgemeinheit ohne jedwede Einschränkung zur freien Nutzung, zur Weiterverbreitung und zur freien Weiterverwendung frei zugänglich gemacht werden.“ (LUCKE und GEIGER 2010c, S. 6)

⁵⁶⁵ Für eine weitere Definition siehe auch KUCERA und CHLAPEK (2014, S. 1): „[...] OGD is data owned by a public sector body that is published on the Internet for free use, re-use and redistribution.“

Somit orientiert sich die Bestimmung von Open Government Data wiederum an der Definition von offenem Wissen der Open Knowledge Foundation. Demnach ist freies Wissen:

„als ein Gegenstand oder Werk zu verstehen, mit dem Wissen transferiert wird und das verschiedene Kriterien erfüllt. Das Werk sollte u.a. im Ganzen zugänglich sein, einer diskriminierungsfreien Lizenz unterliegen, die eine Weiterverteilung und Wiederverwendung erlaubt, ohne dabei technischen Restriktionen zu unterliegen. Die Verpflichtung bei der Wiederverwendung die Urheber zu nennen und ein verändertes Werk als solches zu kennzeichnen, kann Bestandteil dieser Lizenz sein. Weiter muss die Lizenz des Werkes mit diesem weiter verteilt werden, dabei Gültigkeit behalten und gleichzeitig nicht die Weiterverteilung anderer Werke behindern.“ (OPEN KNOWLEDGE FOUNDATION 2016 zitiert nach BARNICKEL und KLESSMANN 2012, S. 129)

Meint Open Data also im Verständnis dieser Arbeit primär die technischen Elemente der Bereitstellung beziehungsweise die Verfügbarmachung von Daten und Dokumenten des öffentlichen Sektors, trägt Open Government die ideengeschichtlichen Überlegungen⁵⁶⁶ sowie organisatorischen Prozesse und Strukturen mit sich. Ist also von Open Government Data die Rede meint man die Transparenz, die dank der Offenlegung der Daten und Dokumente entsteht, meint man die Partizipation, die Teilhabe und Teilnahme an der Verwendung der Dokumente und Daten, meint man die Innovationen, die durch die Verwendung der Daten entstehen können, meint man die Nutzung der offenen Standards, die Potentiale für die Wirtschaft und Gesellschaft mit sich bringen sowie die angesprochenen Veränderungen, die mit dem Konzept für die öffentlichen Strukturen einhergehen. Gerade mit Blick auf den letzten Aspekt werden auch die mit den Schlagworten „E-Democracy“, „Liquid Democracy“ oder „E-Government“ bezeichneten noch vergleichsweise neuen Interaktionsformen zwischen dem Staat und seinen Bürgern hierunter zusammengeführt, denn sie wären ohne die grundsätzlichen Überlegungen und Entwicklungen aus der Open Government-Bewegung gar nicht denkbar.

⁵⁶⁶ Siehe Kapitel 1.

Linked Open Government Data

Eine nochmalige Erweiterung des Open Government Data-Ansatzes findet sich in Linked Open Government Data oder kurz Linked Data. „Der Linked-Data-Ansatz beschreibt eine Methode und zugehörige Technologien zur Veröffentlichung und Verknüpfung von strukturierten Daten über das World Wide Web.“ (ebd., S. 142) Erneut ist im Kontext von Linked Data TIM BERNERS-LEE (2001) zu nennen, der das Konzept erstmals in einem Artikel im Scientific American in 2001 beschreibt. BERNERS-LEE, der schon das WWW-Protokoll entwickelt, ist also auch maßgeblich an der Entwicklung des Linked Data-Ansatz beteiligt (BARNICKEL und KLESSMANN 2012, S. 142). Als wesentliche Neuerung ist unter anderem die leichtere Weiterverwendbarkeit durch Dritte dank maschinenlesbarer Formate zu nennen. Weiterhin soll ein generisches Graphenmodell Verknüpfungen zwischen unterschiedlichsten Datenquellen herstellen und deren gemeinsame Verwendung zur Herstellung neuer Synergien ermöglichen. Der Linked Data-Ansatz bietet somit umfangreichere Recherche- und Abfragemöglichkeiten nach Verwaltungsinformationen (ebd., S. 147).

Die Vernetzung unterschiedlicher Datenbestände führt zur Entwicklung der Linked Open Data Cloud, die zu einer Standardisierung der Techniken und damit zu einer verstärkten Interoperabilität und zu Synergien bei der Werkzeugentwicklung beiträgt (ebd., 144f.). Charakteristisch für den Linked Data-Ansatz sind daher die Disponibilität der Daten über das Internet, eine offene Nutzungslizenz, Maschinenlesbarkeit, offene Datenformate, die Einhaltung der offenen Standards des World Wide Web Consortiums (W3C) für die Bereitstellung und Relationierung der Daten sowie die Verfügbarkeit des Kontextes der Daten (ebd., S. 148).

6.8.7.2 In der Praxis

Die angebotenen Daten sind zwar finanziert durch Steuergelder entstanden, doch bedeutet ihre Bereitstellung und Pflege erneute Kosten. Daher können die Daten

nur schwerlich kostenlos angeboten werden – ein Aspekt, der beispielsweise auch von (KUCERA und CHLAPEK 2014, S. 31) erkannt wird. Denkbar wären grenzkostendeckende Angebote, die auf Grundlage von Untersuchungen scheinbar auch für die Wirtschaft interessant wären (BARNICKEL und KLESSMANN 2012, S. 135). So bietet zum Beispiel das Österreichische Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen seine Daten seit 2006 zu einem Grenzkostenpreis an, der eine Reduzierung um 97 % zum ursprünglichen Preis bedeutet. In der Folge steigt der Absatz für ausgewählte Datensätze um bis zu 7000 % (ebd.). Von Bedeutung ist, dass es nicht einfach nur darum gehen darf beliebige Daten online zu stellen, sondern dass es sich um eine entsprechende Auswahl sinnvoller beziehungsweise wertvoller Datensätze handelt. Daten sollen dort kostenlos angeboten werden, wo es möglich erscheint, dort aber, wo Kosten erhoben werden, dürfen diese nicht die Grenzkosten übersteigen. Dem öffentlichen Sektor darf es nämlich nicht darum gehen mit Steuergeldern finanzierte Daten und Dokumente mit einem wirtschaftlichen Profitstreben zu veräußern.

Vereinigte Staaten von Amerika

Der erste Freedom of Information Act wird von President LYNDON B. JOHNSON im Jahr 1966 unterzeichnet beziehungsweise in Kraft gesetzt. Er ist (wie später einer seiner Nachfolger GERALD FORD) eigentlich dagegen, dass Pressevertreter in Regierungsunterlagen recherchieren dürfen. Dennoch unterzeichnet er das Gesetz „[in] a deep sense of pride that the United States is an open society in which the people’s right to know is cherished and guarded“ (JOHNSON 1966). Der eben erwähnte Präsident GERALD FORD genehmigte den Freedom of Information Act im Jahr 1974 erneut, obwohl es für ihn keinen ungünstigeren Zeitpunkt hätte geben können, da zur gleichen Zeit Militärdokumente durch die New York Times veröffentlicht worden sind. FORD versucht zwar noch das Gesetz zu verhindern, doch wird er durch den Kongress überstimmt (TAUBERER 2014, S. 10). Mit den Jahren wird der Begriff „Open Government“ immer häufiger zur Markierung des offenen Zugangs

zu zuvor geschlossenen Regierungsinformationen und -daten. Schließlich wird er auch parallel gesetzt mit einer transparenten Regierungspraxis (YU und ROBINSON 2012, S. 10).

Einen pluralisierenden und akzelerierten Entwicklungsschritt für die Open Government-Bewegung bedeutet das Aufkommen des World Wide Web. Ein Pionier der frühen Computer- und Netzgemeinde beziehungsweise Open Government-Bewegung ist der US-Amerikaner JIM WARREN. Er zeigt 1993 einzelnen Mitgliedern der Regierung des Staates Kalifornien, welche Potentiale ein offener Zugang auf Regierungs- und Verwaltungsdaten über das Internet für die Öffentlichkeit beinhalten würde (ebd., S. 13). Diese Initiative führt dazu, dass in Kalifornien als erstem US-Staat Regierungsinformationen, Wahldaten und Gesetze des Bundesstaates Kalifornien online disponibilisiert werden.

Die Website THOMAS.gov, die im Jahr 1995 online geht, bietet Zugang zu Gesetzesvorschlägen, Informationen über Mitglieder von Komitees, Ablaufpläne von Anhörungen und weitere nützliche Dokumente. Dabei fallen die Dokumente jedoch noch nicht unter den Begriff „Open Government“, denn die zu diesem Zeitpunkt publik gemachten Informationen sind bereits offen verfügbar. Unter den Begriff „Open Data“ fällt THOMAS.gov ebenfalls nicht, da das Portal lediglich Zugang zu Informationen bietet und noch keine Möglichkeiten beinhaltete, die angebotenen Daten profitorientiert oder innovativ zu nutzen (ebd., S. 14).

OpenSecrets.org ist die erste Website, die ab 1998 den Transparenz- und Rechenschaftsansprüchen gerecht zu werden versucht, indem sie standardisiert maschinenlesbare Informationen veröffentlicht. Auf ihr werden zum Beispiel Informationen über Staatsausgaben und -einnahmen publik gemacht (ebd., S. 15). 2004 wird GovTrack.us ins Leben gerufen. Mit dieser Seite des Studenten JOSHUA TAUBERER können Nutzer an Gesetzen, Informationen zu Wählerstimmen, biographischen Informationen von Regierungsmitgliedern und digitalen Karten partizipieren. Die Daten

können durchsucht, sortiert oder überwacht werden. Eine weitere Besonderheit der Seite ist, dass TAUBERER die Informationen kostenlos anbietet (ebd.).

Nach den ersten Gehversuchen von Open Government im World Wide Web werden 2009 weitere Gesetze zu Open Government und offenen Standards erlassen (TAUBERER 2014, S. 11).⁵⁶⁷ So werden in San Francisco Veränderungen der Gemeindeordnung beschlossen. Diese sind besonders bedeutsam, weil sie zu den Ersten⁵⁶⁸ gehören, die sprachliche Wendungen der acht Open Government Data-Prinzipien enthalten und technische Anforderungen beschreiben. Das Ziel ist, die Daten einer größeren Öffentlichkeit mit einer größtmöglichen Anzahl an nicht proprietären Werkzeugen beziehungsweise Anwendungen und einer generischen Lizenz zugänglich zu machen (ebd.).⁵⁶⁹

Eine weitere Open Government-Anwendung, die in Deutschland so noch nicht zum Einsatz kommt, ist der Einsatz freiwilliger Experten bei der Beurteilung von Patentanträgen – ein Verfahren, das in den angelsächsischen Staaten bereits erfolgreich genutzt wird (GRAUDENZ et al. 2009, S. 23). Zudem wird eine Vernetzung der Mitarbeiter in öffentlichen Einrichtungen in den USA gefördert, die eine Möglichkeit zum gegenseitigen kennenlernen oder zum Austausch über Fachthemen ermöglicht (ebd.).⁵⁷⁰

Deutschland

In Deutschland beginnt die Open Government-Bewegung mit dem Recht auf eine begrenzte Akteneinsicht nach § 29 des Verwaltungsverfahrensgesetzes (VwVfG)

⁵⁶⁷ Hierzu gehört beispielsweise Portland. Aber auch in Vancouver, Kanada wird ein Gesetz zur Verwirklichung von Open Government realisiert.

⁵⁶⁸ Das erste Gesetz, das vollständig die acht Prinzipien übernimmt, ist das New Hampshire Open Standard Law aus den Jahren 2011 (geschrieben) und 2012 (beschlossen) (TAUBERER 2014, S. 11).

⁵⁶⁹ In der Folge beschleunigt sich der Prozess zur Verbreitung von Open Government: So erlässt beispielsweise schon 2011 die neuseeländische Regierung generelle Prinzipien für offenes Datenmanagement.

⁵⁷⁰ In Deutschland gibt es mit dem Fachportal Hamburg ebenfalls ein solches Netzwerk (GRAUDENZ et al. 2009, S. 23).

und einer erweiterten Akteneinsicht in Umweltakten ab 1994 (LUCKE, HERZOG et al. 2014, S. 14). Mit der Weiterentwicklung der Internettechnik und der neuen Tools zur Bürgerbeteiligung beginnt man 1998 auch in Deutschland – hier zunächst auf Landesebene – mit der Etablierung eines Informationsfreiheitsgesetzes in Brandenburg. Berlin und Schleswig-Holstein folgen 1999 und 2000.

Auf Bundesebene beginnt man erst nach der Veröffentlichung der EU-weit gültigen Richtlinie über die Weiterverwendung von Informationen des öffentlichen Sektors⁵⁷¹ aus dem Jahr 2003 aktiv zu werden und erlässt schließlich 2006 das Informationsfreiheitsgesetz und das Informationsweiterverwendungsgesetz. Besonderes Merkmal dieser Gesetze ist, dass Informationen nicht proaktiv veröffentlicht werden, sondern Transparenz erst nach Anforderung durch den Bürger hergestellt wird (GRAUDENZ et al. 2009, S. 38).

Inzwischen gibt es ein plurales Angebot an Anwendungen in Deutschland, in Gestalt sogenannter Bürger- beziehungsweise Beschwerdeportale als auch vielfältigster Bürgerhaushalte. So gibt es unter anderem in „Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Bayern und Rheinland-Pfalz“ (HILL 2011, S. 52) Bürgerportale zur Einbindung der Bürger in die Arbeiten der öffentlichen Akteure. Hier können die Bürger Beschwerden oder Anfragen einreichen oder auch an bestimmten Prozessen mitwirken. Auf Grundlage einer Aktualisierung des Informationsfreiheitsgesetzes wird in Baden-Württemberg ein „Recht auf Einsicht in Akten, Register und gesetzlich geregelte Ansprüche [sowie] auf Auskunft zu persönliche[n] Daten“ (ERLER 2012, S. 287) eingerichtet. Zudem gibt es in Baden Württemberg das Portal service-bw, über das jeder Bürger mit Fragen, Problemen, Kommentaren an landespolitischen Themen und transparenten Gesetzesentwürfen oder mit Ideen zur Verbesserung von Verwaltungsprozessen

⁵⁷¹ Die Richtlinie enthält zwar Regelungen über einen Mindestbestand und praktische Mittel zur Weiterverwendung von Informationen aus dem öffentlichen Sektor, jedoch keinen Zugangsanspruch und entspricht daher 2003 nicht mehr den Anforderungen von Open Government Data (ebd., S. 39).

partizipieren kann (ebd., S. 283). Die Städte Hamburg, Berlin, Köln oder München⁵⁷² rufen beispielsweise Anwendungs- und Ideenwettbewerbe aus, die neue Werkzeuge und innovative Anwendungsgebiete, Vorschläge zur Verbesserung der Verwaltung sowie Problemlösungen für spezifische städtische Probleme hervorbringen sollen (BARNICKEL und KLESSMANN 2012, S. 139). Die Hansestadt Bremen hat darüber hinaus schon im Januar 2011 Empfehlungen zu Open Government Data herausgegeben (ERLER 2012, S. 286).

Ebenso gibt es auf Bundesebene zahlreiche Open Government-Portale. Exemplarisch genannt werden können das Statistische Bundesamt oder auch das Bundesumweltamt. Auf den angebotenen Seiten ist es unter anderem möglich, Gesetzentwürfe zu kommentieren oder interaktive Werkzeuge für die Analyse der angebotenen Daten zu nutzen.

Ab 2010 veröffentlicht die Bundesregierung schließlich ein Programm zur Verwaltungsmodernisierung und zu Open Access, nach dem, „wo es rechtlich möglich und zweckmäßig ist – ein freier Zugang zu Informationen der Verwaltung geschaffen werden“ (BUNDESMINISTERIUM DES INNEREN 2010, S. 57) soll. Zudem wird auf einem IT-Gipfel im Jahr 2010 eine Open Data-Plattform bis 2013 beschlossen, die Bund, Länder und Kommunen miteinander vernetzen soll. Mit der Bundestagswahl von 2013 haben darüber hinaus nicht nur erstmals Versprechen über mehr „Transparenz, Bürgerbeteiligung und einer Öffnung der Verwaltungsdatenbestände“ (LUCKE, HERZOG et al. 2014, S. 15) Einzug in die Wahlprogramme deutscher Parteien gehalten, sondern mit der Bildung der neuen Regierung wird Open-Data auch in das Regierungsprogramm der Bundesregierung zur Verwaltungsmodernisierung aufgenommen (BARNICKEL und KLESSMANN 2012, S. 137).

Erneut erscheint dem kritischen Beobachter der Föderalismus hier als eher hinderlich. Drückt man es positiv aus, hat der Bürger die Wahl zwischen unterschiedlichsten

⁵⁷² München tut dies zum Beispiel unter dem Akronym „MOGDy“, das für „Münchner Open Government Day“ steht.

Angeboten, um sich über Belange auf Bundes-, Landes- oder Kommunalebene zu informieren. Drückt man es negativ aus, muss der Bürger erst einmal wissen, wo er bestimmte Informationen finden kann, um diese auch zu verwenden. Die Vielzahl der Angebote macht es schwer, einen Überblick zu bekommen geschweige denn vor der Folie der rasanten Entwicklungen auch zu behalten.

6.8.7.3 Vor- und Nachteile der Effekte von Open Government

Rückt man in den Fokus, was eigentlich als Open Government Data disponibilisiert wird (unterschiedliche Statistiken und Publikationen, aber auch kulturelle Sammlungen, Bibliotheks- und Archivbestände sowie Finanz- und Wirtschafts-, Geo-, Wetter-, Umwelt- und Verkehrsdaten oder Gesetze und Verordnungen, Wahldaten, Stimmverteilungen oder biographische Informationen von Regierungsmitgliedern, touristische Informationen oder Erhebungen rund um Nahrungsmittelketten, Sicherheitslagen und -maßnahmen oder zum Beispiel über die Qualität von Ausbildungen (JANSSEN et al. 2012, S. 2; LUCKE und GEIGER 2010c)) gilt es zu fragen, was es eigentlich für Motive gibt und welcher Nutzen mit einer Anwendung von Open Government Data verbunden ist? KUCERA und CHLAPEK (2014, 32f.) liefern eine ausführliche Auflistung der durch sie erkannten Vorteile durch die Nutzung von Open Government Data:

- Erhöhte Transparenz,
- Verbesserte Öffentlichkeitsarbeit und Einstellungen gegenüber der Regierung,
- Verbesserung der Reputation öffentlicher Stellen,
- Verbesserte Regierungsangebote,
- Verbesserte Regierungs- und Datenverarbeitungsprozesse,
- Verbessertes Verständnis und Management von Daten in öffentlichen Einrichtungen,
- Unterstützung von Mehrfachnutzung,
- Wertsteigerung der Daten,

- Stimulierung des wirtschaftlichen Wachstums,
- Minimierung von Fehlern bei der Arbeit mit Regierungsdaten,
- Einfachere Übersetzungen,
- Weniger Datenanfragen.

Gerade bei den Verantwortlichen findet sich aber häufig eine zu undifferenziert-affirmative Haltung zu Linked Open Government Data, die die Nachteile und Risiken unberücksichtigt lässt (JANSSEN et al. 2012, S. 14). Bei der Betrachtung der Risiken und Nachteile zeigt sich jedoch, dass die Gründe für eine skeptische Haltung vielfältig sein können und von institutionellen Problemen und Komplexitätsfragen, Fragen der Nutzung und Partizipation sowie des Rechts bis hin zur Informationsqualität oder schließlich zu technischen Aspekten reichen.

Auf der Ebene institutioneller Beschäftigung mit Open Access stehen häufig Fragen zur Lizenzierung oder Nutzungsgenehmigung sowie zum Schutz privater Daten und staatlicher Interessen einer offenen Disponibilisierung gegenüber. Probleme entstehen auch, wenn keine Prozesse vorgesehen sind, die es den Nutzern ermöglichen, mit den Anbietern von Daten in Verbindung zu treten oder die Partizipation durch die Qualität der Nutzerkommentare zu Wünschen übrig lässt. Zudem entstehen Kosten für den Aufbau einer entsprechenden Infrastruktur und die Schulung der Mitarbeiter im Umgang mit den neuen Techniken (ebd., S. 11). Darüber hinaus können die vergleichsweise unverbindlichen Einigungen der Open Government Partnership (OGP) kritisiert werden (LUCKE, HERZOG et al. 2014, S. 16). Die internationalen Einigungen setzen auf das Prinzip der Selbstverpflichtung, weshalb die fehlende Verbindlichkeit Verzögerungen und Unentschlossenheit zur Folge hat. LUCKE et al. (2014, S. 16) plädieren daher für einen nationalen Aktionsplan in dem die Inhalte der G8 Open Data Charter aufgenommen sind.

Herausforderungen können aber auch mit der Komplexität der Aufgabe selbst entstehen. So kann zum Beispiel aufgrund einer unübersichtlichen Disponibilisierung

von Daten eine Identifikation passender Datenbestände scheitern oder der Zugang zu Daten generell unklar sein. Ebenso kann es an Transparenz über die Bedeutung der Daten oder ihre Informationsqualität mangeln. Hinzu kommen kann auch eine fehlende Vernetzung mit anderen Datenbeständen oder nicht vorhandene Werkzeuge, die eine angemessene Partizipation verhindern (JANSSEN et al. 2012, S. 11). Veraltete, manipulierte oder nicht-validierte Datenbestände können ebenso eine Barriere zur Nutzung sein (ebd., S. 12).

Ausbleibende technische Standardisierungen, zentrale Plattformen oder fehlende Software können sich ebenfalls negativ auf die Nutzung offener Daten auswirken. Gerade wenn unterschiedliche Software genutzt werden muss besteht die Gefahr von Datenverlusten beim Austausch zwischen den Plattformen (ebd.). Da es sich bei Open Government und Open Data auch um einen fortlaufenden Prozess handelt ist den Verantwortlichen häufig ebenso unklar. Die Etablierung einer Plattform darf nie als final gelten, sie muss vielmehr einem ständigen Wandel und dauerhafter Weiterentwicklung unterliegen (NOVECK 2010, S. 63).

Open Government und Linked Open Government Data soll also Transparenz schaffen und die Partizipation der Bevölkerung fördern. Dabei sollten – wie vorgestellt – im Idealfall verschiedene Systeme und Ebenen gleichzeitig in den Fokus der Verantwortlichen rücken. Eines der angesprochenen Systeme ist die Ökonomie, die stark von Linked Open Government Data profitieren soll. Zu den Wirkungen durch Open Government für die Wirtschaft ist aber eine noch fast ausschließlich in wirtschaftlichen Kontexten beheimatete Open-Bewegung hinzuzuzählen – Open Innovation, die im folgenden Kapitel näher untersucht werden soll.

6.8.8 Open Innovation

Ist im Folgenden von Open Innovation die Rede, sollte zunächst erst einmal der Begriff „Innovation“ geklärt sein. Aus betriebswirtschaftlicher Perspektive kann

etwas als eine Innovation verstanden werden, wenn diese „eine am Markt oder unternehmensintern eingeführte qualitative Änderung von bereits vorhandenen Denkinhalten, Verhaltensweisen oder Produkten [beschreibt], um den wirtschaftlichen Erfolg des Unternehmens zu verbessern“ (BLOHM 2013, S. 13). In mehreren Stufen werden Innovationen ausgehend von ersten Ideen zu Konzepten, über die Entwicklung von Prototypen und deren Evaluation bis hin zur Markteinführung des neuen Produkts entwickelt. Dieser Innovationsprozess kann – insofern er ausschließlich innerhalb der Grenzen eines Unternehmens stattfindet – als geschlossener Innovationsprozess bezeichnet werden.

Innovation ist daher lange eine Aufgabe unternehmensinterner Forschungs- und Entwicklungsabteilungen. Diese „Closed Innovation“, wie sie in Abbildung 22 dargestellt ist, ist die primäre Innovationsmethode des 20. Jahrhunderts, weshalb man sich nicht einmal die Frage nach anderen Wissensressourcen außerhalb des eigenen Unternehmens stellt. Die Gewinne, die man durch die Markteinführung der intern entwickelten Innovationen macht, werden zu Teilen wieder in die Forschungs- und Entwicklungsabteilungen reinvestiert, so dass diese weiter wachsen und neue Entwicklungen hervorbringen können. HENRY CHESBROUGH spricht hierbei von einem „Engelskreis“ (CHESBROUGH 2003, S. xxi). Der Kerngedanke hinter geschlossenen Innovationsverfahren ist, dass man durch die geheimgehaltene Entwicklung neuer Produkte und Dienstleistungen sowohl einen entscheidenden Vorteil bei der Markteinführung hat als auch vor Imitation geschützt ist.

CHESBROUGH stellt jedoch mit dem Beginn des 21. Jahrhunderts einen Wandel in der Produktentwicklung fest und kontrastiert das von ihm als „Open Innovation“ bezeichnete Konzept mit dem klassischen vertikalen beziehungsweise geschlossenen Innovationsansatz von JOSEPH SCHUMPETER. Die Unterschiede zwischen dem klas-

Abbildung 1.1 Der Closed Innovation-Ansatz im Trichtermodell

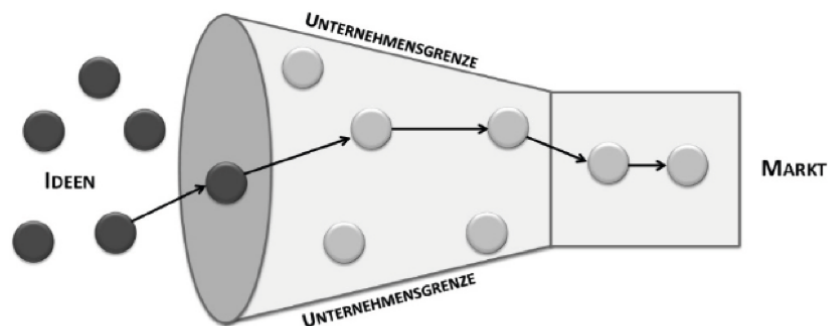


 Abbildung 22: Der Closed Innovation Ansatz im Trichtermodell
 (Quelle: BRAUN 2012, S. 7).

sischen Modell und Open Innovation nach CHESBROUGH sind in Abbildung 23⁵⁷³ dargestellt.

Open Innovation ist jedoch kein Verfahren, das den klassischen Innovationsprozess ersetzen könnte, vielmehr ist es als ergänzend zu verstehen (BLOHM 2013, S. 13). Damit wird klar, dass es sich bei Open Innovation auch um eine neue Form des Wissensmanagements (GRONAU und VLADOVA 2012) handelt. CHESBROUGH charakterisiert Open Innovation ähnlich, wenn er davon spricht, dass: „the use of purposive inflows and outflows of knowledge to accelerate internal innovation, and expand the markets for external use of innovation, respectively“ (CHESBROUGH 2006, S. 1). Ein solches Verständnis von Wissen benötigt jedoch einen sorgsam reflektierten Wissensbegriff. So schreibt beispielsweise auch BRAUN (2012, S. 3):

„Der Ansatz steht somit in der Tradition eines systemischen Verständnisses von Innovationsmanagement und kann der Lundvallschen Denkschule der Innovationssysteme zugeordnet werden, wonach der Wissensfluss zwischen Individuen, Unternehmen und Institutionen als zentrale Determinante für die

⁵⁷³Punkt drei in der Grafik ist im Originaldokument abgeschnitten und soll vermutlich R & D, also Research and Development heißen.

- Points of Differentiation for Open Innovation, relative to prior theories of innovation
1. Equal importance given to external knowledge, in comparison to internal knowledge
 2. The centrality of the business model in converting R&D into commercial value
 3. Type I and Type II measurement errors (in relation to the business model) in evaluating R&D projects
 4. The purposive outbound flows of knowledge and technology
 5. The abundant underlying knowledge landscape
 6. The proactive and nuanced role of IP management
 7. The rise of innovation intermediaries
 8. New metrics for assessing innovation capability and performance

Abbildung 23: Open Innovation nach HENRY CHESBROUGH
(Quelle: CHESBROUGH 2006, 15f.).

Entstehung von Innovationen in Unternehmen und deren Durchsetzung auf dem Markt verstanden wird.“

Hierbei wird jedoch von Wissen als einer ontologischen Entität gesprochen, die ohne Probleme ausgetauscht beziehungsweise weitergegeben werden kann. Dieser Haltung ist jedoch aufgrund der epistemologischen Vorannahmen dieser Arbeit zu widersprechen⁵⁷⁴, da andernfalls eine einfache Übertragung von Wissen von Person zu Person angenommen würde. Ist man sich des zugrundeliegenden theoretischen Rüstzeugs zu Open Innovation bewusst, kann es aber als eine neue Form von Partizipation und Kollaboration von Unternehmen mit externen Akteuren verstanden werden:

„Open Innovation is a paradigm that assumes that firms can and should use external ideas as well as internal ideas, and internal and external pathways

⁵⁷⁴ Siehe Kapitel 3.1.

to market, as the firms look to advance their technology. Open Innovation combines internal and external ideas into architectures and systems whose requirements are defined by a business model.“ (CHESBROUGH 2003, S. xxiv)

Somit bezieht sich Open Innovation auf kooperative Entwicklungsmethoden mit Kunden, Forschungseinrichtungen (KOSCHATZKY 2013), Lieferanten oder potentiellen Konkurrenten. Mit GASSMANN und ENKEL (2006, S. 133) lassen sich drei potentielle Verfahrensweisen für Innovationstätigkeit von Unternehmen unterscheiden: „Outside-In“, „Inside-Out“ und „Coupled“ (siehe Abbildung 24). Der Outside-In-Prozess meint die Aufnahme von Wissen von Außen, der Inside-Out-Prozess meint die Verwertung von Innovationen und technischen Entwicklungen und der Coupled-Prozess beschreibt einen gemeinschaftlichen Innovationsprozess in strategischen Allianzen oder Netzwerken mit entsprechenden Partnern.

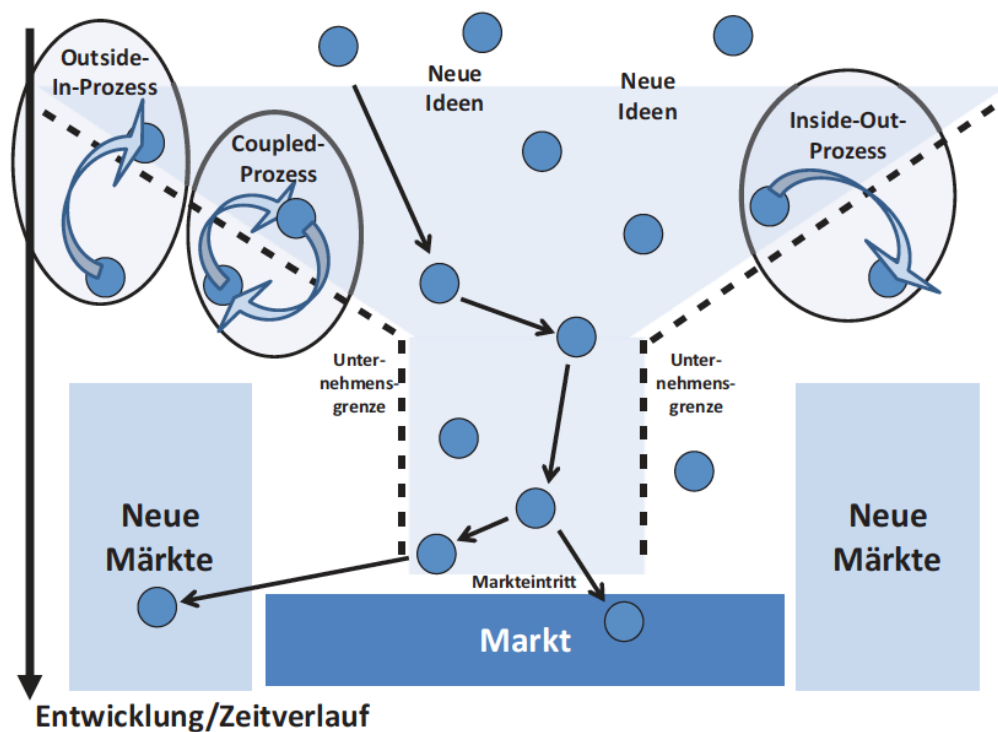


Abbildung 24: Open Innovation-Ansatz und die dazugehörigen Kernansätze (Quelle: HARTWEG et al. 2015, S. 4).

BLOHM (2013, S. 17) spricht im Vergleich dazu von Inbound- und Outbound-Prozessen: Mit Inbound-Aktivitäten ist die Einbindung externer Ressourcen, wie Wissen oder Technik in interne Innovationsprozesse gemeint, während mit Outbound-Prozessen an Maßnahmen gedacht wird, die die Verwertung von Ideen und Technik außerhalb einer Unternehmung fokussieren. BLOHM (2013, S. 17) unterscheidet diese jedoch noch weitergehend in monetäre und nicht-monetäre Prozesse: ein nicht-monetärer-Inbound-Prozess ist zum Beispiel die aktive Partizipation von Kunden am Innovationsmanagement durch unter anderem Ideencommunities. Bei nicht-monetären-Outbound-Prozessen kann es sich um das Offenlegen von Softwarecode bei Open Source-Projekten handeln. Monetäre Inbound-Prozesse zeigen sich hingegen durch den Aufkauf von Techniken während monetäre Outbound-Aktivitäten deren Verkauf oder Lizenzierung oder Verwertung in Spin-Offs bedeutet. Deutlich wird aber hieran, dass mit dem Open Innovation-Ansatz externes Wissen als mindestens ebenso bedeutungsvoll und wirkmächtig anerkannt wird wie internes Wissen (CHESBROUGH 2006, S. 1).

Doch wie schon zu Beginn mit Blick auf die Ursprünge offener Innovationsmethoden deutlich gemacht, verweisen auch GROEN und LINTON (2010, S. 554) darauf, dass der Begriff „Open Innovation“ problematisch ist. Sie verstehen Open Innovation als Teil des Supply Chain Managements und argumentieren auf Grundlage der längeren Tradition und breiteren Verwendung des Begriffes dafür, dass Open Innovation durch diesen ersetzt werden soll.

HIPPEL (2010, S. 555) widerspricht diesem Argument jedoch und betont, dass lediglich der Begriff „Offenheit“ einer genaueren Definition bedürfe. Er verweist zur Verdeutlichung seines Offenheitsverständnisses auf die Bedeutung im Zusammenhang mit Open Source, wo Offenheit synonym mit der Abwesenheit von intellektuellen Schutzrechten verwendet wird beziehungsweise in Bezug auf Open Innovation im Kontext zweiseitiger „organisationale[r] Permeabilität“ verwendet wird.

6.8.8.1 Die Geschichte von Open Innovation

Mit Blick auf Open Innovation betonen zum Beispiel ANNE-KATRIN NEYER, KATHRIN M. MÖSLEIN und ANGELIKA C. BULLINGER (2009, S. 86), dass das Konzept offener – das heißt kollaborativer – Innovation nicht neu ist. HIPPEL (1988, 1978) hat auch schon früh auf die Innovationspotentiale durch Nutzer hingewiesen. Ebenso erkennen COOPER und EDGETT (2007, 125f.): „[...] many of the recent books and articles that promote open innovation have been based on only a handful of companies and a few case studies; but they fail to draw on the long tradition of research [...]“ und mit ZAK GREANT (2009, S. 71) lässt sich ergänzen:

„[...] but at its core it is simply a representation of a very old model of sharing human innovation. Perhaps the earliest former model of it is that of university [...]. University presents a structure where experts and novices can work together to increase their understanding of a topic. But also it typically requires that the experts share their information as they develop it. Many professors have a ‚publish or perish‘ requirement – that is simply that you must produce meaningful written research on your topic to maintain your status as a professor. This forces innovation in some ways. [...] The university’s innovation was based on face-to-face interaction and then eventually on the power of the printing press. The printing press allowed us to share papers very easily with each other. Open source is based on the Internet which allows us to share information with each other at what is effectively no cost for the actual publishing of the data.“

Es muss an dieser Stelle jedoch die Kritik an GREANT gerichtet werden: Open Innovation lässt sich sicherlich sehr richtig auf wissenschaftliche Wurzeln zurückführen, doch ist es eher im ökonomischen System angesiedelt und unterliegt damit ganz eigenen strukturellen und prozessualen An- und Herausforderungen. Weiterhin muss festgehalten werden, dass die Bezeichnung des Phänomens als Open Innovation eine neue Perspektive auf das Innovationsmanagement anbietet und eine Empfehlung für die Gestaltung kommender Innovationsprozesse liefert (ADELHELM et al. 2010, S. 17). Denn mit der Benennung wird klar, dass klassische Innovation bis dahin eher in geschlossenen Prozessen vollzogen wird.

Doch was führt nun zur Bestimmung des Phänomens Open Innovation? Wie bereits deutlich gemacht, sind die Anleihen des Begriffs im Open Source-Movement zu finden. Hier wie dort haben jedoch unterschiedliche gesellschaftliche, ökonomische und technische Entwicklungslinien zur Ausbildung des Phänomens in Gestalt operationaler Veränderungen geführt. Allen voran ist die mediale Pluralisierung durch Computer und ihre Netzwerke zu nennen, mittels derer heute nicht nur Daten und Informationen viel einfacher verfügbar sind als zuvor: standardisierte wissenschaftliche Datenbanken und Artikel sind dank der „neuen“ und kostengünstigen breitbandigen Internettechnik nicht nur einfacher verfügbar, sondern auch Innovationspartner können sehr viel einfacher an unternehmensspezifischen Entwicklungsprozessen partizipieren (BLOHM 2013, S. 13). Zudem führen die steigenden Zahlen von akademisch qualifizierten Arbeitern und ihre Bereitschaft zur Mobilität zu einer erhöhten Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Weitere Effekte der aktuellen Epoche sind die Zunahme an Venture Capital, das in neu zu gründende Unternehmen fließt. Gleichzeitig wandern erfahrene Mitarbeiter in diese neuen Unternehmen ab, so dass das Wissensmonopol älterer Unternehmen gefährdet ist und neue Wege der Innovationstätigkeit hervorgebracht werden müssen. Hinzu kommt die Akzeleration der Produktinnovationszyklen, die eine immer schnellere Folge von Neuprodukten zur Folge hat. Die immer gebildeteren Kunden und spezialisierteren Lieferanten fordern ebenfalls von Unternehmen einen neuen Umgang mit Innovationen. Weiterhin ist auch der Wegfall von Handelsschranken zu nennen, der nicht nur zu neuen Märkten, sondern auch zu einer neuen Wettbewerbslandschaft führt (FABER 2008, S. 24), die, so lässt sich mit BLOHM (2013, S. 13) ergänzen, heute arbeitsteilig und global organisiert ist.

6.8.8.2 In der Praxis

Bleibt nun nach der Klärung des Verständnisses und der Gründe zur Entwicklung sowie der grundsätzlichen Erwähnung der Vor- und Nachteile von Open Innovation noch die Frage zu klären, wie Open Innovation eigentlich in der Praxis zur Anwendung gebracht werden kann. Die Methoden des Open Innovation-Konzepts sind vielfältig. Mit REICHWALD und PILLER (2009 179f) lassen sich verschiedene Innovationsverfahren unterscheiden, so zum Beispiel „Lead-User-Workshops“, „Toolkits“, „Ideenwettbewerbe“, „Open Innovation Communities“ und „Innovationsmarktplätze“, die im Anschluss an BLOHM (2013, 22ff.) näher ausgeführt werden sollen.

Lead-User-Workshops: Unter „Lead-Usern“ lassen sich mit HIPPEL (2005, S. 22) diejenigen verstehen, die an der Spitze ihrer Branche stehen und daher schon früher Innovationsbedürfnisse haben, die andere Marktteilnehmer erst später erfahren. Somit partizipieren sie von frühzeitigeren Anpassungs- und Innovationstätigkeiten stärker. Die Lead-User stehen häufig vor der Entscheidung, entweder ein neues Produkt zu kaufen oder selbst innovativ tätig zu werden, wobei das Verhältnis von Entwicklungskosten und Bedürfnisbefriedigung häufig durch die eigene Innovations-tätigkeit höher eingeschätzt wird. Hinzu kommt, dass durch die Führungsposition innovierte Produkte auch für später aktiv werdende Marktteilnehmer interessant sein können und sich somit auch noch kommerziell weiterverwenden lassen (BLOHM 2013, S. 23). Nach einer Identifikation der Lead-User besteht die Möglichkeit, diese zu einem Innovations-Workshop einzuladen. Hierdurch können die Kunden selbst entscheiden, ob sie an einem Innovationsprozess partizipieren wollen oder nicht. Durch diese Selbstselektion kann schließlich der Workshop zielgerichteter und damit potentiell erfolgreicher für die Entwicklung neuer Produktideen durchgeführt werden (REICHWALD und PILLER 2009, S. 188).

Toolkits: Mit Toolkits können Kunden auch ohne direkten Kontakt zu einem Hersteller ihre Bedürfnisse ausdrücken. Die Hersteller geben lediglich einen stan-

standardisierten Rahmen für die Externalisierung der Innovationsbedürfnisse vor. So gibt es Methoden zur Individualisierung eines spezifischen Produkts oder „Baukästen“ mit denen es Kunden ermöglicht wird, gewünschte Produkte aus einem Set von Eigenschaften selbst zusammenzustellen. Des Weiteren werden im Sinne des Ideenmanagements Partizipationsmöglichkeiten in Form von Einreichungen von Produktideen geboten. Alle diese Maßnahmen können sehr stark auf onlinebasierten Austauschangeboten beruhen (BLOHM 2013, 24f.).

Ideenwettbewerbe: Bei diesem Verfahren werden Kunden oder die Öffentlichkeit dazu aufgefordert, Produktideen innerhalb eines zuvor bestimmten Zeitraums einzureichen, die schließlich von einem Gremium von Experten bewertet und belohnt werden. Die zeitliche Limitierung sowie die Auslobung eines Preises sollen die Teilnehmer motivieren sowohl qualitativ hochwertige als auch besonders kreative Ideen beizusteuern. Durch die Ideen der Kunden – so die Annahme – ist das Unternehmen besonders gut in der Lage, die Bedürfnisse der Kunden zu erfahren und im Zuge einer Umsetzung zu befriedigen beziehungsweise in der Konsequenz daraus auch die Risiken einer Produkteinführung zu reduzieren. Empfehlenswert erscheint die Einbindung einer Interaktionsplattform für den Ideenwettbewerb, die eine enge Kommunikation über die eingereichten Ideen und damit zu einer engeren Bindung der Teilnehmer an das Unternehmen führt.

Open Innovation Communities: Diese können mit BRETSCHNEIDER (2011, 44f.) zum Beispiel in „User Innovation Communities“, „Open Source Software Communities“, „Ideencommunities“ und „Innovationsmarktplätze“ differenziert werden. Die beiden Erstgenannten werden häufig durch bereits in der Community aktive Mitglieder gegründet, die wiederum dazu dienen, selbst entwickelte Innovationen mit anderen nicht nur zu diskutieren, sondern auch den anderen Mitgliedern disponibel zu machen. Insbesondere die Open Source Software Communities können in autonome oder gesponserte Communities unterschieden werden, während autonome Open Source Software Communities weitgehend aus Individuen bestehen, die sich um eine

Unterstützung zur Programmierung einer Software durch andere Individuen bemühen, sind es bei den gesponserten Communities häufig Unternehmen, Regierungsorganisationen oder Nicht-Regierungsorganisationen, die eine Community gründen und Entwickler zur Herstellung einer Open Source Software einladen. BLOHM (2013, S. 28) macht jedoch darauf aufmerksam, dass gerade den autonomen Open Source Software Communities kein betriebswirtschaftliches Geschäftsmodell zugrunde liegt, so dass sie strenggenommen nicht unter das Open Innovation-Paradigma fallen. Hingegen kann die gesponserte Open Source Software Community und der aus ihr heraus entwickelte und veröffentlichte Quellcode durchaus Grundlage für ein Geschäftsmodell (Einbindung zusätzlicher Entwickler, Angebote für Dienstleistungen und neue Produkte) sein. Unter Ideencommunities werden häufig virtuelle Gemeinschaften verstanden, die zur Akkumulation von Produktinnovationen beitragen und eher in den frühen Innovationsphasen beheimatet sind. Ideencommunities sind zumeist von einem Unternehmen mittels einer IT-Kollaborationsplattform gegründet, die die Einreichung, Diskussion und Bewertung der Ideen gestattet. Die Teilnehmer der Ideencommunities werden häufig nicht monetär oder materiell entschädigt. Sie sind stark intrinsisch motiviert und bilden enge soziale Netzwerke. Zentrale Unterschiede zum Ideenwettbewerb sind die mögliche Unbegrenztheit der Ideencommunity und das Fehlen des Wettbewerbscharakters (ebd., 28f.).

Innovationsmarktplätze: Dabei handelt es sich zumeist um Onlinecommunities, denen von Unternehmen oder anderen Akteuren Problemstellungen gegeben werden, die durch die Gemeinschaft gelöst werden sollen. Die beste Lösung wird dabei häufig durch einen finanziellen Ausgleich belohnt, so dass dieses Verfahren auch mit einem Ideenwettbewerb verglichen werden kann. Obwohl die Innovatoren ihre Ideen häufig allein entwickeln, ist dieses Verfahren offen, weil sie sie schließlich offen der Community zur Verfügung stellen. Beispiele für derartige Ideencommunities sind beispielsweise Amazon Mechanical Turk oder auch die App Stores von Apple sowie

Google.⁵⁷⁵ Das gerade letztere als Beispiele für Open Innovation gesehen werden können, ist in der Tatsache begründet, dass eigentlich jeder eine App herstellen und in einem der Stores platzieren kann, insofern die von Apple oder Google vorgegebenen Kriterien erfüllt sind. Einige davon sind beispielsweise fehlerhafte User-Interfaces, die Nichteinhaltung von Lizenz-Vorgaben oder die Verbreitung von beleidigenden oder politisch unkorrekten Informationen. Die Unternehmen haben somit zwar die Oberhand über die Zulassung von Apps, doch versuchen diese auf ihrer Website die Richtlinien für eine Zulassung von Apps (o.A. 2017b,d) und die Gründe für die häufigsten Ablehnungen (o.A. 2017a) transparent zu gestalten.

6.8.8.3 Vor- und Nachteile der Effekte von Open Innovation

Schaut man sich die mit Open Innovation verknüpften Effekte an, stößt man häufig auf eine affirmative Haltung, die die Risiken des Open-Phänomens unberücksichtigt lässt. Im Folgenden sollen aber beide Seiten berücksichtigt werden. So lassen sich mit dem bewussten Einsatz von Open Innovation zahlreiche Vorteile erkennen. Diese zeigen sich beispielsweise in akzelerierten Innovationsprozessen, höherer Kosteneffizienz bei Innovationen durch den (zum Teil auch zeitlich begrenzten) Einsatz externer Experten, Schaffung von Standards, Stärkung der eigenen Innovationsfähigkeit und -kompetenzen, akzelerierte Markteinführung neuer Produkte, Ausweitung auf neue Märkte und damit Erhöhung der Umsatzpotentiale und die Verminderung von Unsicherheiten im Innovationsprozess. Zudem erzielen Unternehmen durch Open Innovation einen Informationsvorsprung, indem sie sich an Start-Ups beteiligen, Risikokapital investieren oder universitäre Forschung unterstützen, um von den Forschungsergebnissen zu profitieren. Weiterhin bietet Open Innovation die Möglichkeit, ergänzende Einnahmequellen zu generieren, indem für das eigene Ge-

⁵⁷⁵ An dieser Stelle muss aber hinzugefügt werden, dass der Quellcode der in den App Stores angebotenen Applikationen nicht offen verfügbar ist. Eine alternative Plattform, die auch offenen Quellcode anbietet ist z.B. für das Android-System f-droid.org

schäftsmodell ungeeignete Produkte lizenziert oder an Ausgründungen verkauft werden (BRAUN 2012).

Mit Open Innovation ergeben sich aber auch Risiken, wie sie zum Beispiel durch eine Über- oder Unterbetonung des neuen Innovationsprozesses im Rahmen der Unternehmensstrategie entstehen können. Die Gefahr bei ersterem birgt, dass nicht klar genug bestimmt ist, wann eine Öffnung ratsam und sinnvoll ist, während bei letzterem die Gefahr einer nur reduzierten Umsetzung und Auslassung von Potentialen besteht. Die Zusammenarbeit mit Dritten kann aber auch durch zu große Transparenz den Verlust eines Wissens- und Kompetenzvorsprungs bedeuten, was nichts anderes heißt, als dass man seine Wettbewerbsposition einbüßt. Schließlich erhöht sich durch die Einbeziehung von Externen auch die Komplexität der Projekte, die eine erhöhte Aufmerksamkeit auf Schnittstellen und Abstimmungsbedarfe notwendig werden lassen, da es andernfalls zu Konflikten kommen kann, die sich in gesteigerten Kosten niederschlagen (ebd., 10f.). Zudem können zu den unternehmensinternen Barrieren ablehnende Haltungen der Mitarbeiter gegenüber fremdem Wissen und fremden Partnern gehören. Andere Probleme können sich durch ein mangelndes Wissen im Umgang mit Open Innovation Projekten und der Auswahl der passenden Partner für diese Projekte ergeben. Nicht zuletzt können aber auch die unzureichende Bereitstellung an materiellen und finanziellen Ressourcen zu einer schleppenden und wenig erfolgreichen Umsetzung von Open Innovation-Projekten führen (ENKEL 2009, 189f.).

Trotz der angeführten Nachteile scheinen die Vorteile zu überwiegen. Die mit dem Konzept Open Innovation in die Wirtschaft diffundierte Öffnungsidee erweist sich somit durch transparente, partizipative beziehungsweise kollaborative Maßnahmen als akzelerativer Förderer von Unternehmen, die so näher an den Interessen ihrer Kunden agieren können.

6.8.9 Open Content

Was ist Open Content? Neben Texten, Bildern oder Filmen können auch theoretische Modelle darunter verstanden werden. Ebenso können die bereits unter den vorherigen Stichworten Open Data, Open Access, Open Science, Open Government oder Open Innovation angebotenen Informationen als Unterkategorien von Open Content angesehen werden. Da diese aber mit eigenen Strukturen, Prozessen und Akteuren aufwarten und sehr spezifische Informationsbereiche ausweisen, wird Open Content im Folgenden auf Inhalte angewendet, die nicht eindeutig zuordenbar sind. So steht im weiteren Verlauf nach einer Schilderung der Entstehung des Schlagwortes „Open Content“ und seiner Bedeutungen, exemplarisch die Sammlung von Informationen in der Wikipedia neben den literarischen Quellen des Project Gutenberg oder den Veröffentlichungen von WikiLeaks.

6.8.9.1 Die Geschichte von Open Content

Ursprünglich wird der Begriff „Open Content“ von DAVID A. WILEY geprägt. 1998 veröffentlicht er den Begriff und die Open Content License mit der Absicht

„to ,facilitate the prolific creation of freely available, high-quality, well-maintained Content.’ This Content can then be used in an infinity of ways, restricted only by the imagination of the user. One of the most significant uses may be supporting instruction and helping people learn. ,What is content?’, you ask. Content is just about anything that isn’t executable.“ (WILEY 1998a)

In diesem Zitat versucht WILEY bereits deutlich zu machen, was er unter „Content“ versteht: Alles, was nicht ausführbar ist. Damit fällt zum Beispiel Quellcode für Software aus der Open Content-Definition heraus. Was jedoch genauer etwas als Open Content qualifiziert, bleibt zunächst unklar. Deutlich wird anhand der Lizenz nur noch, dass diejenigen Objekte, die mit einer Open Content-Lizenz ausgestattet werden kopiert, distribuiert und modifiziert werden dürfen, wenn die Quelle

transparent gemacht wird oder auch die Veränderungen angegeben werden (WILEY 1998b).

1999 wird die Open Content-Lizenz durch die Open Publication-License abgelöst. Wesentliche Unterschiede sind, dass die neuere Lizenz Einschränkungen für die Kopierbarkeit oder auch kommerzielle Weiterverwertung von Quellen vorsieht, während die Open Content Lizenz eine professionelle Vermarktung vollkommen ausschließt. Da aber noch immer nicht genau geklärt ist, was unter Open Content verstanden werden soll führt WILEY (o.A. S. 39) später noch aus:

„The terms ‚open content‘ and ‚open educational resources‘ describe any copyrightable work (traditionally excluding software, which is described by other terms like ‚open source‘) that is licensed in a manner that provides users with free and perpetual permission to engage in the 5R activities:

1. Retain – the right to make, own, and control copies of the content (e.g., download, duplicate, store, and manage)
2. Reuse – the right to use the content in a wide range of ways (e.g., in a class, in a study group, on a website, in a video)
3. Revise - the right to adapt, adjust, modify, or alter the content itself (e.g., translate the content into another language)
4. Remix – the right to combine the original or revised content with other material to create something new (e.g., incorporate the content into a mashup)
5. Redistribute – the right to share copies of the original content, your revisions, or your remixes with others (e.g., give a copy of the content to a friend)“.

Seit Juni 2003 ist das Open Content-Projekt offiziell beendet. Als Grund gibt WILEY an, dass die sogenannten Creative Commons-Lizenzen wahrscheinlich bessere Chancen vor Gericht hätten, als die seinen. Er gibt weiter an, dass er mit dem Ende des Open Content-Projekts auch als Direktor für Educational Licenses das Creative Commons-Team verstärken wird (WILEY 2003).

Neben der Creative Commons kann beispielsweise die Open Knowledge-Definition der Open Knowledge Foundation als ein Nachfolger der Open Content-Definition angesehen werden. Dies wird an der Bestimmung des „Open“-Begriffes deutlich:

„Open means *anyone* can *freely access, use, modify, and share* for *any purpose* (subject, at most, to requirements that preserve provenance and openness).“ (OPEN KNOWLEDGE FOUNDATION o.A.(a); Hervorhebungen im Original)

Bis zum heutigen Zeitpunkt existiert eine Vielzahl verschiedenster Lizenzmodelle für Open Content, von denen einige beispielsweise im Praxisleitfaden der Deutschen UNESCO-Kommission (KREUTZER 2011) oder auf der Website der Open Knowledge Foundation (OPEN KNOWLEDGE FOUNDATION o.A.[b]) beschrieben werden. Im Folgenden wird von den Lizenzen Abstand genommen und der Fokus auf die Auswirkungen von Open Content in der Praxis gelegt. Dabei werden insbesondere das Project Gutenberg, die Wikipedia und die inzwischen vielfach existierenden Leak-Plattformen, allen voran WikiLeaks genauer betrachtet.

6.8.9.2 In der Praxis

Gerade die Werke früherer Autoren, die entweder noch nie einer urheberrechtlichen Schutzfrist unterlagen oder die inzwischen von derartigen Schutzrechten befreit sind, werden im Project Gutenberg disponibel gemacht. Dabei ist das Projekt plural aufgebaut, das heißt, es gibt weltweit zahlreiche verschiedene Projekte, die jeweils auch Autoren in den entsprechenden Nationalsprachen digital aufbereiten und zur Verfügung stellen. Zudem entwickelt man ganz eigene Verfahrensstandards zur Digitalisierung und Korrektur der historischen Werke.

Darüber hinaus ist Wikipedia ein weiteres Vorzeigebeispiel für kollaborativ erzeugten Open Content. Eigentlich mit der Absicht gegründet, ein kommerzielles Projekt daraus werden zu lassen, ist Wikipedia heute die umfangreichste und am

schnellsten aktualisierte Enzyklopädie der Welt, die auch nachhaltigen Einfluss auf etablierte Printausgaben, wie die Brockhaus-Enzyklopädie oder die Encyclopaedia Britannica hat. Tatsächlich gibt es aber auch hier Standards, wie gezeigt werden soll, die die gemeinsame Arbeit an den Artikeln strukturieren und helfen sollen mit negativen Einflussnahmen umzugehen.

Seien es nun negative oder positive Einfüsse, die von den Leak-Plattformen ausgehen, berücksichtigungswert sind sie allemal für das Thema Open Content. So steht immer wieder WikiLeaks in vorderster Linie bei der Aufdeckung geheimer Absprachen in Politik oder Wirtschaft oder zeigt Fehlhandlungen verschiedenster Akteure auf. Dass es dabei auch häufig zu Skandalen kommt, mit weitreichenden Konsequenzen für die Betreiber von WikiLeaks – so sitzt der Chef von WikiLeaks JULIEN ASSANGE seit Juni 2012 in der ecuadorianischen Botschaft in London fest – ist unvermeidbar.⁵⁷⁶ Im weiteren Verlauf sollen die genannten Projekte als lebendige Beispiele für Open Content näher vorgestellt werden.

Project Gutenberg und Google Books

Das Project Gutenberg beginnt am 04. Juli 1971 mit MICHAEL HART. Er arbeitet zu dieser Zeit an einem Computer im Materials Research Lab der Universität Illinois.⁵⁷⁷ Als größten Wert, den Computer in jener Zeit besitzen, erkennt er weniger die Rechenkapazität als die Speicher, Distributions- und Suchmöglichkeiten, vor allem für Inhalte von Bibliotheken. Er überträgt daher die amerikanische Unabhängigkeitserklärung in eine digitale Form und beabsichtigt sie später an alle Mitglieder in

⁵⁷⁶ 2010 werden gegen ASSANGE Vergewaltigungsvorwürfe laut. ASSANGE, der sich zu diesem Zeitpunkt in Großbritannien aufhält flüchtet, nachdem alle rechtlichen Mittel ausgeschöpft sind, in die ecuadorianische Botschaft in London, um einer Auslieferung nach Schweden zu entgehen. Seine Befürchtung ist, dass er nachdem er in Schweden ist, an die USA ausgeliefert würde. Aufgrund der zahlreichen Veröffentlichungen von WikiLeaks mit negativen innen- und außenpolitischen Konsequenzen für die USA, erwartet ASSANGE dort aber keinen gerechten Prozess für sich.

⁵⁷⁷ Wie schon bei Open Source (siehe Kapitel 6.8.4), Open Law (siehe Kapitel 6.8.5) oder auch Open Access (siehe Kapitel 6.8.6) zeigt sich auch hier wieder der Ursprung der Open-Bewegung in einem wissenschaftlichen Institut.

seinem Netzwerk zu versenden. Nachdem er aber eine Fehlermeldung erhält, die die Unmöglichkeit des Versands beschreibt, stellt er das Dokument als elektronischen Text zum Download zur Verfügung. Dies führt zum Project Gutenberg dessen Ziel es ist, einer breiten Öffentlichkeit Informationen, Bücher und andere Materialien (Bilder, Sounddaten, 3D-Daten) disponibel zu machen, das heißt Nutzer können an den verfügbaren Dokumenten partizipieren, das heißt sie lesen, zitieren und durchsuchen (HART 1992). In der darauf folgenden Zeit kopiert er auf diese Weise die Bibel oder die Werke HOMERS, SHAKESPEARES und MARK TWAINS. Mit Unterstützung von MARK ZINZOW wird es HART möglich, Freiwillige anzuwerben, die ihn beim Aufbau von Mirror Sites und der entsprechenden Hardware-Infrastruktur unterstützen. Die Ziele des Projekts beschreibt er wie folgt: „Encourage the Creation and Distribution of eBooks‘[:] ,Help Break Down the Bars of Ignorance and Illiteracy‘[:] ,Give As Many eBooks to As Many People As Possible““ (HART 2006). MICHAEL J. JENSEN (2011) beschreibt das Ziel von HART wie folgt:

„His overall outlook in the project was to develop in the least demanding format possible: as worded in The Chronicle of Higher Education, to him, open access meant open access without proprietary displays, without the need for special software, without the requirement for anything but the simplest of connections.“

Aktuell bietet das Projekt Gutenberg 51.479 Bücher zum Download an.⁵⁷⁸ Gleichzeitig entstehen über die Jahre weitere Ableger des US-Amerikanischen Projekt Gutenberg in Australien, Deutschland, Luxemburg, Serbien, Russland, Taiwan oder auch Kanada. Das das Projekt Gutenberg im Kontext von Open Information erscheint hängt aber nicht nur damit zusammen, dass Texte transparent für Jedermann zugänglich sind, sondern auch, weil für das Erstellen und genaue Überprüfen der Texte

⁵⁷⁸ Siehe PROJECT GUTENBERG 2016.

Proofreader und freiwillige Lektoren tätig sind.⁵⁷⁹ Im Rahmen dieses Projekts sind bereits bis Mitte 2015 über 30.000 Bücher vollständig überprüft worden.

Am 14. Dezember 2004 gibt Google bekannt, dass es einen neuen Service namens Google's Print Library anbieten möchte. Dahinter steht das Vorhaben, Bücher einzuscannen und der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Das Projekt existiert bis dahin schon seit 2002 und ist inspiriert durch bereits bestehende Projekte wie das American Memory Project, Project Gutenberg, das Million Book Project oder die Universal Library. Nach einigen Gesprächen mit Bibliotheken und Tests für ein buchschonendes Scanverfahren schließt Google erste Kooperationsvereinbarungen⁵⁸⁰ und gibt auf der Frankfurter Buchmesse seine Pläne bekannt.

HART (2006), der zunächst das Projekt begrüßt, drückt später aber seine Enttäuschung über einige Punkte aus: So kritisiert er, dass es keine Übersicht gibt, auf der man einsehen könne, welche Bücher gescannt und verfügbar gemacht würden. Weiterhin gibt es keine Möglichkeit, die verfügbaren Bücher zu downloaden. Die Snippet-Vorschau weniger Textzeilen aus dem Buch und die fehlende Möglichkeit, Textpassagen zu kopieren und einzufügen werden ebenfalls von HART (ebd.) kritisiert. Am 17. November 2005 macht Google publik, dass es seinen Projekttitel zu „Google Book Search“ umbenennt.⁵⁸¹ Als Gründe für die Umbenennung werden unter anderem die von HEART angeführten Kritikpunkte genannt. Ein weiterer Grund für die Umbenennung ist, dass das Auffinden, Durchsuchen und vor allem das Kaufen oder Ausleihen der Bücher im Vordergrund stehen soll, für die Google die entsprechenden Werkzeuge beziehungsweise Verknüpfungen bereit hält.

⁵⁷⁹ Organisiert sind diese Akteure über die Website <http://www.pgdp.net/c>, die jederzeit um neue freiwillige Helfer wirbt.

⁵⁸⁰ Vereinbarung werden zum Beispiel getroffen mit „Blackwell, Cambridge University Press, University of Chicago Press, Houghton Mifflin, Hyperion, McGraw-Hill, Oxford University Press, Pearson, Penguin, Perseus, Princeton University Press, Springer, Taylor & Francis, Thomson Delmar and Warner Books“ (ŽIKOVIĆ 2015, S. 196).

⁵⁸¹ Siehe GRANT 2005.

Wikipedia

Die Geschichte von Wikipedia beginnt 1999 mit Nupedia, das von JIMMY WALES und LARRY SANGER gegründet wird. Das Ziel von Nupedia ist die Erstellung einer Enzyklopädie zur kommerziellen Nutzung. Zur Sicherstellung der Qualität der Artikel wird ein siebenstufiges und damit sehr aufwändiges peer review-Verfahren entwickelt (SANGER 2006, S. 313), das aber dazu führt, dass von der Gründung im März 2000 bis zur Einstellung von Nupedia im September 2003 nur 25 Artikel fertiggestellt werden. Die Artikel werden von einer kleinen Gruppe von Fachautoren verfasst und anschließend einem Gremium von Experten zur Prüfung vorgelegt. Der erste Artikel erscheint am 16. Januar 2001 (WIKIPEDIA 2015a). Im gleichen Jahr wechselt man die bis dahin verwendete Nupedia Open Content License zur GNU-Lizenz. Als eines der zentralen Prinzipien der Nupedia soll Neutralität im Vordergrund stehen (SANGER 2006, S. 313). Als JIMMY WALES im Jahr 2001 Wikipedia ins Leben ruft, das es als Vorstufe für Nupedia dienen soll, führt es durch eine akzelerierte Zunahme von Artikeln zum Ende von Nupedia. LARRY SANGER (2006, S. 314) vermutet, dass sich der Erfolg von Wikipedia unter anderem damit begründen lässt, dass viele Nupedia-Anhänger beginnen, auch für die Wikipedia zu schreiben, damit sehr schnell Artikel erscheinen und zwar ohne langwierigen Review-Prozess. Eine Anpassung der Reviewregeln auf ein zweistufiges Verfahren, wie es auch in wissenschaftlichen Zeitschriften verwendet wird, kann auch Nupedia nicht mehr retten. Die Kultur, die die Wikipedia ausmacht, sieht SANGER (2006, S. 316) hauptsächlich in der Software begründet:

„Typical wiki culture aside, wiki software does encourage, but does not strictly require, extreme openness and decentralization: openness, since page changes are logged and publicly viewable, and pages may be further changed by anyone; and decentralization, because for work to be done, there is no need for a person or body to assign work, but rather, work can proceed as and when people want to do it. Wiki software also discourages the exercise of authority, since work proceeds at will on any page, and on any large, active wiki it would be too much work for any single overseer or limited group of overseers to keep up. These all became features of Wikipedia.“

Sowohl SANGER als auch die Mitglieder des Advisory Boards der Nupedia stehen dem System eher skeptisch gegenüber und glauben aufgrund der unstrukturierten, pluralen Erzeugungsweise und der fehlenden Qualitätsüberprüfung nicht, dass aus dem System eine Enzyklopädie entstehen würde (ebd., 316f.).

Wikipedia.com geht am 15. Januar 2001 online. Im Jahr darauf wechselt man den Domainnamen auf .org, weil man sich dafür entscheidet, aus der Wikipedia kein kommerzielles Unternehmen werden zu lassen. Bereits am Ende des ersten Monats umfasst die Wikipedia 600 Artikel, im März 1.300, im April 2.300 und im Mai 3.900. Die Macher der Wikipedia geben der sich formierenden Community erste Regeln, die es zu einer offenen und dezentralisierten Plattform werden lassen, in der möglichst neutrale und faktenorientierte Artikel stehen sollen, ohne dass es Einflüsse einer Autoritätsperson gibt.⁵⁸² Zugleich wird deutlich gemacht, was Wikipedia sein soll und welche Form von Artikeln nicht in eine Enzyklopädie gehören.⁵⁸³ Als Gründe für den durchschlagenden Erfolg der Wikipedia gibt SANGER (2006, 321f.) die folgenden an: Dank der Open Source Lizenz kann den Autoren die Garantie gegeben werden, dass ihre Arbeit für immer frei zugänglich bleibt, was ihre Motivation fördert sich nur für die Sache zu engagieren, ohne eine Entlohnung zu bekommen. Zudem gibt es ein klares Ziel: es soll eine Enzyklopädie geschrieben werden und nichts anderes. Offenheit ist als ein weiterer Aspekt von SANGER benannt. Jeder wird auf der Website willkommen geheißen und darf sich an der Herstellung der Artikel beteiligen. Unter der gelebten Kollaboration wird die Möglichkeit verstanden, dass jeder an allen Textstellen mitschreiben kann und der Flaschenhals eines individuellen Autors vermieden wird. Zudem gestattet man zunächst uneditierte und nicht-zugelassene Artikel online gehen zu lassen, so lange sie korrekt sind. Darauf aufbauend kann die Community an den Artikeln weiterarbeiten und sie verbessern. Die Maßgabe der Neutralität erlaubt auch die Zusammenarbeit von Menschen unterschiedlicher

⁵⁸² Siehe WIKIPEDIA 2001.

⁵⁸³ Siehe WIKIPEDIA 2015b.

Ansichten, die ihre Sichtweisen durch Belege ebenfalls faktenorientiert in der Wikipedia thematisieren können. Schließlich gibt SANGER noch an, dass viel zum Erfolg beigetragen habe, dass sie mit einem Team guter Autoren gestartet sind, die eine Vorstellung davon hatten, wie die Enzyklopädie Wikipedia einmal aussehen soll und das der Traffic, den Google auf die schnell wachsende Seite lenkt, sicherlich auch zur Steigerung der Bekanntheit und zu frischem Nachwuchs beigetragen haben.

Das Projekt wächst in den nächsten Monaten rapide: Juli 6000 Artikel, August: 8000, September 11.200, Oktober: 13.000. Der starke Zuwachs, auch und vor allem an neuen Autoren führt auch zu Differenzen in der Community, die sich in langen Diskussionen in der Wikipedia niederschlagen. Daher beschließt man ein Meta-wiki aufzusetzen in dem die Diskussion künftig fortgeführt werden sollen (ebd., S. 325). Um aber den fortschreitenden Diskussionen Einhalt zu gebieten und neue Mitglieder mit der Kultur von Wikipedia vertraut zu machen, diskutiert man über das Zugeständnis wenigstens einer geringen Zahl von Wikipedia-Mitgliedern, einige weitergehende Befugnisse zuzugestehen (ebd., S. 326). Erst mit einem Machtwort des geistigen Vaters der Wikipedia JIMMY WALES werden einige Standards festgesetzt, die fortan nicht mehr zur Diskussion stehen.⁵⁸⁴ Dazu gehört, dass nur neutrale Inhalte in der Wikipedia akzeptiert werden; niemand soll sich mehr dafür entschuldigen müssen, wenn er nach Grundsätzen der Wikipedia handelt; Vandalierer von Wikipediaseiten werden nicht gebannt, die Community solle sich vielmehr Gedanken machen, wie diese gar nicht erst aktiv werden können; Nachwuchs ist immer willkommen, insofern er sich entsprechend benimmt und die bestehenden Regeln akzeptiert; die Wikipedia ist keine Demokratie, sondern eine wohlwollende Monarchie, die auf Grundlage einer Konstitution regiert wird, die weder für Interpretationen noch Abstimmungen zur Verfügung steht. Schließlich, so fügt WALES noch hinzu, soll aber doch eine Möglichkeit erdacht werden, dass langfristige Störenfriede von der Seite gebannt werden können, wenn sie das ganze Projekt zu gefährden beginnen.

⁵⁸⁴ Siehe WALES 2002.

Schließlich lässt sich der Erfolg der Regeln an den in Abbildung 25 wiedergegebenen Zahlen der langfristigen Entwicklung der Wikipedia bis heute ablesen.

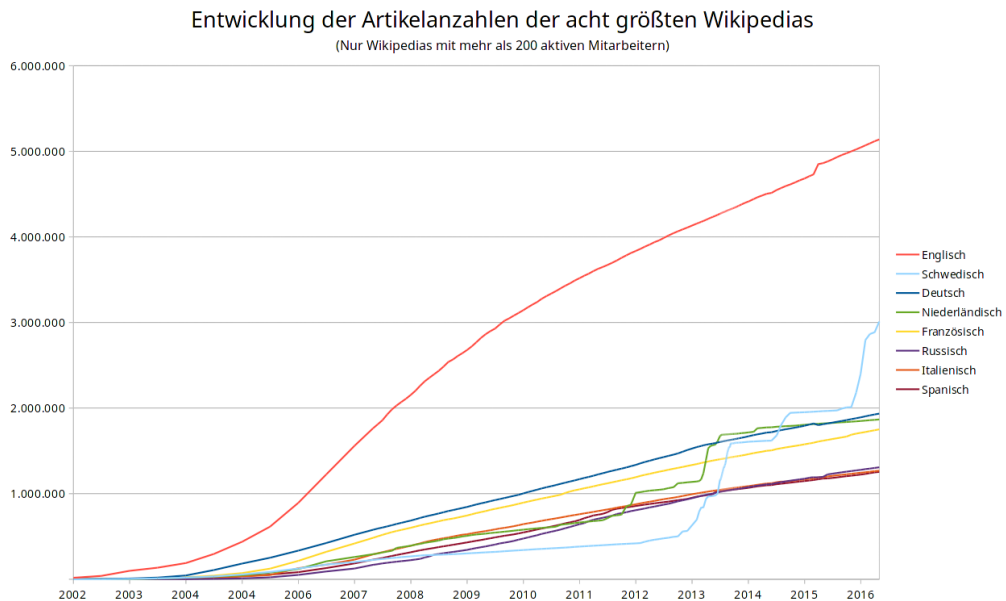


Abbildung 25: Entwicklung der acht größten Wikipedias

(Quelle: WIKIPEDIA 2016).

Der internationale Vergleich zeigt, dass die zehn größten Wikipedias sicherlich in der Zahl der Artikel nicht mit ihrer englischen Mutter mithalten können, sie aber dennoch kontinuierlich wachsen.

Leak-Plattformen

Die Technik digital vernetzter Computer bedeutet die Möglichkeit, unglaubliche Datenmengen von Punkt A zu Punkt B innerhalb kürzester Zeit kopieren oder verschieben zu können, sei es von einem Computer oder Server auf einen anderen oder auf tragbare Datenspeicher etc., die in analoger Form nicht so einfach handzuhaben wären. Man stelle sich nur einmal den Transport von tausenden pa-

piernen Präsentationen der National Security Agency (NSA)⁵⁸⁵ vor, wie es noch bei den Pentagon-Papers⁵⁸⁶ 1971 der Fall war. Zudem hilft leistungsfähige Hard- und Software bei der Durchsuchung der Daten nach interessanten und für die Öffentlichkeit relevanten Informationen, die ohne die Werkzeuge bei dieser Menge von Daten auch anders gar nicht gefunden werden könnten. In der Kette ergibt sich die Publikation der Daten über den digitalen Distributionsweg als zweckmäßig, da dieser Weg nicht nur inzwischen eine kritische Menge von Nutzern beziehungsweise Rezipienten zeitnah erreicht, sondern auch durch Visualisierungen angereichert werden kann und die Bereitstellung der Rohinformationen zu Rekombinationen und neuen Erkenntnissen führen können.

Datenjournalismus bezieht sich also auf den Umgang mit Unmengen von Daten. MERCEDES BUNZ (2011, S. 136) definiert fünf Kriterien, anhand derer sich ein journalistischer Umgang mit Daten erkennen lässt: a) Aus den Daten müssen Inhalte von „öffentlichem Interesse“ (BUNZ 2011, S. 136) gezogen werden können; b) die Daten müssen authentisch sein, das heißt ihre Verlässlichkeit muss sichergestellt sein; c) werden die Daten einer Sortierung und Ordnung unterzogen, um der Undurchsichtigkeit der Menge Herr zu werden; d) können Visualisierungen helfen, weitere Klarheit und Informationen aus den Daten zu bekommen sowie e) dass es eine teilweise oder vollständige Veröffentlichung der Daten gibt.

Der Ursprung dieser neuen Plattformen, die eigentlich geheime Dokumente veröffentlichten oder gezielt der Presse zuspielden, liegt im sogenannten „Kryptoanarchis-

⁵⁸⁵ In Juni 2013 werden im Guardian die sogenannten „Snowden-Dokumente“ veröffentlicht, die die Spionagepraxis der amerikanischen und britischen Geheimdienste offenlegen. Die nach EDWARD J. SNOWDEN, einem ehemaligen Mitarbeiter der US-Geheimdienste CIA, NSA und DIA, benannten Informationen machen deutlich, dass die Geheimdienste dank moderner Internettechnik die Telekommunikationstechnik beziehungsweise Kommunikation über das Internet global und ohne begründeten Verdacht überwachen. Zudem wird durch die Dokumente bekannt, dass es auch Abhörmaßnahmen in Gebäuden der Vereinten Nationen und des Europäischen Parlaments gibt und private E-Mail-Konten und Mobiltelefone von Politikern überwacht werden. Der Skandal zieht bis heute zahlreiche diplomatische Verwerfungen nach sich.

⁵⁸⁶ Bei den Pentagon Papers wird ein mehrere hundert Seiten umfassender Bericht in mühevoller und gefährlicher Arbeit innerhalb von zwei Monaten Seite für Seite kopiert und dann den Medien

mus“. Der Terminus „Krypto“ rekurriert auf Kryptographie und damit auf Methoden der Verschlüsselung und Geheimhaltung. Der Ursprung dieser Geisteshaltung liegt in den 1980er Jahren und geht von einer Asymmetrie zwischen Staat und Bürgern aus, die sich einerseits durch Überwachung der Kommunikation und andererseits der Geheimhaltung von Informationen gegenüber den Bürgern darstellt. Mittels Cyberspace und Kryptographie soll es aber möglich sein alle privaten Informationen auch vor dem Staat geheim zu halten, sich von ihm zu emanzipieren und somit das Verhältnis umzukehren (HOFMANN 2011, 48f.). Eines der Gründungsdokumente dieser Szene ist das auch als „Crypto Anarchist Manifesto“ bezeichnete Dokument von TIMOTHY C. MAY aus dem Jahr 1992. Darin sagt er die Entstehung eines neuen Informationsmarktes auf Grundlage neuer Verschlüsselungstechniken voraus, auf dem geheime Informationen gehandelt werden:

„The State will of course try to slow or halt the spread of this technology, citing national security concerns, use of the technology by drug dealers and tax evaders, and fears of societal disintegration. Many of these concerns will be valid; crypto anarchy will allow national secrets to be trade freely and will allow illicit and stolen materials to be traded.“ (MAY 1992)

Diese neuen Techniken wiederum basieren auf Arbeiten von RALPH MERKLE von 1974⁵⁸⁷ und darauf aufbauenden technischen Entwicklungen von WHITFIELD DIFFIE und MARTIN HELLMANN aus dem Jahr 1975⁵⁸⁸ sowie CHARLIE MERRIT 1980. Letzter programmiert auf den Arbeiten seiner Vorgänger aufbauend eine funktionstüchtige Verschlüsselungssoftware, die zuverlässiger läuft als erwartet (BORCHERS 2011, S. 57).

In den USA diskutiert man zur gleichen Zeit ein Gesetz, dass dem Staat die Möglichkeit einräumen soll, jede Form von digitaler Kommunikation im Klartext

zugespielt. Heute lässt sich diese Tätigkeit mit Gigabytes und zigtausenden von Dokumenten in wenigen Sekunden durchführen.

⁵⁸⁷ In seiner Examensarbeit beschreibt MERKLE die Verschlüsselung, Versendung und Entschlüsselung von E-Mails in einem abgehörten Netzwerk, ohne dass die Schlüssel selbst ausgetauscht werden müssen.

⁵⁸⁸ Beide setzen die theoretische Arbeit von MERKLE um und lassen sich diese 1980 patentieren.

mitlesen zu können. Der Widerstand, der sich gegen dieses Gesetz formiert, wird über eine Mailingliste organisiert, deren Mitglieder sich auch über Kryptographie austauschen und sich bald Cypherpunks nennen (ebd., S. 58). Eines der aktiven Mitglieder dieser Mailingliste ist seit 1995 JULIAN ASSANGE (ebd., S. 61).⁵⁸⁹

Ein weiterer Gegenstand der Diskussion in der Mailingliste ist die Ausweitung des Freedom of Information Act aus dem Jahr 1966 auf die elektronische Kommunikation. 1993 erreichen die Aktivisten der Electronic Free Frontier Foundation, dass die gesamte elektronische Kommunikation der US-Regierungen RONALD W. REAGAN, GEORGE H. W. BUSH und WILLIAM J. BILL CLINTON als Dokumente im Sinne der Zeitgeschichte anerkannt werden, womit sie nicht gelöscht, sondern für die Nachwelt archiviert werden müssen. Auf Grundlage dieser Dokumente kann zum Beispiel TOM BLANTON 1995 das Buch „White House E-Mail“ herausbringen, in welchem er den Dreieckshandel der REAGAN-Regierung um die Iran-Contra-Affäre vollständig transparent macht (ebd., S. 60).

WikiLeaks

WikiLeaks ist nicht die erste Enthüllungsplattform dieser Art im Internet. Bereits seit 1994 gibt es Cryptome, eine Website, die zahlreiche unterschiedliche Geheimdokumente von Regierungen und Informationen zu einschlägigen gesellschaftlichen (zum Beispiel zu Meinungsfreiheit) und technischen (zum Beispiel zu Kryptographie) Themen publiziert.

WikiLeaks basiert im Wesentlichen auf der ideologischen Grundlage der Hacker-Mailingliste der Cypherpunks sowie auf der Idee der Wiki-Softwareplattform von WARD CUNNINGHAM. Es geht in der Idealvorstellung darum, die „befreiten Dokumente“ der Weltöffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, die diese nach den in ihnen versteckten Geheimnissen durchsuchen soll. Dieses Ideal jedoch hat sich als allzu illusorisch erwiesen, weshalb heute eher Kooperationen mit großen Zeitungen

⁵⁸⁹ Für alle Mailings von JULIAN ASSANGE in der Mailingliste siehe ASSANGE 2010.

und Zeitschriften angestrebt werden, die diese Dokumente nach Geschichten und Skandalen durchsuchen.

Dazu hat WikiLeaks ein System aus zahlreichen Servern aufgebaut, auf denen die Dokumente verteilt gespeichert sind und stellt einen anonymen digitalen Briefkasten zur Verfügung, über den Informanten ihre Daten an WikiLeaks übergeben können. ASSANGE bezeichnet das System von Servern zur Speicherung der sensiblen Daten als ein „unzensurbares System für die nicht zurückverfolgbare, massenhafte Weitergabe von Geheimdokumenten und deren öffentliche Analyse“ (ISCHINGER 2011, S. 13).

Von GERT LOVNIK und PATRICE RIEMENS wird WikiLeaks als „single person organisation“ (SPO) beschrieben, deren Kopf ASSANGE ist. Das heißt „Initiative, Entscheidungsfindung und Ausführungsprozeß sind weitgehend zentralisiert: Sie liegen in der Hand eines einzigen Individuums.“ (LOVINK und RIEMENS 2011, S. 89) Dieser möchte mit WikiLeaks eine neue Form von Journalismus, den sogenannten „wissenschaftlichen Journalismus“ einführen. Er beabsichtigt die Daten, die den Forschungen oder in diesem Fall den journalistischen Recherchen zugrunde liegen, der Öffentlichkeit disponibel zu machen, so dass andere die Arbeiten nachprüfen und verifizieren können (KHATCHADOURIAN 2011, 21f.). Dabei hält sich ASSANGE an die Ideale und „goldenen Regeln“ der Hacker-Kultur, die er in dem Buch „Underground“ zusammen mit SUELETTE DREYFUS (2011) beschreibt: „Beschädige die Computersysteme, in die du einbrichst, nicht (und lasse sie auch nicht abstürzen); ändere keine Informationen in diesen Systemen (mit Ausnahme von Logdateien, um deine Spuren zu verwischen); und teile Informationen mit anderen“ (ASSANGE und DREYFUS 2011, S. 126).

Es ist jedoch zu fragen, was den Kopf von WikiLeaks antreibt. Dazu kann man das Dokument „Conspiracy as Governance“ aus dem Jahr 2006 heranziehen, beziehungsweise das geringfügig veränderte WikiLeaks-Manifest von 2010. Hierin erklärt ASSANGE sein Verständnis von Verschwörungen von Regierungen, Unternehmen und Organisationen und seine Vorstellung, wie man diese schwächen oder

gar auflösen könnte. Die Auflösung kann einerseits darin bestehen, die zentralen Akteure auszuschalten, das heißt zu ermorden, eine mögliche Handlung von der sich ASSANGE jedoch distanziert, oder andererseits Kommunikationsflüsse zwischen den Akteuren zu trennen, eine Idee, deren Umsetzung er in seinem Blog (2006) ausführt:

„The more secretive or unjust an organization is, the more leaks induce fear and paranoia in its leadership and planning coterie. This must result in minimization of efficient internal communications mechanisms (an increase in cognitive ‚secrecy tax‘) and consequent system-wide cognitive decline resulting in decreased ability to hold onto power as the environment demands adaption. Hence in a world where leaking is easy, secretive or unjust systems are nonlinearly hit relative to open, just systems. Since unjust systems, by their nature induce opponents, and in many places barely have the upper hand, mass leaking leaves them exquisitely vulnerable to those who seek to replace them with more open forms of governance.“ (ASSANGE 2006)

Schon 2006 wird also deutlich, dass Assange mit dem Gedanken einer offenen Informationsdistribution spielt, die die Kommunikationsnetzwerke von Verschwörern schwächen soll. Als es 2010 zur Veröffentlichung der diplomatischen Dokumente kommt und in den Medien beziehungsweise von Seiten der US-Regierung argumentiert wird, dass Assange ohne Rücksicht die Funktionstüchtigkeit der weltweiten diplomatischen Kommunikation gefährde, verfehlt diese Kritik jedoch die Intentionen des WikiLeaks-Gründers, denn genau darin besteht seine Triebfeder.

Die Veröffentlichungen von WikiLeaks beginnen im Dezember 2006 mit dem Geheimbeschluss eines somalischen Rebellenführers, in dem zur Ermordung von Regierungsmitgliedern aufgerufen wird. Die Authentizität des Dokumentes wollen die Enthüller mit Hilfe ihrer Leser und Wikipedia-ähnlichen Werkzeugen verifizieren lassen (KHATCHADOURIAN 2011, S. 37).

Im Januar 2008 werden die Daten des Schweizer Bankhauses Julius Bär disponiblistiert. Dabei handelt es sich um Daten, die belegen, dass die Bank über ein verzweigtes Netzwerk von Gesellschaften und Steuerparadiesen, wie den Cayman Islands, Steuern

für ihre Kunden in Beträgen von 5 bis 100 Millionen Dollar unterschlägt (DOMSCHEIT-BERG 2011, S. 24). Nach Meinung von DANIEL DOMSCHEIT-BERG (2011, S. 28) ist diese Veröffentlichung die erste, die eine größere mediale Aufmerksamkeit auf WikiLeaks lenkt. Nach der Veröffentlichung kommt es auch zu Versuchen regulative Schritte gegen WikiLeaks einzuleiten, indem Anklagen erhoben, Bestechungsversuche unternommen, Drohungen ausgesprochen oder einfach Bitten gestellt werden, um die Inhalte von der Website zu bekommen. WikiLeaks wehrt sich dagegen, indem sie alle Kommunikation zwischen sich und den anderen Akteuren offen auf der eigenen Website transparent macht (ebd., S. 34).

Der nächste WikiLeaks-Coup gelingt 2008 mit der Veröffentlichung von Dokumenten, Video- und Audiodateien über Scientology. Publiziert werden die religiösen Erzählungen von L. RON HUBBARD sowie Regularien für den Umgang mit Dissidenten. Geholfen bei der Sortierung und inhaltlichen Einordnung beziehungsweise beim Verständnis der Dokumente und beschriebenen Praktiken der Sekte hat die Gruppe Anonymus.⁵⁹⁰

WikiLeaks lernt aber mit der Zeit, dass die ge-leak-ten Dokumente auf der eigenen Website zumeist unberücksichtigt liegen bleiben, wenn sie nicht an Medienvertreter weitergegeben werden, die sie für ihre Publikationen aufbereiten (ebd., S. 52). Ein weiteres Problem ist auch das zunächst eher von Skepsis geprägte Verhältnis zwischen WikiLeaks und der Presse. So veröffentlicht WikiLeaks Militärdokumente, die noch die Sozialversicherungsnummer von Soldaten beinhalten und gefährdet auf diese Weise die erwähnten Personen. ASSANGE bezeichnete derartige Erwähnungen beziehungsweise Konsequenzen als „Kollateralschäden“ (KHATCHADOURIAN 2011, S. 41), in Anlehnung an die Terminologie der Militärs, die die bei Einsätzen zu Scha-

⁵⁹⁰ Anonymus ist eine Gruppe von Hackern, die sich unter anderem dem Kampf gegen Scientology verschrieben haben. Die Bezeichnung entstammt der automatisierten Namensgebung in Internetforen, wenn sich Personen bei einer Anmeldung keinen Namen geben. Die Gruppenmitglieder verstecken sich hinter einer Maske aus dem Film „V wie Vendetta“, die GUY FAWKES darstellen soll, der 1605 mit Mitverschwörern das britische Parlament zu sprengen beabsichtigt.

den gekommenen Zivilisten oder eigenen Truppen derart bezeichnen. Für ASSANGE sei dieser notwendig gewesen, damit „eine transparente Urteilsbildung“ (ebd., S. 42) möglich ist.

Das Jahr 2010 hat eine ganze Serien von spektakulären Veröffentlichungen gebracht. Im April 2010 veröffentlicht WikiLeaks ein Video, das Aufnahmen eines Hubschraubereinsatzes aus dem Irak-Krieg zeigt. Man hört in diesem Video die Hubschrauberbesatzung sachlich bis zynisch über die gerade erfolgende und im Video erkennbare Erschießung mutmaßlich bewaffneter Männer sprechen. Hinzu kommt, dass auch heraneilende Personen von der Hubschrauberbesatzung unter Beschuss genommen und getötet werden, in deren Nähe (in einem Fahrzeug, mit dem sie zum Ort des Geschehens gekommen sind) sich auch Kinder befinden. Weiterhin ist in diesem Video auch der Beschuss eines Gebäudes zu sehen, in das sich zuvor Menschen begeben haben. WikiLeaks benennt das Video „Collateral Murder“, in Anlehnung an den oben erwähnten Begriff „Collateral Damage“. Die Medien nehmen dieses Video auf und berichten in diesem Zusammenhang auch wieder in größerem Umfang über WikiLeaks. Für die Plattform erbringt die Veröffentlichung des Videos ein erhöhtes Spendenaufkommen von circa 200.000 Dollar. Für dieses Video gibt es aber auch Kritik an WikiLeaks. Kritisiert wird beispielsweise, dass eine zusammengeschnittene Version davon veröffentlicht wird, sowie das Untertitel und ein Zitat aus GEORGE ORWELLS Roman „1984“ eingefügt werden. Damit hätte WikiLeaks die eigenen Regeln der neutralen Veröffentlichung von Dokumenten verletzt (DOMSCHEIT-BERG 2011, S. 165).

Weiterhin kommt es im Juli 2010 zur Disponibilisierung der „Afghan War Diaries“, einer Sammlung von „90.000 Dokumenten aus der zentralen Kommandostelle des US-Militärs, darunter Lageberichte, Informationen zu Feuergefechten und Luftangriffen, Angaben zu verdächtigen Vorfällen und sogenannte „Threat Reports.“ (ebd., 182; H.i.O.) An der Veröffentlichung der Dokumente partizipieren die New York Times, Der Spiegel und The Guardian. Zu spät merkt das WikiLeaks-Team, dass in

den Dokumenten noch Namen, Orte und Zeitpunkte enthalten sind, die eindeutige Hinweise auf Personen bieten, die mit den amerikanischen Truppen während des Afghanistaneinsatzes zusammengearbeitet haben. In einer konzertierten Aktion versuchen die WikiLeaks-Mitarbeiter die Dokumente zu durchforsten und die sensiblen Inhalte zu löschen, was jedoch nicht vollständig gelingt. Zudem lässt man die 14.000 Dokumente der „Threat Reports“ bei der Erstveröffentlichung weg, die die meisten der persönlichen Daten enthalten (ebd., 184f.). Die Veröffentlichung reflektierend schreibt DOMSCHEIT-BERG (2011, S. 190):

„Das konkrete Folgen ausblieben und wir nicht in dem Maße über Nacht eine neue gesellschaftliche Diskussion darüber anstießen, welchen Sinn dieser Krieg hatte, lag vermutlich auch an der unglaublichen Datenmenge, die in dem Material enthalten war: Die Sammlung war zu groß und zu komplex, als dass jedermann in die Debatte einfach hätte einsteigen können.“

Im August 2010 publiziert WikiLeaks auch umfassende Planungs- und Genehmigungsdokumente rund um das Loveparade-Unglück 2010 in Duisburg (ebd., S. 206) sowie im November die Diplomaten-Depeschen aus den Jahren 1966 bis 2010.⁵⁹¹ Dabei handelt es sich um die schriftliche Kommunikation von 274 Botschaften mit dem amerikanischen State Departement. Der Spiegel bringt Ende November den ersten Artikel darüber heraus und macht klar, dass nach und nach Teile der 250.000 Depeschen in Spiegel, Guardian, El País, Le Monde und New York Times veröffentlicht werden sollen. Zusätzlich veröffentlicht WikiLeaks die Dokumente – allerdings in einer bearbeiteten Version – auf einer eigenen Website, die um Stellen, die Personen gefährden konnten bereinigt sind (ebd., 256f.).⁵⁹²

⁵⁹¹ Siehe WIKILEAKS 2010.

⁵⁹² DOMSCHEIT-BERG (2011, 257; Hervorhebungen im Original) verteidigt diese Maßnahme: „Einzelne *Cables* zu redigieren, wenn sie Informationen enthalten, die Menschen in Gefahr bringen könnten, ist fraglos richtig.“ Diese Erkenntnis stammt vermutlich sowohl aus den Erfahrungen der Veröffentlichung der Afghanistan Dokumente als auch aus der Publikationen der Affäre rund um das Schweizer Bankhaus Julius Bär. Schon hierbei gerät ein Architekt unter Verdacht mehrere Millionen unterschlagen zu haben, was sich im Nachhinein jedoch als falsch herausstellt.

Interessant sind auch die Reaktionen auf die Veröffentlichungen: Während sich die politischen Akteure empört über das Bekanntwerden der zum Teil polemisch verfassten Depeschen zeigen, beteiligen sich Konzerne wie Paypal, Amazon, Mastercard oder Visa an Strafmaßnahmen gegen WikiLeaks beziehungsweise JULIAN ASSANGE. Die Unternehmen müssen sich wiederum Denial-of-Service-Attacken (DoS) erwehren, die die anonymen Verteidiger von WikiLeaks und ASSANGE auf die Server der Großunternehmen starten.

WikiLeaks ergänzt also die bisherigen Massenmedien und verweist damit auf die Konsequenzen des Datenjournalismus, wie er sich im Zuge der Industrialisierung schon gezeigt hat: durch Arbeitsteilung. Diese tritt jetzt auch im Bereich des Journalismus auf und wird wahrscheinlich die zukünftige Arbeit und Bearbeitung von Daten und Informationen noch nachhaltig beeinflussen.

Im Zusammenhang mit WikiLeaks ist auch der Begriff „Transparenz“ auszuführen. ASSANGE selbst stellt 2011 einen Bezug zur Epoche der Aufklärung her: „Our temperaments were drawn to an Enlightenment sense of liberty and we felt we were part of the way forward for technology“⁵⁹³ sowie zu JOHN MILTON:

„I didn't know it until later, but we could have called on Milton, who wrote a kind of saintly justification for civil disobedience and spoke of ,a nation not slow and dull, but of a quick ingenious and piercing spirit, acute to invent, subtle and sinewy in discourse, not beneath the reach of any point the highest human capacity can soar to.“ (ASSANGE 2011)

Der Begriff „Enlightment“ verdeutlicht es noch besser – „Erleuchtung“ oder „Licht ins Dunkel bringen“ und damit Transparenz herstellen ist der philosophische Nukleus, um den die Aktivität von WikiLeaks kreist. KHATCHADOURIAN (2011, S. 45) erkennt die Stärke von WikiLeaks in der Unereichbarkeit durch Gerichte und

⁵⁹³ Es gilt bei dem von ASSANGE verwendeten Begriff „Enlightenment“ zu berücksichtigen, dass er eigentlich zur Kennzeichnung einer spezifischen Epoche verwendet wird, mit dem jeweils spezifische inhaltliche und programmatische Ziele verbunden sind. Für eine Schilderung der Ideen der Epoche der Aufklärung in Großbritannien, Frankreich und den USA siehe auch HIMMELFARB (2004).

staatliche Repressalien. Er macht aber auch deutlich, dass demokratische Staaten Geheimnisse haben, weil ihre Bürger Geheimhaltung zum Zweck legitimer Politik gutheißen.

Open Leaks

OpenLeaks ist eine Leaking-Plattform, die von dem ehemaligen WikiLeaks-Mitglied DANIEL DOMSCHEIT-BERG und anderen WikiLeaks-Aussteigern gegründet wird. OpenLeaks soll sich aber von der Mutterplattform unterscheiden: Während WikiLeaks sowohl den Briefkasten im Internet für einen anonymen Einwurf von Daten zur Verfügung stellt, die Daten schließlich auch begutachtet beziehungsweise ausgewertet, filtert und am Ende auch veröffentlicht beziehungsweise auch ausgewählten Massenmedien zur Verfügung stellt, wollen die Macher mit OpenLeaks nur die erste Aufgabe übernehmen. OpenLeaks hat ebenfalls zum Ziel, einen sicheren Briefkasten anzubieten, es jedoch dem Whistleblower beziehungsweise Enthüller zu überlassen, welche Institutionen die Weiterbearbeitung übernehmen sollen und in welchem Zeitraum. OpenLeaks hätte es sich dann zur Aufgabe gemacht die Daten an die analysierenden Institutionen weiterzuleiten, die nach DOMSCHEIT-BERG zum Beispiel aus „Netzwerk[en] aus Medien, NGOs, Gewerkschaften und anderen unabhängigen Organisationen“ (DOMSCHEIT-BERG 2011, S. 274) hätten bestehen können. Doch es kommt anders als gedacht: Die Plattform beziehungsweise Website ist lediglich für einen kurzen Zeitraum verfügbar und wird dann vom Netz genommen. Bis heute (Stand: 06.2017) verläuft die Serveranfrage ins Leere.

6.8.9.3 Vor- und Nachteile der Effekte von Open Content

Einer der größten Vorteile von Open Content sind wohl unter anderem die Plattformen, die beispielsweise literarische Quellen disponibilisieren, die keinerlei Schutzrechten unterliegen. Mit ihnen kann jedermann an den klassischen Werken der

Literaturgeschichte oder Wissenschaft partizipieren, ohne dafür größere Aufwände leisten zu müssen. Ebenso kann dieses Argument auf die Wikipedia übertragen werden. Sie erlaubt eine unendliche Sammlung, Transparenz der Entstehung und ungehinderte Partizipation an Informationen zu allen nur denkbaren Begriffen und Themen. Hinzu kommt die hohe Geschwindigkeit bei der Aktualisierung im Fall von neuen Erkenntnissen oder Ereignissen. Diese Form informationeller Akzeleration hätte keine Druckausgabe einer Enzyklopädie jemals erreichen können.

Dennoch ist beiden das Risiko der Manipulation zu eigen. Nicht nur könnten Inhalte ohne Verweis auf die ursprüngliche Quelle aus den Plattformen übernommen werden, sondern und dies insbesondere bei der Wikipedia, auch manipuliert werden. Jeder kann in der Wikipedia Artikel verändern, so dass auch Falschinformationen eingetragen werden können, wie zum Beispiel im Fall des ehemaligen CDU-Politikers KARL T. VON GUTTENBERG (O.A. 2009). Im Zuge dieser Veränderungen kann es auch zu sogenannten „Edit-Wars“ kommen, die dann die Sperrung einer Seite für weitere Modifikationen zur Folge haben können. Zudem sind die Informationen in der Wikipedia nicht immer ausreichend mit entsprechenden Quellen belegt oder auch von einschlägigen Experten geschrieben, so dass die Qualität der Artikel stark variiert.

Blickt man abschließend noch einmal gesondert auf WikiLeaks, werden als Vorteile vor allem die Transparenzierung von politischen Seil- und Machenschaften oder fehlgeschlagenen militärischen Operationen deutlich. Dass dabei aber auch Informationen publik werden, die Personen gefährden können ist ein eindeutiger Nachteil. Die WikiLeaks-Akteure haben auf die in diesem Zusammenhang geäußerte Kritik offenbar reagiert und eine Disponibilisierung derartiger Inhalte zu vermeiden versucht. Eine weitere negative Konsequenz ist der mangelnde Schutz der Whistleblower. Diejenigen, die die geheimen Dokumente oder Informationen den Leak-Plattformen zur Verfügung stellen und so Missstände aufdecken helfen, sehen sich häufig lebensbedrohlichen Konsequenzen oder mindestens langjährigen Haftstrafen ausgesetzt.

An dieser Stelle ist ein standardisierter, weitreichender Schutz notwendig, der bis heute noch nicht umgesetzt ist.⁵⁹⁴

⁵⁹⁴ Ergänzend dazu bietet der Verein WHISTLEBLOWER NETZWERK E.V. rechtliche und praktische Hinweise für Whistleblower im deutschsprachigen Raum an, siehe WHISTLEBLOWER NETZWERK E.V. o.A.

Kapitel 7

Zusammenfassung und Ausblick

Bevor die Untersuchung zum Prozess informationeller Öffnung geschlossen wird, sollen noch einmal die zentralen Etappen und Erkenntnisse in wenigen Worten zusammengefasst werden. Im Anschluss daran wird schließlich noch ein Ausblick auf die nicht mehr allzu ferne Zukunft des Öffnungsprozesses unter den Bedingungen der Artificial Intelligence gewagt. Dabei wird erneut nach schriftlichen, auditiven und bildlichen Informationen differenziert.

7.1 Zusammenfassung

Die zum Beginn der Arbeit vorgestellte Überprüfung der Aussagen des inzwischen ehemaligen Pressesprechers des Weißen Hauses machten die Bedeutung offener Informationen deutlich. Offene Informationen sind aber keine Selbstverständlichkeit, wie verschiedene eingangs vorgestellte Publikationen hervorheben. Insbesondere heben die Autoren in diesem Zusammenhang ab, auf die Entwicklung des Internets für die Entstehung verschiedener Open Phänomene und damit eine Öffnung von Informationen. Folgt man ihrer Argumentation, ergibt sich die Frage, ob es nicht auch schon im Zuge früherer Medieninnovation einen Prozess informationeller Öffnung

gab. Um erste Hinweise zu identifizieren, wurde zunächst nach einer Ideengeschichte für eine informationelle Öffnung recherchiert.

In den verschiedenen Ausarbeitungen zur Ideengeschichte ließen sich exemplarisch bei WEBER, BERGSON oder auch POPPER erste Hinweise identifizieren, die auf einen Einfluss sozialer Systeme und Ebenen auf den Öffnungsprozess hindeuten. Ihre Wirkung wurde anschließend schwerpunktmäßig anhand der Schriftentwicklung untersucht. Dabei wurde ein Öffnungsprozess ausgehend von der Hochzeit Ägyptens über die Kulturen der Mesopotamier, Phönizier, Griechen und Römer betrachtet und bis in das Hochmittelalter verfolgt.

Schon in Ägypten zeigen sich Einflüsse der verschiedenen gesellschaftlichen Teilsysteme auf den unterschiedlichen Ebenen. Vor allem die Priester in den Tempeln bestimmen, wer eine entsprechende Ausbildung zum Schreiber genießen darf. Ziel der Ausbildung ist es, über Schreiber für wirtschaftliche und verwalterische Verwendungszwecke einerseits sowie für religiöse Zwecke andererseits zu verfügen. Im Verlauf der Jahrhunderte findet das ägyptische Bildschriftsystem auch – äußerst selten zwar – seinen Weg in niedrigere Bevölkerungsgruppen. Die Profanisierung von Schrift zur Erstellung von Listen, Rechnungen oder Briefen geht einher mit einer Entwicklung neuer Schreibweisen, die eine Verwendung der Schrift auch für weniger gebildete Nutzer erlaubt. Zugleich werden Schriften auch akkumuliert, wie Schilderungen zu einzelnen Bibliotheken verdeutlichen, die noch für spätere Kulturen von großer Bedeutung sind. Allen voran das Religionssystem oder mit anderen Worten die Priester in den Tempeln kontrollieren also die Schriftverwendung in der ägyptischen Gesellschaft, was – wie beschrieben – Auswirkungen auf die Makro-, Meso- und Mikroebenen der anderen gesellschaftlichen Teilsysteme hat.

Ähnlich ist der Einfluss des Religionssystems in Mesopotamien. Die Tempel- und Palastschulen kontrollieren ebenfalls die Ausbildung und Verwendung der Schrift. Wie schon in Ägypten wird Schrift hauptsächlich zu Verwaltungszwecken verwendet, da die Gründung erster stadtähnlicher Siedlungen zu Komplexitätssteigerungen in

den gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen führt, deren Handhabung ohne Schrift wohl unmöglich wäre. Aber auch Geschichtsaufzeichnungen, Niederschriften von Mythen und Sagen, wissenschaftlichen Erkenntnissen oder des Rechts lassen sich nachweisen, zu deren Akkumulation Tempelbibliotheken eingerichtet werden.

Zur Verwaltung der wachsenden Siedlungen gehört auch die Steuerung des Handels und damit das Wirtschaftssystem. Dieses erlangt mit der Zeit einen nicht minder wichtigen Einfluss auf die Nutzung der Schrift, wie am Beispiel Phöniziens gezeigt wurde. Als Knotenpunkt zwischen den großen Reichen steht die Genese einer Schrift im Vordergrund, die eine Informationsvermittlung zwischen den Geschäftspartnern gestattet. Mittels einer Buchstabenschrift gelingt es den Phöniziern eine Vermittlerfunktion einzunehmen. Die Buchstabenschrift erweist sich als derart wertvoll, dass sie von den Griechen übernommen, angepasst und reichsweit einheitlich verwendet wird. Mit der Größe des griechischen Reiches durch die militärischen Expansionen entsteht zudem ein Handel mit Schriften. Diese werden nun aber nicht mehr nur in Bibliotheken der Tempel und Herrscher, sondern auch von Individuen gesammelt. Hinzu kommen neue Ausbildungsformen, wie das *gymnasion* oder die Philosophenschulen. Mit ihrer offenen Wissensweitergabe, wie sie am Beispiel der platonischen Akademie beschrieben wurde, haben sie einen nicht unbeträchtlichen Anteil am entstehenden Schriftenhandel.

Mit wenigen Anpassungen werden die griechische Schrift und das Ausbildungssystem von den Römern übernommen. Dies erhält und fördert eine informationelle Öffnung im römischen Reich. Neben inhaltlichen Veränderungen an Lehrinhalten werden von den römischen Kaisern nach und nach auch Lehrern immer mehr Rechte gewährt, was ihr Ansehen steigert. Von Kaisern wie Privatleuten werden ebenfalls Bibliotheken angelegt, die zum Teil öffentlich zugänglich sind.

Den informationellen Öffnungen stehen ihre Schließungen gegenüber. Die Verwendung von Schrift wird durch die Tempel geheim gehalten. Die mit der Zeit entstehenden Schulen erheben Gebühren für die Ausbildung, die für die breite Bevöl-

kerung viel zu hoch sind. Weitere Einschränkungen ergeben sich durch die soziale Herkunft oder das Geschlecht. Mit den später geschaffenen Bildungseinrichtungen wird die Macht der Tempel in puncto Ausbildung aber durchbrochen. Nun sind es aber vermehrt die Herrscher, die gegen unliebsame Autoren vorgehen. Schreiber werden ebenso wie Kopisten oder Händler verfolgt, verbannt oder getötet und einzelne Werke oder ganze Bibliotheken vernichtet. Dennoch, so scheint es, fällt man nicht grundsätzlich hinter die einmal erreichten Errungenschaften informationeller Öffnung zurück.

Die antiken Systeme religiöser und weltlicher Macht, Wirtschaft und Wissenschaft, des Rechts und der Medien⁵⁹⁵ der verschiedenen Kulturen haben auf dem Feld informationeller Öffnung also zu folgenden Entwicklungen geführt: Es werden Ausbildungsstrukturen geschaffen und dahingehend weiterentwickelt, dass sie nach und nach aus den geschlossenen Tempeln auch für andere Bevölkerungsschichten zugänglich werden, die Lehrinhalte werden pluralisiert, die Arbeit der Lehrkräfte zunehmend anerkannt, wissenschaftliche Erkenntnisse, historische Ereignisse, Mythen und Sagen aufgezeichnet und in Bibliotheken akkumuliert und zum Teil der Öffentlichkeit verfügbar gemacht. Es werden Gesetze und Prozesse geschaffen, die die Verwendung der Sprache und Schrift regulieren, wie am Beispiel der römischen Versammlungen gezeigt wurde. Nicht zuletzt durch kulturübergreifende Kontakte im Zuge des Handels kommt es zu einer Anpassung und Weiterentwicklung der Schriften und verwendeten Medientechniken, das heißt der verwendeten Gegenstände als auch der Praxen ihrer Verwendung. Insofern kann davon ausgegangen werden, dass die Literalität, wenn auch nur für einen kleinen Teil der Bevölkerung und in diesem Kontext auch die Partizipation, Transparenz, Disponibilität etc. und

⁵⁹⁵ Es ist an dieser Stelle noch einmal klar hervorzuheben, dass eine eindeutige Trennung der hier als verschiedene Systeme vorgestellten Gesellschaftsbereiche bis zur Moderne defizitär bleiben muss, sehr wohl aber zur Verdeutlichung der Aussage genutzt werden kann.

damit eine Öffnung von, für und zu Informationen bis zum Ende des Römischen Reiches und der Antike zugenommen hat.

Mit dem Niedergang des römischen Reiches und der Epoche des Mittelalters jedoch, verändern sich die Systeme mit neuen Akteuren und damit auch die Entwicklung des Prozesses informationeller Öffnung. Nun werden die Klöster zu neuen Zentren schriftlicher Informationen. In den dort beheimateten Bibliotheken werden Werke gesammelt und in den Scriptorien vervielfältigt beziehungsweise kopiert. Zudem gibt es zwischen den Klöstern einen regen Austausch von Schriften, die gleichzeitig zu den zentralen Bildungseinrichtungen werden. Hier wird dem klerikalen Nachwuchs das Lesen und Schreiben beigebracht. Lediglich an einigen ausgewählten Höfen, wie exemplarisch bei KARL DEM GROSSEN, werden eigene Schulen und Bibliotheken eingerichtet. Dies wird nötig, weil er – auch hier gilt das Argument des gesellschaftlichen Komplexitätszuwachses – für die Kontrolle und Organisation seines Reiches Schreiber in den Kanzleien benötigt. Des Weiteren richtet er Postwege ein, die eine zügigere Informationsdistribution gestatten. Eine neue Schrift und neue Beschreibstoffe werden ebenso entwickelt. Als wichtige Ereignisse für eine informationelle Öffnung können die Gründungen der ersten Universitäten angesehen werden. Mit der Universität entsteht eine neue Bildungseinrichtung, die sich den Dogmen und der kirchlichen Kontrolle zu entziehen versucht. Zwar gab es mit den Philosophenschulen auch schon in der Antike wissenschaftliche Einflüsse zu beobachten, doch tritt das System Wissenschaft mit den Universitäten ab jetzt als entschiedener Treiber einer informationellen Öffnung auf. Die Einrichtung eigener Bibliotheken und ihre allmähliche Öffnung für ein breites Publikum, spezielle Seminare zur Vervielfältigung von Büchern, die Schaffung und Veröffentlichung neuer Erkenntnisse in verschiedensten Disziplinen und die nach und nach entstehenden wissenschaftlichen Prinzipien sind nur einige Hinweise. Zudem können dank der Verortung der Universitäten in urbanen Räumen Wissenschaftler die vorhande-

nen Distributionsnetzwerke nutzen und Informationen vergleichsweise schnell und einfach an Kollegen verbreiten.

Die Systeme religiöser und weltlicher Macht und ihre Gesetzgebung, der Handel, die komplexer werdenden Gesellschaftsstrukturen, die Entstehung der Wissenschaft und die verfügbaren Medientechniken sind also entscheidend für die Entwicklung des Prozesses informationeller Öffnung. Trotz aller Schließungsversuche lassen sich die Anfänge des Prozesses auf allen Ebenen schon in der Antike beobachten. Der Niedergang Roms und die Zeit bis zum Hochmittelalter erscheinen zunächst als Phase der Konsolidierung, in denen sich ein Prozess informationeller Öffnung äußerst gering entwickelt. Doch ist ohne die Leistung der Klöster und einzelnen Machthaber die spätere Wirkung der Universitäten nicht denkbar, die auf den überlieferten Büchern aufbauen können. Somit zeigt sich auch in dieser Epoche eine gesellschaftliche Öffnung für Informationen, die jedoch durch eine eingeschränkte Alphabetisierung der Gesellschaft beziehungsweise eine nur geringe Verbreitung von Schreib- und Lesefähigkeiten ebenfalls nur von einer begrenzten Öffnung zu Informationen begleitet wird. Hinzu kommt, dass auch die Verfügbarkeit oder mit anderen Worten Öffnung von Informationen nur eingeschränkt besteht, da Informationen entweder äußerst kostspielig sind oder nur in sehr begrenzten Kontexten zur Verfügung stehen.

Die Untersuchung des Einflusses der Systeme und Ebenen auf den Prozess informationeller Öffnung wurde an dieser Stelle beendet. Der Grund liegt in dem ab circa 1450 aufkommenden neuen Medium Buchdruck. Mit ihm wurden die Publikationsprozesse Produktion, Distribution, Akkumulation und Rezeption als weitere Einflussvariablen auf den Prozess informationeller Öffnung in den Fokus gerückt. Dies bedeutet einerseits nicht, dass die Systeme keinen Einfluss mehr gehabt hätten, ganz im Gegenteil, oder andererseits, dass die Publikationsprozesse bis dahin noch nicht existiert hätten. Der moderne Buchdruck seit GUTENBERG eignet sich nur in besonderer Weise, die Wirkung, der Prozesse im Zusammenspiel mit den Systemen

und Ebenen vorzustellen, da es hier zum ersten Mal so etwas wie eine Serienfertigung gibt.

Die üblicherweise in der Medienwissenschaft betrachteten Prozesse der Produktion, Distribution und Rezeption wurden durch ein zentrales Element ergänzt, die Akkumulation, das heißt die Sammlung, Archivierung, Speicherung und langfristige Verfügbarmachung von Informationen. Die Einflüsse der Publikationsprozesse auf den Prozess informationeller Öffnung im Kontext der Printmedien greifen jedoch stark ineinander und wurden, nach Schilderung der medientechnischen Innovation, vor dem Hintergrund der langen Geschichte in ihren wesentlichen Zügen nachgezeichnet.

Das neue Buchdruckverfahren verbreitet sich rasant in Europa und der Welt. Die rasch steigende Zahl neuer Druckereien erlaubt steigende Produktionszahlen für die am stärksten nachgefragten Produkte. Hinzu kommt, dass die neuen Produktionsstätten vorzugsweise an verkehrsgünstigen Standorten, zumeist Handelszentren lokalisiert sind, die eine Distribution der Druckwerke über bereits etablierte und später eigene Vertriebswege, in die nähere und weitere Umgebung erleichtern. Die beschriebene Weiterentwicklung der Drucktechnik und verwendeten Materialien führt zusätzlich zu einer Erhöhung der Auflagen.

Die Nachfrage nach Büchern und Texten geht zunächst von den gebildeten Eliten aus und umfasst die zentralen Klassiker. Die Nachfrage ist jedoch bereits nach wenigen Jahren gedeckt und die Drucker und Verleger müssen sich neue Märkte und Zielgruppen erschließen. Deutlich werden hieran die ökonomischen Zwänge, die einen Einfluss sowohl auf die Produktions- als auch über die Preisgestaltung auf die Distributionsbedingungen haben, die gleichzeitig als Schließungsmechanismen interpretiert werden können. Beispielsweise hat die bei einer Distribution relevante Höhe der Preise für Drucke Auswirkungen auf eine informationelle Öffnung, da es sich bei zu hohen Preisen nur noch ein entsprechend monetär ausgestattetes Publikum leisten kann, sich mit gedruckten Informationen einzudecken. Verwiesen

sei hier exemplarisch auf die Preisentwicklung für Fabeln im Zuge des etablierten Nettohandels oder die Folgen durch die Preisentwicklung der Penny-Presse.

Neue Zielgruppen finden sich zum Beispiel an Universitäten über die aufkommenden wissenschaftlichen Zeitschriften, die als ein weiteres Beispiel für eine informationelle Öffnung durch den Buchdruck herangezogen werden können. Mit ihnen lassen sich neuste Erkenntnisse und Theorien vergleichsweise einfach an ein interessiertes Publikum verbreiten. Allen voran bietet aber auch die Reformation ein ergiebiges Reservoir an Publikationen.

Darüber hinaus fördert eine zunehmende Verwendung der Nationalsprachen eine informationelle Öffnung, indem sie Inhalte in einer Sprache verbreitet, die potentiell jeder versteht und die die Alphabetisierung fördert. An dieser Stelle muss aber betont werden, dass die Alphabetisierung nicht ohne den politischen Willen vollzogen werden konnte. Erst eine entsprechende Gesetzgebung, sicherlich nicht ohne Druck der wachsenden Industrie, die qualifizierte Arbeiter benötigt, führt dazu, dass Kinder regelmäßig eine Schule besuchen und unter anderem schreiben und lesen erlernen. Für bereits früher alphabetisierte Schichten einer zumeist bürgerlichen Gesellschaft bilden die Lesegesellschaften, Kaffeehäuser, Clubs und Salons einen Raum zur Rezeption und Diskussion über die in den Zeitungen und Zeitschriften dargebotenen Informationen. Wie dargestellt ist eine Öffnung dieser Einrichtungen aber auch eingeschränkt, wenn nach Geschlecht unterschieden, nur Mitglieder einer bestimmten Schicht oder durch Zahlung eines entsprechenden finanziellen Obolus neue Mitglieder zugelassen werden.

Ähnlich verhält es sich mit der Gesetzgebung zur Meinungs- und Pressefreiheit. Die gesetzlich gesicherte Überwindung der oben beschriebenen Schließungsmaßnahmen wird immer wieder gewährt, um anschließend wieder eingeschränkt zu werden. Beispielhaft sind in diesem Zusammenhang die Einführungen und Verzichte auf eine Zensur zu nennen. Erst seit Ende des Zweiten Weltkrieges ist zum Beispiel in der Bundesrepublik Deutschland eine Pressefreiheit nicht nur gesetzlich

garantiert, sondern wird auch von den Gerichten und anderen Einrichtungen des Staates akzeptiert. Dies erlaubt der Presse zu einer vierten Macht im Staat zu werden, die eine Kontrollfunktion wahrnehmen kann. Anders hingegen ist die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg in der Deutschen Demokratischen Republik, die die vollständige Kontrolle und Zensurpraxis aus dem dritten Reich für ihr Mediensystem übernimmt und weiter verfeinert und ausdifferenziert. Damit ist man in der DDR in der Lage, schon die Produktion von Informationen und Inhalten stark zu kontrollieren und steuern. Dennoch brechen sich sowohl im Dritten Reich als auch in der DDR informationelle Öffnungen immer wieder Bahn. An den Beispielen der Untergrundzeitungen, Zeitungsfälschungen oder im geheimen gedruckten Flugblätter in den besetzten Gebieten während der nationalsozialistischen Diktatur oder mittels der Samisdat-Publikationen in Ostdeutschland gelingt es in einem engen Radius Informationen des Widerstandes oder über Missstände zu verbreiten. Dabei erhöhte sich die Reichweite der klandestinen Drucke noch durch die geheime Weitergabe an befreundete Rezipienten. Die den im Geheimen agierenden Individuen drohenden und tatsächlich an ihnen vollzogenen Schließungsmaßnahmen wurden oben vielfach beschrieben. Hinzu kommen Schließungsmaßnahmen, die eher auf systemischer Ebene angesiedelt sind. Mittels Zentralisierung und Verstaatlichung wird eine vollständige politische, ökonomische, technische und inhaltliche Kontrolle über ein ganzes Mediensystem etabliert, in dem informationelle Öffnungen (nahezu) unmöglich erscheinen. Selbst das Nachkommen der Aufforderung zur informationellen Öffnung über die Einreichung von Leserbriefen konnte in diesen geschlossenen Systemen für die Autoren strafrechtliche Konsequenzen nach sich ziehen.

Mit einer informationellen Öffnung im Zuge der Digitalisierung steht die Druckindustrie zur Zeit vor einer großen Herausforderung. Einerseits ist es die Geschwindigkeit mit der sich Informationen über das Internet verbreiten, andererseits die Kostenloskultur, die den Verlagen zusetzt. Sie bieten daher viele ihrer Artikel unentgeltlich im Internet an und versuchen diese über Werbung querzufinanzieren,

während Abonnements und Auflagen ihrer Druckausgaben stetig zurückgehen. Trotz der mit einer informationellen Öffnung qua Digitalisierung verbundenen Herausforderungen kann diese für die Druckindustrie auch als eine Chance verstanden werden. Neue Recherchemethoden und Kontaktmöglichkeiten für Quellen erlauben eine Ausweitung der gesellschaftlichen Funktionen der Presse. Zudem können Artikel mit anderen Quellen direkt verknüpft und dauerhaft verfügbar gehalten werden. Die bis zu diesem Punkt noch nicht erwähnte Akkumulation hat im Zuge der Digitalisierung ebenfalls an Potentialen hinzugewonnen, wie sie bisher nicht bestanden. Wurden größere Mengen Printprodukte zuvor in Archiven, Volks-, Leih-, Universitäts- oder Stadt-Bibliotheken aufbewahrt, sind viele Bücher heute digital über das Internet zu jeder Zeit verfügbar. Dabei helfen die unter anderem im Kontext der Zensur eingeführten Impresen auch bei der Archivierung zur Unterscheidung von Autoren, Jahrgängen oder Verlagen. Für eine informationelle Öffnung bedeutet eine Akkumulation von Printprodukten aber nicht nur, dass Quellen irgendwo gesammelt werden, sondern auch, dass sie einem interessierten Leser zur Verfügung stehen, der sie ausleihen oder erwerben kann. Mit der Digitalisierung haben sich Wege zur Verfügbarkeit von Informationen nun also nochmals sowohl pluralisiert also auch beschleunigt und vereinfacht. Die einstmalige Verwendung schwerer Bücher kann heute durch technische Geräte ersetzt werden, die buchstäblich mit ihren Speichern Platz für ganze Bibliotheken in einer Hand bieten und ihre ubiquitäre Rezeption zu jedem Zeitpunkt gestatten.

Insgesamt lässt sich zum Einfluss der Publikationsprozesse festhalten, dass eine qualitative und quantitative Entwicklung für eine informationelle Öffnung beobachtbar erscheint. Wie die Betrachtung des Buchdrucks über die Jahrhunderte zeigt, entsteht nicht nur eine Öffnung zu Informationen mittels eines neuen Mediensystems mit beispielsweise neuen Berufsbildern, Techniken, Distributionsweisen, Akkumulationsprozessen und -organisationen und Rezeptionsarten. Vielmehr bedingen sich eine Öffnung von Informationen und die Prozesse um eine Öffnung für

Informationen gegenseitig. Die Wechselseitigkeit lässt sich an den informationellen Entwicklungen in den gesellschaftlichen Systemen einerseits, angefangen von der Religion und Politik über das Recht, die Wirtschaft bis hin zur Wissenschaft als auch auf alle sozialen Ebenen beobachten. Die über die jeweiligen Publikationsprozesse wechselseitigen Beziehungen eines Mediensystems zu den anderen Systemen und Ebenen haben somit zu einer informationellen Öffnung im Verlauf der gesellschaftlichen Umwälzungen der Jahrhunderte entscheidend beigetragen. Im Kontext dieser langfristigen historischen Perspektive hat sich – wie bereits angesprochen – die Auf- und Abbewegung des Prozesses offenbart, auf die im Weiteren zusammenfassend geblickt werden soll.

Hat sich ein Wechsel zwischen eher offenen und geschlossenen Phasen also schon bei der Schrift sowie dem Buchdruck und bei diesen vor allem anhand gesetzlicher Regulierungen gezeigt, wird eine informationelle Schließung besonders in den Gesellschaftssystemen des Dritten Reiches und der DDR deutlich. Um aber zu zeigen, dass auch andere Medien davon betroffen sind wurde zur Verdeutlichung der radikalen, restriktiven und regulativen Phasen exemplarisch das Medium Radio zur Zeit des Nationalsozialismus untersucht. Dabei, so soll noch einmal betont werden, zeigte sich nach der Beschreibung der Entwicklung der technischen Voraussetzungen, dass die Reihenfolge der radikalen und restriktiven Phasen beliebig sein kann und von den das Mediensystem umgebenden Systemen abhängig ist.

Entsprechend begann die Geschichte informationeller Öffnung durch das Radio mit einer restriktiven Phase. Umgehend übernehmen das Militär und die Behörden die Kontrolle über das neue Medium, die den Funk sogleich im Ersten Weltkrieg zum Einsatz bringen. Mit Ende des Krieges werden die Behörden durch den aufrührerischen Aufruf „An Alle!“ erneut in ihrer „Angst vor der Masse“ bestätigt, was dazu führt, dass der Rundfunk noch restriktiver gehandhabt wird. So werden privatwirtschaftliche Vorstöße zur Gründung von Rundfunkgesellschaften von staatlicher Seite abgelehnt und eigene Organisationen gegründet. Die Radiorezeption – zum

Teil auch unter Anleitung von Lehrern oder Pfarrern – soll der Volksbildung dienen. Dennoch werden, auch dank der finanziellen Möglichkeiten durch die erhobenen Rundfunkgebühren, Sendezeiten ausgeweitet sowie Programme diversifiziert, so dass neben Nachrichten und anderen gesprochenen Inhalten auch Theateraufführungen und musikalische Unterhaltungsangebote im Programm enthalten sind. Auch wenn in der Phase der Weimarer Republik bereits vergleichsweise restriktive Schließungsmaßnahmen zur Kontrolle des Mediums getroffen werden, sind die Schließungen im Dritten Reich nahezu voll umfänglich. Im Sinne der Gleichschaltung werden die einzelnen Landessender unter einer Dachorganisation und in einem Ministerium zentralisiert, es werden personelle Veränderungen vorgenommen und die Inhalte auf die propagandistischen Ziele des nationalsozialistischen Systems ausgerichtet. Dennoch gibt es kurze radikale Phasen, die in Gestalt von Piratensendern oder ausländischen Sendern informationelle Öffnungen bedeuten. Darüber hinaus kann trotz all der Restriktionen anerkannt werden, dass die Verbreitung von Rundfunkempfängern im Dritten Reich – auch aufgrund der Preisgestaltung – entschieden zugenommen hat, was auch Auswirkungen auf die Rundfunkpolitik der Besatzungsmächte nach dem Ende des Krieges hat.

Sowohl die Sowjets als auch die westlichen Alliierten bauen den Rundfunk in ihren Besatzungszonen vergleichsweise schnell wieder auf. Dies sicherlich auch als jeweiliges Propagandainstrument im Zuge des sich zuspitzenden Ost-West-Konfliktes. Während aber die sowjetischen Besatzer die restriktive Politik des dritten Reiches fortsetzen, indem sie das Prinzip der Zentralisierung übernehmen und lediglich die inhaltlichen Ausrichtungen der eigenen Politik anpassen, entscheiden sich die westlichen Besatzungsmächte für eine eher regulative Herangehensweise. Damit ist gemeint, dass der Rundfunk zwar auch ein kontrolliertes Medium bleibt, der aber nach dem Vorbild der BBC sehr viel offener in der inhaltlichen und personellen Struktur agieren kann. Trotzdem gelingt es der deutschen Politik über die Besetzung von Posten in entscheidenden Gremien und Räten Einfluss auf den Hörfunk zu

gewinnen. Doch ist dieser nicht mit dem im Dritten Reich oder der DDR vergleichbar. Hinzu kommt, dass sich das Radio ab den 1960ern mit einer ersten wirklichen radikalen Öffnungsphase konfrontiert sieht.

Die erwähnten Piratensender und freien Radios in Europa und den USA erzeugen durch ihre Art der Informationsdistribution und ihrer begeisterten Hörerschaft einen massiven Druck auf die etablierten und gesetzlichen Regeln unterworfenen Hörfunkstrukturen. Zunächst versucht man den zumeist illegalen Sendern mit neuen Gesetzen und technischen Gegenmaßnahmen zu begegnen, doch bleiben diese weitgehend erfolglos. Daher hat die radikale Öffnung zur Folge, dass zum Beispiel die politischen Vertreter in Deutschland zunächst (ab 1973) ihr Einverständnis zu privatwirtschaftlich organisierten Pilotprojekten und ab 1984 zum privatisierten Hörfunk geben.

Die neue Hörfunkstruktur führt zwar zunächst zu einer Ausweitung der Anbieter- und Senderzahlen sowohl im privaten als auch öffentlich-rechtlichen Segment, doch nimmt diese im zeitlichen Verlauf durch Konzentrationsbewegungen des Marktes wieder ab. Mit der Zulassung privater Akteure aber, ist eine neue regulative Phase eingeläutet, in der sich private und öffentlich-rechtliche Sender auch inhaltlich gegenseitig beeinflussen (zum Beispiel Kästchenformate versus DJs, englisch-sprachige Musik, mehr Unterhaltungsinhalte). Gerade aber die öffentlich-rechtlichen Sender sind weiterhin mit einem Bildungsauftrag ausgestattet, der sich auch in Offenen Kanälen und speziellen Bildungssendungen widerspiegelt. Erstere dienen der Ausbildung interessierter Bürger, die Prozesse und Strukturen sowie Techniken der Produktion und Distribution von Radio kennenzulernen beziehungsweise informationelle Manipulationsmöglichkeiten zu erfahren. Letztere sind zum Teil Gegenstand des täglichen Radiobetriebs oder in speziellen Sendern integriert, wie den Hochschulradios. Gerade in den USA haben sich diese zunächst verbreitet und finden sich inzwischen auch an zahlreichen Hochschulen in Deutschland. Neben Musik und

anderen Unterhaltungsangeboten werden sie zum Teil auch für die Vermittlung von Lehrinhalten wie Sprachkursen genutzt.

Schließlich kann auch die Digitalisierung des Hörfunks zur Vermittlung von Bildungsinhalten dienen. Zeitversetztes Hören durch Podcasts oder über Streaming-Anbieter und Aggregatoren erlauben eine ständige, mobile und höchst individualisierte Nutzung des Mediums. Zudem lassen sich Informationen über Radiostreams von überall auf der Welt empfangen und rezipieren, was eine bis dahin ungekannte Öffnung des Hörfunks bedeutet.

Die Phasen eines Prozesses informationeller Öffnung am Beispiel der Öffnung zu Informationen mittels des Hörfunks zeigen also, dass ein Medium nicht notwendiger Weise mit einer radikalen Phase starten muss, wie es vielleicht für den Buchdruck oder später die Digitalisierung interpretiert werden kann. Restriktive Phasen sind häufig durch eine Verfolgung von Akteuren geprägt, die eine Öffnungen von Informationen geprägt. Deutlich wird dies zum Beispiel an Einschränkungen der informationellen Vielfalt sowie Quellen oder auch durch der Androhung von Sanktionen und der Schaffung eines rechtlichen Rahmens für deren Durchsetzung. All dies kann zu Beginn des Radios in Deutschland beobachtet werden. Radikale Öffnungen und damit der Wunsch nach einer Öffnung für Informationen treten verstärkt erst im Kontext der Piratensender und Freien Radios auf, die in ihrer Wirkung zu einem informationellen Freiraum, in einer regulativen Phase und damit für ein Nebeneinander von privatwirtschaftlichen und öffentlich-rechtlichen Sendern gesorgt haben.

In den vorangegangenen Absätzen wurden bereits vielfach einzelne Effekte erwähnt. Diese sich im Zuge des Prozesses informationeller Öffnung ergebenden Effekte sind als reziprok zu verstehen und wirken so selbstverstärkend auf den Prozess zurück. Vorgeführt wurde dies exemplarisch im Zuge der Ausführungen zu den Open-Phänomenen, wie sie sich mit den digitalen Netzwerkmedien entwickelten. Theoretisch erörtert wurden zunächst die Effekte Partizipation, Standardisierung,

Akzeleration, Transparenz, Pluralisierung, Disponibilisierung und Emanzipation, bevor die Technikgeschichte der Computer und Computernetzwerke, die historische Entwicklung, die praktische Umsetzung und die Vor- und Nachteile der Open-Phänomene Open Source, Open Law, Open Science und Access, Open Government, Open Innovation und Open Content einer näheren Betrachtung unterzogen wurden. Bei dieser Untersuchung stellte sich heraus, dass eine Vielzahl der Open Phänomene einen wissenschaftlichen Ursprung hat und deren Ideale teilt.

So werden beispielsweise bei Open Source oder Open Government explizit Transparenz und Partizipation angestrebt. Das heißt zum Beispiel die Möglichkeit zu besitzen an offen verfügbaren Daten und Informationen teilzuhaben, diese zu nutzen und so Einsicht in Prozesse und Strukturen zu bekommen. Die Offenlegung von Softwarecode soll es potentiell jedem gestatten, Fehler in Programmen zu identifizieren und zu beseitigen und diese damit weiterzuentwickeln. Mit der Herausgabe von Verwaltungsdaten wird einerseits beabsichtigt, die eigenen Prozesse offenzulegen und so ein Verständnis bei den Bürgern zu erlangen und andererseits ökonomische Prozesse zu fördern, indem Unternehmen und Bürger die Daten aktiv für eigene Produkte fruchtbar machen.

Die Effekte Standardisierung und Disponibilisierung finden sich zum Beispiel in den Phänomenen Open Science beziehungsweise Open Access und Open Culture. Die Standardisierung von Informationsverarbeitungsprozessen beispielsweise beim Peer Review-Verfahren wissenschaftlicher Zeitschriften und die offene Verfügbarkeit von Reviews über Online-Portale haben die Wirksamkeit der Effekte deutlich gezeigt. Hinzu kommt die universelle Disponibilität von Quellen, die in dieser Form bis zur Verbreitung der digitalen Netzwerkmedien nicht gekannt wurde. Ähnlich verhält es sich mit Open Culture. Eine informationelle Öffnung profitiert nämlich bei diesem Open Phänomen ebenfalls von Standardisierungsverfahren, indem Medientechniken vereinheitlicht und Ressourcenaufwände dadurch minimiert werden. Gleichzeitig wird gerade bei Open Culture der Effekt der zeitlichen und räumlichen Disponibilität

besonders gut deutlich. Informationen können nun mobil und jederzeit abgerufen und genutzt werden.

Beispiele für die drei Effekte Akzeleration, Pluralisierung und Emanzipation wurden unter anderem bei den Phänomenen Open Law und Open Innovation vorgestellt. So zeigte sich exemplarisch bei Open Law, dass die Pluralisierung der Quellen und die Lossagung von eigenen Wissensgrenzen zu einer Beschleunigung bei der Entwicklung von juristischen Argumenten, der Recherche nach vorangegangenen Urteilen und Gesetzen und damit zum erfolgreichen Handeln vor Gericht beitrug. Vergleichbar sind die Wirkungen bei Open Innovation. Beispielsweise durch eine Pluralisierung der Feedback-Möglichkeiten für Kunden, Lieferanten und andere Stakeholder, unter anderem mittels des Einsatzes verschiedener medientechnischer Lösungen und einer Emanzipation von unternehmensinternen Meinungsführern und tradierten Innovationsprozessen konnte auch hier eine Beschleunigung von Innovationszyklen erreicht werden.

Zurückblickend konnte gezeigt werden, dass die Öffnung zu Informationen im Zuge der Verbreitung der Computer und Netzwerke exemplarisch vorgestellte Effekte im Sinne einer Öffnung für Informationen nach sich zieht, die im Kontext der Open Phänomene den Prozess informationeller Öffnung nachhaltig verstärken. Die Effekte sind somit auch Treiber einer Öffnung von Informationen, da sie, wie am Beispiel der GPL gezeigt, eine virale Wirkung haben. Dabei trifft dies nicht nur auf digitale Netzwerkmedien, sondern – wie im Verlauf dieser Arbeit an vielen Stellen gezeigt – auch bei allen anderen untersuchten Medien auf.

Zusammenfassend kann somit die eingangs dieser Arbeit aufgestellte Hypothese nach einer mit jedem neuen Medium auftretenden informationellen Öffnung zumindest für die untersuchten Medien bestätigt werden. Bei allen betrachteten Medien lässt sich eine Phase informationeller Öffnung beobachten. Diese kann bereits mit dem Aufkommen des Mediums eintreten, wie zum Beispiel beim Buchdruck oder den digitalen Netzwerkmedien oder sie kann verspätet, wie beim Radio auftreten.

Die identifizierten Faktoren (Systeme und Ebenen, Publikationsprozesse, Phasen und Effekte) sind dabei als zentrale Einflussmechanismen anzusehen. Bevor nun aber die Arbeit geschlossen wird soll noch am Beispiel aktueller Entwicklungen rund um das Gebiet der Artificial Intelligence ein kurzer Ausblick auf die Zukunft des Prozesses informationeller Öffnung geworfen werden.

7.2 Ausblick: Ein Prozess informationeller Öffnung im Kontext der Artificial Intelligence

Am Ende der Arbeit soll nun noch ein kurzer Ausblick in die Zukunft des Öffnungsprozesses geworfen werden. Eine Öffnung und / oder Schließung von Informationen wird in den nächsten Jahren eines der zentralen Themen der Informationsgesellschaft sein. Denn mit einer technischen Weiterentwicklung der Publikationsprozesse, der voranschreitenden Mediatisierung im Kontext des Internets der Dinge und der weiter voranschreitenden Vernetzung der dabei generierten Daten verändern sich vielleicht auch Aussage- und Prognosemöglichkeiten über das (Mediennutzungs-) Verhalten von Einzelnen, Gruppen oder größeren Gemeinschaften.

Wie gezeigt werden kann, ist informationelle Öffnung auch für die Technik Künstlicher Intelligenz⁵⁹⁶ und ihre Verschmelzung mit dem Internet der Dinge von besonderer Bedeutung, weil daraus Daten- und Informationsmengen (Stichwort „Big Data“) entstehen, die einer sinnvollen und vor allem für den Nutzer sicheren Verwendung zugeführt werden müssen. Hält man die großen Unternehmen der Internetbranche im Blick, stellt man in den letzten Jahren einen verstärkten Investitionsdrang auf dem Gebiet der Künstlichen Intelligenz fest. Künstliche Intelligenzen sind heute schon in zahlreichen technischen Geräten des Alltags präsent, ohne dass

⁵⁹⁶ An dieser Stelle geht es nicht darum den Begriff „Künstliche Intelligenz“ tiefergehend zu reflektieren. Dies kann unter anderem bei DREYFUS 1972, WEIZENBAUM 1977 oder SEARLE 1980 nachgelesen werden.

es den Nutzern vielleicht klar ist. So basieren Sprachassistenten auf Smartphones (Cortana bei Microsoft, Siri bei Apple, Google Now bei Google, Alexa bei Amazon) auf Künstlicher Intelligenz. Sie verstehen menschliche Sprache inzwischen so gut, dass sie zahlreiche verbal gestellte Fragen beantworten können oder Ergebnisse zu derartigen Fragen auf einem Bildschirm einblenden. Die zunehmende Verbreitung von Sprachassistenten kann aber auch durchaus kritisch betrachtet werden. So sind die Systeme in einem beständigen Aufmerksamkeitsmodus, da sie auf Stichworte zu ihrer Aktivierung achten müssen. Dass heißt sie hören dauerhaft den Gesprächen ihrer Besitzer zu. Welche Optionen sich dadurch zum Beispiel für eine geheimdienstliche oder kommerzielle Ausnutzung ergeben muss die Zeit zeigen.

Bei Facebook kommt Künstliche Intelligenz zum Einsatz, um neue Kontakte vorzuschlagen oder passende Werbung einzublenden. Dabei wird nicht nur die textbasierte Kommunikation analysiert, sondern es werden auch Bilder, die die Nutzer hochladen oder das Surfverhalten der Nutzer untersucht. In Autos wird Künstliche Intelligenz inzwischen ebenfalls verbaut. Nicht nur, dass sie für Spracherkennung in Multimedia-Systemen in Fahrzeugen Verwendung findet, sie wird zukünftig auch verstärkten Einsatz für autonome agierende Fahrzeuge finden, die auf Grundlage von sensorischen Daten Entscheidungen über das Fahrverhalten treffen und über den Verlauf von Unfällen entscheiden. So arbeiten neben den großen und kleineren Automobilherstellern auch Technikunternehmen wie Google oder Apple an selbstfahrenden Autos.

Die zum Teil unkritische Öffnung der Nutzer, ihre Daten und Informationen in den großen sozialen Netzwerken oder über eine Eingaben bei Suchmaschinen preis zu geben, erlaubt es Unternehmen diese Informationen zukünftig zur Verbesserung ihrer Geschäftsmodelle einzusetzen. Ein Prozess informationeller Öffnung zeigt sich aber auch direkt bei den Akteuren der Künstlichen Intelligenz selbst. So gestattet Facebook seinen Forschern Ergebnisse zu publizieren und Teile der Artificial Intelligence-Software offenzulegen beziehungsweise auf Github als Download

anzubieten. Ähnlich geht auch Google vor. So gibt das Unternehmen beispielsweise die KI-Software DeepDream unter einer Open Source-Lizenz heraus. Das Programm dient der Analyse und Wiedererkennung von Inhalten auf Bildern, erzeugt aber bei mehreren Durchläufen auch psychedelische Bilder, die gerade in 2016 für Aufsehen gesorgt haben (siehe zum Beispiel Abbildung 28).

Das eigentlich geschlossene Daten aber auch mit Künstlicher Intelligenz verknüpft werden, zeigt ein Bericht von HAL HODSON (2016) im Wissenschaftsmagazin New Scientist. So hat Google einen exklusiven Zugang zu Gesundheitsdaten von rund 1,6 Millionen Patienten bekommen. Die Zusammenarbeit zwischen dem Krankenhausbetreiber Royal Free NHS Trust und Google soll der Entwicklung einer App dienen, die es dem Krankenhauspersonal erlaubt, den Gesundheitsstatus von Patienten mit Nierenproblemen zu überwachen. Es stellt sich jedoch heraus, dass Google die vollständigen Datensätze zu den Patienten bekommt und nicht nur Informationen zu Nierenfunktionen. Problematisch daran ist neben dem Umfang der Informationen, der neben aktuellen auch bis zu fünf Jahre zurückliegende Datenerfassungen einschließt, dass die Patienten keine Möglichkeit hatten, die Verwendung ihrer Datensätze abzulehnen. Darüber hinaus ist anzunehmen, dass es bei einer langfristigen Beobachtung von Patienteninformationen auch möglich würde, Krankheitsverläufe bereits im Stadium der Entstehung zu erkennen. Offen ist, welche Schlüsse daraus gezogen werden, ob entsprechende Gegenmaßnahmen durch die Klinik eingeleitet oder die Informationen zum Nachteil der Patienten verwendet werden.

Auch wenn die Löschung der Daten nach Auslaufen der Kooperation im Jahr 2017 vertraglich vereinbart ist und durchgeführt wird, bleibt die Frage, welche Einsichten Google im Zuge des Big Data Mining-Prozesses gewonnen hat und wie es diese Informationen auf die ihm durch die Sucheingaben oder sein soziales Netzwerk offen verfügbaren Daten anwendet.

Neben der Analyse derartiger Datensätze kommt Künstliche Intelligenz aber auch zur Analyse von Sprache, Tönen und Geräuschen, Bildern, Texten oder Videos zum

Einsatz. So ist es inzwischen möglich, Gegenstände oder Personen auf Bildern oder in Videos zu erkennen und markieren. Blickt man auf die nächste Extension des Internets auf Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs (Kühlschränke, Fitnessarmbänder, Roboter etc.) entstehen einerseits vollkommen neue Datensätze, die wohl nur noch mittels Künstlicher Intelligenz sinnvoll analysiert, vernetzt und fruchtbar eingesetzt werden können. Andererseits wird Künstliche Intelligenz aber auch zu Steuerung der Gegenstände zum Einsatz kommen, wenn man an die Vernetzung der Haushalte im Sinne von Smart Homes denkt oder an die Entwicklung fortgesetzter Automatisierung der Industrieproduktion.

Ein vollkommen anderes Gebiet findet sich im Bereich der Artificial oder auch Computational Creativity. Was den Menschen von seinem technischen Pendant noch am meisten unterscheidet, ist seine Kreativität im Bereich der Kunst (zum Beispiel Malerei, Musik, Dichtung) genauso wie auf dem Feld des Findens von Problemlösungen. Hinter Artificial Creativity verbirgt sich der Ansatz Künstliche Intelligenz in beiden Bereichen fruchtbar zu machen.

7.2.1 Musik

Das erste Beispiel Künstlicher Intelligenz im Bereich Musik ist eine Anwendung zur Generierung von Hip Hop-Texten. Im Fall von DopeLearning geht es um die Generierung semantisch zusammenhängender Hip Hop-Texte auf Grundlage von Textanalysen von 104 Hip Hop-Stars beziehungsweise 583.669 Textzeilen. Das sogenannte DeepBeat-Netzwerk ist unter deepbeat.org für jedermann offen zum Testen und Texten verfügbar (MALMI et al. 2015).

Das zweite Beispiel orientiert sich an klassischer Musik. Geschaffen an der Universität von Malaga in Spanien von FRANCISCO VICO und GUSTAVO DIÁZ-JEREZ generiert unter dem Namen „Iamus“ eine Künstliche Intelligenz zeitgenössische klassische Musik. Das erste Stück wird im Oktober 2010 veröffentlicht und einzelne Stücke

sind später durch das Londoner Symphonie Orchester aufgenommen und als Album im September 2012 auf den Markt gebracht worden (FERNÁNDEZ und VICO 2013).

Ein drittes Anwendungsfeld kreativer Intelligenz aus dem Musikbereich findet sich bei Computerspielen. Die Mezzo-KI wird 2012 von DANIEL BROWN an der Universität von Kalifornien geschaffen. Sie generiert Musik einerseits in Echtzeit und andererseits in Abhängigkeit davon was ein Spieler gerade tut und erlebt (BROWN 2012).

Aber auch das Unternehmen Google ist mit Blick auf den Zusammenhang von Musik und Künstlicher Intelligenz aktiv. Google veröffentlicht im Jahr 2016 zum ersten Mal eine 83-sekündige Melodie, die vollkommen durch eine Künstliche Intelligenz programmiert wird. Die Melodie klingt sehr nach der Ära des C64-Computers. Geschaffen wird die Melodie vom DeepLearning-Netzwerk, das auf Grundlage der Analyse zahlloser Musikstücke selbst zu komponieren gelernt hat. Hinzu kommt, dass auch dieses Projekt als Open Source zum Download verfügbar ist (ECK 2016).

Verfügbare Texte, wissenschaftliches Wissen zur Generierung von Musik oder auch offen verfügbare klassische Musik zeigen das notwendige Zusammenspiel von offener Information und Künstlicher Intelligenz an dieser Stelle. Nicht zuletzt kommt die Verfügbarmachung der Software für Künstliche Intelligenz hinzu, wie beispielsweise durch Google.

7.2.2 Sprache und Schrift

Sprache beziehungsweise die Spracherkennung ist inzwischen kein wirkliches Problem mehr. Abgesehen von Dialekten ist es heute vergleichsweise problemlos möglich, dass eine Software Sprache versteht. Durch die Fähigkeit des ständigen Lernens ist es künstlichen neuronalen Netzwerken darüber hinaus möglich jederzeit auch neue Informationen zu verarbeiten und so die Fähigkeiten der Spracherkennung weiter zu verbessern.

Spracherkennung findet sich heute in zahlreichen Anwendungen, angefangen von den bereits erwähnten Assistenten in Smartphones, als Software für Diktate oder auch als Anwendung in Fahrzeugen zur Steuerung der Multimediasysteme. Ein weiteres Gebiet ist der Einsatz in Hotlines, bei denen Spracherkennung den Anrufer durch ein Menü leitet. Die Google-Plattform YouTube nutzt ebenfalls eine Spracherkennung zur Erzeugung von Untertiteln für Videos. Zukünftig wird wohl auch die Steuerung von Technik im Haus (Licht, Heizung, diverse Geräte) verstärkt über Spracherkennung funktionieren. Erste Techniken für diese Neuerungen sind bereits mit Amazon Echo oder Google Home auf dem Markt erhältlich.

Bei der Generierung von Texten ist Künstliche Intelligenz ebenso vorzufinden. Die L.A. Times nutzt zum Beispiel im März 2014 eine Künstliche Intelligenz um Berichte über Erdbeben auf ihrer Website zu posten (LEVENSON 2014) und auf Grundlage vorhandener Daten publiziert die Zeitschrift Wired einen von einem sogenannten „Robo-Journalisten“ formulierten Nachruf auf MARVIN MINSKY (ROGERS 2016). Weitere Beispiele sind politische Reden (KASSARNIG 2016), Fabeln (CROZIER 2014) oder Sport- oder Geschäftsberichte (COLFORD 2014), die von Künstlichen Intelligenzen geschrieben werden.

Gerade im Bereich der Sport- und Geschäftsberichte gibt es seit längerem sehr erfolgreiche Systeme im Einsatz. So ist an dieser Stelle die Software Wordsmith zu nennen, die die Associated Press zur Generierung von Sportberichten einsetzt (COLFORD 2016). Dabei greift das System zum Beispiel auf eine Datenbank mit allen über ein Basketballspiel verfügbaren Informationen zurück, die dort bis auf die Sekunde genau und handelnde Person vorliegen. Wordsmith kann darüber hinaus auf spezifische sprachliche Stile eingestellt werden, die den Sprachduktus eines Artikels dem Sprachstil der Associated Press anpassen.

Das Unternehmen Narrative Science hat im Vergleich dazu eine ähnliche Software erzeugt, die jedoch auf Geschäftsberichte spezialisiert ist. Hier liegen alle relevanten

Daten zur Generierung eines Textes ebenfalls in einer Datenbank, die das System zu einem kohärenten Bericht kombiniert.

7.2.3 Bilder

Computergenerierte Kunst auf Basis von Algorithmen gibt es bereits seit langem. Beispiele dafür sind unter anderem Fraktale oder prozedurale Muster, wie sie unter anderem AARON erzeugt (COHEN 1994). Es handelt sich dabei um eine seit 1973 von HAROLD COHEN programmierte Apparatur, die auf Grundlage des Quellcodes in der Lage ist eigenständig Gegenstände zu kombinieren und malen. Anfänglich kann AARON lediglich Zeichnungen einfachster Formen anfertigen. Anfang der 1990er fügt COHEN perspektivische Formen hinzu sowie Funktionen, die eine Berücksichtigung des dreidimensionalen Raums gestatten. Seit etwa dem gleichen Zeitraum ist AARON auch in der Lage, farbige Gemälde anzufertigen. Jedoch muss jeder Gegenstand erst als Quellcode und damit als Prozedur vorliegen, bevor dieser in Bilder einfließen kann. Da der Quellcode von AARON nicht offen verfügbar ist, ist leider auch nicht klar, nach welchen Mechanismen AARON die Bilder zusammenstellt.

Etwas anders verhält es sich dagegen mit dem Zeichenroboter e-David, einem Roboterarm, wie er zumeist in der Automobilindustrie Anwendung findet (LINDEMEIER et al. 2013). Bei dem von einer Arbeitsgruppe der Universität Konstanz programmierten e-David ist es allerdings so, dass der Software zunächst erst einmal ein Zeichenstil vorgegeben wird, bevor der Roboterarm diesen imitiert. Eine vollkommen eigene Kreativität ist, ähnlich wie schon bei AARON somit auch nicht bei e-David zu finden. Im Gegensatz zu AARON steht die Soft- und Hardware aber Künstlern zur Nutzung offen zur Verfügung.

Eine noch vergleichsweise neue Erscheinung ist das von Google als Open Source herausgegebene neuronale Netzwerk DeepDream. Vergleichbar zu e-David werden dem neuronalen Netzwerk Kunststile in Gestalt von Bildern „gezeigt“, die das Netz-

werk analysiert und erlernt. Gibt man dem Netzwerk beispielsweise im Anschluss daran eine Fotografie (siehe Abbildung 26) und lässt es den Stil (siehe Abbildung 27) auf das Bild anwenden gibt es dieses entsprechend aus (siehe Abbildung 28). Abhängig von der Anzahl der Anwendungsdurchgänge erscheinen manche Bilder schließlich, als seien sie unter dem Einfluss von Drogen entstanden.



Abbildung 26: Original Fotografie der Golden Gate Bridge
(Quelle: JOHNSON 2015).

Viele weitere Beispiele für den Einsatz Künstlicher Intelligenz im Bereich darstellender Kunst finden sich beispielsweise auch in der Manipulation von Bildern. Beispielsweise werden Porträtbilder derart modifiziert und zu einem Bewegtbild verändert, dass der Eindruck entsteht, dass die abgebildeten Personen ihre Blickrichtung verändern (GANIN et al. 2016). Noch fern von Künstlicher Intelligenz ist das Projekt Face2Face bei dem in Echtzeit das Gesicht eines Sprechers gefilmt wird und dessen Mimik auf ein beliebiges anderes Gesicht übertragen wird (THIES et al. 2016). Die Ergebnisse sind derart beachtlich, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis die Fähigkeiten des „Face2Face“-Projekts mit denen zur Sprachgenerierung kombiniert

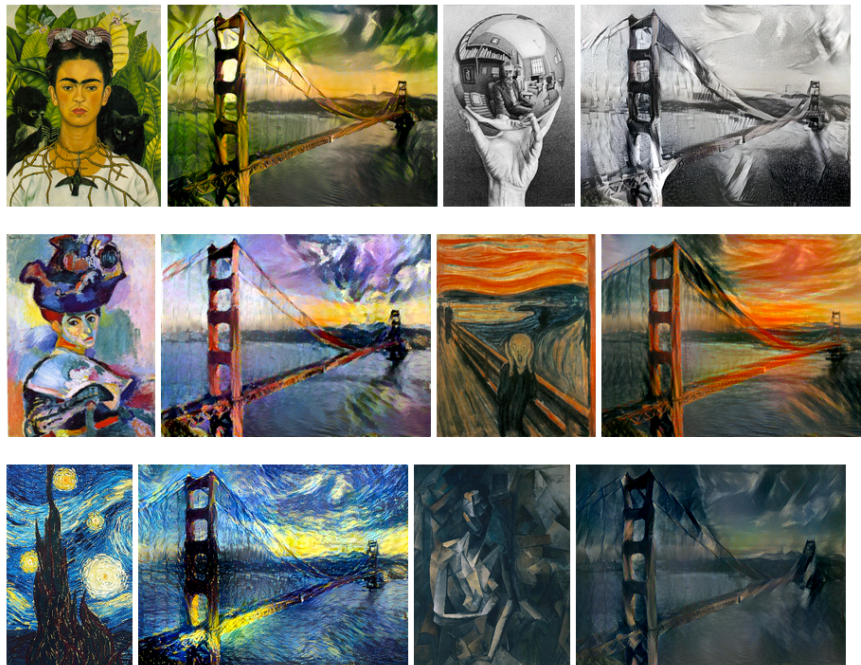


Abbildung 27: Anwendung unterschiedlicher Kunststile auf das Originalbild
(Quelle: JOHNSON 2015).

werden, dass es möglich wird ein Video derart zu manipulieren, um eine Person Dinge sagen oder tun zu lassen, die sie in Wirklichkeit niemals getan hat.

Blickt man einmal zurück auf die wenigen hier aufgeführten Beispiele von Artificial Intelligence wird deutlich, dass sie eng mit der Verfügbarkeit offener Datenbestände beziehungsweise offener Informationen zusammenhängen. Sei es, dass die offenen Informationen als Ressourcen dienen, um zum Beispiel neuronale Netzwerke mit Daten zu versorgen, damit diese Musik-, Sprach-, Text- oder Kunststile erlernen, um anschließend neue Werke zu generieren. Allen voran Google, Amazon, Microsoft oder Facebook sind durch ihre nahezu endlosen textbasierten, auditiven und videographischen Datenbestände und Hardwareressourcen in der Lage die neuronalen Netzwerke einem entsprechenden dauerhaften Training zu unterziehen, so dass sie umfangreiche Lernprozesse hinter sich bringen können, um für Endanwendungen entsprechend verwertbare Ergebnisse zu produzieren. Eine Öffnung ist aber auch



Abbildung 28: Mehrfache Berechnungsdurchläufe des Originals des DeepBelief-Netzwerks
(Quelle: VITOL o.A.).

in einer anderen Weise zu beobachten, wenn es um die Offenlegung der genutzten Hard- und Softwaretechniken geht. Nachdem Google sein DeepDream-Netzwerk als Open Source verfügbar gemacht hat sind darauf aufbauend zahlreiche weitere Entwicklungen entstanden, die wohl als Beleg für den Erfolg einer Öffnungsidee und einen Prozess informationeller Öffnung verstanden werden können. Die Potentiale der digitalen Welt sind noch lange nicht ausgeschöpft und werden sich wahrscheinlich erst mit der zunehmenden Vernetzung des Alltags beziehungsweise der Alltagsgegenstände mit bereits bestehenden Daten und Informationen und neuen Analyse- und Produktionstechniken offenbaren. Der verschränkende Blick auf das Zusammenspiel des Prozesses informationeller Öffnung mit Künstlicher Intelligenz hat gezeigt, dass hier ein vollkommen neuer Mechanismus des Publikationsprozesses entsteht, der (berücksichtigt man auch die schließenden Potentiale der Manipulation und Kontrolle beziehungsweise Überwachung) gemeinsam mit der

Robotik zu massiven Veränderungen in der Informationsproduktion, -distribution, -akkumulation und -rezeption führen wird. Der Prozess informationeller Öffnung ist in seiner Wirkmächtigkeit somit kaum zu überschätzen und bedarf der weitergehenden Beobachtung, Analyse und Steuerung allen voran mit Blick auf seine Wirkungen auf das Zusammenspiel und die Entwicklung von Individuen einerseits und der gesellschaftlichen Systemkomponenten andererseits. Für die Zukunft gilt es daher eine informationelle Öffnung in allen Bereichen weiter zu fördern, so dass sich Einzelne sowie Gesellschaften darauf aufbauend in eine positive Richtung für alle weiterentwickeln können und dies auch gestattet, dass Rückschritte hinter bereits erreichte Werte, Strukturen und Prozesse von Gesellschaften vermieden werden. Dies ist jedoch nicht eine alleinige Aufgabe der Technikkonzerne oder Politik, sondern als gesamtgesellschaftlicher Prozess zu verstehen, zu dem jeder aktiv beitragen kann.

Anhang

Jahr	Latein	Deutsch
1650	71	21
1700	38	62
1740	28	72
1800	4	96

Tabelle 9: Verhältnis lateinisch-sprachiger zu deutsch-sprachigen Neuerscheinungen zwischen 1650 und 1800

(Quelle: STEINBERG 1988, S. 126)

Titel	1989	1991	1993	1995
Neues Deutschland	1.101.800	118.600	85.000	78.500
Junge Welt (FDJ)	1.500.300	158.000	50.800	19.200
Tribüne (FDGB)	413.600	50.000	–	–
Deutsches Sportecho (DTSB)	185.100	–	–	–
Neue Zeit (CDU-Ost)	114.000	25.000	39.400	–
Deutsches Langesblatt (früher Bauern-Echo, DBD)	94.200	22.000	–	–
Der Morgen (LDPD)	63.000	–	–	–
National Zeitung (NDPD)	56.000	–	–	–
Freie Presse	663.700	602.000	510.600	479.300
Berliner Zeitung	439.100	301.700	263.800	237.500
Thüringer Allgemeine (früher Das Volk)	404.100	330.000	300.500	300.500
Märkische Allgemeine (früher Märkische Volksstimme)	350.800	265.000	242.700	228.100
Ostsee-Zeitung	295.200	232.100	222.400	217.100

Tabelle 10: Auflagenentwicklung ostdeutscher Zeitungen zwischen 1989 und 1995

(Quelle: PÜRER und RAABE 2007, S. 237)

Jahr	TV	Radio
1954	21.722	11.614.974
1955	121.319	12.087.453
1960	3.877.413	15.670.000
1965	11.379.000	17.878.000
1970	16.675.000	19.622.000
1975	17.796.000	19.558.000
1980	21.190.000	23.323.000
1985	22.705.000	25.483.000
1990	24.694.000	28.062.000
1995	32.634.000	36.572.000
2000	35.130.000	39.729.000
2005	36.924.000	42.509.000
2010	36.692.000	42.673.000

Tabelle 11: Verbreitung von Fernsehern und Radios in Deutschland zwischen 1954 und 2010 anhand der Anmeldezahlen

(Quelle: STATISTISCHES BUNDESAMT 1955, S. 349; 1956, S. 339; 1961, S. 371; 1967, S. 363; 1971, S. 341; 1976, S. 359; 1983, S. 369; 1986, S. 373; 1992, S. 450; 1997, S. 425; 2002, S. 408; 2006, S. 177; 2011, S. 184)

Jahr	Deutschland	Frankreich	Italien	USA
1988	4,3	3,1	1,2	45,1
1989	5,2	3,8	1,6	49,4
1990	6,6	4,0	2,1	54,1
1991	7,6	4,2	2,6	59,0
1992	8,9	4,8	3,1	64,5
1993	10,2	5,6	3,5	70,2
1994	11,8	6,7	4,1	77,5
1995	13,5	7,8	4,8	86,3
1996	19,1	8,8	5,3	96,6
1997	21,0	10,2	6,5	109,0
2004	45,0	29,4	21,5	223,8

Tabelle 12: Die Verbreitung von Computern in Deutschland, Frankreich und Italien zwischen 1988 und 2004

(Quelle: STÖBER 2013, S. 124f)

Jahr	Einreichungen	Jahr	Einreichungen
1991	303	2003	39402
1992	2986	2004	43725
1993	6499	2005	46839
1994	9766	2006	50227
1995	12661	2007	55638
1996	15511	2008	58915
1997	19256	2009	64047
1998	24057	2010	70131
1999	27555	2011	76578
2000	30526	2012	84603
2001	33144	2013	92641
2002	36060		

Tabelle 13: Entwicklung der jährlichen Artikeleinreichungen bei Arxiv 1991 – 2013

(Quelle: ARXIV.ORG 2016)

Jahr	kostenpflichtige Onlinezeitschriften	Open-Access Onlinezeitschriften	reine Onlinezeitschriften
2003	11452	6289	2012
2004	12634	8042	2367
2005	14471	10404	2966
2006	16094	13036	3530
2007	18379	16397	4381
2008	21618	20273	5225
2009	23247	23464	6082
2010	25065	27042	7065
2011	26254	32396	8648
2012	29009	37855	10.629
2013	30302	43539	12900
2014	31249	47672	12971
2015	32159	52010	16400

Tabelle 14: Vergleich von kostenpflichtigen, Open Access und reinen Onlinezeitschriften
2003 – 2012

(Quelle: UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK REGENSBURG 2010, S. 2; 2016, S. 2)

Literatur

- [1] Karl-Dietrich ABEL. *Presselenkung im NS-Staat*. Berlin: Colloquium, 1986.
- [2] Hal ABELSON. *The Creation of OpenCourseWare at MIT*. In: Journal of Science Education and Technology. 17 (2 2007), S. 164–174. URL: <https://dspace.mit.edu/handle/1721.1/37585>.
- [3] Timothy C. MAY. *The Crypto Anarchist Manifesto*. 1992. URL: <http://www.activism.net/cypherpunk/crypto-anarchy.html> (Abruf vom: 12. 07. 2015).
- [4] Dietrich ADAM. *Produktions-Management*. Wiesbaden: Gabler Verlag, 1998.
- [5] Silke ADAM. *Symbolische Netzwerke in Europa. Der Einfluss der nationalen Ebene auf europäische Öffentlichkeit: Deutschland und Frankreich im Vergleich*. Köln: Halem, 2007.
- [6] S. ADELHELM, A. BRAUN, E. MÜLLER und G. VLADOVA. *PHILO – PharmaInnovationsLotse*. Potsdam: Universitätsverlag, 2010.
- [7] Johann C. ADELUNG. *Publicum*. In: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Hrsg.: Johann C. ADELUNG, Dietrich W. SOLTAU und Franz X. SCHÖNBERGER. Wien: Bauer, 1811, S. 856–857. URL: http://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/seite/bsb00009133_00430 (Abruf vom: 06. 08. 2016).

- [8] Andrea ALCIATO. *De verborum significatione libri quatuor*. Lyon: Gryphius, 1530.
- [9] Paul ALLEN. *My Favorite Mistake*. 2004. URL: <http://europe.newsweek.com/my-favorite-mistake-paul-allen-66489?rm=eu> (Abruf vom: 26. 03. 2016).
- [10] ARD-WERBUNG SALES & SERVICES. *Basisdaten 2013*. In: Media Perspektiven. (2013). URL: http://www.ard-werbung.de/fileadmin/user_upload/media-perspektiven/Basisdaten/Basisdaten_2013_Verlinkung.pdf (Abruf vom: 08. 03. 2016).
- [11] ARD-WERBUNG SALES & SERVICES. *Basisdaten 2015*. In: Media Perspektiven. (2015). URL: http://www.ard-werbung.de/fileadmin/user_upload/media-perspektiven/Basisdaten/Basisdaten_2015_komplett_und_verlinkt.pdf (Abruf vom: 08. 03. 2016).
- [12] ARD-ZDF-ONLINESTUDIE.DE. *Onlinenutzung*. <http://www.ard-zdf-onlinestudie.de/index.php?id=423>. 2013. (Abruf vom: 09. 01. 2016).
- [13] ARXIV.ORG. *arXiv Monthly Submission Rates*. 2016. URL: https://arxiv.org/stats/monthly_submissions (Abruf vom: 13. 07. 2016).
- [14] Volker ASCHOFF. *Geschichte der Nachrichtentechnik: Beiträge zur Geschichte der Nachrichtentechnik von ihren Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*. Berlin: Springer, 1984.
- [15] Julian ASSANGE. *The Unauthorised Biography*. Edinburgh: Canongate Books, 2011.
- [16] Julian ASSANGE und Suelette DREYFUS. *Underground: Die Geschichte der frühen Hacker-Elite*. Berlin: Tolkemitt bei Zweitausendeins, 2011.
- [17] Julien ASSANGE. *The non linear effects of leaks on unjust systems of governance*. 2006. URL: <http://web.archive.org/web/20071020051936/http://iq.org/> (Abruf vom: 26. 03. 2016).

- [18] Fernando BÁEZ. *A Universal History of the Destruction of Books: From Ancient Sumer to Modern Iraq*. Übers. von Alfred J. MAC ADAM. New York: Atlas & Co., 2008.
- [19] Judy BAKER, Joel THIERSTEIN, Kathi FLETCHER, Manpreet KAUR und Jonathan EMMONS. *Open Textbook Proof-of-Concept via Connexions*. In: The International Review of Research in Open and Distributed Learning. 10 (5 2009). URL: <http://www.irrodl.org/index.php/irrodl/rt/prINTERfriendly/633/1387> (Abruf vom: 25. 03. 2016).
- [20] Keith Michael BAKER. *Politics and Public Opinion under the Old Regime: Some Reflections*. In: Press and Politics in Pre-Revolutionary France. Hrsg.: Jack R. CENSER und Jeremy D. POPKIN. Berkeley: University of California Press, 1987, S. 204–246.
- [21] Stefan BALDI, Hauke HEIER und Anett MEHLER-BICHER. *Open Courseware and Open Source Software*. In: Communications of the ACM. 46 (9 2002), S. 105–107. URL: <http://openstorage.gunadarma.ac.id/pub/books/Communication-ACM/September-2003/p105-baldi.pdf> (Abruf vom: 14. 03. 2016).
- [22] Ryan K. BALOT. *Free Speech, Courage, And Democratic Deliberation*. In: Free speech in classical antiquity. Hrsg.: Ineke SLUITER und Ralph Mark ROSEN. Bd. 254. Reihe: Mnemosyne, bibliotheca classica Batava. Leiden; Boston: Brill, 2004, S. 233–259.
- [23] Matthias BALTES. *Plato's School, the Academy*. In: Dianoemata. Kleine Schriften zu Platon und zum Platonismus. Hrsg.: Marie-Luise v. LAKMANN, Annette HÜFFMEIER und Matthias VORWERK. Bd. 123. Reihe: Reihe: Beiträge zur Altertumskunde. Stuttgart; Leipzig: de Gruyter, 1999, S. 249–274.
- [24] Yehoshua BAR-HILLEL. *An Examination of Information Theory*. In: Philosophy of Science. 22 (2 1955), S. 86–105.

- [25] Yehoshua BAR-HILLEL. *Semantic Information And Its Measures*. Hrsg.: Claus PIAS. New York: Diaphanes, 2016, S. 33–48.
- [26] Nils BARNICKEL und Jens KLESSMANN. *Open Data – Am Beispiel von Informationen des öffentlichen Sektors*. In: *Open Initiatives: Offenheit in der digitalen Welt und Wissenschaft*. Hrsg.: Ulrich HERB. Reihe: Saarbrücker Schriften zur Informationswissenschaft. Saarbrücken: Universaar, 2012, S. 127–158.
- [27] Günter BENTELE und Jens SEIFFERT. *Organisatorische Transparenz und Vertrauen*. In: *Corporate Transparency*. Hrsg.: Volker KLENK und Daniel J. HANKE. Frankfurt a. M.: Frankfurter Allgemeine Buch, 2009, S. 42–61.
- [28] Lorenzo BENUSSI. *Analysing the technological history of the Open Source Phenomenon: Stories from the Free Software Evolution*. 2005. URL: <http://flosshub.org/system/files/benussi.pdf> (Abruf vom: 26. 03. 2016).
- [29] Gunther H. v. BERG. *Übersicht der verschiedenen Gesetzgebungen über Preßfreiheit*. In: *Protokolle der Deutschen Bundesversammlung, [Mikrofiche-Ausg.]* Frankfurt a. M.: Bibliothek der deutschen Sprache, 1818.
- [30] Henri BERGSON. *Die beiden Quellen der Moral und der Religion*. Olten: Walter, 1980.
- [31] Isaiah BERLIN. *Zwei Freiheitsbegriffe*. In: *Ethische und politische Freiheit*. Hrsg.: Julian NIDA-RÜMELIN und Wilhelm VOSSENKUHL. Berlin: de Gruyter, 1998, S. 129–179.
- [32] Tim BERNERS-LEE, James HENDLER und Ora LASSILA. *The Semantic Web*. In: *Scientific American*. 284 (5 2001), S. 29–37.
- [33] o.A. *Wie ich Freiherr von Guttenberg zu Wilhelm machte*. 2009. URL: <http://www.bildblog.de/5704/wie-ich-freiherr-von-guttenberg-zu-wilhelm-machte/> (Abruf vom: 20. 07. 2016).

- [34] Bo-Christer BJÖRK. *A Study of Innovative Features in Scholarly Open Access Journals*. In: *Journal of Medical Internet Research*. 13 (4: e115 2011). URL: <https://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC3278101/> (Abruf vom: 13.05.2016).
- [35] Horst BLANCK. *Das Buch in der Antike*. Reihe: Reihe: Beck's archäologische Bibliothek. München: Beck, 1992.
- [36] Peter BLICKLE. *Die Revolution von 1525*. 4. Aufl. München: Oldenbourg, 2004.
- [37] Peter BLICKLE. *Kommunalismus: Skizzen einer gesellschaftlichen Organisationsform*. Bd. 2. München: Oldenbourg, 2000.
- [38] Peter BLICKLE. *Studien zur geschichtlichen Bedeutung des deutschen Bauernstandes*. Stuttgart; New York: Gustav Fischer, 1989.
- [39] Ivo BLOHM. *Open Innovation Communities. Absorptive Capacity und kollektive Ideenbewertung*. Wiesbaden: Springer Gabler, 2013.
- [40] BOERSENBLATT.NET. *Branchenzahlen*. 2015. URL: http://www.boersenblatt.net/373296/template/bb_tpl_branchenzahlen (Abruf vom: 28.02.2015).
- [41] Paul A. BOGHOSSIAN. *Fear of Knowledge: Against Relativism and Constructivism*. New York: Oxford University Press, 2006.
- [42] Joachim BÖHRINGER, Peter BÜHLER und Patrick SCHLAICH. *Kompendium der Mediengestaltung für Digital- und Printmedien*. 2. korr. Nachdruck. Berlin; New York: Springer, 2001.
- [43] Detlef BORCHERS. *Die Wurzeln von Wikileaks*. In: *WikiLeaks und die Folgen: Netz – Medien – Politik*. Berlin: Suhrkamp, 2011, S. 155–163.
- [44] Ellen BOS. *Das Prinzip ‚Massenverbundenheit‘ der Presse in der DDR. Rekonstruktionsversuch der Entwicklungen von 1945 bis 1985*. In: *Publizistik und Journalismus in der DDR: Acht Beiträge zum Gedenken an Elisabeth Löckenhoff*. Hrsg.: Elisabeth LÖCKENHOFF, Rolf GESERICK und Arnulf KUTSCH.

- Bd. 20. Reihe: Reihe: Kommunikation und Politik. München; New York: K.G. Saur, 1988, S. 151–172.
- [45] Karl BOSL. *Die Bibliothek in der Gesellschaft und Kultur Europas vom 6. bis zum 18. Jahrhundert*. In: *Schöne alte Bibliotheken: ein Buch vom Zauber ihrer Räume*. Hrsg.: M. BAUR-HEINHOLD. München: G. D. W. Callwey, 1972.
- [46] William BOURNE. *Inventions Or Devises, Very Necessary for All Generalles and Captaines, Or Leaders of Men, as Wel by Sea as by Land*. London: Th. Woodcock, 1578.
- [47] Andreas BRAUN. *Open Innovation – Einführung in ein Forschungsprogramm*. In: *Open Innovation in Life Sciences. Konzepte und Methoden offener Innovationsprozesse im Pharma-Mittelstand*. Hrsg.: Dieter WAGNER, Dana MIETZNER, Andreas BRAUN, Elisabeth EPPINGER, Gergana VLADOVA und Silvia ADELHELM. Berlin: Springer, 2012, S. 3–24.
- [48] Berthold BRECHT. *Der Rundfunk als Kommunikationsapparat. Rede über die Funktion des Rundfunks*. In: *Berthold Brecht. Werke, Schriften 1, Band 21*. Hrsg.: Werner HECHT, Jan KNOPF, Werner MITTENZWEI und Klaus-Detlef MÜLLER. Frankfurt a. M.: Aufbau, 1992.
- [49] Claudia BREMER. *Massive Open Online Courses*. In: *fraMediale – digitale Medien in Bildungseinrichtungen*. Hrsg.: Thomas KNAUS und Olga ENGEL. Bd. 3. München: kopaed, 2013, S. 30–48.
- [50] Ulrich BRETSCHNEIDER. *Die Ideen-Community zur Integration von Kunden in die frühen Phasen des Innovationsprozesses. Empirische Analysen und Implikationen für Forschung und Praxis*. München, 2011.
- [51] Daniel L. BROWN. *Expressing Narrative Function in Adaptive, Computer-Composed Music*. Santa Cruz, 2012. URL: <http://www.danielbrownmusic>.

- com/uploads/1/3/2/3/13234393/final_dissertation_final_edit.pdf (Abruf vom: 02. 08. 2016).
- [52] David J. BROWN und Richard BOULDERSTONE. *The Impact of Electronic Publishing: The Future for Publishers and Librarians*. Bd. 28. Wellington, 2008, S. 345–346. URL: <http://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&scope=site&db=nlebk&db=nlabk&AN=274389> (Abruf vom: 19. 07. 2014).
- [53] Walter BÜHL. *Kulturwandel. Für eine dynamische Kulturosoziologie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1987.
- [54] BUNDESMINISTERIUM DES INNEREN. *Regierungsprogramm. Vernetzte und transparente Verwaltung*. Berlin: Bundesministerium des Inneren; Referat O 1: Grundsatzangelegenheiten, Ausschuss für Organisationsfragen, Modernisierungsprogramme, Internationale Zusammenarbeit in Verwaltungsfragen, 2010.
- [55] Mercedes BUNZ. *Das offene Geheimnis: Zur Politik der Wahrheit im Datenjournalismus*. In: *WikiLeaks und die Folgen: Netz – Medien – Politik*. Berlin: Suhrkamp, 2011, S. 134–163.
- [56] Mercedes BUNZ. *Vom Speicher zum Verteiler – die Geschichte des Internet*. Berlin: Kadmos, 2008.
- [57] Christoph BUSCH. *Was Sie schon immer über freie Radios wissen wollten, aber nie zu fragen wagten!* Frankfurt a. M.: C. Busch, 1981.
- [58] Vannevar BUSH. *As We May Think*. In: *Atlantic Monthly*. (79 1945), S. 101–108.
- [59] Gaius Iulius CAESAR. *De bello Gallico*. Übers. von A. BAUMSTARK. Stuttgart: Metzler, 1854.
- [60] Rafael CAPURRO. *Information: ein Beitrag zur etymologischen und ideengeschichtlichen Begründung des Informationsbegriffs*. München; New York: Saur, 1978.

- [61] Rudolf CARNAP und Yehoshua BAR-HILLEL. *An Outline of a Theory of Semantic Information*. Technical Report 247. Cambridge: Massachusetts Institute of Technology, 1952.
- [62] Catherine M. CASSERLY und Marshall S. SMITH. *Revolutionizing Education through Innovation: Can Openness Transform Teaching and Learning?* In: *Opening up Education. The Collective Advancement of Education through Open Technology, Open Content, and Open Knowledge*. Hrsg.: Toru IYOSHI und M. S. Vijay KUMAR. Cambridge: M.I.T. Press, 2008.
- [63] Leslie CHAN, Darius CUPLIKAS und Michael EISEN. *Budapest Open Access Initiative Declaration*. 2002. URL: <http://www.budapestopenaccessinitiative.org/translations/german-translation> (Abruf vom: 19. 07. 2014).
- [64] Richard A. CHAPMAN und Michael HUNT. *Open government a study of the prospects of open government within the limitations of the British political system*. London: Routledge, 2011. URL: <http://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&scope=site&db=nlebk&db=nlabk&AN=512223> (Abruf vom: 16. 03. 2014).
- [65] Robert CHAPMAN. *The 1960s Pirates: A Comparative Analysis of Radio London and Radio Caroline*. In: *Popular Music*. 9 (2 1999), S. 165–178.
- [66] Henry CHESBROUGH. *Open Innovation: A New Paradigm for Understanding Industrial Innovation*. In: *Open Innovation: Researching a New Paradigm*. Hrsg.: Henry CHESBROUGH, Wim VANHAVERBEKE und Joel WEST. Boston: Oxford University Press, 2006, S. 99–120.
- [67] Henry CHESBROUGH. *Open Innovation. The new Imperative for Creating and Profiting from Technology*. Boston: Harvard Business School Press, 2003.
- [68] Stefan G. CHRISANTHOS. *Freedom of Speech And The Roman Republican Army*. In: *Free speech in classical antiquity*. Hrsg.: Ineke SLUITER und Ralph Mark

- ROSEN. Reihe: Mnemosyne, bibliotheca classica Batava. Leiden; Boston: Brill, 2004, S. 341–367.
- [69] Marcus T. CICERO. *De natura deorum*. Hrsg. und übers. von Ursula BLANK-SANGMEISTER. Ditzingen: Reclam, 1995.
- [70] Marcus.T. CICERO. *De oratore*. Hrsg.: Bernhard KYTZLER. Düsseldorf: Artemis und Winkler Verlag, 1998.
- [71] Rudolf CLAUSIUS. *Über verschiedene für die Anwendung bequeme Formen der Hauptgleichungen der mechanischen Wärmetheorie*. In: *Annalen der Physik und Chemie*. 201 (7 1865), S. 353–400.
- [72] Rudolf CLAUSIUS. *Ueber die bewegende Kraft der Waerme und die Gesetze, welche sich daraus fuer die Waermelehre selbst ableiten lassen*. In: *Annalen der Physik und Chemie*. 155 (3 1850), S. 368–397.
- [73] Harold COHEN. *The Further Exploits of AARON, Painter*. In: *Stanford Humanities Review*. 4 (2 1994), S. 141–158.
- [74] Paul COLFORD. *A leap forward in quarterly earnings stories*. 2014. URL: <https://blog.ap.org/announcements/a-leap-forward-in-quarterly-earnings-stories> (Abruf vom: 02. 08. 2016).
- [75] Paul COLFORD. *AP expands Minor League Baseball coverage*. 2016. URL: <http://www.ap.org/Content/Press-Release/2016/AP-expands-Minor-League-Baseball-coverage> (Abruf vom: 02. 08. 2016).
- [76] Robert J. CONNORS. *The Rhetoric of Citation Systems, Part I: The Development of Annotation Structures from the Renaissance to 1900*. In: *Rhetoric Review*. 17 (1 1998), S. 6–48.
- [77] Robert G. COOPER und Edgett Scott J. *Generating Breakthrough New Product Ideas: Feeding the Innovation Funnel*. o.A.: Product Development Institute, 2007.

- [78] Wolfgang COX. *Die Turing-Galaxis. Computer als Medien (Beitrag zur Interface II, Hamburg 1993)*. In: Computer als Medien. Drei Aufsätze. Forschungsbericht des Fachbereichs Mathematik / Informatik der Universität Bremen. 1994 (3 1993), S. 7–13.
- [79] Thomas E. CRONIN. *Direct Democracy: The Politics of Initiative, Referendum, and Recall*. Harvard: Harvard University Press, 2006.
- [80] Ry CROZIER. *Computer writes its own fables*. 2014. URL: <http://newsroom.unsw.edu.au/news/science-technology/computer-writes-its-own-fables> (Abruf vom: 02. 08. 2016).
- [81] Julian ASSANGE. *List of Julian Assange Messages 1995-2002*. 2010. URL: <https://cryptome.org/0001/assange-cpunks.htm#1995> (Abruf vom: 15. 07. 2016).
- [82] Wendy SELTZER. *OPENLAW-Tools*. o.A. URL: <http://cyber.law.harvard.edu/openlaw/tools> (Abruf vom: 12. 07. 2016).
- [83] György DALOS. *Vom Samizdat zum Internet. Festrede im Roten Rathaus, am 26. Mai 2005*. In: Samizdat in Mitteleuropa: Prozess, Archiv, Erinnerung. Hrsg.: Matthias BUCHHOLZ, Walter SCHMITZ, Andreas SCHÖNFELDER und Tom SELLO. Dresden: Thelem, 2007, S. 55–58.
- [84] Alexandr DANIEL. *Für alle, aber nicht für alles. Kirche und Opposition in der DDR*. In: Samizdat: alternative Kultur in Zentral- und Osteuropa, die 60er bis 80er Jahre: [Ausstellung]. Hrsg.: Wolfgang EICHWEDE. Übers. von Hartmute TREPPER. Bremen: Edition Temmen, 2000, S. 8–19.
- [85] René DESCARTES. *Meditationen über die Grundlagen der Philosophie (mit den sämtlichen Einwänden und Erwiderungen)*. Hrsg. und übers. von Artur BUCHENAU. Reihe: Philosophische Bibliothek 27. Hamburg: Meiner, 1994.

- [86] Immanuel KANT. *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung*. In: Berlinische Monatsschrift. (12 1784), S. 481–494. URL: http://www.deutschestextarchiv.de/book/show/kant_aufklaerung_1784 (Abruf vom: 19. 07. 2016).
- [87] DIRECTORY OF OPEN ACCESS JOURNALS. *Directory of Open Access Journals – Search*. 2016. URL: <https://doaj.org/search> (Abruf vom: 18. 07. 2016).
- [88] G.M. DOBROV. *Wissenschaftswissenschaft: Einführung in die allgemeine Wissenschaftswissenschaft*. Hrsg.: G. LOTZ. Berlin: Akademie-Verlag, 1969.
- [89] Ernst DOERING, Herbert SCHEDWILL und Martin DEHLI. *Grundlagen der Technischen Thermodynamik Lehrbuch für Studierende der Ingenieurwissenschaften*. Wiesbaden: Scientia, 2012.
- [90] Ulrich DOLATA. *Das Internet und die Transformation der Musikindustrie. Rekonstruktion und Erklärung eines unkontrollierten Wandels*. In: Berliner Journal für Soziologie. 18 (3 2008), S. 344–369.
- [91] Daniel DOMSCHEIT-BERG. *Inside WikiLeaks: Meine Zeit bei der gefährlichsten Website der Welt*. Berlin: Econ, 2011.
- [92] Patrick DONGES. *Medialisierung der Politik – Vorschlag einer Differenzierung*. In: Mythen der Mediengesellschaft – The Media Society and its Myths. Hrsg.: Patrick RÖSSLER und Friedrich KROTZ. Konstanz: UVK, 2005, S. 321–339.
- [93] Susan J. DOUGLAS. *Inventing American Broadcasting, 1899–1922*. Bd. 9. Reihe: Reihe: Johns Hopkins Studies in the History of Technology. Baltimore: Johns Hopkins University Press, 1987.
- [94] Stephen DOWNES. *The ‚course‘ in MOOC*. In: (2012). URL: <http://halfanhour.blogspot.de/2012/09/the-course-in-mooc.html> (Abruf vom: 17. 01. 2013).
- [95] Hubert L. DREYFUS. *What Computers Can't Do: A Critique of Artificial Reason*. New York: Harper & Row, 1972.

- [96] Robin DUNBAR. *Co-Evolution of Neocortical Size, Group Size and Language in Humans*. In: Behavioral and Brain Sciences. 16 (4 1993), S. 681–735.
- [97] Konrad DUSSEL. *Deutsche Rundfunkgeschichte*. Konstanz: UVK-Verl.-Ges., 2010.
- [98] Konrad DUSSEL. *Die Interessen der Allgemeinheit vertreten. Die Tätigkeiten der Rundfunk- und Verwaltungsräte von SDR und SWF 1949 bis 1969*. Baden-Baden: Nomos, 1995.
- [99] Konrad DUSSEL und Edgar LERSCH. *Quellen zur Programmgeschichte des deutschen Hörfunks und Fernsehens*. Bd. 24. Reihe: Quellensammlung zur Kulturgeschichte. Muster-Schmidt Verlag, 1999.
- [100] Werner EBELING. *Strukturbildung bei irreversiblen Prozessen: Eine Einführung in die Theorie dissipativer Strukturen*. Leipzig: BSB B. G. Teubner, 1976.
- [101] Werner EBELING, Jan FREUND und Frank SCHWEITZER. *Komplexe Strukturen: Entropie und Information*. Stuttgart: Teubner, 1998.
- [102] Julian EBERT. *Akzeptanz durch Transparenz?* In: Akzeptanz in der Medien- und Protestgesellschaft. Zur Debatte um Legitimation, öffentliches Vertrauen, Transparenz und Partizipation. Hrsg.: Günter BENTELE, Reinhard BOHSE, Uwe HITSCHFELD und Felix KREBBER. Wiesbaden: Springer, 1997, S. 9–20.
- [103] Douglas ECK. *Welcome to Magenta!* 2016. URL: <https://magenta.tensorflow.org/welcome-to-magenta> (Abruf vom: 02.08.2016).
- [104] Wolfgang EICHWEDE. *Archipel Samizdat*. In: Samizdat. Alternative Kultur in Zentral- und Osteuropa, die 60er bis 80er Jahre (Ausstellung). Hrsg.: Wolfgang EICHWEDE. Bremen: Edition Temmen, 2000, S. 8–19.
- [105] Evelyn EIDEN. *Frauen im offenen Kanal*. In: Handbuch Medien: Offene Kanäle. Hrsg.: Ulrich KAMP. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1997.

- [106] Manfred EIGEN und Ruthild WINKLER. *Das Spiel. Naturgesetze steuern den Zufall*. München: Piper, 1975.
- [107] Norbert ELIAS. *Über den Prozeß der Zivilisation: Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. 17. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997.
- [108] Norbert ELIAS. *Was ist Soziologie?* 11. Aufl. München: Juventa-Verl., 2009.
- [109] Christin EMRICH. *Interkulturelles Marketing-Management: Erfolgsstrategien, Konzepte, Analysen*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag, 2007.
- [110] Christoph ENGELHARD und Peter Blicke. *Zwölf Artikel und Bundesordnung der Bauern. Flugschrift „An die versammlung gemayner pawerschafft“*. *Traktate aus dem Bauernkrieg 1525*. In: *Materialien zur Memminger Stadtgeschichte*. A (2 2000). <http://stadtarchiv.memmingen.de/918.html>, S. 1–68. (Abruf vom: 28. 12. 2015).
- [111] Rolf ENGELSING. *Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft*. Stuttgart: Metzler, 1973.
- [112] Ellen ENKEL. *Chancen und Risiken von Open Innovation*. In: *Kommunikation als Erfolgsfaktor im Innovationsmanagement. Strategien im Zeitalter der Open Innovation*. Hrsg.: Ansgar ZERFASS und Kathrin M. MÖSLEIN. Wiesbaden: Gabler, 2009, S. 177–192.
- [113] ERIC. *50 Years of ERIC*. 2014. URL: %5Curl%7Bhttp://eric.ed.gov/pdf/ERIC_Retrospective.pdf%7D (Abruf vom: 19. 07. 2014).
- [114] Gisela ERLER. *E-Partizipation: Bürgerbeteiligung für Baden-Württemberg – Wie wir die Politik öffnen können*. In: *Die verstimmte Demokratie: moderne Volksherrschaft zwischen Aufbruch und Frustration*. Hrsg.: Stephan BRAUN und Alexander GEISLER. Wiesbaden: Springer VS, 2012, S. 91–108.

- [115] Tilman ERNST. *Zu diesem Buch*. In: Handbuch Medien: Offene Kanäle. Hrsg.: Ulrich KAMP. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1997.
- [116] Hartmut ESSER. *Soziologie: allgemeine Grundlagen*. 3. Aufl. Frankfurt a. M.; New York: Campus, 1993.
- [117] Hartmut ESSER. *Soziologie: spezielle Grundlagen*. 3. Aufl. Frankfurt a. M.; New York: Campus, 2000.
- [118] Amitai ETZIONI. *Elemente einer Makrosoziologie*. In: Theorien des sozialen Wandels. Hrsg.: W. ZAPF. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 1969, S. 147–176.
- [119] Itamar EVEN-ZOHAR. *Polysystem Theory*. In: Poetics Today. 1 (1 1979), S. 287–310.
- [120] Itamar EVEN-ZOHAR. *Polysystem Theory (Revised)*. In: Papers in Culture Research. Hrsg.: Itamar EVEN-ZOHAR. 2005, S. 38–49. URL: <http://www.hispanichartford.org/wp-content/uploads/ez-cr-2005.pdf> (Abruf vom: 01.01.2017).
- [121] Offener Kanal EXPERTENGRUPPE. *Regeln für den Offenen Kanal*. Hrsg.: Ulrich KAMP. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1997.
- [122] Gunther EYSENBACH. *Citation Advantage of Open Access Articles*. In: PLOS Biology. 4 (5 2006), S. 692–697. URL: <http://journals.plos.org/plosbiology/article?id=10.1371/journal.pbio.0040157> (Abruf vom: 14.03.2016).
- [123] Markus J. FABER. *Open Innovation. Ansätze, Strategien und Geschäftsmodelle*. Wiesbaden: Gabler, 2008.
- [124] Werner FAULSTICH. *Geschichte der Bildkultur bis zum Visualisierungsschub im 19. Jahrhundert*. 2005. URL: http://www.bpb.de/themen/DW6W7J,0,Geschichte_der_Bildkultur_bis_zum_Visualisierungsschub_im_19_Jahrhundert.html (Abruf vom: 24.03.2011).

- [125] Werner FAULSTICH. *Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter, 800-1400*. Bd. 2. Reihe: Die Geschichte der Medien. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1996.
- [126] Werner FAULSTICH. *Mediengeschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006. ISBN: 3-8252-2795-2 3-525-03221-8 3-8252-2739-1 3-8252-2740-5 978-3-8252-2795-1 978-3-525-03221-3 978-3-8252-2739-5 978-3-8252-2740-1.
- [127] Joseph FELLER und Brian FITZGERALD. *A framework analysis of the open source software development paradigm*. In: Proceedings of the twenty-first International Conference on Information Systems. Atlanta, 2000, S. 58–69.
- [128] Jose D. FERNÁNDEZ und Francisco VICO. *AI Methods in Algorithmic Composition: A Comprehensive Survey*. In: Journal of Artificial Intelligence Research. 48 (2013), S. 513–582.
- [129] Matthias FERSTERER. *Allmende revisited*. 2010. URL: http://www.oya-online.de/article/read/21-Allmende_revisited.html (Abruf vom: 17. 02. 2012).
- [130] Paul J. A. v. FEUERBACH. *Von der Öffentlichkeit der Gerichte*. Bd. 1. Reihe: Betrachtungen über die Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege. Aalen: Scientia, 1969.
- [131] Patrick FEY. *Open Source - Freie Software als Alternative zu proprietären Entwicklungsmethoden*. 2005. URL: <http://nachtarbeiter.net/ospaper.html> (Abruf vom: 18. 03. 2011).
- [132] Rishab GHOSH. *Free/Libre and Open Source Software: Survey and Study*. 2001. URL: <http://flossproject.merit.unu.edu/> (Abruf vom: 19. 07. 2016).
- [133] Heinz v. FOERSTER. *Entdecken oder Erfinden – Wie läßt sich Verstehen verstehen?* In: Einführung in den Konstruktivismus. Hrsg.: Heinz GUMIN und Heinrich MEIER. 11. Aufl. München: Piper, 2008.
- [134] Heinz v. FOERSTER. *KybernEthik*. Berlin: Merve, 1993.

- [135] Heinz v. FOERSTER. *Notes on an Epistemology for Living Things*. In: *Understanding Understanding. Essays on Cybernetics and Cognition*. New York: Springer, 2003, S. 247–259.
- [136] Heinz v. FOERSTER. *Wissen und Gewissen: Versuch einer Brücke*. Hrsg.: Siegfried J. SCHMIDT. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993.
- [137] Heinz v. FOERSTER und Bernhard PÖRKSEN. *Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners: Gespräche für Skeptiker*. 8. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme, 2008.
- [138] Jay W. FORRESTER. *System Dynamics and the Lessons of 35 Years*. In: *The Systemic Basis of Policy Making in the 1990s*. Hrsg.: Kenyon B. DE GREEN. Cambridge: M.I.T. Press, 1991. URL: <http://sysdyn.clexchange.org/sdep/papers/D-4224-4.pdf> (Abruf vom: 01. 01. 2017).
- [139] Nancy FRASER. *Rethinking the Public Sphere: A Contribution to the Critique of Actually Existing Democracy*. In: *Social Text*. o.A. (25/26 1990), S. 541–565.
- [140] Gerlinde FREY-VOR und Rüdiger STEINMETZ, Hrsg. *Rundfunk in Ostdeutschland: Erinnerungen – Analysen – Meinungen*. Konstanz: UVK, 2003.
- [141] H. FRISK. *Griechisches Etymologisches Wörterbuch*. Heidelberg: Winter, 1970.
- [142] Johan GALTUNG und Mari H. RUGE. *The Structure of Foreign News. A Presentation of the Congo, Cuba and Cyprus Crises in Four Norwegian Newspapers*. In: *Journal of Peace Research* 2 (1 1965), S. 64–91.
- [143] Jonas GAMALIELSSON und Björn LUNDELL. *Sustainability of Open Source software communities beyond a fork: How and why has the LibreOffice project evolved?* In: *The Journal of Systems and Software*. 89 (2014), S. 128–145.
- [144] Yroslav GANIN, Daniil KONONENKO, Diana SUNGATULLINA und Victor LEM-PITSKY. *DeepWarp: Photorealistic Image Resynthesis for Gaze Manipulation*. 2016. URL: <http://arxiv.org/pdf/1607.07215v1.pdf> (Abruf vom: 02. 08. 2016).

- [145] William GARDNER. *The Electronic Archive: Scientific Publishing for the 1990s*. In: *Psychological Science*. 1 (6 1990), S. 333–341.
- [146] Lorrin R. GARSON. *Can E-Journals Save Us? A Publisher's View*. In: *Journal of Library Administration*. 26 (1–2 1999), S. 171–179. URL: http://www.tandfonline.com/doi/abs/10.1300/J111v26n01_20 (Abruf vom: 17. 07. 2014).
- [147] Oliver GASSMANN und Ellen ENKEL. *Open Innovation: Externe Hebeleffekte in der Innovation erzielen. Eine Öffnung des Innovationsprozesses erhöht das Innovationspotential*. In: *Zeitschrift für Führung und Organisation*. 3 (2006), S. 132–138.
- [148] Bill GATES. *Open Letter to Hobbyists*. In: *Homebrew Computer Club Newsletter*. 2 (1 1976).
- [149] Karin GATTRINGER und Walter KLINGLER. *Radionutzung auf hohem Niveau konstant*. In: *Media Perspektiven*. (9 2013), S. 441–453.
- [150] Christian P. GEIGER. *Bürger. Macht. Staat. Integration von Bürgern und Gesellschaft in den Staat*. In: *Bürger. Macht. Staat? – Neue Formen gesellschaftlicher Teilhabe, Teilnahme und Arbeitsteilung*. Hrsg.: Stephan A. JANSEN, Eckhard SCHRÖTER und Nico STEHR. Reihe: ZU-Schriften der Zeppelin Universität zwischen Wirtschaft, Kultur und Politik. Wiesbaden: Springer VS, 2012.
- [151] GEMA. *Informationen zu den Webradiolizenzen*. <https://online.gema.de/lipo/produkte/webradio/index.hsp>. 2016. (Abruf vom: 09. 01. 2016).
- [152] Committee on GEOPHYSICAL und Environmental DATA. *On The Full And Open Exchange of Scientific Data*. Washington D.C., 1995. URL: <http://www.nap.edu/download/18769> (Abruf vom: 28. 02. 2015).
- [153] Jürgen GERHARDS. *Öffentlichkeit*. In: *Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft: ein Handbuch mit Lexikonteil*. Hrsg.: Otfried

- JARREN, Ulrich SARCINELLI und Ulrich SAXER. Opladen: Westdt. Verl., 1998, S. 268–274.
- [154] Jürgen GERHARDS und Friedhelm NEIDHARDT. *Strukturen und Funktionen moderner Öffentlichkeit*. In: Öffentlichkeit, Kultur, Massenkommunikation. Beiträge zur Medien- und Kultursoziologie. Hrsg.: Stefan MÜLLER-DOOHM und Klaus NEUMANN-BRAUN. Oldenbourg: Springer, 1991, S. 31–89.
- [155] Dante L. GERMINO. *Political Philosophy and the Open Society*. Baton Rouge; London: Louisiana State University Press, 1982.
- [156] Christof GESTRICH und Thomas WABEL, Hrsg. *Freier oder unfreier Wille? Handlungsfreiheit und Schuldfähigkeit im Dialog der Wissenschaften. Beiheft zur Berliner Theologischen Zeitschrift*. 2005.
- [157] Raymond GEUSS. *Auffassungen der Freiheit*. In: Zeitschrift für philosophische Forschung. 49 (1 1995), S. 1–14.
- [158] Anthony GIDDENS. *Die Konstitution der Gesellschaft: Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Campus, 1997.
- [159] Michael GIESECKE. *Den brauch gemein machen. Die typographische Erfassung der Unfreien Künste*. In: Schleier und Schwelle. Geheimnis und Öffentlichkeit. Hrsg.: Aleida ASSMANN und Jan ASSMANN. Bd. 1. Reihe: Archäologie der literarischen Kommunikation. München: Fink-Verlag, 1997, S. 291–311.
- [160] Michael GIESECKE. *Die Buchdruck in der frühen Neuzeit: eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1994.
- [161] Michael GIESECKE. *Von den skriptographischen zu den typographischen Informationsverarbeitungsprogrammen. Neue Formen der Informationsgewinnung und -darstellung im 15. und 16. Jahrhundert*. In: Aufsätze, Rundfunkbeiträge und Dialoge zur Kulturgeschichte des Buchdrucks 1990–2004 auf CD-Rom;

- Im Original erschienen in: (1993) Wissensliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Bedingungen, Typen, Publikum, Sprache. Hrsg.: Horst BRUNNER und Norbert R. WOLF. Schriften des SFB 226, Bd. 13. Wiesbaden: Ludwig Reichert, 2006, S. 328–346. URL: http://www.michael-giesecke.de/cms/images/pdf/bonus_aufsaezteopt.pdf (Abruf vom: 31. 01. 2016).
- [162] Ernst v. GLASERSFELD. *Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität*. In: Kursbuch Medienkultur: die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard. Hrsg.: Claus PIAS, Joseph VOGL, Lorenz ENGELL, Oliver FAHLE und Britta NEITZEL. Stuttgart: DVA, 2004, S. 348–371.
- [163] Ernst v. GLASERSFELD. *Radikaler Konstruktivismus: Ideen, Ergebnisse, Probleme*. Übers. von Wolfram K. KÖCK. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997.
- [164] Ernst v. GLASERSFELD. *Wege des Wissens: Konstruktivistische Erkundungen durch unser Denken*. Übers. von Wolfram K. KÖCK. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme, 1997.
- [165] Ernst v. GLASERSFELD. *Wissen, Sprache und Wirklichkeit: Arbeiten zum radikalen Konstruktivismus*. Braunschweig: Vieweg, 1987.
- [166] Robert L. GLASS. *A Look at the Economics of Open Source*. In: Communications of the ACM – Information Cities. 47 (2 2004), S. 25–27.
- [167] Achim SAWALL. *Facebook kauft Spracherkennungs-Startup*. 2015. URL: <http://www.golem.de/news/wit-ai-facebook-kauft-spracherkennungs-startup-1501-111471.html> (Abruf vom: 10. 07. 2016).
- [168] Nicole GONSER und Barbara BAIER. *Deutschland*. In: Der öffentlich-rechtliche Rundfunk in Europa. ORF, BBC, ARD & Co auf der Suche nach dem Public Value. Hrsg.: Reinhard CHRISTL und Daniela SÜSSENBACHER. Wien: Falter Verlag, 2010, S. 99–134.

- [169] Melvyn A. GOODALE und A. David MILNER. *Separate visual pathways for perception and action*. In: Trends in Neurosciences. 15 (1 1992), S. 20–25.
- [170] Jack GOODY, Kathleen GOUGH, Friedhelm HERBORTH, Heinz SCHLAFFER und Ian WATT. *Entstehung und Folgen der Schriftkultur*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997.
- [171] Jen GRANT. *Judging Book Search by its cover*. 2005. URL: <http://googleblog.blogspot.de/2005/11/judging-book-search-by-its-cover.html> (Abruf vom: 12. 07. 2015).
- [172] Manfred GÖRTEMAKER. *Die demokratische Revolution in Osteuropa*. In: Informationen zur politischen Bildung. (245 2004). URL: <http://www.bpb.de/izpb/10355/die-demokratische-revolution-in-osteuropa> (Abruf vom: 10. 11. 2016).
- [173] Josias GOSCH. *Fragmente über den Ideenumlauf*. Hrsg.: Georg STANITZEK und Hartmut WINKLER. Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2006.
- [174] Volker GRASSMUCK. *Freie Software. Zwischen Privat- und Gemeineigentum*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2004.
- [175] Dirk GRAUDENZ, Barbara KRUG, Christian HOFFMANN, Sönke E. SCHULZ, Thomas WARNECKE und Jens KLESSMANN. *Vom Open Government zur Digitalen Agora. Die Zukunft offener Interaktionen und sozialer Netzwerke im Zusammenspiel von Politik, Verwaltung, Bürgern und Wirtschaft*. Hrsg.: Matthias KAMMER, Marie-Therese HUPPERTZ und Horst WESTERFELD. 2009. URL: http://www.isprat.net/fileadmin/downloads/publikationen/Whitepaper_Open%20Government_Digitale_Agora_formatiert_v039.pdf (Abruf vom: 25. 05. 2015).
- [176] Zak GREANT. *Open Innovation and Open Source. Lessons Learned in the Mozilla Community*. In: Innovationsführerschaft durch Open Innovation. Chancen

- für die Telekommunikations-, IT- und Medienindustrie. Hrsg.: Arnold PICOT und Stefan DOEBLIN. Berlin: Springer, 2009, S. 69–83.
- [177] Michael T. GREVEN. *Emanzipation*. In: Lexikon der Politikwissenschaft: Theorien, Methoden, Begriffe. Hrsg.: Dieter NOHLEN und Rainer-Olaf SCHULTZE. Karlsruhe: C. H. Beck, 2010, S. 193–194.
- [178] A. J. GROEN und J. D. LINTON. *Is Open Innovation a Field of Study or a Communication Barrier to Theory Development?* In: Technovation. 30 (11/12 2010), S. 554–554.
- [179] Linus TORVALDS. *GPLv3*. 2006. URL: <http://www.groklaw.net/comment.php?mode=display&sid=20060727140038810&title=DRM+%27Misunderstood%27&type=article&order=&hideanonymous=0&pid=465759#c465773> (Abruf vom: 29. 07. 2006).
- [180] Linus TORVALDS. *GPLv3*. 2006. URL: <http://www.groklaw.net/comment.php?mode=display&sid=20060727140038810&title=DRM+%27Misunderstood%27&type=article&order=&hideanonymous=0&pid=465791#c465845> (Abruf vom: 28. 07. 2006).
- [181] Norbert GRONAU und Gergana VLADOVA. *Wissensmanagement im Innovationsprozess*. In: Open Innovation in Life Sciences. Konzepte und Methoden offener Innovationsprozesse im Pharma-Mittelstand. Hrsg.: Dieter WAGNER, Dana MIETZNER, Andreas BRAUN, Elisabeth EPPINGER, Gergana VLADOVA und Silvia ADELHELM. Berlin: Springer, 2012, S. 99–120.
- [182] Christoph GRONEBERG und Gebhard RUSCH. *Einleitung*. In: Sicherheitskommunikation. Hrsg.: Christoph GRONEBERG und Gebhard RUSCH. Berlin: LIT, 2015.

- [183] Herbert GRUNDMANN. *Literatus – illiteratus. Der Wandel der Bildungsnorm vom Altertum zum Mittelalter*. In: Archiv für Kulturgeschichte. (40 1958), S. 1–65.
- [184] J. A. W. GUNN. *Public Opinion*. In: Political Innovation and Conceptual Change. Hrsg.: Terence BALL, James FARR und Russell L. HANSON. Cambridge: Cambridge University Press, 1989.
- [185] Joel GURIN. *Open Data Now: The Secret to Hot Startups, Smart Investing, Savvy Marketing, and Fast Innovation*. New York: McGraw-Hill Education, 2014.
- [186] Elke HÖLLEIN. *Die Erfindung Gutenbergs*. <http://www.gutenberg.de/erfindung/index.php>. 2000. URL: <http://www.gutenberg.de/erfindu2.htm> (Abruf vom: 24. 03. 2011).
- [187] GUTENBERGMUSEUM. *Gutenbergs Erfindungen*. <http://gutenberg-museum.de/118.0.html>. 2008. (Abruf vom: 24. 01. 2016).
- [188] Harald HAARMANN. *Universalgeschichte der Schrift*. Frankfurt a. M.; New York: Campus, 1990.
- [189] Harald HAARMANN. *Weltgeschichte der Sprachen: von der Frühzeit des Menschen bis zur Gegenwart*. 2. Aufl. München: Beck, 2010.
- [190] Jürgen HABERMAS. *Faktizität und Geltung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1992.
- [191] Jürgen HABERMAS. *Freiheit und Determinismus*. In: Philosophische Aufsätze. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2005.
- [192] Jürgen HABERMAS. *Strukturwandel der Öffentlichkeit: Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1990.
- [193] Jürgen HABERMAS. *Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1995.

- [194] Michael R. HACKENBERG. *Private Book Ownership in Sixteenth-century German-language Areas*. Berkeley: University of California, Berkeley, 1983.
- [195] Wolfgang HAGEN. *Das Radio: Zur Geschichte und Theorie des Hörfunks – Deutschland/USA*. München: Wilhelm Fink, 2005.
- [196] Wolfgang HAGEN. *Die Entropie der Fotografie. Skizzen zu einer Genealogie der digital-elektronischen Bildaufzeichnung*. In: Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters. Diskurse der Fotografie. Hrsg.: Herta WOLF. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2003, S. 359–383.
- [197] Jim HAMERLY, Tom PAQUIN und Susan WALTON. *Freeing the Source. The Story of Mozilla*. In: Open Sources. Voices From The Revolution. Hrsg.: Chris DiBONA, Danese COOPER und Mark STONE. O'Reilly, 1999. URL: <http://www.oreilly.com/openbook/opensources/book/netrev.html> (Abruf vom: 25. 03. 2016).
- [198] Byung-Chul HAN. *Müdigkeitsgesellschaft*. Berlin: Matthes und Seitz Berlin Verlag, 2010.
- [199] Eva-Maria HANE BUTT-BENZ. *Der Mann des Jahrtausends – Johannes Gutenberg*. Mainz: Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz, 2008. URL: http://politische-bildung-rlp.de//fileadmin/files/downloads/BzL_Gutenberg.pdf (Abruf vom: 24. 03. 2011).
- [200] Garrett HARDIN. *The Tragedy of the Commons*. In: Science. 162 (3859 1968), S. 1243–1248.
- [201] Stevan HARNAD. *Scholarly Skywriting and the Prepublication Continuum of Scientific Inquiry*. In: Psychological Science. 1 (6 1990), S. 342–343.
- [202] Stevan HARNAD. *The Subversive Proposal*. In: Scholarly Journals at the Crossroads: A Subversive Proposal for Electronic Publishing. Hrsg.: Shumelda OKERSON und James J. O'DONNELL. Washington: Office of Scientific & Academic Publishing, 1995, S. 11–12.

- [203] Michael HART. *A Brief History of Project Gutenberg*. 2006. URL: <http://hart.pglaf.org/history.06.txt> (Abruf vom: 26. 03. 2016).
- [204] Michael HART. *The History and Philosophy of Project Gutenberg*. 1992. URL: https://www.gutenberg.org/wiki/Gutenberg:The_History_and_Philosophy_of_Project_Gutenberg_by_Michael_Hart (Abruf vom: 26. 03. 2016).
- [205] Karin HARTEWIG. *Wir sind im Bilde: Eine Geschichte der Deutschen in Fotos vom Kriegsende bis zur Entspannungspolitik*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2010.
- [206] Ralph V. L. HARTLEY. *Transmission of Information*. In: *The Bell System Technical Journal*. 7 (3 1928), S. 535–563.
- [207] Dirk HARTMANN und Peter JANICH. *Methodischer Kulturalismus: Zwischen Naturalismus und Postmoderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1996.
- [208] Hans-R. HARTWEG, Rolf KAESTNER, Heinz LOHMANN, Marcus PROFF und Michael WESSELS. *Verbesserung der Performance durch Open Innovation-Ansätze*. Wiesbaden: Springer, 2015.
- [209] Michael HAUCKE. *Piratensender auf See: Eine völkerrechtliche Studie über periphere Rundfunksender an Bord von Schiffen oder auf künstlichen Inseln im offenen Meer*. München: C. H. Beck, 1969.
- [210] Jürg HÄUSERMANN. *Radio*. Bd. 6. Reihe: Grundlagen der Medienkommunikation. Tübingen: De Gruyter, 1998.
- [211] HEISE.DE. *heise*. 2014. URL: <http://www.heise.de/newsticker/meldung/Karlsruhe-schraenkt-Einfluss-der-Politik-aufs-ZDF-ein-2154181.html> (Abruf vom: 25. 04. 2014).
- [212] Jürgen KURI. *Google kauft Spezialisten für künstliche Intelligenz*. 2014. URL: <http://www.heise.de/newsticker/meldung/Google-kauft-Spezialisten-fuer-kuenstliche-Intelligenz-2097713>. (Abruf vom: 15. 07. 2015).

- [213] Peter M. HEJL. *Konstruktion der sozialen Konstruktion – Grundlinien einer konstruktivistischen Sozialtheorie*. In: Einführung in den Konstruktivismus. Hrsg.: Heinz GUMIN und Heinrich MEIER. 10. Aufl. Bd. 5. Reihe: Veröffentlichungen der Carl-Friedrich-von-Siemens-Stiftung. München: Piper, 2008.
- [214] Peter M. HEJL. *Selbstorganisation und Emergenz in sozialen Systemen*. In: Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung. Hrsg.: Wolfgang KROHN und Günter KÜPPERS. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1992, S. 269–292.
- [215] Klaus L. HELF. *Fernsehen und Werbung*. In: Handbuch Medien: Offene Kanäle. Hrsg.: Ulrich KAMP. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1997.
- [216] Joachim HENKEL. *Offene Innovationsprozesse: die kommerzielle Entwicklung von Open-Source-Software*. Hrsg.: Nikolaus FRANKE und Dietmar HARHOFF. Wiesbaden: Dt. Univ.-Verl., 2007.
- [217] Dieter HERBARTH. *Die Entwicklung der optischen Telegrafie in Preussen*. Bd. 15. Reihe: Arbeitsheft – Landeskonservator Rheinland. Köln; Bonn: Rheinland-Verl., 1978.
- [218] Johann Gottfried HERDER. *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*. Berlin: Europäischer Literaturverlag, 2015.
- [219] HERODOT. *Historien. Fünftes Buch*. Übers. von Christine LEY-HUTTON. Stuttgart: Reclam, 2014.
- [220] Rolf D. HERZBERG. *Willensunfreiheit und Schuldvorwurf*. Tübingen: Mohr-Siebeck, 2010.
- [221] Charlotte HESS und Elinor OSTROM. *A Framework for Analyzing the Knowledge Commons*. In: Understanding Knowledge as a Commons. From Theory to Practice. Cambridge: M.I.T. Press, 2007.

- [222] Hermann HILL. *Open Government als Form der Bürgerbeteiligung*. In: Mehr Bürgerbeteiligung wagen: Wege zur Vitalisierung der Demokratie. Hrsg.: Kurt BECK und Jan ZIEKOW. Wiesbaden: VS Verlag, 2011, S. 57–62.
- [223] Thomas HILLENKAMP. „Freie Willensbestimmung“ und Gesetz. In: Juristenzeitung. 70 (8 2015), S. 391–401.
- [224] Gertrude HIMMELFARB. *The Roads to Modernity: The British, French, and American Enlightenments*. New York: Vintage Books, 2004.
- [225] Eric v. HIPPEL. *Comment on „Is Open Innovation a Field of Study or a Communication Barrier to Theory Development?“* In: Technovation. 30 (11/12 2010), S. 554.
- [226] Eric v. HIPPEL. *Democratizing Innovation*. Cambridge: M.I.T. Press, 2005.
- [227] Eric v. HIPPEL. *The Sources of Innovation*. New York: Oxford University Press, 1988.
- [228] Eric v. HIPPEL. *Users as Innovators*. In: Technology Review. 80 (3 1978), S. 31–39.
- [229] Hal HODSON. *Revealed: Google AI has access to huge haul of NHS patient data*. 2016. URL: <https://www.newscientist.com/article/2086454-revealed-google-ai-has-access-to-huge-haul-of-nhs-patient-data/> (Abruf vom: 04. 08. 2016).
- [230] Dirk W. HOFFMANN. *Einführung in die Informations- und Codierungstheorie*. Berlin: Springer, 2014.
- [231] Stefan HOFFMANN. *Geschichte des Medienbegriffs*. Hamburg: Meiner, 2002.
- [232] Niklas HOFMANN. *Der Gegenverschwörer*. In: WikiLeaks und die Folgen: Netz – Medien – Politik. Berlin: Suhrkamp, 2011, S. 47–54.

- [233] Peter HOGG. *His Majesty's Gracious Ordinance Relating to Freedom of Writing and of the Press*. Hrsg.: Juha MUSTONEN. erstmals veröffentlicht 1766. Kokkola: Anders Chydenius Foundation, 2006.
- [234] Lucian HÖLSCHER. *Öffentlichkeit und Geheimnis: Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit*. Bd. 4. Reihe: Sprache und Geschichte. Stuttgart: Klett-Cotta, 1979.
- [235] Gunter HOLZWEISSIG. *DDR-Presse unter Parteikontrolle. Kommentierte Dokumentation*. Bd. 3. Reihe: Analysen und Berichte. Bonn: Gesamtdeutsches Institut – Bundesanstalt für gesamtdeutsche Aufgaben, 1991.
- [236] Karl Otto HONDRICH. *Der Neue Mensch*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2001.
- [237] Axel HONNETH. *Das Recht der Freiheit: Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2011.
- [238] Jochen HÖRISCH. *Eine Geschichte der Medien – Von der Oblate zum Internet*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2004.
- [239] Max HORKHEIMER und Theodor W. ADORNO. *Dialektik der Aufklärung: philosophische Fragmente*. 15. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer, 2004.
- [240] Hans-Dieter HORN. *Das Wort als Waffe. Die illegale Presse in den Niederlanden 1940-1945. Dokumentation einer Ausstellung*. Aachen: Meyer und Meyer Verlag, 1984.
- [241] Nancy van HOUSE. *Flickr and public image-sharing: distant closeness and photo exhibition*. In: CHI '07 Extended Abstracts on Human Factors in Computing. New York: ACM, 2007, S. 2717–2722.
- [242] Christian IMHORST. *Die Anarchie der Hacker. Richard Stallman und die Freie-Software-Bewegung*. Marburg: Tectum-Verlag, 2005.

- [243] Presse- und INFORMATIONSSAMT DER BUNDESREGIERUNG. *Die Kanzlerin direkt*. 2017. URL: https://www.bundestkanzlerin.de/Webs/BKin/DE/Mediathek/Einstieg/mediathek_einstieg_podcasts_node.html;jsessionid=677D2CB9FDAF850CC583E53BECC4B0E2.s6t2?cat=podcasts (Abruf vom: 25. 05. 2017).
- [244] Committee on INTELLECTUAL PROPERTY RIGHTS und the EMERGING INFORMATION INFRASTRUCTURE 2. *The Digital Dilemma. Intellectual Property in the Information Age*. <http://www.nap.edu/read/9601/chapter/1>. 2000. (Abruf vom: 09. 01. 2016).
- [245] Till KREUTZER. *Open Content Lizenzen. Ein Leitfaden für die Praxis*. 2011. URL: https://irights.info/wp-content/uploads/userfiles/DUK_opencontent_FINAL.pdf (Abruf vom: 20. 07. 2016).
- [246] Wolfgang ISCHINGER. *Das Wikileaks-Paradox: Weniger Transparenz, mehr Geheimdiplomatie*. In: *WikiLeaks und die Folgen: Netz – Medien – Politik*. Übers. von Michael ADRIAN. Berlin: Suhrkamp, 2011, S. 155–163.
- [247] Niranjani RAJANI, Juha REKOLA und Timo MIELONEN. *Free as in Education. Significance of the Free/Libre and Open Source Software for Developing Countries*. 2003. URL: http://www.itu.int/net/wsis/docs/background/themes/access/free_as_in_education_niranjani.pdf (Abruf vom: 22. 01. 2016).
- [248] Donald JACKSON. *Alphabet. Die Geschichte vom Schreiben*. Übers. von Hans-wilhelm HAEFS. Frankfurt a. M.: Krüger, 1981.
- [249] Wolfgang JÄGER. *Öffentlichkeit und Parlamentarismus. Eine Kritik an Jürgen Habermas*. Stuttgart: Kohlhammer, 1973.
- [250] Peter JANICH. *Was ist Information? Kritik einer Legende*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2006.

- [251] Marijn JANSSEN, Yannis CHARALABIDIS und Anneke ZUIDERWIJK. *Benefits, Adoption Barriers and Myths of Open Data and Open Government*. In: *Information Systems Management*. 29 (4 2012), S. 258–268.
- [252] Erich JANTSCH. *Die Selbstorganisation des Universums: vom Urknall zum menschlichen Geist*. 3. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag, 1986.
- [253] Erich JANTSCH. *The Self-Organizing Universe. Scientific and Human Implications of the Emerging Paradigm of Evolution*. Oxford; New York; Toronto: Pergamon Press, 1980.
- [254] Otfried JARREN, Thorsten GROTHE und Roy MÜLLER. *Bürgermedium Offener Kanal: der Offene Kanal Hamburg aus der Sicht von Nutzern und Experten; eine empirische Studie zu Nutzung und Bewertung des Offenen Kanals; ein Forschungsprojekt des Instituts für Journalistik der Universität Hamburg im Auftrag der Hamburgischen Anstalt für Neue Medien (HAM)*. Berlin: Vistas Verlag, 1994.
- [255] Otfried JARREN. *Medien, Mediensystem und politische Öffentlichkeit im Wandel*. In: *Politikvermittlung und Demokratie in der Mediengesellschaft. Beiträge zur politischen Kommunikationskultur*. Hrsg.: Ulrich SARCINELLI. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1998, S. 74–94.
- [256] Karl JASPERS. *Existenzerhellung*. Bd. 2. Reihe: Philosophie II. Berlin: Springer, 1932.
- [257] Michael J. JENSEN. *Michael Hart, 1947-2011, Defined the Landscape of Digital Publishing*. 2011. URL: <http://chronicle.com/article/Michael-Hart-Who-Defined-the/128953/> (Abruf vom: 26. 03. 2016).
- [258] Uwe JOCHUM. *Kleine Bibliotheksgeschichte*. Stuttgart: Reclam, 2007.
- [259] Justin JOHNSON. *Torch implementation of neural style algorithm*. 2015. URL: <https://github.com/jcjohnson/neural-style> (Abruf vom: 02. 08. 2016).

- [260] Lyndon B. JOHNSON. *Lyndon B. Johnson Upon Signing Public Law 89-487*. 1966. URL: <http://www.justice.gov/oip/67agmemo.htm> (Abruf vom: 25. 05. 2015).
- [261] Doris F. JONAS und A. David JONAS. *Das erste Wort. Wie die Menschen sprechen lernten*. Frankfurt a. M.: Ullstein Taschenbuchverlag, 1995.
- [262] Martin JONAS. *Digitale Pose – Ich fotografiere also bin ich – Wahrnehmung als Indikator*. In: Visuelle Medien und Forschung: Über den wissenschaftlich-methodischen Umgang mit Fotografie und Film. Hrsg.: Irene ZIEHE und Ulrich HÄGELE. Münster: Waxmann, 2011.
- [263] Steve JONES. *Making Waves: Pirate Radio and Popular Music*. In: OneTwoThreeFour: A Rock 'n' Roll Quarterly 7 (1989), S. 55–67.
- [264] Johann H. G. v. JUSTI. *Die Grundfeste zu der Macht und Glückseeligkeit der Staaten; oder: Ausführliche Vorstellung der gesamten Policey-Wissenschaft*. Königsberg: Hartungs Erben, 1760.
- [265] Uli KAHMANN. *Handbuch Medien: Medienkompetenz. Eine Einführung*. In: Handbuch Medien: Medienkompetenz. Modelle und Projekte. Hrsg.: Dieter BAACKE, Susanne KORNBLUM, Jürgen LAUFFER, Lothar MIKOS, Günter A. THIELE, Tilman ERNST und Uli KAHMANN. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1999.
- [266] Ulrich KAMP. *Vom Stand der Dinge*. In: Handbuch Medien: Offene Kanäle. Hrsg.: Ulrich KAMP. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1997, S. 9–20.
- [267] Immanuel KANT. *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. Hrsg.: Jens TIMMERMANN. Bd. 3. Sammlung Philosophie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2004.
- [268] Immanuel KANT. *Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf*. Stuttgart: Reclam, 2008.

- [269] Valentin KASSARNIG. *Political Speech Generation*. 2016. URL: <http://arxiv.org/pdf/1601.03313v2.pdf> (Abruf vom: 02. 08. 2016).
- [270] Anthi KATSIRIKOU, Hrsg. *Open access to STM information: trends, models and strategies for libraries*. Bd. 153. Reihe: IFLA publications. Berlin; Boston: De Gruyter Saur, 2011.
- [271] Geert KEIL. *Willensfreiheit und Determinismus*. Reihe: Grundwissen Philosophie. Stuttgart: Reclam, 2009.
- [272] Alice KELLER. *Elektronische Zeitschriften: Grundlagen und Perspektiven*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2005.
- [273] Herbert KEUTH. *Die Philosophie Karl Poppers*. Tübingen: Mohr Siebeck, 2011.
- [274] Raffi KHATCHADOURIAN. *Keine Geheimnisse. Julian Assanges Mission der totalen Transparenz. Portrait eines Getriebenen*. In: *WikiLeaks und die Folgen: Netz – Medien – Politik*. Übers. von Michael ADRIAN. Berlin: Suhrkamp, 2011, S. 11–46.
- [275] Joachim KIRCHNER. *Die Grundlagen des deutschen Zeitschriftenwesens. Mit einer Gesamtbibliographie der deutsch Zeitschriften bis zum Jahre 1790*. Bd. 2. Leipzig: Hiersemann, 1931.
- [276] Friedrich A. KITTLER. *Aufschreibesysteme 1800/1900*. 3. Aufl. München: W. Fink, 1995.
- [277] Friedrich A. KITTLER. *Gramophone, Film, Typewriter*. Reihe: Writing Science. Stanford: Stanford University Press, 1985.
- [278] Tönnes KLEBERG. *Buchhandel und Verlagswesen in der Antike*. Darmstadt: Wiss. Buchges., 1965.
- [279] Alexander KLEE. *Podcast als Kommunikationsinstrument*. In: *Web 2.0. Neue Perspektiven für Marketing und Medien*. Hrsg.: Berthold HASS, Gianfranco WALSH und Thomas KILIAN. Berlin; Heidelberg: Springer, 2008, S. 153–172.

- [280] Hans J KLEINSTEUBER. *Radio: Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag, 2008.
- [281] Daniela KLOOCK und Angela SPAHR. *Medientheorien eine Einführung*. Paderborn: Fink, 2000. ISBN: 978-3-8252-3698-4 3-8252-3698-6.
- [282] Franz KOHUT. *Vom Wert der Partizipation. Eine Analyse partizipativ angelegter Entscheidungsfindung in der Umweltpolitik*. Münster: LIT, 2002.
- [283] Ana KOLAROV. *Völkerwanderung und fränkische Herrschaft im frühen Mittelalter. Grundherrschaft: überblick*. 2010. URL: http://www.rwi.uzh.ch/elt-ist-thier/rgt/pars1/de/html/epochenpraegendes_2118.html (Abruf vom: 15.02.2017).
- [284] Franz-Michael KONRAD. *Geschichte der Schule: Von der Antike bis zur Gegenwart*. München: Beck, 2007.
- [285] Reinhold KOPP. *Fernsehen und Werbung*. In: *Handbuch Medien: Offene Kanäle*. Hrsg.: Ulrich KAMP. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1997, S. 79–83.
- [286] Knut KOSCHATZKY. *Regionale Infrastruktur und Strategien des Innovations-transfers*. In: *Innovationsmanagement*. Hrsg.: Claus TINTELNOT, Dirk MEISSNER und Ina STEINMEIER. Heidelberg: Springer, 2013, S. 32–38.
- [287] Ilko-Sascha KOWALCZUK. *Politischer Samisdat in der DDR*. In: *Samisdat in Mitteleuropa: Prozess, Archiv, Erinnerung*. Hrsg.: Matthias BUCHHOLZ, Walter SCHMITZ, Andreas SCHÖNFELDER und Tom SELLO. Dresden: Thelem, 2007, S. 59–58. ISBN: 978-3-939888-22-2 3-939888-22-2.
- [288] Detlef KRAUSE. *Luhmann-Lexikon: Eine Einführung in das Gesamtwerk von Niklas Luhmann: mit über 500 Stichworten*. 2. Aufl. Stuttgart: Enke, 1999.
- [289] Stephan KRAWCZYK. *Radiopiraten in Ost-Berlin: Tina Krone und Stephan Krawczyk über den Schwarzen Kanal*. 2014. URL: <http://www.spiegel.de/einestages/>

- ddr-piratensender-schwarzer-kanal-radio-revolution-in-ost-berlin-a-963756.html (Abruf vom: 30. 03. 2016).
- [290] Friedrich KROTZ. *Marshall McLuhan Revisited. Der Theoretiker des Fernsehens und die Mediengesellschaft*. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*. 49 (2001), S. 62–81.
- [291] Friedrich KROTZ. *Mediatisierung: Fallstudien zum Wandel von Kommunikation*. Bd. 5. Reihe: Medien, Kultur, Kommunikation. Wiesbaden: VS Verlag, 2007.
- [292] Hans-Jürgen KRUG. *Radio*. Konstanz: UVK-Verl.-Ges., 2010.
- [293] Jan KUCERA und Dusan CHLAPEK. *Benefits and Risks of Open Government Data*. In: *Journal of Systems Integration*. 5 (1 2014), S. 30–41.
- [294] Martin KUCKENBURG. *Die Entstehung von Sprache und Schrift: Ein kulturgeschichtlicher Überblick*. Köln: DuMont, 1989.
- [295] Thomas KUHN. *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1976.
- [296] Bernd-Olaf KÜPPERS. *Der Ursprung biologischer Information: zur Naturphilosophie der Lebensentstehung*. München: Piper, 1986.
- [297] J. LAMBERT. *Scientific and Technical Journals*. London: C. Bingley, 1985.
- [298] Harold D. LASSWELL. *The Structure and Function of Communication in Society*. In: *Mass Communication*. Hrsg.: Wilbur SCHRAMM. Urbana, 1961, S. 117–130.
- [299] Daniel LATHROP und Laurel RUMA, Hrsg. Beijing; Cambridge: O'Reilly, 2010.
- [300] Gordon LEFF. *Die Artes Liberales. Das trivium und die drei Philosophien*. In: *Mittelalter*. Hrsg.: Walter RÜEGG. Bd. 1. Reihe: Geschichte der Universität in Europa. München: C. H. Beck, 1993, S. 279–302.
- [301] Barry M. LEINER, Vinton G. CERF, David D. CLARK, Robert E. KAHN, Leonard KLEINROCK, Daniel C. LYNCH, Jon POSTEL, Larry G. ROBERTS und Stephen

- WOLFF. *A Brief History of the Internet*. In: Computer Communication Review. 39 (5 2009). <http://www.sigcomm.org/sites/default/files/ccr/papers/2009/October/1629607-1629613.pdf>; letzter Abruf 04.11.2014, S. 22–31.
- [302] Winfried B. LERG. *Die Entstehung des Rundfunks in Deutschland*. Frankfurt a. M.: Knecht, 1965.
- [303] Steven R. LERMAN, Shigeru MIYAGAWA und Anne H. MARGULIES. *OpenCourseWare: Building a Culture of Sharing*. In: Opening Up Education: The Collective Advancement of Education Through Open Technology, Open Content, and Open Knowledge. Hrsg.: Toru IYOSHI und M. S. Vijay KUMAR. Cambridge: M.I.T. Press, 2008, S. 213–227.
- [304] A. LEROI-GOURHAN. *Hand und Wort: die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1980.
- [305] Edgar LERSCH und Helmut SCHANZE. *Die Idee des Radios: Von den Anfängen in Europa und den USA bis 1933*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2004.
- [306] Rainer LESCHKE. *Medien. Ein loser Begriff. Zur wissenschaftshistorischen Rekonstruktion eines Begriffskonzepts*. In: Navigationen. 1 (7 2007), S. 219–230.
- [307] Lawrence LESSIG. *Freie Kultur. Wesen und Zukunft der Kreativität*. Harmondsworth: Penguin Books, 2004.
- [308] Lawrence LESSIG. *The Future of Ideas. The Fate of the Commons in a Connected World*. New York: Random House, 2001.
- [309] Eric LEVENSON. *L.A. Times Journalist Explains How a Bot Wrote His Earthquake Story for Him*. 2014. URL: <http://www.thewire.com/technology/2014/03/earthquake-bot-los-angeles-times/359261/> (Abruf vom: 02. 08. 2016).
- [310] Claude LEVI-STRAUSS. *Traurige Tropen – Indianer in Brasilien*. Übers. von Eva MOLDENHAUER. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998.

- [311] Steven LEVY. *Hackers: Heroes of the Computer Revolution*. Beijing; Cambridge: O'Reilly, 2010.
- [312] Andreas LIBAVIUS. *Alchemistische Practic*. Frankfurt a. M.: Saur, 1602.
- [313] Andreas LIENING. *Komplexe Systeme zwischen Ordnung und Chaos: Neuere Entwicklungen in der Theorie nicht-linearer dynamischer Systeme und die Bedeutung für die Wirtschaftswissenschaft und ihre Didaktik*. Münster; Hamburg; London: LIT, 1998.
- [314] Thomas LINDEMEIER, Sören PIRK und Oliver DEUSSEN. *Image Stylization with a Painting Machine Using Semantic Hints*. In: *Journal Computers and Graphics*. 37 (5 2013), S. 293–301.
- [315] Edward N. LORENZ. *Deterministic Nonperiodic Flow*. In: *Journal of the Atmospheric Sciences*. 20 (2 1963), S. 130–141.
- [316] Edward N. LORENZ. *Predictability: Does the Flap of a Butterfly's Wings in Brazil Set Off a Tornado in Texas?* In: *The chaos avant-garde: memories of the early days of chaos theory*. Hrsg.: Ralph ABRAHAM und Yoshisuke UEDA. Singapore; River Edge: World Scientific, 2000.
- [317] Geert LOVINK und Patrice RIEMENS. *Zwölf Thesen zu WikiLeaks*. In: *WikiLeaks und die Folgen: Netz – Medien – Politik*. Übers. von Marie ADEOSO, Natalie SOONDRUM und Christian SCHLÜTER. Berlin: Suhrkamp, 2011, S. 84–95.
- [318] Lars LOVLIE. *Rereading Jürgen Habermas' „Strukturwandel der Öffentlichkeit“*. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*. (2 2001), S. 223–240.
- [319] Jörn v. LUCKE. *Open Government. Öffnung von Staat und Verwaltung. Gutachten für die Deutsche Telekom AG zur T-City Friedrichshafen*. Techn. Ber. Friedrichshafen, 2010a. URL: https://www.zu.de/institute/togi/assets/pdf/JvL-100509-Open_Government-V2.pdf (Abruf vom: 25. 05. 2015).

- [320] Jörn v. LUCKE. *Transparenz 2.0 - Transparenz durch E-Government*. In: *Transparenz: multidisziplinäre Durchsichten durch Phänomene und Theorien des Undurchsichtigen*. Hrsg.: Stephan A. JANSEN, Eckhard SCHRÖTER, Nico STEHR und Cornelia WALLNER. Bd. 5. Reihe: ZU-Schriften der Zeppelin University zwischen Wirtschaft, Kultur und Politik. Wiesbaden: VS Verlag, 2010b.
- [321] Jörn v. LUCKE und Christian P. GEIGER. *Open Government Data. Frei verfügbare Daten des öffentlichen Sektors. Gutachten für die Deutsche Telekom AG zur T-City Friedrichshafen*. Techn. Ber. Friedrichshafen, 2010c. URL: <https://www.zu.de/institute/togi/assets/pdf/TICC-101203-OpenGovernmentData-V1.pdf> (Abruf vom: 25. 05. 2015).
- [322] Jörn v. LUCKE, Christian HERZOG und Christian HEISE. *Open Government: Gestaltungs- und Handlungsbedarf für ein neues partnerschaftliches Verhältnis zum Bürger*. In: *Der Digitale Wandel. Magazin für Internet und Gesellschaft*. (3 2014), S. 15–17. URL: <http://www.collaboratory.de/index.php?action=ajax&title=-&rs=SecureFileStore::getFile&f=/3/30/DerDigitaleWandelQ3-2014.pdf> (Abruf vom: 25. 05. 2015).
- [323] Niklas LUHMANN. *Die Beobachtung der Beobachter im politischen System: Zur Theorie der öffentlichen Meinung*. In: *Öffentliche Meinung, Theorie, Methoden, Befunde, Beiträge zu Ehren von Elisabeth Noelle-Neumann*. Hrsg.: Jürgen WILKE. Freiburg: Alber, 1992.
- [324] Niklas LUHMANN. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2009.
- [325] Niklas LUHMANN. *Die Realität der Massenmedien*. 2. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1996.
- [326] Niklas LUHMANN. *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1994.

- [327] Niklas LUHMANN. *Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien*. In: Zeitschrift für Soziologie. 3 (3 1974), S. 236–255.
- [328] Niklas LUHMANN. *Einführung in die Systemtheorie*. 3. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme, 2006.
- [329] Niklas LUHMANN. *Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie*. 13. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987.
- [330] Ernst MACH. *Die Principien der Wärmelehre*. 2. Aufl. Leipzig: Barth, 1900.
- [331] Klaus MAINZER. *Komplexität*. Paderborn: UTB, 2008. ISBN: 978-3-8252-3012-8.
- [332] Eric MALMI, Pyry TAKALA, Hannu TOIVONEN, Tapani RAIKO und Arstides GIONIS. *DopeLearning: A Computational Approach to Rap Lyrics Generation*. 2015. URL: <http://arxiv.org/pdf/1505.04771v1.pdf> (Abruf vom: 02. 08. 2016).
- [333] Bernd MARQUARDT. *Gemeineigentum und Einhegungen – Zur Geschichte der Allmende in Mitteleuropa*. In: Berichte der ANL. (26 2002), S. 14–23.
- [334] Dirk MARTENS und Rolf AMANN. *Podcast: Wear-out oder Habitualisierung?* In: Media Perspektiven. (11 2007), S. 538–551.
- [335] Karl MARX. *Vorwort und Einleitung von „Zur Kritik der politischen Ökonomie“*. Peking: Verlag für Fremdsprachige Literatur, 1972.
- [336] Werner MARX und Gerhard GRAMM. *Literaturflut – Informationslawine – Wissensexplosion. Wächst der Wissenschaft das Wissen über den Kopf?* In: Forschung. Politik – Strategie – Management. (3/4 2011), S. 96–104.
- [337] Humberto R. MATURANA. *Autopoiese: Die Organisation lebender Systeme, ihre nähere Bestimmung und ein Modell*. In: Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit: Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie. 2. Aufl. Braunschweig: Vieweg, 1985.

- [338] Humberto R. Maturana. *Biologie der Kognition*. Übers. von Wolfram K Köck, Peter M. Hejl und Gerhard Roth. Paderborn: FEOll, 1975.
- [339] Humberto R. Maturana. *Biologie der Kognition*. In: *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit: Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie*. 2. Aufl. Braunschweig: Vieweg, 1985.
- [340] Humberto R. Maturana. *Biologie der Sprache: Die Epistemologie der Realität*. In: *Biologie der Realität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998.
- [341] Humberto R. Maturana. *Die Organisation des Lebendigen: Eine Theorie der lebendigen Organisation*. In: *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit: Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie*. 2. Aufl. Braunschweig: Vieweg, 1985.
- [342] Humberto R. Maturana. *Kognition*. In: *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Hrsg. und übers. von Siegfried J. Schmidt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987, S. 89–132.
- [343] Humberto R. Maturana und Francisco J. Varela. *Autopoiesis and Cognition: The Realization of the Living*. Bd. 42. Reihe: Boston Studies in the Philosophy of Science. Dordrecht; Boston: D. Reidel Pub. Co, 1980.
- [344] Humberto R. Maturana und Francisco J. Varela. *Der Baum der Erkenntnis: Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*. Frankfurt a. M.: Fischer, 2009.
- [345] Marshall McLuhan. *Das Medium ist die Botschaft = The medium is the message*. Hrsg.: Martin Baltès, Fritz Boehler, Rainer Höltschl und Jürgen Reuss. Dresden: Philo Fine Arts Verlag der Kunst, 2001.
- [346] Marshall McLuhan. *Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters*. Düsseldorf; Wien; New York: ECON, 1968.
- [347] Marshall McLuhan. *Die magischen Kanäle*. Düsseldorf; Wien: ECON, 1992.

- [348] MEDIA.INFO. *The most popular radio stations in the UK*. 2016. URL: <https://media.info/radio/data/the-most-popular-radio-stations-in-the-uk> (Abruf vom: 19. 07. 2016).
- [349] Dieter MERSCH. *Medientheorien zur Einführung*. Hamburg: Junius, 2006.
- [350] Klaus MERTEN. *Einführung in die Kommunikationswissenschaft*. Münster; Hamburg: LIT, 1999.
- [351] Klaus MERTEN. *Evolution der Kommunikation*. Hrsg.: Klaus MERTEN, Siegfried J. SCHMIDT und Siegfried WEISCHENBERG. Opladen: Westdt. Verl., 1994.
- [352] Klaus MERTEN. *Evolution der Kommunikation*. Hrsg.: Erich STRASSNER. Grundlagen der Medienkommunikation. Tübingen: de Gruyter, 1997.
- [353] Robert METCALFE. *Linux's '60s technology, open-sores ideology won't beat W2K, but what will?* 1999. URL: <https://web.archive.org/web/20070316025237/http://www.infoworld.com/articles/op/xml/99/06/21/990621opmetcalfe.html> (Abruf vom: 22. 10. 2017).
- [354] Hans-Heinrich MEYER und Ilke MARSCHALL. *Haufendorf*. 2015. URL: <http://www.kulturlandschaft.fh-erfurt.de/index.php?id=24&type=0&uid=66&cHash=b21b15afb60bfe7ab86405f4d7e8d101> (Abruf vom: 04. 08. 2016).
- [355] Daniel MIETCHEN. *Wissenschaft zum Mitmachen, Wissenschaft als Prozess: Offene Wissenschaft*. In: Open Initiatives: Offenheit in der digitalen Welt und Wissenschaft. Hrsg.: Ulrich HERB. Reihe: Saarbrücker Schriften zur Informationswissenschaft. Saarbrücken: Universaar, 2012, S. 55–64.
- [356] George A. MILLER. *The Magical Number Seven, Plus or Minus Two: Some Limits on Our Capacity for Processing Information*. In: The Psychological Review. 63 (2 1956), S. 81–97.

- [357] Mortimer MISCHKIN und Leslie G. UNGERLEIDER. *Contribution of striate inputs to the visuospatial functions of parieto-preoccipital cortex in monkeys*. In: Behavioral Brain Research. 6 (1 1982), S. 57–77.
- [358] Audris MOCKUS, Roy T. FIELDING und James HERBSLEB. *A Case Study of Open Source Software Development: The Apache Server*. In: Proceedings of ICSE 2000. (2000), S. 263–272.
- [359] Bernd MÖLLER. *Deutsche Geschichte: Deutschland im Zeitalter der Reformation*. Hrsg.: Joachim LEUSCHNER. Bd. 4. Reihe: Deutsche Geschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1999.
- [360] Charles W. MORRIS. *Grundlagen der Zeichentheorie: Ästhetik und Zeichentheorie*. München: Hanser, 1975.
- [361] Sonja MOSER. *Beteiligt sein: Partizipation aus der Sicht von Jugendlichen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.
- [362] Uwe T. MÜLLER. *Peer-Review-Verfahren zur Qualitätssicherung von Open Access-Zeitschriften. Systematische Klassifikation und empirische Untersuchung*. Berlin: Humboldt Universität, 2010.
- [363] Andy MÜLLER-MAGUHN. *Warnung vor digitalem Imperialismus*. 2003. URL: <http://does-not-exist.org/alac/debate/msg01650.html> (Abruf vom: 09. 04. 2017).
- [364] Stefan MÜNKER und Alexander RÖSLER. *Was ist ein Medium?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2008.
- [365] John NAUGHTON. *From Gutenberg to Zuckerberg: What You Really Need To Know About the Internet*. London: Quercus, 2012.
- [366] John NAUGHTON. *The internet: Everything you ever need to know*. 2011. URL: <http://www.guardian.co.uk/technology/2010/jun/20/internet-everything-you-need-to-know> (Abruf vom: 21. 03. 2016).

- [367] Katja NAUMANN, Christian LOTZ und Thomas KLEMM. *Eine Zweite Öffentlichkeit? Zur Verbreitung von Untergrundliteratur während der 80er Jahre in Leipzig*. Leipzig: Edition Leipziger Kreis, 2001.
- [368] Friedhelm NEIDHARDT. *Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen*. Hrsg.: Friedhelm NEIDHARDT. Opladen: Westdt. Verl., 1994.
- [369] Ehrhart NEUBERT. „Für alle, aber nicht für alles“. *Kirche und Opposition in der DDR*. In: Samizdat: Alternative Kultur in Zentral- und Osteuropa, die 60er bis 80er Jahre [Ausstellung]. Hrsg.: Wolfgang EICHWEDE. Bremen: Edition Temmen, 2000, S. 8–19.
- [370] Odmar NEUMANN und Werner KLOTZ. *Motor Responses to Nonreportable, Masked Stimuli: Where is the Limit of Direct Parameter Specification?* In: *Attention and Performance XV: Conscious and nonconscious information processing*. Hrsg.: Morris MOSKOVITCH und Carlo UMILTÀ. Cambridge: M.I.T. Press, 1994.
- [371] Cornelius NEUTSCH. *Erste „Nervenstränge des Erdballs“: Interkontinentale Seekabelverbindungen vor dem Ersten Weltkrieg*. In: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Vom Flügeltelegraphen zum Internet: Geschichte der modernen Telekommunikation (147 1998)*. Hrsg.: Hans Jürgen TEUTEBERG und Cornelius NEUTSCH, S. 47–66.
- [372] NETCRAFT.COM. *September 2015 Web Server Survey*. 2015. URL: <http://news.netcraft.com/archives/2015/09/16/september-2015-web-server-survey.html> (Abruf vom: 18.07.2016).
- [373] A. NEYER, A. BULLINGER und K. MOESLEIN. *Integrating Inside and Outside Innovators: A Sociotechnical System Perspective*. In: *R & D Management*. 39 (4 2009), S. 410–419.

- [374] Tien T. NGUYEN, Pik-Mai HUI, Harper F. MAXWELL, Loren TERVEEN und Joseph A. KONSTAN. *Exploring the Filter Bubble: The Effect of Using Recommender Systems on Content Diversity*. In: Proceedings of the 23. International Conference on World Wide Web. (2014), S. 677–686.
- [375] Elisabeth NOELLE-NEUMANN. *Die Schweigespirale: Theorie der öffentlichen Meinung*. Langen-Müller: Reclam, 2001.
- [376] Beth S. NOVECK. *The Single Point of Failure*. In: Open Government. Transparency, Collaboration, and Participation in Practice. Hrsg.: Daniel LATHROP und Laurel RUMA. Beijing; Cambridge: O'Reilly, 2010, S. 49–69.
- [377] Ralf NÜSE. *Über Die Erfindung des Radikalen Konstruktivismus. Kritische Gegenargumente aus psychologischer Sicht*. Weinheim: Dt. Studien-Verlag, 1991.
- [378] o.A. *Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen*. 2003. URL: http://openaccess.mpg.de/68053/Berliner_Erklaerung_dt_Version_07-2006.pdf (Abruf vom: 19. 07. 2014).
- [379] o.A. *Bethesda Statement on Open Access Publishing*. 2003. URL: <http://legacy.earlham.edu/~peters/fos/bethesda.htm> (Abruf vom: 19. 07. 2014).
- [380] o.A. *Common App Rejections*. 2017. URL: <https://developer.apple.com/app-store/review/rejections/> (Abruf vom: 17. 08. 2017).
- [381] o.A. *Guidelines*. 2017. URL: <https://developer.apple.com/app-store/review/> (Abruf vom: 17. 08. 2017).
- [382] o.A. *Kim Schmitz*. 2017. URL: <https://www.golem.de/specials/kim-schmitz/> (Abruf vom: 17. 08. 2017).
- [383] o.A. *Richtlinienübersicht für Entwickler*. 2017. URL: https://play.google.com/intl/de/about/developer-content-policy/#!?modal_active=none (Abruf vom: 17. 08. 2017).

- [384] o.A. „Rot Front“ im Rundfunk. *Kommunistische Rundfunkrede während Hindenburgs Silvesteransprache*. In: Die Rote Fahne. 15 (2 1932). URL: <http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/24352111> (Abruf vom: 28. 05. 2014).
- [385] Andrew M. ODLYZKO. *Tragic Loss or Good Riddance? The Impending Demise of Traditional Scholarly Journals*. In: JUCS – Journal of Universal Computer Science. (1994). URL: <http://www.jucs.org/doi?doi=10.3217/jucs-000-00-0003> (Abruf vom: 17. 07. 2014).
- [386] Erhard OESER. *Wissenschaft und Information: Systematische Grundlagen einer Theorie der Wissenschaftsentwicklung. Struktur und Dynamik erfahrungswissenschaftlicher Systeme*. Bd. 2. Reihe: Scientia Nova. Oldenbourg, 1976.
- [387] OPEN KNOWLEDGE FOUNDATION. *Open Definition 2.0*. 2016. URL: <http://opendefinition.org/od/2.0/en/> (Abruf vom: 16. 03. 2016).
- [388] OPEN-ACCESS.NET. *Open Access – Der freie Zugang zu wissenschaftlicher Information. Gründe und Vorbehalte*. 2017. URL: <https://open-access.net/informationen-zu-open-access/gruende-und-vorbehalte/> (Abruf vom: 20. 07. 2016).
- [389] David A. WILEY. *About OpenContent*. 1998. URL: <http://web.archive.org/web/20000408132621/http://opencontent.org/index.shtml> (Abruf vom: 20. 07. 2016).
- [390] David A. WILEY. *OpenContent License (OPL)*. 1998. URL: <http://web.archive.org/web/20000815212102/http://opencontent.org/opl.shtml> (Abruf vom: 20. 07. 2016).
- [391] David A. WILEY. *Defining the „Open“ in Open Content and Open Educational Resources*. o.A. URL: <http://opencontent.org/definition/> (Abruf vom: 20. 07. 2016).

- [392] David A. WILEY. *OpenContent is officially closed. And that's just fine*. 2003. URL: <http://web.archive.org/web/20031205014435/http://opencontent.org/index.shtml> (Abruf vom: 20. 07. 2016).
- [393] OPEN KNOWLEDGE FOUNDATION. *Offen-Definition*. o.A. URL: <http://opendefinition.org/od/2.0/de/> (Abruf vom: 20. 07. 2016).
- [394] OPEN KNOWLEDGE FOUNDATION. *Conformant Licenses*. o.A. URL: <http://opendefinition.org/licenses/> (Abruf vom: 20. 07. 2016).
- [395] THE MAYOR'S OFFICE OF CIVIC INNOVATION. *SF Open Law*. o.A. URL: <http://open.innovatesf.com> (Abruf vom: 15. 07. 2015).
- [396] Margaret HAGAN. *openlawlab.com*. 2016. URL: <http://www.openlawlab.com> (Abruf vom: 15. 07. 2015).
- [397] Tim O'REILLY. *Government As a Platform*. In: Open Government. Transparency, Collaboration, and Participation in Practice. Hrsg.: Daniel LATHROP und Laurel RUMA. Beijing; Cambridge: O'Reilly, 2010, S. 12–39.
- [398] Peter R. ORSZAG. *Open Government Directive. Memorandum for the Heads of Executive Departments and Agencies*. 2009. URL: <https://www.whitehouse.gov/open/documents/open-government-directive> (Abruf vom: 16. 03. 2016).
- [399] Elinor OSTROM. *Beyond Markets and States: Polycentric Governance of Complex Economic Systems*. In: American Economic Review. 100 (3 Juni 2010), S. 641–672.
- [400] Elinor OSTROM. *Die Verfassung der Allmende: Jenseits von Staat und Markt*. Übers. von Ekkehard SCHÖLLER. Tübingen: Mohr Siebeck, 1999.
- [401] Sascha OTT. *Information: Zur Genese und Anwendung eines Begriffs*. Konstanz: UVK, 2004.
- [402] B.P. PAAL. *Medienvielfalt und Wettbewerbsrecht*. Heidelberger rechtswissenschaftliche Abhandlungen. Tübingen: Mohr Siebeck, 2010.

- [403] H. F. van PANHUYS und Menno J. van EMDE BOAS. *Legal Aspects of Pirate Broadcasting. A Dutch Approach*. In: *The American Journal of International Law*. 60 (2 1966), S. 303–341.
- [404] Eli PARISER. *The Filter Bubble: What the Internet is Hiding from You*. New York: Penguin Press, 2011.
- [405] Michael PAUEN. *Illusion Freiheit? Mögliche und unmögliche Konsequenzen der Hirnforschung*. Frankfurt a. M.: Fischer, 2008.
- [406] Michael PAUEN und Gerhard ROTH. *Freiheit, Schuld und Verantwortung. Grundzüge einer naturalistischen Theorie der Willensfreiheit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2008.
- [407] Hans PAUKENS. *Bürgermedien*. In: *Handbuch Medienpädagogik*. Hrsg.: Friederike von GROSS, Kai-Uwe HUGGER und Uwe SANDER. Wiesbaden: VS Verlag, 2008.
- [408] Lionel PEARSON. *Early Ionian Historians*. Oxford: The Clarendon Press, 1939.
- [409] Bernhard PETERS. *Der Sinn von Öffentlichkeit*. Hrsg.: Hartmut WESSLER. Opladen: Westdt. Verl., 1994.
- [410] PLATON. *Der Staat*. Ditzingen: Reclam, 1982.
- [411] PLATON. *Phaidros. Parmenides. Theaitetos. Sophistes*. Hamburg: Rowohlt, 275 d-e.
- [412] PLOS.ORG. *Journal Information*. 2014. URL: <http://journals.plos.org/plosone/s/journal-information> (Abruf vom: 18. 07. 2014).
- [413] PLOS.ORG. *Public Library of Science (PLOS)*. 2014. URL: <http://www.plosone.org/static/almInfo> (Abruf vom: 18. 07. 2014).
- [414] Heinz POHLE. *Der Rundfunk als Instrument der Politik. Zur Geschichte des deutschen Rundfunks von 1923/38*. Hamburg: Hans Bredow Institut, 1955.

- [415] Henri POINCARÉ. *Sur l'équilibre d'une masse fluide animée d'un mouvement de rotation*. In: Acta Mathematica. 7 (1 1885), S. 259–380.
- [416] Karl POPPER. *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. 8. Aufl. Tübingen: J. C. B. Mohr, 2003.
- [417] Karl POPPER. *Lesebuch. Ausgewählte Texte zu Erkenntnistheorie, Philosophie der Naturwissenschaften, Metaphysik, Sozialphilosophie*. Hrsg.: David MILLER. Tübingen: Mohr Siebeck, 2010.
- [418] Ulrich PÖSCHL. *Multi-Stage Open Peer Review: Scientific Evaluation Integrating the Strengths of Traditional Peer Review with the Virtues of Transparency and Self-Regulation*. In: Frontiers in Computational Neuroscience. (6 2012), S. 33.
- [419] Neil POSTMAN. *Wir amüsieren uns zu Tode: Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie*. Übers. von Reinhard KAISER. 17. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer, 2006.
- [420] Derek J. de Solla PRICE. *Little science, big science – and beyond*. New York: Columbia University Press, 1986.
- [421] Ilya PRIGOGINE. *Vom Sein zum Werden: Zeit und Komplexität in den Naturwissenschaften*. 4. Aufl. München: Piper, 1985.
- [422] Ilya PRIGOGINE und Cl. GEORGE. *The second law as a selection principle: The microscopic theory of dissipative process in quantum systems*. In: Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America. 80 (14 1983), S. 4590–4594.
- [423] Ilya PRIGOGINE und René LEFEVER. *Symmetry Breaking Instabilities in Dissipative Systems II*. In: The Journal of Chemical Physics. 48 (4 1968), S. 1695–1700.

- [424] Ilya PRIGOGINE und Grégoire NICOLIS. *Symmetry Breaking Instabilities in Dissipative Systems*. In: *The Journal of Chemical Physics*. 46 (9 1967), S. 3542–3550.
- [425] PROJECT GUTENBERG. *Free ebooks by Project Gutenberg*. 2016. URL: <http://www.gutenberg.org> (Abruf vom: 26. 03. 2016).
- [426] PROQUEST.COM. *Ulrichs Web*. 2014. URL: <http://www.proquest.com/documents/Ulrichsweb-Datasheet.html> (Abruf vom: 17. 07. 2014).
- [427] Heinz PÜRER. *Medien in Deutschland: Presse – Rundfunk – Online*. Konstanz: UVK, 2015.
- [428] Heinz PÜRER und Johannes RAABE. *Presse in Deutschland*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2007.
- [429] Björn QUÄCK. *Vogelfreies Radio: Kurzwellen-Piratensender aus Deutschland und der Schweiz 1983-93*. Osnabrück: LS-Publikationen, 1995.
- [430] Kurt A. RAAFLAUB. *Aristocracy and Freedom of Speech in the Greco-Roman World*. In: *Free Speech in Classical Antiquity*. Hrsg.: Ineke SLUITER und Ralph Mark ROSEN. Bd. 254. Reihe: Mnemosyne, bibliotheca classica Batava. Leiden; Boston: Brill, 2004, S. 41–61.
- [431] RADONIEPOKALANOW.PL. *Free/Libre and Open Source Software: Survey and Study*. 2017. URL: <http://radoniepokalanow.pl> (Abruf vom: 19. 05. 2017).
- [432] Eric S. RAYMOND. *Cracker*. <http://www.catb.org/jargon/html/C/cracker.html>. 2003. (Abruf vom: 29. 07. 2011).
- [433] Eric S. RAYMOND. *Hacker*. <http://www.catb.org/jargon/html/H/hacker.html>. 2003. (Abruf vom: 29. 07. 2011).
- [434] Eric S. RAYMOND. *Hacker-Ethik*. <http://www.catb.org/jargon/html/H/hacker-ethic.html>. 2003. (Abruf vom: 29. 07. 2011).

- [435] Eric S. RAYMOND. *How To Become A Hacker*. <http://www.catb.org/esr/faqs/hacker-howto.html>. 2001. (Abruf vom: 03. 12. 2015).
- [436] Eric S. RAYMOND. *Samurai*. <http://www.catb.org/jargon/html/S/samurai.html>. 2003. (Abruf vom: 29. 07. 2011).
- [437] Eric S. RAYMOND. *Script Kiddies*. <http://www.catb.org/jargon/html/S/script-kiddies.html>. 2003. (Abruf vom: 29. 07. 2011).
- [438] Eric S. RAYMOND. *The Cathedral and the Bazaar*. <http://firstmonday.org/ojs/index.php/fm/article/view/1472/1387>. 2005. (Abruf vom: 24. 01. 2016).
- [439] Eric S. RAYMOND. *The Revenge of the Hackers*. In: *Open Sources. Voices From The Revolution*. Hrsg.: Chris DiBONA, Danese COOPER und Mark STONE. O'Reilly, 1999. URL: <http://www.oreilly.com/openbook/opensources/book/raymond2.html> (Abruf vom: 25. 03. 2016).
- [440] Eric S. RAYMOND. *warez d00dz*. <http://www.catb.org/jargon/html/W/warez-d00dz.html>. 2003. (Abruf vom: 29. 07. 2011).
- [441] Jo REICHERTZ, Oliver BIDLO und Carina J. ENGLERT. *Einleitung. Die Bedeutung der Medien*. Hrsg.: Oliver BIDLO, Carina J. ENGLERT und Jo REICHERTZ. 2012.
- [442] Ralf REICHWALD und Frank PILLER. *Interaktive Wertschöpfung. Open Innovation, Individualisierung und neue Formen der Arbeitsteilung*. Wiesbaden: Gabler, 2009.
- [443] Thomas RENNER, Michael VETTER, Sascha REX und Holger KETT. *Open Source Software: Einsatzpotentiale und Wirtschaftlichkeit*. Stuttgart: Fraunhofer IRB Verlag, 2005. URL: <http://wiki.iao.fraunhofer.de/images/6/63/Fraunhofer-Studie-Open-Source-Software.pdf> (Abruf vom: 20. 07. 2016).
- [444] Klaus RICHTER und Jan-Michael ROST. *Komplexe Systeme*. Frankfurt a. M.: Fischer, 2002.

- [445] Colin H. ROBERTS und Theodore C. SKEAT. *The Birth of the Codex*. Oxford: Oxford University Press, 1983.
- [446] James ROBERTSON und Suzanne ROBERTSON. *Vollständige Systemanalyse*. München; Wien: Hanser, 1996.
- [447] David G. ROBINSON, Harlan YU und Edward W. FELTEN. *Enabling Innovation For Civic Engagement*. In: Open Government. Transparency, Collaboration, and Participation in Practice. Hrsg.: Daniel LATHROP und Laurel RUMA. Beijing; Cambridge: O'Reilly, 2010, S. 83–90.
- [448] Gregorio ROBLES und Jesús M. GONZÁLEZ-BARAHONA. *A Comprehensive Study of Software Forks: Dates, Reasons and Outcomes*. 2006. URL: http://flosshub.org/sites/flosshub.org/files/paper_0.pdf (Abruf vom: 26. 03. 2016).
- [449] Adam ROGERS. *We Asked A Robot To Write An Obit For AI Pioneer Marvin Minsky*. 2016. URL: <http://www.wired.com/2016/01/we-asked-a-robot-to-write-an-obit-for-ai-pioneer-marvin-minsky/> (Abruf vom: 02. 08. 2016).
- [450] Susan van ROOYEN, Fiona GODLEE, Stephen EVANS, Nick BLACK und Richard SMITH. *Effect of open peer review on quality of reviews and on reviewers' recommendations: a randomised trial*. In: British Medical Journal. (318 1999), S. 23–27.
- [451] H. ROSA. *Beschleunigung: die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2005.
- [452] Max ROSCHER. *Die Kabel des Weltverkehrs, hauptsächlich in Volkswirtschaftlicher Hinsicht dargestellt*. Berlin: Puttkammer & Mühlbrecht, 1911.
- [453] Gerhard ROTH. *Das Gehirn und seine Wirklichkeit: Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2001.
- [454] Gerhard ROTH. *Ist Willensfreiheit eine Illusion?* In: Biologie in unserer Zeit. Reihe: 28 (1 1998), S. 6–15.

- [455] Wolf-Dieter ROTH. *Piratensender – Geschichte und Praxis: Die Story der Seesender, Alpensender und der illegalen Rundfunkpiraten; mit Ratschlägen für heutige Radio-DJs*. Meckenheim: Siebel, 2004.
- [456] Bernd RÜCKWARDT. *Babylonischer Hip-Hop*. In: Handbuch Medien: Offene Kanäle. Hrsg.: Ulrich KAMP. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1997.
- [457] Walter RÜEGG. *Der Student in der Universität*. In: Geschichte der Universität in Europa. Hrsg.: Walter RÜEGG. München: C. H. Beck, 1993, S. 181–226.
- [458] Walter RÜEGG. *Themen, Probleme, Erkenntnisse*. In: Geschichte der Universität in Europa. Hrsg.: Walter RÜEGG. Bd. 1. München: C. H. Beck, 1993, S. 24–48.
- [459] RUFINUS. *Die „Summa Decretorum“ des Magister Rufinus*. Paderborn: Singer, 1902.
- [460] Gebhard RUSCH. *(IT-) Projekt-Kommunikation – Kommunikation in Prozessen sozialer Strukturierung, soziotechnischen und multiplexen Systemen*. In: Projektkommunikation: Strategien für temporäre soziale Systeme. Hrsg.: Matthias FREITAG, Christiane MÜLLER, Gebhard RUSCH und Thomas SPREITZER. Wiesbaden: VS Verlag, 2011.
- [461] Gebhard RUSCH. *Kommunikation*. In: Einführung in die Medienwissenschaft: Konzeptionen, Theorien, Methoden, Anwendungen. Hrsg.: Gebhard RUSCH. Wiesbaden: Westdt. Verl., 2002, S. 102–117.
- [462] Gebhard RUSCH. *Konstruktivismus – Ein epistemologisches Selbstbild*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 70 (2 1996), S. 322–345.
- [463] Gebhard RUSCH. *Konstruktivistische Ökonomik*. Bd. 30. Theorie der Unternehmung. Marburg: Metropolis, 2005.

- [464] Gebhard RUSCH. *Mediendynamik. Explorationen zur Theorie des Medienwandels*. In: *Navigationen* 7 (1 2007), S. 13–93.
- [465] Gebhard RUSCH. *Medienwissenschaft als transdisziplinäres Forschungs-, Lehr- und Lernprogramm*. In: *Einführung in die Medienwissenschaft: Konzeptionen, Theorien, Methoden, Anwendungen*. Hrsg.: Gebhard RUSCH. Wiesbaden: Westdt. Verl., 2002, S. 69–82.
- [466] Gebhard RUSCH. *Verstehen: Zum Verhältnis von Konstruktivismus und Hermeneutik*. In: *Wirklichkeit und Welterzeugung: in memoriam Nelson Goodman*. Hrsg.: Hans R. FISCHER und Siegfried J. SCHMIDT. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme, 2000, S. 350–363.
- [467] Bertrand RUSSELL. *Philosophie des Abendlandes: Ihr Zusammenhang mit der politischen und der sozialen Entwicklung*. Übers. von Elisabeth FISCHER-WERNECKE und Ruth GILLISCHEWSKI. 8. Aufl. Köln: Europaverlag, 1999.
- [468] Jonny RYAN. *A History of the Internet and the Digital Future*. London: Reaktion Books, 2010.
- [469] Rolf SACHSSE. *Die Erziehung zum Wegsehen. Fotografie im NS-Staat*. Dresden: Philo Fine Arts, 2003.
- [470] Larry SANGER. *The Early History of Nupedia and Wikipedia: A Memoir*. In: *Open Sources 2.0. The Continuing Evolution*. Hrsg.: Chris DIBONA, Danese COOPER und Mark STONE. Beijing; Cambridge; Köln: O'Reilly, 2006, S. 307–338.
- [471] Birgit SCHMIDT. *Open Access. Freier Zugang zu wissenschaftlichen Informationen – Das Paradigma der Zukunft?* In: *Berliner Handreichungen zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft*. (144 2006), S. 1–71.

- [472] Siegfried J. SCHMIDT. *Der Medienkompaktbegriff*. In: Was ist ein Medium? Hrsg.: Stefan MÜNKER und Alexander ROESLER. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2008, S. 144–157.
- [473] Siegfried J. SCHMIDT. *Grundriss der empirischen Literaturwissenschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1991.
- [474] Siegfried J. SCHMIDT, Hrsg. *Kalte Faszination. Medien – Kultur – Wissenschaft in der Mediengesellschaft*. Weilerswist: Velbrück, 2000.
- [475] Siegfried J. SCHMIDT, Hrsg. *Kognitive Autonomie und soziale Orientierung: Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur*. Münster: LIT, 2003.
- [476] Siegfried J. SCHMIDT. *Medienwissenschaft und Nachbardisziplinen*. In: Einführung in die Medienwissenschaft: Konzeptionen, Theorien, Methoden, Anwendungen. Hrsg.: Gebhard RUSCH. Wiesbaden: Westdt. Verl., 2002, S. 53–68.
- [477] Klaus SCHMITZ. *Geschichte der Schule: Ein Grundriss ihrer historischen Entwicklung und ihrer künftigen Perspektiven*. Stuttgart: Kohlhammer, 1980.
- [478] Thomas SCHRÖDER. *Die ersten Zeitungen*. Tübingen: Narr Verlag, 1995.
- [479] Erwin SCHRÖDINGER. *Was ist Leben? Die lebende Zelle mit den Augen des Physikers betrachtet*. München; Zürich: Piper, 1989.
- [480] Jochen SCHULTE-SASSE. *Medien/Medial*. In: Ästhetische Grundbegriffe. Hrsg.: Karlheinz BARCK, Martin FONTIUS, Dieter SCHLENSTEDT, Burkhard STEINWACHS und Friedrich WOLFZETTEL. Stuttgart: J. B. Metzler, 2002, S. 1–28.
- [481] Winfried SCHULZ. *Reconstructing Mediatization as an Analytical Concept*. In: European Journal of Communication. 19 (1 2004), S. 87–101.
- [482] Matthias SCHUMANN und Thomas HESS. *Grundfragen der Medienwirtschaft: Eine betriebswirtschaftliche Einführung*. Berlin: Springer, 2006.

- [483] Hans J. SCHÜTZ. *Verbotene Bücher: eine Geschichte der Zensur von Homer bis Henry Miller*. München: C. H. Beck, 1990.
- [484] Walter J. SCHÜTZ. *Deutsche Tagespresse 1991*. In: *Media Perspektiven*. (2 1992), S. 74–107.
- [485] Walter J. SCHÜTZ. *Tagespresse: Statistik im Überblick*. In: *Media Perspektiven*. (2 2012), S. 554.
- [486] Walter J. SCHÜTZ. *Vielfalt oder Einfalt? Zur Entwicklung der Presse in Deutschland 1945 – 1995*. In: „Man muss dran glauben... “. *Politik und Publizistik*. Landeszentrale für politische Bildung Baden Württemberg. (5 1995). URL: <https://lpb-bw.de/publikationen/presse/schuetz.htm>.
- [487] Rainer C. SCHWINGES. *Die Zulassung zur Universität*. In: *Geschichte der Universität in Europa*. Hrsg.: Walter. RÜEGG. München: C. H. Beck, 1993, S. 161–179.
- [488] John R. SEARLE. *Minds, Brains, And Computers*. In: *The Behavioral and Brain Sciences*. 3 (3 1980), S. 417–457.
- [489] Richard SENNETT. *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Berlin: Berlin Verlag, 2008.
- [490] Claude E. SHANNON und Warren WEAVER. *Mathematical Theory of Communication*. Champaign: University of Illinois Press, 1949.
- [491] Herbert A SIMON. *Die Wissenschaften vom Künstlichen*. Wien; New York: Springer, 1994.
- [492] Klaus SIMON. *Farbe im Digitalen Publizieren. Konzepte der digitalen Farbwiedergabe für Office, Design und Software*. Berlin; Heidelberg: Springer, 2008.
- [493] Keith SKUES. *Pop went the pirates*. Sheffield: Lambs' Meadow, 1994.

- [494] Lawrence C. SOLEY. *Free Radio: Electronic Civil Disobedience*. Boulder: Westview Press, 1999.
- [495] Joseph v. SONNENFELS. *Grundsätze der Polizei, Handlungs und Finanzwissenschaft*. Wien: o.A., 1765.
- [496] Sabine SONNENSCHNEIDER. *Ganz nach ihrer Lust und Laune. Außerschulische Jugendarbeit mit Medien – Trends und Tendenzen. Eine Bestandsaufnahme auf der Grundlage bisheriger Erfahrungen in der medienpädagogischen Praxis*. In: Handbuch Medien: Medienkompetenz. Modelle und Projekte. Hrsg.: Dieter BAACKE, Susanne KORNBLUM, Jürgen LAUFFER, Lothar MIKOS, Günter A. THIELE, Tilman ERNST und Uli KAHMANN. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1999.
- [497] Chun Siong SOON, Marcel BRASS, Hans-Jochen HEINZE und John-Dylan HAYENES. *Unconscious determinants of free decisions in the human brain*. In: Nature Neuroscience. (11 2008), S. 543–545.
- [498] Wolfgang SPEYER. *Büchervernichtung und Zensur des Geistes bei Heiden, Juden und Christen*. Bd. 7. Reihe: Bibliothek des Buchwesens. Stuttgart: A. Hiersemann, 1981.
- [499] Helmut F. SPINNER. *Popper und die Politik*. Bd. 106. Reihe: Internationale Bibliothek. Berlin; Bonn: Dietz, 1978.
- [500] Richard STALLMAN. *The Free Software Definition*. In: Free Software Free Society. Selected Essays of Richard Stallman. 2. Aufl. Boston: Free Software Foundation, 2010a, S. 3–6.
- [501] Richard STALLMAN. *The Initial Announcement of the GNU Operating System*. In: Free Software Free Society. Selected Essays of Richard Stallman. 2. Aufl. Boston: Free Software Foundation, 2010c, S. 25–26.

- [502] Richard STALLMAN. *Why Open Source misses the point of Free Software*. In: Boston, 2016. URL: <https://www.gnu.org/philosophy/open-source-misses-the-point.en.html> (Abruf vom: 09. 04. 2017).
- [503] Richard STALLMAN. *Why Software Should Not Have Owners*. In: Free Software Free Society Selected Essays of Richard Stallman. 2. Aufl. Boston: Free Software Foundation, 2010b, S. 37–42.
- [504] Waldemar STANGE und Dieter TIEMANN. *Alltagsdemokratie und Partizipation: Kinder vertreten ihre Interessen in der Kindertagesstätte, Schule, Jugendarbeit und Kommune*. In: Kulturelle und politische Partizipation von Kindern. Interessenvertretung und Kulturarbeit für und durch Kinder. Hrsg.: Hans-Jürgen GLINKA. München: Leske + Budrich, 1999.
- [505] STATISTISCHES BUNDESAMT. *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland – 1955*. Wiesbaden: W. Kohlhammer, 1955.
- [506] STATISTISCHES BUNDESAMT. *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland – 1956*. Wiesbaden: W. Kohlhammer, 1956.
- [507] STATISTISCHES BUNDESAMT. *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland – 1961*. Wiesbaden: W. Kohlhammer, 1961.
- [508] STATISTISCHES BUNDESAMT. *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland – 1967*. Wiesbaden: W. Kohlhammer, 1967.
- [509] STATISTISCHES BUNDESAMT. *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland – 1971*. Wiesbaden: W. Kohlhammer, 1971.
- [510] STATISTISCHES BUNDESAMT. *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland – 1976*. Wiesbaden: W. Kohlhammer, 1976.
- [511] STATISTISCHES BUNDESAMT. *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland – 1983*. Wiesbaden: W. Kohlhammer, 1983.

- [512] STATISTISCHES BUNDESAMT. *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland – 1986*. Wiesbaden: W. Kohlhammer, 1986.
- [513] STATISTISCHES BUNDESAMT. *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland – 1992*. Wiesbaden: W. Kohlhammer, 1992.
- [514] STATISTISCHES BUNDESAMT. *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland – 1997*. Wiesbaden: W. Kohlhammer, 1997.
- [515] STATISTISCHES BUNDESAMT. *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland – 2002*. Wiesbaden: W. Kohlhammer, 2002.
- [516] STATISTISCHES BUNDESAMT. *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland – 2006*. Wiesbaden: W. Kohlhammer, 2006.
- [517] STATISTISCHES BUNDESAMT. *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland mit „Internationalen Übersichten“ – 2011*. Wiesbaden: W. Kohlhammer, 2011.
- [518] Nico STEHR und Cornelia WALLNER. *Transparenz. Einleitung*. In: *Transparenz: Multidisziplinäre Durchsichten durch Phänomene und Theorien des Undurchsichtigen*. Hrsg.: Stephan A. JANSEN, Eckhard SCHRÖTER und Nico STEHR. Wiesbaden: Springer, 2010, S. 9–18.
- [519] Gertrude STEIN. *Geography and Plays*. Madison: University of Wisconsin Press, 1993.
- [520] Sigfrid H. STEINBERG. *Die schwarze Kunst: 500 Jahre Buchwesen*. Übers. von Johan Jakob HÄSSLIN. München: Prestel, 1988.
- [521] Thomas STEINMAURER. *Medialer und gesellschaftlicher Wandel. Skizzen zu einem Modell*. In: *Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel. Beiträge zu einer theoretischen und empirischen Herausforderung*. Hrsg.: Markus BEHMER, Friedrich KROTZ, Rudolf STÖBER und Carsten WINTER. Wiesbaden: Springer, 2003, S. 103–120.

- [522] Christopher H. STERLING und John M. KITTROSS. *Stay Tuned: A Concise History of American Broadcasting*. Belmont: Wadsworth Pub. Co, 1978.
- [523] Rudolf STÖBER. *Deutsche Pressegeschichte: Einführung, Systematik, Glossar*. Konstanz: UVK-Medien, 2000.
- [524] Rudolf STÖBER. *Die erfolgverführte Nation. Deutschlands öffentliche Stimmungen 1866 bis 1945*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 1998.
- [525] Rudolf STÖBER. *M wie Medialisierung*. In: *Aviso*. (47 2008), S. 13–14.
- [526] Rudolf STÖBER. *Mediengeschichte: Die Evolution „neuer“ Medien von Gutenberg bis Gates. Eine Einführung*. Bd. 1: Presse – Telekommunikation. Wiesbaden: Westdt. Verl., 2003a.
- [527] Rudolf STÖBER. *Mediengeschichte: Die Evolution „neuer“ Medien von Gutenberg bis Gates. Eine Einführung*. Bd. 2: Film – Rundfunk – Multimedia. Wiesbaden: Westdt. Verl., 2003b.
- [528] Rudolf STÖBER. *Neue Medien. Geschichte: Von Gutenberg bis Apple und Google – Medieninnovation und Evolution*. Bremen: edition lumière, 2013.
- [529] Ulman STROMER. *Püchel von mein geslecht und von abentewr. (Textband) Teilfacsimile der Handschrift HS 6146 des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. Kommentarband bearbeitet von Lotte Kurras. Mit Beiträgen von Lore Sporhan-Krempel, Wolfgang Stromer von Reichenbach und Ludwig Veit*. Bonn: Bonn, Verband Deutscher Papierfabriken, 1990.
- [530] Franz STUHLHOFER. *Strukturen der wissenschaftlichen Beschäftigung und das zeitlich exponentielle Wachstum der neuzeitlichen Naturwissenschaft*. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*. 3 (1–2 1980), S. 115–126.
- [531] Franz STUHLHOFER. *Unser Wissen verdoppelt sich alle 100 Jahre*. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*. 6 (1–4 1983), S. 169–193.

- [532] Peter SUBER. *Open Access*. Bd. 4. Reihe: MIT Press Essential Knowledge Series. Cambridge: M.I.T. Press, 2012.
- [533] Peter SUBER. *Timeline of the Open Access Movement*. 2009. URL: <http://legacy.earlham.edu/peters/fos/timeline.htm> (Abruf vom: 19. 07. 2014).
- [534] Daniel Süss, Claudia LAMPERT und Christine W. WIJNEN. *Mediensozialisation. Aufwachen in mediatisierten Lebenswelten*. In: *Medienpädagogik. Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Hrsg.: Daniel Süss, Claudia LAMPERT und Christine W. WIJNEN. Wiesbaden: Springer, 2010, S. 29–52.
- [535] Johann Peter SÜSSMILCH. *Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe*. Berlin: Buchladen der Realschule, 1766. URL: <http://web.mit.edu/lulich/www/Suessmilch.pdf>.
- [536] Keith SUTHERLAND, Anthony FREEMAN und Benjamin LIBET. *Volitional Brain: Towards a Neuroscience of Freewill*. Exeter: Imprint Academic, 2004.
- [537] Joshua TAUBERER. *Open Government Data (The Book). The principles, practices, and a history of the open government data movement*. 2. Aufl. o.A.: o.A., 2014.
- [538] Charles TAYLOR. *Negative Freiheit? – Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1992.
- [539] Roswitha TEWES-ECK und Erich DUNKEL. *Lernerlebnis: Erfindungen und Entdeckungen. Entdecken – Handeln – Verstehen*. Braunschweig: Schöningh Schulbuch, 2004.
- [540] Markos THEMELIDIS. *Open Source die Freiheitsvision der Hacker*. Norderstedt: Books on Demand, 2004.

- [541] Justus THIES, Michael ZOLLHÖFER, Marc STAMMINGER, Christian THEOBALT und Matthias NIESSNER. *Face2Face: Real-time Face Capture and Reenactment of RGB Videos*. 2016. URL: www.graphics.stanford.edu/~niessner/papers/2016/1facetoface/thies2016face.pdf (Abruf vom: 02. 08. 2016).
- [542] Georg Christoph THOLEN. *Die Zäsur der Medien: kulturphilosophische Konturen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002.
- [543] Georg Christoph THOLEN. *Medium/Medien*. In: Grundbegriffe der Medientheorie. Hrsg.: Alexander ROESLER und Bernd STIEGLER. Paderborn: Fink, 2005, S. 153.
- [544] Alvin TOFFLER. *Die dritte Welle, Zukunftschance: Perspektiven für die Gesellschaft des 21. Jh.* München: Goldmann, 1983.
- [545] Alvin TOFFLER. *Future shock*. New York: Random House, 1970.
- [546] Bjarne TRUELSEN. *Offener Kanal und sprachliche Minderheiten*. In: Handbuch Medien: Offene Kanäle. Hrsg.: Ulrich KAMP. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1997, S. 64–66.
- [547] Erich TRUNZ. *Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur*. In: Deutsche Barockforschung. Hrsg.: Richard v. ALEWYN. Köln; Berlin: Kiepenheuer und Witsch, 2011, S. 147–181.
- [548] UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK REGENSBURG. *Universität Regensburg. Jahresbericht 2009*. 2010. URL: http://ezb.uni-regensburg.de/anwender/Jahresbericht_EZB_2009.pdf (Abruf vom: 18. 07. 2016).
- [549] UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK REGENSBURG. *Universität Regensburg. Jahresbericht 2015*. 2016. URL: http://ezb.uni-regensburg.de/anwender/Jahresbericht_EZB_2015.pdf (Abruf vom: 18. 07. 2016).

- [550] o.A. *Staatsvertrag zur Neuordnung des Rundfunkwesens (Rundfunkstaatsvertrag)*. 1987. URL: http://www.urheberrecht.org/law/normen/rstv/RStV-00a-1987/text/1987_00.php3 (Abruf vom: 08. 03. 2016).
- [551] Francisco J. VARELA. *Autonomie und Autopoiese*. In: Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Hrsg. und übers. von Siegfried J. SCHMIDT. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987, S. 119–132.
- [552] Francisco J. VARELA. *Principles of Biological Autonomy*. New York: North Holland, 1979.
- [553] Jacques VERGER. *Grundlagen*. In: Mittelalter. Hrsg.: Walter. RÜEGG. Bd. 1. Reihe: Geschichte der Universität in Europa. München: C. H. Beck, 1993, S. 49–82.
- [554] Lubormir VITOL. *Inside Deep Dreams: How Google Made Its Computers Go Crazy*. o.A. URL: https://www.devbattles.com/en/sand/post-2037-Inside_Deep_Dreams_How_Google_Made_Its_Computers_Go_Crazy (Abruf vom: 02. 08. 2016).
- [555] Juan L. VIVES. *Über die Gründe des Verfalls der Künste / De Causis corruptarum artium*. München: Fink, 1990.
- [556] Eic VOEGELIN. *Immortality: Experience and Symbol*. In: The Harvard Theological Review. 60 (3 1967), S. 235–279.
- [557] Matthias VOGEL. *Medien der Vernunft: Eine Theorie des Geistes und der Rationalität auf Grundlage einer Theorie der Medien*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2001.
- [558] Horst VÖLZ. *Information I. Studie zur Vielfalt und Einheit der Information. Theorie und Anwendung vor allem in der Technik*. Berlin: Akademie-Verlag, 1982.

- [559] o.A. *Building the Web of Data*. 2013. URL: <https://www.w3.org/2013/data/> (Abruf vom: 10. 07. 2016).
- [560] W3TECHS.COM. *Usage of server-side programming languages for websites*. 2016. URL: http://w3techs.com/technologies/overview/programming_language/all (Abruf vom: 18. 07. 2016).
- [561] Robert W. WALLACE. *The Power to Speak – and not to Listen – in Ancient Athens*. In: *Free Speech in Classical Antiquity*. Hrsg.: Ineke SLUITER und Ralph Mark ROSEN. Bd. 254. Reihe: Mnemosyne, bibliotheca classica Batava. Leiden; Boston: Brill, 2004, S. 221–232.
- [562] Elizabeth WALSH, Maeve ROONEY, Loius APPLEBY und Greg WILKINSON. *Open peer review: a randomised controlled trial*. In: *British Journal of Psychiatry*. 176 (1 2000), S. 47–51.
- [563] Ute WARDENGA. *Räume der Geographie. Zu Raumbegriffen im Geographieunterricht*. In: *geographie heute*. 23 (200 2002), S. 8–11.
- [564] Peter WAYNER. *Free For All – How Linux and the Free Software Movement Undercut the High Tech Titans*. 2000. URL: https://www.jus.uio.no/sisu/free_for_all/peter_wayner/landscape.a5.pdf (Abruf vom: 22. 01. 2016).
- [565] WIKIPEDIA. *Wikipedia policy*. 2001. URL: http://web.archive.org/web/20011025002958/http://www.wikipedia.com/wiki/Wikipedia_policy (Abruf vom: 12. 07. 2015).
- [566] Matthias WEBER. *Die Reichspolizeiordnungen von 1530, 1548 und 1577. Historische Einführung und Edition*. Frankfurt a. M.: Klostermann, 2002.
- [567] Max WEBER. *Wirtschaft und Gesellschaft*. Paderborn: Voltmedia, 2006.
- [568] WEBRADIOMONITOR.DE. *Branchenzahlen*. <http://www.webradiomonitor.de/webradiomonitor-studie/studie-2013>. 2013. (Abruf vom: 01. 05. 2014).

- [569] Siegfried WEISCHENBERG und Ulrich HIENZSCH. *Die Entwicklung der Medientechnik*. In: Die Wirklichkeit der Medien: Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Hrsg.: Klaus MERTEN, Siegfried SCHMIDT und Siegfried WEISCHENBERG. Opladen: Westdt. Verl., 1994, S. 455–480.
- [570] Mark WEISER. *Mobile Computing and Communications Review*. In: Mobile Computing and Communications Review. 3 (3 1999), S. 3–11.
- [571] Mark WEISER. *The Computer for the 21st Century. Specialized elements of hardware and software, connected by wires, radio waves and infrared, will be so ubiquitous that no one will notice their presence*. In: Scientific American. 265 (3 1991), S. 94–104.
- [572] Marion A. WEISSENBERGER-EIBL und Sebastian ZIEGAUS. *Die Zukunft des digitalen Erbes – Perspektiven der Innovationsforschung*. In: Neues Erbe. Aspekte, Perspektiven und Konsequenzen der digitalen Überlieferung. Hrsg.: Caroline Y. ROBERTSON-VON TROTHA und Robert HAUSER. Karlsruhe: Karlsruher Institut für Technologie (KIT), 2011, S. 297–312.
- [573] Joseph WEIZENBAUM. *Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1977.
- [574] Klaus WERNECKE. „Freie Radios“ – *alternative Radiokultur*. In: Die Kultur der siebziger Jahre. Hrsg.: Werner FAULSTICH. München: Wilhelm Fink Verlag, 2004, S. 165–174.
- [575] Thomas WERNER. *Den Irrtum liquidieren. Bücherverbrennungen im Mittelalter*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2007.
- [576] Gernot WERSIG. *Die Komplexität der Informationsgesellschaft*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 1996.
- [577] Reinhard WERTH. *Die Natur des Bewusstseins: Wie Wahrnehmung und freier Wille im Gehirn entstehen*. München: C. H. Beck, 2010.

- [578] WHISTLEBLOWER NETZWERK E.V. *Im öffentlichen Interesse*. o.A. URL: <http://www.whistleblower-net.de/> (Abruf vom: 19. 07. 2016).
- [579] Peter WIDLOK. *Der andere Hörfunk: Community Radios in den USA*. Berlin: Vistas, 1992.
- [580] Norbert WIENER. *Cybernetics or Control and Communication in the Animal and the Machine*. Cambridge: M.I.T. Press, 1961.
- [581] Norbert WIENER. *Mensch und Menschmaschine*. Übers. von Gertrud WALTHER. Frankfurt a. M.: Metzner, 1952.
- [582] Norbert WIENER. *The Human Use of Human Beings*. New York: Eyre & Spottiswoode, 1950.
- [583] Lambert WIESING. *Was sind Medien?* In: Was ist ein Medium? Hrsg.: Stefan MÜNKER und Alexander ROESLER. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2008, S. 235–248.
- [584] WIKILEAKS. *Public Library of US Diplomacy*. 2010. URL: <https://WikiLeaks.org/cablegate.html> (Abruf vom: 18. 08. 2014).
- [585] WIKIPEDIA. *Wikipedia:UuU: Revision history*. 2015. URL: <https://en.wikipedia.org/w/index.php?title=Wikipedia:UuU&dir=prev&action=history> (Abruf vom: 15. 07. 2016).
- [586] WIKIPEDIA. *Wikipedia is an encyclopedia*. 2015. URL: https://en.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Wikipedia_is_an_encyclopedia (Abruf vom: 12. 07. 2015).
- [587] Jimmy WALES. *[WikiEN-1] Re: What we need*. 2002. URL: <https://lists.wikimedia.org/pipermail/wikien-1/2002-November/000086.html> (Abruf vom: 15. 07. 2016).
- [588] WIKIPEDIA. *Entwicklung der Artikelanzahl der acht größten Wikipedias*. 2016. URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Statistik#/media/File:Wikipedia-Artikelanzahl-Entwicklung-Top8.png> (Abruf vom: 18. 07. 2016).

- [589] Rüdiger WILD. *Konstruktivistische Medientheorie: Beobachter, Teilnehmer und Akteure in medialen Diskursen*. Münster: Waxmann Verlag GmbH, 2015.
- [590] Jürgen WILKE. *Pluralisierung von Medienangeboten. Historische Determinanten*. In: *Neue Vielfalt: Medienpluralität und -konkurrenz in historischer Perspektive*. Hrsg.: Thomas BIRKNER, Maria LÖBLICH, Alina L. TIEWS und Hans-Ulrich WAGNER. Köln: Herbert von Harlem, 2016, S. 312–326.
- [591] Jürgen WILKE. *Zensur und Pressefreiheit*. 2013. URL: <http://ieg-ego.eu/de/threads/europaeische-medien/zensur-und-pressefreiheit-in-europa> (Abruf vom: 27. 02. 2017).
- [592] Sam WILLIAMS und Richard STALLMAN. *Free As in Freedom 2.0: Richard Stallman and the Free Software Revolution*. 2. Aufl. Boston: Free Software Foundation, 2010.
- [593] Helmut WILLKE. *Systemtheorie*. 2. Aufl. Stuttgart: Gustav Fischer, 1987.
- [594] Franz Hermann WILLS. *Schrift und Zeichen der Völker von der Urzeit bis heute*. Düsseldorf; Wien: Econ, 1977.
- [595] Jeffrey WIMMER. *(Gegen-)Öffentlichkeit in der Mediengesellschaft: Analyse eines medialen Spannungsverhältnisses*. Wiesbaden: VS Verlag, 2007.
- [596] David J. G. H. WINDLESHAM. *Broadcasting in a Free Society*. Reihe: *Mainstream Series*. Oxford: Blackwell, 1980.
- [597] Brian WINSTON. *Media Technology and Society: A History From the Telegraph to the Internet*. London; New York: Routledge, 1998.
- [598] Brian WINSTON. *Misunderstanding Media*. London; New York: Routledge & Kegan Paul, 1986.
- [599] Bernd W. WIRTZ. *Medien- und Internetmanagement*. Wiesbaden: Gabler, 2009.

- [600] Reinhard WITTMANN. *Geschichte des deutschen Buchhandels*. 3. Aufl. München: Beck, 2011. ISBN: 978-3-406-61760-7 3-406-61760-3.
- [601] Rolfe WINKLER, Daisuke WAKABAYASHI und Elizabeth DWOSKIN. *Apple Buys Artificial-Intelligence Startup Emotient. Emotient technology is used to assess emotions by reading facial expressions*. 2016. URL: <http://www.wsj.com/articles/apple-buys-artificial-intelligence-startup-emotient-1452188715> (Abruf vom: 10. 07. 2016).
- [602] Harlan YU und David G. ROBINSON. *The New Ambiguity of „Open Government“*. In: *UCLA Law Review Discourse*. 59 (178 2012), S. 178–208. URL: <http://www.uclalawreview.org/pdf/discourse/59-11.pdf> (Abruf vom: 25. 05. 2015).
- [603] Ulrich ZASIUS. *Lucubrationes aliquot sane quam elegantes nec minus erudit*. Basel, 1518.
- [604] Daniela ŽIKOVIĆ. *Elektronisches Buch*. In: *Zwischen öffentlich und privat. Bibliotheken in der Zeit des e-books*. Hrsg.: Aleksandra HORVAT und Daniela ŽIKOVIĆ. Berlin: Simon Verlag für Bibliothekswissen, 2015, S. 115–226.
- [605] Thomas ZOGLAUER. *Can Information be Naturalized?* In: *Information. New Questions to a Multidisciplinary Concept*. Hrsg.: Klaus KORNWACHS und Konstantin JACOBY. Berlin: Wiley-VCH Verlag, 1996, S. 187–207.
- [606] Hartmut ZÜCKERT. *Allmende und Allmendaufhebung: Vergleichende Studien zum Spätmittelalter bis zu den Agrarreformen des 18./19. Jahrhunderts*. Stuttgart: Lucius & Lucius, 2003.